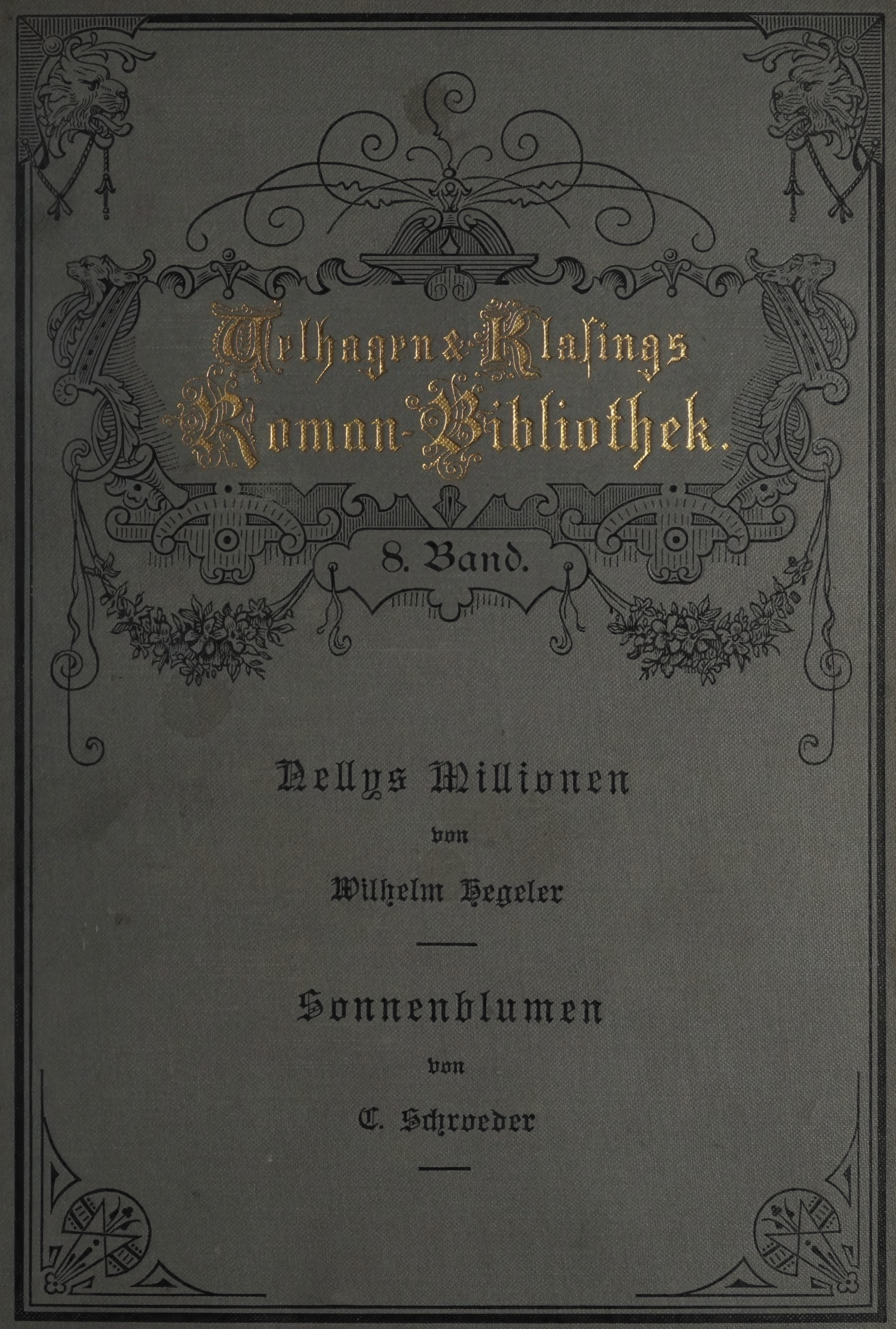

Velhagen & Klasings
Roman-Bibliothek.
8. Band.
Nellys Millionen
von
Wilhelm Hegeler
Sonnenblumen
von
C. Schroeder





Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek.

Achter Band.

Nellys Millionen von Wilhelm Hegeler.
(S. 1—117)

Sonnenblume von C. Schroeder.
(S. 119—360)

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XII. Jahrgang 1897/98.



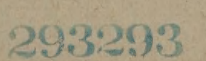
Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Nellys Millionen.

Ein fröhlicher Roman

von

Wilhelm Hegeler.





I.

Das Pfarrhaus von Kirchhasel war alleweil voll wie eine Scheuer nach eingefahrener Ernte. Nicht, daß es so wie diese mit Früchten und Körnern der Erde belastet wäre, sondern in den meisten Kammern und Stuben vom Erdgeschoß bis zum roten Ziegeldach standen Betten und Schlafsofas, auf denen des Pfarrers bewegliche Habe, die auch ungefähr seine einzige war, hauste: seine Kinder. Es ist ja eine gute alte Sitte, und ein Zeichen, welches Wohlgefallen der Herr findet an Luthers tapferem Vorgehen, daß auf den Giebeln protestantischer Pfarrhäuser der Storch am liebsten sein Nest aufschlägt und daß die Frau Pastorin ihrem Herrn Gemahl selten weniger als zwölf Ebenbilder schenkt.

So war's auch beim Pfarrer Beerenbusch in Kirchhasel. Ein armes Studentlein ohne Anverwandte, ausgehungert vom vielen Studieren und noch mehr von den Freitischen der Universität, war er hergekommen und hatte sich mit dem zarten, bleichen Lehrerstöchterchen verlobt. Damals waren die beiden sich in dem Riesenhaus ganz verloren vorgekommen. Aber die Jahre vergingen: eine Stube nach der andern mußte neu hergerichtet werden. Und als man des Pfarrers Amtsjubiläum feierte, stand er da wie weiland Vater Jakob: auf zwölf Ebenbilder konnte er hinabblicken.

Vier seiner Söhne gingen schon in Saalfeld auf die Schule, wo man nicht gleich Lilien auf dem Felde blühen kann, sondern viel Geld für alle großen und kleinen Dinge des Lebens braucht. Deshalb mußte ihr Vater daran denken, seinem schmalen Einkommen ein wenig aufzuhelfen. Und da ihm und seiner Frau die Zwölfzahl liebgeworden war, sie beide aber wohl über die Jahre hinauswaren, wo man der Störchin zublinzelt, wenn sie verheißungsvoll klappernd auf dem Wagenrad ihres Nestes steht, so sah er sich nach andrer Leute Kindern um, diese aufzuziehen, daß er ihnen ein guter Fürsorger in geistigen, und die Frau Pastorin eine Fürsorgerin in leiblichen Dingen sei.

Mancher Bub, mit dem Vater und Mutter nicht auskamen, manches Mädchen, dem die Stadtluft nicht wohlthat, wurden ins Pfarrhaus geschickt.

Unter seinen Pensionären hatte der Pfarrer einen Jungen und ein Mädchen, die das Schicksal als erwachsene Menschen wieder zusammenführte. In unsrer armen Gegenwart, da das Leben des Durchschnittsmenschen einer schnurgeraden, von der

weisen Obrigkeit hübsch mit Kilometersteinen und Wegweisern versehenen Landstraße gleicht und ihm nur wenig an Abenteuern und großen Zufällen bietet, dürfte man das Schicksal dieser beiden Kinder wohl erzählenswert schätzen.

Das Mädchen hieß Nelly von Wacht, der Junge Peter Wilde.

Nelly wurde eines Nachmittags als kleines vierjähriges Ding von ihrem Vater dem Pfarrer ins Haus gebracht. Der Herr von Wacht war ein etwas zerfahrener Mann in mittleren Jahren, dem man den früheren Offizier noch ansah. In den paar Stunden, die er mit dem Kinde im Pfarrhof geblieben, hatte er das Unterste zu oberst gekehrt. Das schönste Zimmer wurde seinem Töchterchen hergerichtet. Die Frau Pastorin mußte versprechen, anstatt der ordinären Waschschüsseln von Blech solche von Porzellan anzuschaffen. Kurz, er hatte auf jede Weise zu verstehen gegeben, das Kind sei an große Verhältnisse gewöhnt, und es müsse dafür gesorgt werden, daß es den Wechsel nicht so schroff empfinde.

Dann überreichte er dem Pfarrer hundert Thaler mit einer etwas großsprecherischen Geberde, als wenn er ihm gerade so gut tausend geben könnte, und nahm hastigen Abschied. Der gute Beerenbusch begleitete ihn noch zur nächsten Poststation. Im letzten Augenblick ließ Herr von Wacht sich von den hundert Thalern fünfzig wieder zurückgeben: „denn," sagte er, die Worte aufgeregt übereinanderwerfend, „ich habe noch eine große Reise vor mir, bis hinter Königsberg. Da könnte mir das Geld knapp werden. Im übrigen bürgt Ihnen wohl mein Name, daß für alles aufs beste gesorgt wird."

Der Pastor verneigte sich, denn er merkte wohl, daß er es mit einem vornehmen Herrn zu thun hatte.

Die beiden Braunen am Beiwagen scharrten schon ungeduldig im Chausseestaub, da neigte Herr von Wacht, dem das Gesicht plötzlich dunkelrot anschwoll, sich noch einmal hinaus, um die unverständlichen Worte hervorzustoßen:

„Wenn die alten Vetteln vom Terrassenufer sich sehen lassen, so werfen Sie sie in drei Teufels Namen hinaus!"

Und wie er zum Abschied den Hut ziehen wollte, konnte er es nicht, denn rasche Thränen stürzten ihm aus den Augen, und wie gebrochen sank er in die Lederkissen der alten Kalesche zurück.

Als der Herr Pfarrer nach Haus kam, fand er die kleine Nelly ganz artig im Garten sitzen mit zwei leuchtenden Mohnblumen in der Hand. Und ihre hellen, luftig blauen Augen spielten fröhlich damit wie kleine Schmetterlinge. Als sie den fremden Mann ankommen sah, stand sie auf, ging ihm mit zaghafter Freundlichkeit entgegen und sagte:

„Tag, Onkel!"

Daran erkannte der Pfarrer, daß es ein artiges, feines Kind war, und er fühlte zu der Kleinen gleich eine herzliche Zuneigung.

Was nun Nellys Vater anging, so schickte der nach einem halben Jahr mal wieder fünfundzwanzig Thaler, dann eine lange Zeit nichts mehr, dann bald zehn, bald zwanzig Thaler, und so mehrere Jahre hindurch, so daß er hinter dem ausgemachten Pensionspreis stets um ein tüchtiges Stück zurückblieb.

Als klein Nelly aber ihr zehntes Jahr erreicht hatte, bekamen die Pastorleute

einen Brief aus Leipzig von Fräulein Ida Felsche. Das Schreiben las sich zuerst wie eine lange Abhandlung über die Sündhaftigkeit der Welt und die ewige Verderbnis der Menschen. Der eigentliche Inhalt des Briefes aber bestand in der Mitteilung, daß Nellys Vater gestorben, und daß unterzeichnetes Fräulein jetzt die einzige noch lebende Verwandte des Kindes sei, daß sie aber als alleinstehende Dame, deren leidender Körper- wie Geisteszustand alle Sorge für ihr eignes Wohl in Anspruch nähme, sich um die Erziehung des Mädchens nicht kümmern könnte. Daß sie deshalb Herrn Pfarrer Beerenbusch bäte, die Kleine noch weiter unter seinen Schutz und Schirm zu nehmen, und daß er dieses hoffentlich um einen noch geringeren Pensionspreis thun würde, als bisher.

Der Pfarrer lachte herzlich und meinte, nach dem Briefe zu urteilen, müsse Nellys Tante eine ziemlich lamentable und trostlose alte Dame sein, und die Kleine sei bei ihm gewiß besser aufgehoben. Und als seine Frau, die eine gute Christin, aber auch eine rechtschaffene Hausfrau war, sich über das allzu kärgliche Kostgeld beklagte, meinte er in heiterem Gottvertrauen, wo zehn kleine Mäuler satt würden, möchte auch das elfte zu stopfen sein, und es sei besser, hundert Thaler oder noch mehr einzubüßen, als auf eine so zarte Menschenseele zu verzichten, die unter der Pflege des richtigen Gärtners sich zu einer herrlichen Blume entfalten müßte, während eine falsche Hand vielleicht ihre schönsten Reiser abstutzte und sie auf immer verkrüppeln und welken ließe.

So wurde klein Nelly denn mit den übrigen Kindern und Pensionären des Pfarrers durchgefüttert, und sie gedieh ganz prächtig dabei. Aber Frau Beerenbusch seufzte doch manchmal insgeheim. Was das kleine Ding verzehrte, war ja gering, und im Sommer sammelte es sich dreiviertel seiner Nahrung von den Apfel- und Birnbäumen. Dafür war ihm aber nicht nur sein Mäulchen zu stopfen, sondern auch noch ein ganz Erkleckliches an Kleidern, Schuhen und Strümpfen, denn mit ihrem Spielkamerad Peter trieb sie sich am liebsten auf Zäunen, Bäumen und überall da herum, wo es etwas zu zerreißen gab.

Peter Wilde bereitete dem Pastor in andrer Weise viele Kopfschmerzen und zündete in der friedlichen Seele des alten Herrn, ohne es selbst zu merken, manch heimliche Brandrakete an.

Er war ein kluger, lieber Junge, im Handeln eher weich und nachgiebig, der aber im Denken eine so witzige Kühnheit besaß, daß der Pfarrer manchmal ganz starr war, manchmal freilich auch wider Willen lachen mußte. Bei manchen Gelegenheiten bewies er seinem Lehrer, daß man Dinge, die dieser immer von der einen Seite betrachtet hatte, auch gerade so gut von der entgegengesetzten Seite betrachten könne.

Nachdem er drei Jahre unter des Pfarrers Obhut gewesen, wurde es Zeit, daß er aufs Gymnasium kam.

Am Tage vor der Abreise ließ der Pfarrer ihn auf sein Studierzimmer kommen, um mit ihm noch zum letztenmal einen Rundgang durch das ganze Reich der Wissenschaften zu machen.

Nachdem er seinen Schüler mit den schönsten griechischen und lateinischen Verben hatte Übungen machen lassen, so wie ein Rekrut Gewehrgriffe übt, nachdem er ihn

sich seinen Kopf über einen schwierigen mathematischen Lehrsatz hatte zerbrechen lassen, der mit Hilfe der verzwicktesten Figuren etwas Selbstverständliches bewies, was jeder Blinde mit seinen Augen hätte begreifen müssen, nachdem die beiden mit Zahlen der ältesten und neuesten Geschichte Fangball gespielt hatten, bis sie beide müde waren, ergab es sich, daß Peter alles in allem ein prächtiger Schüler war, der einen kleinen, dafür aber lebendigen Schatz an Kenntnissen in sich aufgespeichert hatte. Dazu kam noch, daß er nicht auf den Mund gefallen war und auch über das zu reden wußte, wovon er nicht viel verstand.

Der Herr Pfarrer gab seinem Schüler noch die besten Lehren mit auf den Weg.

„Wenn du gefragt wirst, mußt du prompt antworten und mit lauter Stimme. Wenn du aber nichts weißt, was machst du dann?“

„Dann laß ich mir etwas zuflüstern,“ versetzte Peter.

Der Pfarrer schüttelte entsetzt den Kopf.

„Das ist doch verboten!“

„Aber wenn ich nichts dafür kann?“

„Junge, du wirst dir noch tüchtig die Hörner ablaufen müssen, damit aus dir etwas Richtiges wird. Nun geh mit Gott! Ich hoffe, daß du die Prüfung für Sekunda bestehst. Man verlangt viel, aber du hast auch manches bei mir gelernt, denke ich.“

Er gab ihm die Hand, und während er ihm mit liebevollen Blicken nachsah, murmelte er:

„Junger Most! Junger Most! Aber ein guter Jahrgang . . .“

Peter aber, der fröhlich die Treppe hinunterlief, dachte bei sich: „Ich werde doch nicht so dumm sein und mich für Sekunda prüfen lassen. Ich melde mich natürlich gleich für Prima. Fall' ich durch, so komme ich noch immer nach Sekunda.“

Dann setzte er mit großen Sprüngen über den Hof und lief in den Garten. Dort lag Nelly unter einem Apfelbaum. Neben ihr wälzte eine deutsche Dogge sich auf dem Boden.

Im Augenblick war Nelly ganz von ihrem Buch hingenommen. Dem anstürmenden Knaben warf sie nur einen flüchtigen Blick zu. Aber Peter klappte entrüstet den Deckel zu und rief:

„Was? Lesen! Jetzt wird geschwatzt.“

„Ach, es war so hübsch!“

„Was hast du denn gelesen?“

„Das Märchen vom Goldregen . . . Wie's Kronen geregnet hat, und der hartherzige Goldschmidt davon erschlagen wurde. Das arme Mädchen aber machte die Schürze auf und bekam einen ganzen Haufen Gold. Da konnte sie für ihre kranke Mutter Medizin kaufen. Und sie heiratet natürlich ihren Liebsten; denn nun ist sie ja reich.“

Peter hatte sich lang ins Gras ausgestreckt und schüttelte heftig den Kopf.

„Unsinn!“ sagte er. „Goldregen, das gibt es gar nicht. Es regnet wohl Bindfaden, und manchmal regnet's auch Hiebe. Aber Gold . . . Und dann . . . Soll ich dir die Geschichte zu Ende erzählen?“

„Ja, erzähl' nur. Aber es darf nicht traurig sein."

„Also, das Mädchen war arm und hatte einen Liebsten, der auch arm war. Da wurde das Mädchen plötzlich reich. Es ließ den Liebsten sitzen und heiratete ..."

„Nein, das thut das Mädchen nicht!" antwortete Nelly, erregt vom Boden aufspringend. „Du willst, daß alles traurig sein soll."

Die beiden Kinder stritten hin und her. Nelly verteidigte die Heldin ihrer Geschichte so warm, daß sie schließlich recht behielt und Peter nachgab.

Dann bat sie ihren Freund, er möchte ihr doch etwas aufsagen. Peter nickte und stand auf.

„Ich werde dir den berühmten Monolog aus Richard dem Dritten deklamieren. Mit dem hat Ludwig Devrient auf dem Theater einen furchtbaren Erfolg gehabt. Eine Dame ist davon verrückt geworden."

Dann trat er ein paar Schritte zurück, eine bucklige Haltung annehmend. Und während er sein frisches Kindergesicht durch grausige Falten verzerrte, begann er:

„Nun warrd derrr Winterr unserrs Mißvergnügens
Glorrreicher Sommerrr durch die Sonne Yorrks —"

Dabei lächelte er unbeschreiblich diabolisch. Als er geendet, klatschte Nelly Beifall. Ihr Freund hatte sie diese zarte Aufmerksamkeit gelehrt, da nichts den wahren Künstler mehr begeistere, als der Beifall schöner Frauen.

„Das ist noch gar nichts," meinte er, den Schweiß sich von der Stirne wischend. „Aber die folgende Scene an der Bahre mußt du erst hören."

Den Kopf wieder zwischen die Schultern steckend, faßte er die Kleine plötzlich am Ärmel, und sie hin und her zerrend, schrie er mit gellender Stimme:

„Waarrrd je in solcher Laun' ein Weib gefreit?
Waarrrd je in solcher Laun' ein Weib gewonnen?"

Hektor, der einen furchtbaren Angriff vermutete, sprang kläglich bellend gegen die beiden vor. Aber Peter stieß ihn zurück und ließ sich nicht irre machen. Als er sich dann wieder ruhig niedergelassen, meinte er:

„Eigentlich ist es doch ganz schmeichelhaft, wenn man selbst den Tieren imponiert."

Die beiden verzehrten nun gemütlich einen Apfel, und Nelly fragte:

„Also willst du noch immer Schauspieler werden?"

„Freilich will ich."

„Aber was sagt Onkel dazu?"

„Der ...?" meinte Peter etwas geringschätzig. „Was versteht man denn hier im Dorf von der Kunst?! Laß mich nur machen."

„Es wird einem ordentlich angst, wenn man dich so schreien hört."

„Nicht wahr," sagte er geschmeichelt. „Ich glaube, in ein paar Jahren kann ich auch jemanden verrückt machen."

Eine Weile schwiegen sie. Dann sagte das junge Mädchen:

„Morgen gehst du nun fort?"

„Ja morgen, ganz früh. Dann bist du noch lange nicht wach. Heut ist der letzte Tag."

„Das wird langweilig. Ich mag die andern Jungen gar nicht leiden ... Aber du freust dich gewiß."

Er fuhr in die Höhe und versetzte:

„Ob ich mich freue! Denn nun geht's in die Welt hinaus. Morgen, wenn die Saalbahn abdampft, schwenke ich noch einmal den Hut ... leb wohl, altes Haus! Nun fängt das Leben an."

Er stützte den Kopf in die Hand und ließ sich von seiner Freundin bewundernd betrachten. Durch das viele Lesen der Dichter hatte er sich eine merkwürdig gehobene und mit großen Worten verbrämte Sprache angewöhnt. In seinem Kopfe vermischte sich seltsam eine seinem Alter voraneilende Erkenntnis der im Leben wichtigen Mächte mit einer zügellosen Knabenphantasie, die sich die Zukunft wie eine Indianergeschichte ausmalte.

„Siehst du, Nelly," meinte er, „was Onkel uns gelehrt hat, ist ganz schön. Das Leben ist eine Prüfung, das Leben ist ein Thal, das zum Berg der Ewigkeit führt. Aber weißt du, wie ich mir das Leben vorstelle?"

„Nun?"

„Das Leben ist der Hannes Klotz."

Nelly machte vor Erstaunen ein dummes Gesicht und lachte dann hell auf.

Hannes Klotz war ein Bauernlümmel, der auf dem Pfarrhof das Holzhauen und andre Arbeiten besorgte. Die Pfarrerskinder lagen im fortwährenden Streit mit ihm.

Peter aber nickte energisch.

„Das Leben ist der Hannes Klotz. Wie ich herkam, war Hannes stärker als ich, und ich bekam die Prügel. Aber mit der Zeit hab' ich mich geübt und bin auf einen guten Kniff gekommen. Und wenn nun der Hannes was will, fliegt er immer auf die Nase ... So denk' ich mir auch das Leben. Das Leben ist stark, aber dumm. Und wenn man nur den Mut nicht verliert, so kriegt man's schon unter."

Nelly schüttelte den Kopf. Dieser Vergleich wollte ihr nicht recht einleuchten.

„Was sollen wir Mädchen denn aber anfangen?" meinte sie. „Wir können uns doch nicht mit dem Leben balgen."

„Was thust du denn, wenn der Hannes kommt und dich mit Steinen wirft?"

„Dann laufe ich davon und rufe dich zu Hilfe."

„Na, so mußt du's im Leben auch machen. Ruf mich nur immer zu Hilfe."

Peter hatte sich lang auf den Rücken gelegt und schaute in die knorrigen Äste des alten Apfelbaums, der voll edler Grafensteiner hing. Darüber wölbte sich der blaue Herbsthimmel. Schwalben kreisten in der sonnigen Höhe, und Sommerfäden zogen auf und nieder. Der Knabe bedeckte mit seiner Hand die Augen und sagte träumerisch:

„Zwei Wünsche hab' ich. Zweierlei, was ich vor allen Dingen von der Zukunft erreichen möchte."

„Was ist das?" fragte Nelly, während ihre eignen Herzenswünsche ihr vorschwebten.

„Erstens will ich mein Abiturium geschenkt haben. Das ist die erste Stufe. Dann aber wünsche ich mir, daß ich in vier, fünf Jahren mir Visitenkarten machen lassen kann, worauf steht: ‚Peter Wilde. Hofschauspieler an der Burg zu Wien'. O, das wünsche ich mir! Die Hofburg ist jetzt das beste Theater der Welt. O,

wenn ich da stehen könnte und deklamieren, daß alles schweigt, allen das Blut stockt, die Damen blaß werden, das Taschentuch herausziehen . . ."

Mit einem Mal war er aufgesprungen, machte einen Buckel wie ein erschrockener Kater und sagte mit gräßlicher Stimme:

„Doch ich, halb kaum fertig gemacht
Und zwarrr so lahm und ungelenk —"

Als Nelly dann in die Hände klatschte, verbeugte er sich, indem er gleich einem alten Mimen die Hand aufs Herz legte.

„Wenn ich soweit bin, daß mein zweiter Wunsch erfüllt ist, dann laß ich mich photographieren mit einem Pelzmantel um die Schulter."

„Aber solch ein Bild schenkst du mir doch auch?"

„Gewiß," versetzte er großmütig. „Sogar eins mit meiner Unterschrift."

„Du mußt mir überhaupt oft schreiben, wie's dir geht."

„Das thu' ich. Alles was ich erlebe, teil' ich dir mit."

„Ich schreib' dir auch. Wenn ich konfirmiert werde und dann später, wenn ich in die Kochschule gehe und Stütze der Hausfrau werde."

„Puh! Stütze der Hausfrau! Das sind so Mädchengedanken."

„Bitte sehr," versetzte sie gereizt, „Tante Ida hat mir mehrmals geschrieben, das wäre das Gescheidteste, was ich thun könnte, wo ich doch keine Eltern mehr habe und auch nicht reich bin."

„Tante Ida ist ein Schaf," sagte Peter. „Ich an deiner Stelle würde Sängerin."

Dann hingen die beiden ihren Träumen nach. Der Junge holte seine Taschenuhr hervor.

„Bald ist die Zeit herum. Wann wir uns wohl wiedersehen?"

„Thut's dir nicht ein bißchen leid, daß du nun fortgehst?"

„O ja . . ."

Sie spielte nachdenklich mit seiner Uhr, wie oft der Zeiger sich herumdrehen müsse, ehe sie sich wiedersähen. Eine merkwürdige Beklommenheit erfüllte ihre kleine Brust. Sie dachte an die schönen geheimnisvollen Spiele, die sie beide aufgeführt, wie sie König und Königin gespielt und Lear und Cordelia und Franz Moor und Amalia. Wie sie unter dem Apfelbaum Luftschlösser gebaut hatten, die er mit kühner Einbildung bis zum Himmel hinangetürmt, und die in ihrem gläubigen Herzen den rechten Grund gefunden . . . Sie dachte an die schöne Vergangenheit, an die leere Zeit, die kommen würde — und da trudelten ein paar dicke Thränen ihr die Wangen herunter.

Peter sah sie ganz erstaunt an. Plötzlich aber, wie er nicht nur den Gemütszustand seiner Freundin, sondern auch seinen eignen begriff, sagte er, nur mühsam sein Schluchzen verbeißend:

„Sei nur nicht traurig, Nelly! Komm, liebe Nelly! . . . Wir wollen immer an uns denken, immer uns treu sein."

Und dabei küßte er sie zum erstenmal zärtlich auf Nase, Wange und Mund.

Nelly ließ sich das eine Weile gefallen. Dann aber schien eine plötzliche Scham über sie zu kommen. Sie sprang auf und rannte davon. Der Knabe blieb nachdenklich sinnend zurück.

Auf dem Zwiebelturm der nahen Kirche läutete man den Abend ein. Die Nacht kam hernieder. Mit ihren dunkeln Schwingen deckte sie den Himmel zu, daß er hinter blitzenden Sternen verschwand. Sie glitt über Feld und Wiese und tränkte das Gras mit ihrer Feuchtigkeit. Den piepsenden Vögeln in den Büschen drückte sie die Augen zu. In der kleinen Stube eines Bauernhauses zündete sie ein Lämpchen an, daß das Fenster rötlich glühte.

Der Knabe aber saß andächtig und still. Ein wunderbar heißes Gefühl erfüllte sein Inneres. Er sann und sann. Was geschehen war, begriff er nicht. Er hätte lachen und weinen mögen.

Dann sprang er auf, und während er mit Hektor um die Wette durch den Garten lief, sang er einen Reim, den man dort in den Spinnstuben singt, und den er von irgend einem Knecht aufgeschnappt:

„Gelle he, ich bin dir gut,
Gelle, du mir ooch!
Wenn ich dich seh',
Dann lachert's mich,
Gelle he, dich ooch!"

II.

Früh morgens dampfte Peter mit der Saalbahn ab. Nach zwei Tagen erhielt der Pastor von ihm einen Brief, worin er sich für all das Gute, das ihm zuteil geworden, bedankte. Dann aber kam noch eine erstaunliche Mitteilung.

„Hurra, ich bin Primaner! Primaner, Herr Pastor. Ich dachte doch gleich, wenn du beim Herrn Pastor nur so viel gelernt hättest, wie jeder Junge in der Schule lernt, so würdest du ihm wenig Ehre machen. Also frisch gewagt und mit dem Kopf zuerst ins Examen für Prima gesprungen. Das Schlimmste, was dir passieren kann, ist, daß du nach Sekunda durchfällst. Ich sprang, und bums! blieb ich in Prima sitzen."

Der gute Beerenbusch war ganz aufgeregt, als er den Brief vorlas.

„Dieser Racker!" sagte er, indem er sich mit seinem langen Pfeifenrohr den Kopf kraute. „Dieser Racker! Der bringt's fertig und springt am Auferstehungstage gleich in Adams Schoß, während unsereins noch vor dem jüngsten Gericht zittert und bebt. Ein ganzer Racker ist er! Aber mich freut's, daß er auf diese Weise seiner Mutter ein Jahr Schulgeld spart."

Nach dem Abendessen holte er dann eine Flasche Stachelbeerwein aus dem Keller, und die ganze Familie trank auf das Wohl des neugebackenen Primaners.

Während die Gläser zusammenklangen, freute sich niemand mehr als Nelly.

„Das will ich meinen," dachte sie, „daß der Peter obenauf ist. Gewiß hat er den Lehrern etwas vordeklamiert und ihnen einen furchtbaren Respekt eingejagt."

Peter war nun ins Leben hinausgekommen. Und in den Jahren, die folgten, hatte er genugsam Gelegenheit, mit den Sorgen und Tücken, die dieser „Hannes Klotz" ihm bereitete, sich herumzuschlagen.

Er wohnte bei einem biederen Bäckermeister. Zuerst hatte man ihm ein Zimmer

im selben Stock mit andern Mitmenschen gegeben, die Ruhe und Schlaf für etwas der Nacht Heiliges hielten. Wie er aber dann eines Abends spät als König Lear alle Flüche der Welt auf seine undankbaren Töchter herabrief und im Wahnsinn zu toben begann, da überredete man ihn, doch lieber auf den Söller zu ziehen, wo er in der Nachbarschaft von Kornsäcken, Mäusen und Ratten selbst als Franz Moor niemanden im Schlaf störte.

Ein Mensch, der einige Phantasie besitzt und von einer Dachkammer aus die Welt betrachtet, fängt mit Notwendigkeit an zu dichten.

Peter folgte seinem Schicksal. Er schrieb ein dickes Heft mit lauter Versen voll, die ihm eben so schön wie Heines Verse dünkten, und die mit diesen auch wirklich außerordentlich viel Ähnlichkeit hatten. Er reimte „Liebe“ auf „Triebe“ und „Schmerz“ auf „Herz“, und war der Überzeugung, daß diese gefühlvollen Endsilben sich noch bei keinem Poeten so wundervoll gereimt hätten wie bei ihm. Als sein erster Wunsch in Erfüllung ging, und er vom mündlichen Examen befreit wurde, hatte er auf den zweiten Wunsch, Schauspieler zu werden, schon verzichtet. Seine Sehnsucht vertiefte sich. Nicht mehr die Gestalten andrer wollte er nachbilden, sondern selbst welche schaffen. In seinem Geiste bildete sich schon eine Welt der Einbildung, wenn auch noch alles in Nebeln schwebte. Als aber dann das enge Schulzimmer sich einmal hinter ihm geschlossen hatte, wußte er in der ersten Zeit überhaupt nicht, was er wollte, weil er alles wollte. Es hätte zehn Menschenkräfte und zehn Menschenalter bedurft, um das alles auszuführen, was sein Geist als Zukunftsbilder ihm vorspiegelte.

Die ersten Semester auf der Universität tobte seine überschäumende Kraft sich in den abenteuerlichsten Streichen aus. Er warf mit dem Geld um sich, als ob er, weiß Gott, wie viel im Vermögen hätte. Dann aber kam er mit einem Mal zu sich selbst. Wie jemand nach einem tollen Tanz, nach einer wilden, den Saal durchrasenden Polka, wenn die Musik plötzlich schweigt, stille steht und nicht mehr weiß, wo er ist — so stand auch er da, als die Musik seiner Thalerstücke ausgeklungen hatte, und sein Beutel leer war: ihn schwindelte, er erkannte die Welt nicht wieder, die er wie in einer ewigen Fastnacht durchtollt.

Bettelarm befand er sich ganz allein in Berlin. Und nun mußte er einen furchtbaren Kampf mit dem Leben bestehen. Die ungeheure Stadt selbst nahm für ihn die Gestalt des Lebens an. Aus tausend Händen reichte sie ihm die Fülle ihrer Schätze dar, wenn er aber begehrend seine Rechte danach ausstrecken wollte, so zogen sich jene wie die Krallen eines Geizigen nur noch fester zusammen.

„Gib!“ sagte Peter.

Aber der Geizhals von Leben antwortete höhnisch:

„Wer nichts hat, dem wird auch nichts gegeben.“

Er wurde nun einer jener Litteraten, die für ihre künstlerischen Ideale hungern, die an mageren Wirtshaustischen Bacchanale der Phantasie feiern, und die den Erdball aus den Angeln heben möchten mit einer Feder und einem Stück Papier.

Seine Freunde waren ebenso arm wie er selbst. Aber sie hatten sich des Geldes so sehr entwöhnt, daß sie es kaum noch entbehrten. Da die meisten Leute von Geist waren, wußten sie sich immerhin noch ziemlich durchzuschlagen, und manchmal kosteten sie sogar an reicherer Leute Tischen diese und jene Freuden.

Peter aber lernte während dieser Zeit, in der er tagtäglich um sein Leben kämpfen mußte, einen förmlichen Haß gegen die Armut. Und auf je mehr er verzichten mußte, desto brennender richtete sein Auge sich auf das Schöne, das ihm auf immer verschlossen schien. Schließlich aber, als er schon verzweifeln wollte, gelang es seiner angestrengten Arbeit, ihn aus dieser Trostlosigkeit emporzuringen. Ein Roman von ihm hatte Erfolg. Nun bekam er plötzlich die Taschen voll Geld. Doch die Angst vor der Armut war ihm geblieben, so daß er seine Mittel mit weiser Mäßigung einteilte.

Er machte eine Reise nach dem Süden und kam auf seiner Kreuz- und Querfahrt durch die Schweiz an den Genfer See. Und dort in der weißen Stadt, die an den Rebengestaden dieses blauen Wassers ihre vielgestaltigen Türme aufbaut, ließ er sich nieder. Hier fand er neue Lebensfreude, und die Beklemmung schwand, die das ungeheure Berlin um seine Seele gelegt hatte.

In der ganzen Zeit hatte er seine Jugendfreundin nur ein einziges Mal gesehen, als er nach bestandenem Examen einen Tag im Pfarrhaus vorsprach. Die beiden hatten die alten Erinnerungen wieder geweckt. Aber dem jungen Mann, der fiebernd an der Schwelle des Lebens stand, schien die Jugend blaß und verschwommen. Lächelnd hatte er über die Spiele von früher gespottet.

Nelly blieb im Pfarrhaus. Mit sechzehn Jahren war sie eine wilde Hummel, die auf Bäumen herumturnte, mit Hektors Hilfe des Nachbars Schweine aus dem Garten trieb, wacker im Hause half und allen eine Freude war. Im großen und ganzen lebte sie sorglos in den Tag hinein. Als dann aber im Lauf der Jahre alles das Gleiche blieb, alles sich wiederholte, das Grünen und Vergilben der Blätter, die Predigten des Herrn Pastors und der Küchenzettel seiner Frau, da überfiel sie eine merkwürdige Sehnsucht nach etwas Neuem, etwas Großem, das ihr Inneres bis auf den Grund hätte erschüttern können. Sie war im Alter, wo die jungen Mädchen sich verlieben. Und da ihr Herz zur Liebe geschaffen war, sie aber niemanden hatte, mit dem sie's hätte ausfüllen können, so kehrte sie zu den alten Jugenderinnerungen zurück. Sie suchte die Lieblingsplätze von früher wieder auf. Wenn sie nun Schiller oder Shakesspeare wieder las, so hörte sie immer Peter reden. Und niemals konnte sie einen Grafensteiner essen, ohne mit Wehmut seiner zu gedenken.

Aber ihr teuerstes Besitztum, aus dem sie neues Leben, neuen Schwung und neue Sehnsucht sich holte, waren seine Bücher, die er dem Pfarrer schickte. Diesem erging es beim Lesen, wie's ihm vor Jahren bei dem Jungen selbst ergangen war. Über manchen jugendlichen Ungestüm mußte er den Kopf schütteln, über manchen guten Einfall freilich auch halb wider Willen lachen. Ja einige Mal klappte er das Buch zu und sagte: „Aus dem Jungen wird noch mal was! Er hat Talent, und vor allem meint er's ehrlich.“ Doch wenn Nelly die Bücher lesen wollte, setzte ihr Erzieher ein feines Lächeln auf und meinte: „Wart noch ein Jährchen! Wart noch ein Jährchen! Die Bücher laufen dir ja nicht davon.“

Nelly aber war nicht faul und machte sich heimlich darüber her. Sie las sie einmal und las sie dann immer wieder. Und dies schwache Echo von Peters Leben wurde ihr ein großer starker Klang, aus dem sie den ganzen Menschen und sein ganzes Dasein zu hören glaubte. Sie beschäftigte sich fort und fort mit dem Fernen und folgte im Geist all seinen Wegen.

Aber in dem Winter, als sie achtzehn Jahre alt wurde, begann sie an der Inhaltlosigkeit ihres Lebens zu kränkeln. Sie verlor die schönen Farben, litt an Blutarmut und magerte ab. Der Arzt, den man holte, meinte, eine Luftveränderung würde ihr wohlthun.

Der Herr Pastor schrieb hierüber an Nellys Tante Ida — und dies hatte einige große Veränderungen in dem Schicksal des jungen Mädchens zur Folge.

III.

Kirchhasel ist mit der übrigen Welt durch die Saalbahn verbunden. Wer sie nicht kennt, weiß nichts von der guten alten Zeit. Wenn man sich ein Menschenleben zurückversetzen will, braucht man nur im Winter eine Fahrt auf ihr zu unternehmen.

Dann sieht's im Innern der Waggons wie in einer Bauernkneipe aus. Um den mächtig glühenden Ofen sitzen Männer und Weiber schwatzend zusammen. Bei jeder Station kommt der in einem mächtigen Pelz steckende Schaffner herein, um die Glut anzufachen und neue Kohlen aufzuschütten. Die Fahrgäste, die ein- und aussteigen, sind einander alle bekannt. Die Schnupftabaksdose geht rund, hin und wieder auch die Schnapsflasche. Fremde aber sind um diese Zeit so selten wie die andern Sommervögel des Thüringischen Landes.

Doch eines Januarnachmittags, als es gerade zum Knacken fror, als die Schneeflocken wirbelten, daß einem ganz weiß um die Augen wurde, da kam eine dicke Dame, die in ihrem bis zur Erde gehenden Pelz wie eine wandelnde Glocke aussah, auf den Schaffner zu und sagte mit süßflehender Stimme:

„Mein lieber Herr Kondukteur, geht dieser Zug vielleicht nach Kirchhasel?“

„Jawohl, meine Dame, Sie winschen doch nich nach Girchhoosel?“

„Ja, ich möchte ein Damencoupé zweiter Klasse.“

Der Schaffner sah die Dame ganz verdutzt an. In der Mitte des Zuges befand sich ein Wagen zweiter Klasse, der wie gewöhnlich leer war. Dort hinein schob er den seltenen Fahrgast und schob das Gepäck hinterher.

„Ach, mein lieber Herr Kondukteur, wollen Sie nicht die Liebenswürdigkeit haben, mein Gepäck oben hinauf zu legen? Wenn jemand einsteigt, so würde es doch aufs höchste genieren.“

„Laßen Sie man Ihr Gepäck liegen, wo's liegt. Sie broochen geene Angst zu haben, daß da noch jemand neinsteigt. Mer sitzen sonst alle unter uns. Und von Uhlstädt kommt ooch niemand mehr ... Wollen Sie gitigst Ihr Billet vorzeigen?“

Die Dame holte aus ihrer Tasche ein Rundreisebillet, das von Leipzig nach Kirchhasel ging.

„So, so“, meinte der Schaffner. „Von Leebzig! Ene hibsche Stadt, aber sehr geraischvoll. Da wern Sie unser Girchhoosel ganz anders finden. Was verschafft uns denn das Vergniechen?

„Wie meinen Sie?“ fragte die Dame, die wegen der offnen Thür jämmerlich fror.

„Nu 'ch meene bloß, wegen der guten Luft wern Sie doch bei so ene Demperatur nich nach Girchhoosel kommen. Das muß doch seine Grinde habn.“

„Ich will Herrn Pastor Beerenbusch besuchen. Kennen Sie den vielleicht?“

„Na, und ob ich ihn genne! Das ist een ganz vorzieglicher Mensch. Erscht neilich hab 'ch ne Bredigt von en geheert. Wie war nur gleich's Dhema?“

Während der Schaffner nachdachte, trat der Zugführer auf ihn zu und sagte:

„Heern Sie, nu missen mer aber fort. Es is Zeit zum abfahrn. Was stehn Sie denn da vorn leeren Goupee?“

„Mer ham ne Fremde!“

„Ene Fremde?“ sagte der Zugführer ganz erstaunt. „Na nu nee!“

Dann trat er aufs Trittbrett und beschaute sich auch die geheimnisvolle Erscheinung.

Aber der Stationsvorsteher, ein alter Berliner, der seiner Zeit bei der Staatsbahn angestellt gewesen, bis er wie die alten Wagen ausrangiert wurde, ärgerte sich über den verlängerten Aufenthalt. Er rief die beiden an:

„Nu jondelt aber endlich mal los! Ihr wollt hier wohl über Nacht bleiben?“

Der Zugführer pfiff. Der Schaffner schlug die Thür zu und brummte:

„Nich mal reden darf mer! Dabei steht doch im Reglement, daß wir heeflich zu'n Fremden sein solln. Da heert ja alle Gemietlichkeit auf!“

Die Dame, die bei dieser Winterkälte sich der Saalbahn anvertraute, damit diese sie über die Kluft, die Kirchhasel von der Welt trennte, wegtrüge, war Fräulein Ida Felsche.

Sie hatte sich ihrem geliebten Leipzig entrissen, der teuren Trägheit des gewohnten Lebens, den täglichen Kaffeekränzchen, und fuhr nun in dieser Winterkälte durch das thüringische Land an schneebedeckten Tannenhügeln vorbei, an weiten weißen Feldern, auf denen Raben krächzten, und deren Totenstarre einem durch den Anblick allein das Herz erschauern ließ.

Die Ursache dieses außergewöhnlichen Schrittes, nebst allem, was vorangegangen war, wogte in dem Kopf der alten dicken Dame auf und ab und erregte dort soviel Gedanken, wie sie ihr lebelang noch nicht gehabt.

Fräulein Ida Felsche stammte aus der „Leipziger Wolle“. Ihre Eltern, Großeltern, Urgroßeltern hatten mit Wolle ein kolossales Vermögen gemacht. Sie hatten durch Generationen hindurch so lange Wolle gewebt, Wolle gefärbt, mit Wolle gehandelt, bis sie schließlich selbst ganz verfilzt waren gleich einem alten wollenen Strumpf.

Diese Familieneigentümlichkeit hatte sich bei ihnen ebenso vererbt wie das Geld. Wenn Fräulein Felsches Mutter sich auch schon vom Geschäft zurückgezogen hatte, so war Ida selbst doch eine echt Wollene geblieben.

Sie saß auf ihrem Geldbeutel und hütete die Thälerchen ebenso ängstlich wie ihren guten Ruf, klagte stets über die Teuernis der Zeiten, glaubte sich der Verschwendung schuldig zu machen, wenn sie mehr als die Hälfte ihrer Zinsen verbrauchte und hielt den sicheren Ruin für bevorstehend, wenn ein paar ihrer Papiere fielen oder einige Aktien keine Dividende abwarfen. Außerdem, daß sie Sparsamkeit im großen wie im kleinen als Familieneigentümlichkeit geerbt hatte, besaß sie noch

den Geiz schwächlicher, unfähiger Menschen, der aus dem Bewußtsein entsprang, daß sie nur ihrem Geld alles verdankte, und daß sie mittellos, notwendig zu Grunde gehen mußte. Die harten Thälerchen waren der Lebensquell der alten Jungfer, und sie war in steter Angst, daß dieser einmal versiegte.

Tante Ida hatte nun eine Schwester besessen, die gänzlich aus der Art geschlagen war. Heiter und lebenslustig, besaß diese Schwester eine gänzliche Verachtung der langweiligen, blauen Scheine, mit denen sie sich nur versöhnen konnte, wenn sie sie möglichst schnell für schöne Toiletten, fröhliche Gesellschaften und all solchen Tand ausgab. Im übrigen jedoch dachte sie, daß arme Leute viel amüsanter seien.

Als sie achtzehn Jahre alt war, warf sie denn auch alle Wolltraditionen über den Haufen, indem sie sich mit einem Kavallerieoffizier verlobte. Er war ungefähr der erste, den sie kennen lernte. Aber sie war so fest entschlossen, diesen zu heiraten und keinen andern, daß ihre Mutter schließlich nachgeben mußte.

Die wenigen Jahre der Ehe, die das Schicksal den beiden zugedacht, waren eine förmliche Familientragödie gewesen zwischen der hartherzigen Schwiegermutter, die fest in ihrer Wolle und auf ihren Geldsäcken saß, und dem jungen Pärchen von Habenichts, das auf den Zuschuß von Hause angewiesen war, da der Herr Gemahl nichts mitgebracht hatte, als Schulden.

Zuerst zeigte die Schwiegermutter sich freigebiger, als man hätte erwarten sollen. Sie kaufte ihrer Tochter ein Rittergut in der Nähe von Leipzig. Aber der Mann konnte sich in die eigentümlichen Verhältnisse nicht finden. Er war ein hochfahrender, schroffer Herr, der für das Geld, welches er bekam, wenig Dank wußte. Um das Gut hochzubringen, steckte er sehr viel hinein, bis die Schwiegermutter den Beutel zuknöpfte. Es kam zu großen Auseinandersetzungen. Dann folgten einige Briefe, die hin und her flogen. Der Offizier gebrauchte Ausdrücke wie „elende Krämerwirtschaft“. Darauf antwortete die alte Dame ihm mit den ausgesuchtesten Bosheiten. Auf der Adresse titulierte sie ihn den „Herrn Rittergutsnutznießer“. Die Folge davon war, daß der Schwiegersohn seine Schwiegermutter überhaupt nicht mehr grüßte. Er nannte nicht mehr ihren Namen, sondern hieß sie nur die „Wollene“ oder auch, weil sie am Terrassenufer wohnte, „das Terrassenufer“. Und er hatte eine so eigentümliche Art das Wort auszusprechen, daß es klang, als wenn er ausspuckte.

Die arme kleine Frau aber schwankte hin und her zwischen ihrem Mann und ihrer Mutter. Sie war die unglückliche dritte, die bei diesem Streit am meisten litt. Bald war die Mutter zornig und drohte sie zu enterben, bald tobte der Mann, er wolle sie in ihre Wollclique zurückschicken.

An einem Unglückstag aber, als die Schwiegermutter ihre Tochter besuchen wollte, ließ der Mann diese rufen und verbot ihr, in Zukunft ihre Mutter zu empfangen. Dafür rächte sich Frau verw. Felsche, indem sie, ohne ihrem Schwiegersohn vorher Mitteilung zu machen, das Gut verkaufte. Dann setzte sie den beiden ein Jahresgehalt aus und stellte ihnen anheim, in Leipzig zu leben.

Die Frau konnte solch ein Dasein nicht länger ertragen. Sie starb kurz nach der Geburt des ersten Kindes. Über ihrem Grabe setzten die beiden Unversöhnlichen den Streit fort. Der frühere Gutsherr, der zu stolz war, um von seiner Feindin weiter Unterstützung zu nehmen, trat eine Stelle in Ostpreußen als Verwalter an.

Sein Kind ließ er von einem Pastor aufziehen. Er selbst lebte weiter als verbitterter und gebrochener Mann. Er vertrank seine Wut in Cognac, und wenn er abends Zeit hatte, verfaßte er die verrücktesten Testamente, um seine Schwiegermutter zu ärgern. Aber wer nichts hat, kann auch nicht viel vermachen. Das einzige, was er verfügte, war, daß seine Tochter niemals in das Haus am Terrassenufer kommen sollte. Dann starb er.

Das Kind aber, daß er hinterlassen, war Nelly von Wacht. Sie wuchs in der Pastorenfamilie auf und wußte nichts von all dem Unheil, das aus der Wolle hervorgegangen war.

Eines schönen Tages ging auch die alte Frau Felsche mit dem Tode ab. Und da sie ihre Wollstrümpfe voll von Renten, Staatspapieren, Aktien und Banknoten nicht mitnehmen konnte, so erbte das Kind die Hälfte ihres Vermögens: rund eine Million Mark.

Aber auch davon wußte Nelly nichts. Ihr Vormund war ein bekannter Leipziger Rechtsanwalt, der keine Zeit hatte, sich um sie zu bekümmern, so weit er es nicht in Geschäften mußte. Ihre einzige noch lebende Verwandte war Tante Ida. Diese aber war der Ansicht, in dem kleinen wilden Mädchen müßten notwendigerweise die verschwenderischen Eigenschaften von Vater und Mutter stecken, und nur durch eine recht strenge und einfache Erziehung könne es auf den rechten Weg der Sparsamkeit gebracht werden.

Bisher hatte sie Nelly nur flüchtig gesehen, und da sie sie in Kirchhasel gut aufgehoben glaubte, sich nicht viel um sie gekümmert. Aber nun trat durch den Brief des Pastors die Notwendigkeit an sie heran, für des Kindes Gesundheit zu sorgen.

Seitdem sie diesen Brief erhalten, hatte sie kaum noch geschlafen. Sie bildete sich ein, daß eine entsetzlich schwere Verantwortung auf sie gewälzt sei. Nun sollte sie plötzlich dies fremde Kind, das ihrem Herzen so fern stand, in dessen Adern ein so andres Blut rollte als ihr eignes und das ihrer Familie — leichtsinniges, aufrührerisches Blut von Verschwendern! — dies Kind sollte sie plötzlich in ihren Lebenskreis ziehen, der der enge kleinliche Kreis einer alten Jungfer war.

Im Innersten mißgönnte sie der Kleinen das viele schöne Geld, das so lange bei den Felsches wohlgeborgen gelegen hatte. Zum wenigsten mußte man das Kind vollständig wieder zu den alten Familientraditionen zurückführen. Aber das war eben die große Frage, an der die Tante sich vergebens den Kopf zerbrach: wie war die Tugend der Sparsamkeit in dem Mädchen am besten zu entwickeln?

Sollte sie ihre Nichte von dem großen Vermögen in Kenntnis setzen? Das ging doch nicht! Das hieß doch den Hang zur Verschwendung gewaltsam hervorrufen in solch einem unerfahrenen, dummen Ding. Aber immer konnte man es ihr auch nicht verschweigen. Und wenn sie mündig wurde, erfuhr sie's von selbst — von Gerichtswegen! Ach, was würde dann geschehen? . . . Ob's denn kein Mittel gab, in besonderen, ausnahmsweisen Fällen Kinder erst mit dreißig Jahren mündig zu sprechen?

Über all das hatte Fräulein Felsche lange vergeblich nachgegrübelt. Und schließlich tröstete sie sich damit, daß sie die ganze Sache mit dem Herrn Pastor Beerenbusch besprechen wollte. Denn zu dem Pastor hatte die alte Dame ein ganz besonderes Vertrauen.

Wenn nämlich Tante Ida auch eine von den armen, nur sich selbst und ihrem eignen Wohlergehen lebenden Naturen war, die von warmer religiöser Empfindung so wenig wissen, wie ausgedörrter Wüstensand von befruchtendem Mairegen, wenn sie selbst auch kaum einmal im Jahr zur Kirche ging, da der Gottesdienst für sie immer zu früh anfing, die Kirchenstühle zu hart waren, und sie die Kirchenluft ihrer Gesundheit nicht für zuträglich hielt, so war sie doch der Meinung, daß Kirchlichkeit und Religion etwas sehr Gutes und Nützliches sei — für andre. Und weil sie nicht wußte, daß der echte Glaube tief im Herzen wohnt und kein hohles Blendwerk ist, mit dem man sich die Rede ausputzen kann, so hatte sie sich eine Menge hochtrabender Reden und fromm klingender Citate ausgedacht, mit denen sie dem Pfarrer aufwarten wollte.

So hoffte sie den Herrn Pastor schon zu überzeugen, daß Sparsamkeit die erste und beste Tugend Nellys werden müsse. Und daß in Bezug auf diese vornehme Eigenschaft das junge Mädchen kein besseres Vorbild finden könnte als sie, die Tante Ida, das mußte ihr auch der bitterste Feind lassen.

IV.

Während der Zug langsam mit knarrenden Rädern und wackelnden Wagen in die Station Kirchhasel einrumpelte, lehnte Fräulein Felsches volle Figur sich aus dem Fenster. Sie war in fürchterlicher Angst, ihr Brief könne verloren gegangen sein, und sie müßte sich dann durch das Schneegestöber allein den Weg zum Pfarrhaus bahnen.

Aber schon von weitem erkannte sie des Pfarrers Hünengestalt und Nelly, die mit Begeisterung das Taschentuch wehen ließ. Kaum hielt der Zug, da stürzte diese sich auch schon auf den Wagen los und half der Tante aussteigen. Zuerst setzte es ein paar gerührte Küsse, dann einen kräftigen Händedruck des Pfarrers, darauf trabten die drei durch die fahle Dämmerung dem Pfarrhaus zu.

„Na, Tantchen!“ sagte Nelly mit der munteren Zärtlichkeit junger Mädchen. „Du hast gewiß gefroren. Aber wart nur, zu Hause giebt's einen heißen Thee.“

Der Pfarrer ging voran, indem er seinen Eisenstock in den knirschenden Schnee bohrte. Zu Haus angekommen, wurde Tante zuerst aus all den wärmenden Umhüllungen herausgeschält, mußte trockne Strümpfe anziehen und bekam einen Wärmstein unter ihre Füße. Dann aber wurde das Beste aufgetragen, was ein aus der Welt verlorenes Pfarrhaus aufzutragen vermag.

Zuerst aß die alte Jungfer mit recht gutem Appetit, denn sie war von der Reise tüchtig ausgehungert. Als sie aber mit ansehen mußte, wie des Pfarrers Kinder stopften und stopften, als wollte jedes einen Schinken verzehren, da wurde ihr ganz schwach ums Herz.

„Was das für ein Geld kosten muß!“ dachte sie. „Überhaupt ist so etwas sehr unfein. Es wird kein Fresser geboren, sondern er macht sich erst dazu.“

Die Frau Pastorin aber schien sich nur zu freuen, daß ihre Schar so wacker schmauste. Denn heute aß man ohnehin festlicher als sonst, wegen der Anwesenheit

eines lieben Gastes. Und da kam es auf einen verdorbenen Magen mehr oder weniger nicht an.

Als sich dann schließlich doch der Eifer gestillt hatte, klingelte draußen der Schlitten des Doktor Junghans, den der Pastor hatte herüber bitten lassen, damit er wegen Nellys Reise mit Fräulein Felsche Rücksprache nähme.

Der dicke Doktor Junghans hatte seit zwanzig Jahren eigentlich nur Bauern zu kurieren gehabt. Bei Nellys Leiden hatte er denn auch zuerst seine altbewährten Medikamente in Anwendung gebracht: Ricinusöl und Blutegel. Da diese beiden Mittel aber nichts halfen, so faßte er einen großen Entschluß und verordnete seine erste Badereise.

„Meine Kuren für die Bauern und fürs Rindvieh schlagen bei dem kleinen Fräulein nicht an. Das beste wäre, wenn wir sie eine Zeitlang nach dem Süden schickten," sagte er zum Pfarrer.

Und als dieser um nähere Angabe des Ortes bat, nannte er Montreux am Genfer See, da er dort selbst mal vor undenklichen Zeiten gewesen war.

Dies schien wirklich ein ausgezeichneter Vorschlag zu sein, denn Nelly wurde allein von der Hoffnung auf diese Reise beinah wieder gesund. Ein schöneres Glück hätte ihr über Nacht gar nicht kommen können. Seitdem Peter in Genf war und von dort seinem alten Lehrer eine Postkarte mit Ansicht geschickt hatte, schien ihr der Genfer See wie ein Stück des blauen Himmels selbst, der sich auf die Erde gesenkt hat, und dessen sonnige, blühende Ufer gleich einem lachenden Paradies den Menschen zur Lebensfreude einladen. Sie hatte sich so in die Freude hineingelebt, daß sie vor einer Enttäuschung zitterte, denn alles hing von der Tante Ida ab. Ob diese bei ihrer Sparsamkeit, die auch im Pfarrhaus bekannt war, in eine solche Reise einwilligte? Und ob sie überhaupt so reich war, wie die Pfarrersleute munkelten? Denn namentlich Frau Beerenbusch hatte öfters die feste Überzeugung ausgesprochen, der fetten alten Jungfer ginge es gar nicht so schlecht, wie sie immer thäte, sondern sie säße ganz hübsch in der Wolle. Aber das war nur eine Vermutung, und vielleicht verhielt sich alles anders.

Ganz blaß vor Aufregung, von ihrem nervösen Husten noch mehr gepeinigt als sonst, saß Nelly am Tisch und überlegte hin und her, was der Doktor mit ihrer Tante nebenan wohl verhandeln mochte? Dieser Husten aber war eigentlich ihr Glück. Denn er war das letzte Argument für den Arzt. Als die Tante allerlei Einwände gegen die Reise machte, wurde er schließlich grob und sagte:

„Hören Sie nicht? Das ist ein ganz wohl ausgebildeter Bronchialkatarrh. Die Kleine muß fort. Lieber heute als morgen. Sie hat nicht solch eine Pferdenatur wie Sie und ich. Dies verdammte Schneegestöber ist das reine Gift für sie."

Fräulein Felsche war von der Roheit dieses Bauerndoktors aufs tiefste empört und dachte bei sich: ein Leipziger Arzt würde so nicht zu sprechen wagen! Doch da der Leipziger Arzt — ein mit Arbeit überhäufter Professor, der seine ewig klagende Patientin für einen Winter vom Hals haben wollte — ihr selbst einen Aufenthalt in einem klimatischen Kurort empfohlen hatte, so ließ sie sich schließlich überreden, für die Gesundheit ihrer Nichte dies große Opfer zu bringen.

Nach einer geraumen Zeit erschien der Arzt mit der Tante wieder. Wie die Unterredung ausgefallen war, wurde nicht gesagt. Als aber der Doktor sich verab-

schiedete, lief Nelly hinter ihm her, und da verriet er ihr, daß die Tante eingewilligt hatte.

„Aber Schweiß hat's gekostet!“ fügte er hinzu. „Ich will lieber zehn Bauernweiber purgieren, entschuldigen Sie den despektierlichen Ausdruck, Fräulein, als diese alte Jungfer noch einmal zu einem Entschluß bringen.“

Nachdem Nelly zu Bett geschickt war, setzten die drei alten sich in des Pfarrers Studierstube, und dort legte die Frau Pastorin der Tante ihre Abrechnung vor.

Das Fräulein ging mit der unterthänigsten Liebenswürdigkeit, zugleich aber auch mit der größten Genauigkeit Pöstchen für Pöstchen der in ein kleines Buch eingetragenen Ausgaben durch. Die Frau Pastorin wurde bei solchen Rechnereien immer etwas nervös. Denn das alte Fräulein wollte bei jedem Kleid wissen, erstens, wieviel der Stoff, zweitens, wieviel der Macherlohn, und drittens, wieviel die Zuthaten gekostet hatten. Nach langer Arbeit war man endlich so weit gekommen, die einzelnen Summen zusammenzuzählen. Dabei bekam die Frau Pastorin 27 Mk. 93 Pf. heraus, bei Fräulein Felsche ergaben sich aber nur 27 Mk. 23 Pf.

Die beiden Frauen, von denen die eine nicht zu viel bezahlen, die andre sich nichts schenken lassen wollte, stritten hin und her. Der Pastor aber, dem die Sache nun zu bunt wurde, meinte, man könne die Pfennige in die Armenbüchse thun und die Summe auf 27 Mk. abrunden.

„Das wollen wir thun“, sagte Tante Ida, „und dadurch unser Scherflein zur Linderung der Not beitragen. Ich bin zwar schon in Leipzig Mitglied des ‚Vereins gegen Armut und Bettelei‘, und das Leben wird immer teurer . . . Ja,“ fuhr sie fort, die Rechnung zusammenfaltend, „das Leben wird mit jedem Tag teurer. Wenn ich bedenke, daß ein junges Mädchen heutzutage in einem halben Jahr 28 Mk. an Nebenausgaben verbraucht“ . . .

„Aber, bitte sehr!“ versetzte die Frau Pastorin. „Es ist nur das Allernotwendigste, was Nelly bekommen hat.“

„O Weib!“ sagte der Pastor, „streite niemals gegen eine anerkannte Wahrheit. Das Leben wird mit jedem Tag teurer: darüber braucht man kein Wort zu verlieren . . . Doch nun wollen wir von heiteren Dingen reden.“

Daraufhin holte Tante Ida aus tiefer Brust Atem und sagte:

„Ich möchte mich noch herzlich bei Ihnen und Ihrer lieben Frau, vor allem aber bei Ihnen, hochverehrter Herr Pastor, für die seelsorgerische Unterweisung bedanken, die Sie dem Kinde angedeihen ließen.“

„Nun Nelly ist uns allen lieb und ans Herz gewachsen.“

„Das freut mich herzlich. Gott, wenn ich denke, was meine Nichte in einer andern Umgebung geworden wäre, bei den verhängnisvollen Anlagen, die sie hat! Diese unglückliche Flatterhaftigkeit von ihrer armen Mutter! Wie hat diese büßen müssen! Und Sie wissen doch“ — fuhr sie leiser fort — „ihr Vater war ein notorischer Verschwender.“

„So?“ meinte der Pfarrer.

„Er hat Unsummen durchgebracht. Aber Sie selbst haben davon an dem Kinde nichts bemerkt?“

„Zur Verschwendung hatte sie wirklich keine Gelegenheit,“ sagte der Pfarrer

lachend. „Wenn sie einmal ein paar Äpfel zu viel aß, so kann man ihr das nicht so hoch anrechnen."

„Nun Gott sei der Dank! ... Und das Kind ist rein, nicht wahr? Es zeigt keine verhängnisvolle Neigung für irgend jemand?"

„Dafür bürgt Ihnen hoffentlich unser Haus," versetzte die Pastorin entrüstet.

„Gott sei Dank! Ihm gebührt der Dank!" sagte die Tante, indem sie ihre Hände über dem gewölbten Busen des mit schwarzen Perlen bestickten Kleides zusammenfaltete. „O, wenn Sie wüßten, wie sehr ich die Verantwortung fühle, diesem Kinde eine Mutter zu sein, das so schwer zu behandeln ist und einer so schweren Zukunft entgegengeht."

„Wenn sie aus der Schweiz zurückkommt, muß sie dann wirklich in die Kochschule?" fragte Frau Beerenbusch.

„Nein. Dieses nicht."

Und die alte Jungfer, die bis jetzt unbehilflich dagesessen hatte, platzte plötzlich auf wie eine Pfingstrose, indem ihr Gesicht den dummen Stolz einer echten „Wollenen" entfaltete. Und mit der Überlegenheit sich brüstend, die sie diesen armen Leuten gegenüber zu besitzen glaubte, sagte sie, doch zugleich mit einer gewissen Unterwürfigkeit:

„Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß die Verhältnisse Nellys doch gänzlich andre sind. Sie hat von ihrer Großmutter, mütterlicherseits — die von Seiten des Vaters sind lauter Habenichtse — ein ziemlich bedeutendes Vermögen geerbt. Ich kann wohl sagen, rund ... eine Million.

Tiefes Schweigen herrschte, als dies letzte Wort ausgesprochen war, das in jedem Zusammenhang, am meisten aber in dem des Geldes, einen gewissen majestätischen Klang hat. Tiefes Schweigen herrschte, als in das fast dürftig eingerichtete, weltentlegene Studierzimmer des Landgeistlichen dieser fremde pompöse Gast eintrat: die Million.

Die kleine Frau Pastorin saß ganz blaß da, mit geschlossenen Augen, wie von einem plötzlichen Blendlicht erschreckt. Der alte Herr aber war aufgesprungen, von Erstaunen überwältigt wie ein Jüngling, und mit einer gewissen lustigen Hochachtung sagte er:

„Donner und Doria! Da sprachen Sie ein großes Wort gelassen aus."

Tante Ida aber neigte liebreich und leutselig, geschmeichelt von dieser Huldigung ihr Haupt. Dann seufzte sie und fuhr in ihrem gewöhnlichen Jammerton fort:

„Sie können sich nun denken, Herr Pastor, daß ich vor einer schweren Aufgabe stehe. Ich habe des Kindes Zukunft zu leiten. Ich habe dafür zu sorgen, daß all die verschwenderischen Neigungen von den Eltern her bis auf den letzten Rest unterdrückt werden, damit dies schöne Geld nicht in unrechte Hände gerät."

Der Pfarrer durchmaß mit großen Schritten sein Zimmer.

„Eine Million!" brummte er. „Daß du die Nase im Gesicht behältst!"

Dann blickte er seine Frau an, die ganz verstört dasaß. Eine tiefe Bitterkeit war über sie gekommen. Sie dachte, wie sie gespart und gespart hatte an Nelly, damit das, was sie an ihre Pflegetochter wandte, nicht allzusehr die magere Pension überstieg. Und sie dachte an die Abrechnungen, an dies Kargen um jeden Pfennig, dies heimliche Bemängeln jeder Ausgabe, die nicht gerade das tägliche Brot betraf.

Wie manchen Posten hatte sie nicht aufgeschrieben und dadurch ihre eignen Kinder benachteiligt — und das alles um dies Kind, das eine Million besaß! ...

„Nicht wahr, Herr Pastor," begann die alte Jungfer von neuem, „Sie teilen doch auch meine Ansicht! Man muß das Kind daraufhin erziehen, daß Sparsamkeit und Bescheidenheit seine schönste Tugend werde. Und ich denke, es ist besser, wenn man Nelly nichts von ihrem Vermögen sagt, sondern sie in einfachen Verhältnissen weiter erzieht, damit sie einst ein gerechter Haushalter des ihr anvertrauten Gutes wird, wie der Herr spricht."

„Nun," antwortete der Pastor, „Bescheidenheit und Sparsamkeit sind schöne Tugenden. Aber man kann sie auch zu weit treiben. Und bei so viel Geld scheinen sie mir, wenigstens in diesem Sinne, durchaus nicht angebracht."

„Ja ... aber ..."

„Und dann ... natürlich muß man der Kleinen ihr Glück mitteilen. Sie beschwert sich ohnehin viel zu sehr, das liebe Herz, mit dieser Kochschule. Fort damit!"

„Aber Herr Pastor! Verehrter Herr Pastor! Ein Glück? Ein solches zweifelhaftes Glück! Ach, ich habe es an mir selbst erfahren, daß man nur Sorge von dem Gelde hat. Das heißt, meine Verhältnisse waren ja immer sehr bescheiden. Aber wie können Sie nur so viel Wert legen auf Schätze, die Motten und Rost fressen?"

Der Pfarrer hatte, wie er es auf der Kanzel, wenn er erregt wurde, zu thun pflegte, ein Buch ergriffen und klopfte damit beim Sprechen leise auf den Tisch. Und indem er mit seinen hellen, blitzenden Augen der alten Jungfer bis ins Innerste ihrer dumpfen Seele hineinleuchtete, sagte er:

„Auf die harten Thaler lege ich keinen Wert. Ich am allerwenigsten. Aber auf all das Schöne und Edle, das einem dadurch zugänglich ist. Wir haben das Kind unserm Stand und unsern Verhältnissen entsprechend erzogen. Aber nun, wo seine Zukunft eine andre ist, müßte es auch anders erzogen werden, meiner unmaßgeblichen Meinung nach. Noblesse oblige! sagt man, und das heißt heutzutage: Reichtum verpflichtet! Das Kind ist über Tausende, Hunderttausende erhoben, da müßte nun auch sein Gesichtskreis größer werden. Die schlummernden Gaben muß man wecken. Aber können wir das hier auf dem Dorfe? Kann das in der Kochschule geschehen? — Ihr stehen alle höchsten Genüsse der Welt offen, und sie muß fähig gemacht werden, sie zu fördern und andern davon mitzuteilen. Dann erst wird das Geld bei ihr Leben bekommen und wird nicht sein gleich jenen Schätzen, die Motten und Rost fressen."

„O Herr Pastor," stammelte Tante Ida wie verzweifelt, „solche Ansichten hätte ich bei Ihnen nicht erwartet."

Wie vernichtet sank sie zurück und starrte ins Leere. Vor ihren Augen tauchte ein Geldsack auf, den eine fremde Hand zerschnitt, und die harten Thaler flogen umher wie eitel Spreu.

Der alte Mann aber hatte sich in Eifer geredet. Wie ein echter Prediger hatte er über diesem eigenartigen Problem die Menschen vor ihm und ihre armseligen Zwecke vergessen. Nun setzte er sich und fuhr in herzlichem Ton fort:

„Sehen Sie, mein liebes Fräulein, damals, als ich in Berlin war — es sind schon viele Jahre her — da hätte ich mich gern den großen humanistischen Bestrebungen, dem

freien Studium der Wissenschaft hingegeben und durch ein tieferes Verständnis der Kunst den ganzen Menschen veredelt. Aber für mich hieß es: Unser täglich Brot gib uns heute! Ich mußte verzichten. Mich nahm das stille, weltverlorene Dorf hier auf.

„Nun Gottlob, ich hoffe, daß ich nicht ganz verbauert, kein ganz roher Banause geworden bin. Aber wieviel mir verloren ging, wie arm ich war, und wie reich die Welt, die ich verließ, das habe ich damals tief und schmerzlich empfunden. Später hat mich das Leben und mein Beruf mit manchem reichen Gutsherrn zusammengeführt, der nur zu prassen verstand, weil ihm zu etwas Feinerem der Sinn fehlte, mit mancher reichen Frau, die nichts konnte, als sich putzen, mit manchem reichen Geizhals, der auf seinen Geldsäcken saß, weil man ihm zu lehren vergessen hatte, daß das Geld nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel zu höheren Zwecken ist. Und ich kann Ihnen sagen: Armer als der, dem der Welt reicher Wundergarten verschlossen ist, weil er, wenn ich so sagen darf, das Entree nicht zahlen kann, ist jener Mensch, der, mit den Mitteln ausgerüstet, sie nicht braucht. Der reiche Arme ist der noch viel Ärmere. Aber er ist zugleich der schlimmste Taugenichts der menschlichen Gesellschaft!“

O Gott, wie diese Worte Tante Idas Ohr berührten! Sie hatte niemals ähnliche Ansichten gehört und hätte auch nie geglaubt, daß man solche haben könne. Eine Weile wußte sie überhaupt nichts zu antworten. Doch weil sie sich auch nicht so ergeben wollte, sagte sie mit weinerlicher Stimme:

„Aber die Hauptsache ist doch, daß wir uns als treue Christen beweisen und auf die Ewigkeit vorbereiten.“

„Sollen wir deshalb versauern?“ versetzte unwillig der Pfarrer. „Die beste Vorbereitung heißt, unser Erdenleben edel und schön gestalten . . . Ich sage Ihnen, reich sein und den Reichtum würdig gebrauchen, das ist ein schweres großes Amt, und es bedarf dazu einer sorgfältigen Erziehung.“

Die alte Jungfer hätte wohl noch ein paar Bibelstellen anführen können, denn aus der Konfirmationszeit her waren ihr noch verschiedene im Gedächtnis geblieben, doch einstweilen war sie so bestürzt, daß sie nichts mehr sagte. Stumm saß sie da und überlegte mit Schrecken, wie anders die Ansichten dieses Pfarrers waren als ihre eignen.

„Nein, nein!“ dachte sie. „In geistlichen Dingen mochte ein Pastor wohl bewandert sein, und wenn mal ihr letztes Stündchen schlug, würde sie gewiß einen kommen lassen. Aber von weltlichen Angelegenheiten, o, da hatte er gar keinen Begriff!“

„Ich denke also, liebe Freundin, wir rufen unser Kind herein und teilen ihm sein Schicksal schonend mit.“

„Nein, bitte!“ fuhr die Tante auf. „Ich muß Sie dringend ersuchen, mir das zu überlassen. Und ich bin der Meinung, das Kind darf nichts erfahren. Es könnte das größte Unheil daraus entstehen.“

„Das größte Unheil wird entstehen, wenn Ihre Nichte nichts davon erfährt.“

„Die Verantwortung nehme ich auf mich. Bitte, Herr Pastor, ich nehme Sie beim Wort. Sagen Sie ihr nichts.“

„Natürlich nicht, wenn Sie es wünschen. Aber ich habe Sie gewarnt.“

„Das arme Ding,“ meinte kopfschüttelnd die Frau Pastorin. „Sie könnte so glücklich sein und macht sich in einem fort Gedanken.“

Doch da Fräulein Felsche aufgestanden war, trennte man sich, und die Dame sagte noch zuletzt:

„Ich will mit dem lieben Gott zu Rate gehen, was der mir eingibt. Dies war auch immer der Trost meiner teuren Mutter.“

Als sie nun ausgestreckt in ihren Federn lag, ging sie mit dem Gott zu Rate, der auch ihrer Mutter Ein und Alles gewesen: dem alten Wollstrumpf voll Geld.

Sie war noch lange wach in ihrer Kammer und brütete darüber, daß bei der Million ihrer Nichte so viel Mannsfelder Aktien waren, die keine Dividende gegeben, und daß der Zinsfuß überhaupt immer mehr sank. Und dann, was wurde schließlich aus dem Gelde? Nelly erbte zwar nach ihrem Tode eine zweite Million. Aber wenn sie sich mal verheiratete und dann vielleicht vier Kinder bekam, (mehr wurden es hoffentlich nicht!) so machte das auf jedes nur eine halbe Million. Und wenn das wieder in die Kindeskinder geteilt wurde, wieviel mehr blieb dann, als gerade noch genug, um nicht zu verhungern!

Und da sollte man nicht sparen und mehren, sondern das Geld zu all dem Firlefanz vergeuden, von dem der Pastor sprach? So hatte es ihre Schwester gemacht, aber wie weit war diese gekommen!

Und dann fiel der alten Jungfer noch etwas ein.

Wenn das Kind jetzt von seinem Vermögen erfuhr, so konnte es sich ihrer Leitung entziehen. Der Vormund in Leipzig aber, der Justizrat Schlosser, bekümmerte sich um sein Mündel nur soweit, als er es vor den Gesetzen nötig hatte. Er würde gewiß keinen Widerspruch erheben, wenn Nelly den ganzen Betrag ihrer Zinsen ausgab.

Bei dieser Vorstellung fing der Kopf der alten Jungfer zu zittern an, und es wurde ihr glühend heiß unter der Decke.

Über dreißigtausend Mark hinauswerfen! Das sollte ein junges achtzehnjähriges Ding thun. Und wofür? Nach der Meinung dieses Pastors sollte sie wohl ein Museum gründen, Sänger zu Tisch laden und hungrigen Künstlern Bilder abkaufen.

Fräulein Felsche faltete ihre kurzen Finger und sagte halblaut: „Nein, nein! Nichts sagen! Warten! So etwas wird noch immer viel zu früh gesagt ... Und dann hier nur heraus. O je, o je, was sind das für Ansichten hier! Aber schließlich ... was kann man auch von einem Landpastor, der selbst nichts hat als seine paar Groschen Gehalt, Besseres erwarten?“

Dann seufzte sie noch einmal recht tief auf und schlief mit dem Gedanken an ihren Geldsack ein.

Nach zwei Tagen reiste Nelly mit ihrer Tante ab. Der Pastor hatte mit dem jungen Mädchen noch eine kurze Unterredung. Er gab ihr die besten Wünsche für die Zukunft mit. Nach einigem Zögern sagte er dann noch, er hoffe, sie würde mit der Tante, ihrer neuen Beschützerin, gut auskommen, sollte sie mit ihr aber über eine wichtige Lebensfrage uneins sein, so möge sie sich an den Vormund wenden, der

ihr rechtlicher Beschützer und Berater sei. Und für den Fall gab er ihr dessen Adresse mit.

Der Abschied fiel dem jungen Mädchen schwerer, als sie gedacht. Denn ein unklares Gefühl sagte ihr, daß sie sobald nicht wiederkehren würde. Am Vorabend ging sie noch einmal durch den weiten Garten auf die Landstraße und zur Saale hinunter. In diesem kleinen Umkreis hatte sich bis jetzt ihr Leben abgespielt. Und am glücklichsten war die Jugendzeit gewesen, als sie an heiteren Sommertagen mit ihrem Gefährten Peter die geheimnisvollen Spiele getrieben hatte voll Einfalt und Phantasie.

Heut an diesem schwermütigen Winterabend waren all die fröhlichen Stätten im Schnee begraben. Der Grafensteiner Apfelbaum war von den weißen Lasten fast verdeckt. Die sonst so glitzernde, grundhelle Saale wälzte gurgelnd ihre schwarzen Fluten, und wo früher Bachstelzen auf weißen Kieselsteinen getrippelt waren, hockten nun unheimliche Raben. Hüben und drüben die Ufer aber, die geblümten Wiesen, die wogenden Kornfelder lagen alle in einförmiges Weiß gehüllt, und alle Buntheit der Farben hatte die winterliche Blässe verlöscht.

Traurig blickte das junge Mädchen umher. Auch in ihrem Herzen hatten die Jahre des einförmig einsamen Lebens über die fröhliche, bunte Jugendzeit graue Schleier gedeckt. Aber darunter lebten doch immer noch die Erinnerungen ... Und als dann die Sonne unter den schweren Wolkenmassen hervorbrach, mit einem Male die ganze Landschaft in ahnungsvolle Gluten tauchend, da kehrte auch der leuchtende Mut wieder in Nellys leichtbewegliches Herz zurück. Dorthin, wo die Sonne schien, mit heiterem Glanz, ging jetzt auch ihre Fahrt. Dort würde Frühling sein! Dort würde sie den alten Freund wiederfinden und die neue Fröhlichkeit!

V.

Dort, wo im Südosten der Genfersee eine schmale Ausbuchtung bildet, und die stolzen Alpenriesen mit neunzackigen Eiskronen näher zusammentreten zu einer Schutzmauer gegen den Nordwind, liegt zwischen dem blauen Wasserspiegel und den steilen Weinbergen jenes blühende Fleckchen Erde, das man Montreux nennt. Eigentlich ist es nur eine einzige lange, schmale Straße, deren eine Seite prächtige Palastbauten der Hotels und deren andre nicht minder prächtige Läden einfassen. Diese Straße gleicht einem Stück des elegantesten Paris. Von den Damen, die hier promenieren, darf man getrost annehmen, daß sie dreimal täglich ihre Toilette wechseln. Von den Herren, deren Gesichter den Stempel echtester Langeweile tragen, kann man nicht gewiß behaupten, daß sie sämtlich viel Geld haben, wohl aber, daß sie sämtlich viel ausgeben.

In dieser schmalen Straße rauscht die Seide, klimpert das Gold und gähnt die Leere des Daseins. Die glänzenden Schaufenster sind mit tausenderlei Sachen gefüllt, die ebenso entbehrlich als teuer sind. Kurzum es ist eine Welt des Reichtums, des Luxus und des schönen Scheines.

Vor der prächtigen Eingangsthür seines Hotels „Millefleurs“ stand Jean und

ließ sich die junge Februarsonne auf seinen kahlen Kopf scheinen. Er war der Oberkellner von „Millefleurs", nahm aber eigentlich die Stellung des führenden Direktors ein und hörte es auch gern, wenn man ihn so nannte. Wenn man ihn so sah mit seinem ausdruckslosen, milden Gesicht, dem bartlosen, eingefallenen Mund, den halbgeschlossenen Augenlidern, so machte er den Eindruck eines Schlafenden. Aber in seinen Ohren, die wie enorme Schalltrichter vom Kopfe abstanden, fing sich jeder Ton des vielstimmig rumorenden Nachmittagsgetriebes.

Mit dem linken Ohr vernahm er ganz genau, was hinter ihm der Liftjunge und der Piccolo im Treppenhaus miteinander flüsterten. Der Liftjunge sollte der Josephine, dem Zimmermädel im vierten Stock, einen Liebesbrief vom Piccolo aushändigen, und dieser sollte ihm zum Lohn dafür eine Pastete stibitzen.

Sein andres Ohr aber wandte Jean einem englischen Ehepaar zu, das auf dem Trottoir gegenüber vom Hotel stand. Der Herr hatte sein Reisehandbuch herausgezogen und las gerade daraus vor: „Millefleurs, Haus ersten Ranges, kosmopolitische Gesellschaft, Zimmer von 4 Frs. an, Pension 9—15 Frs."

„High price," sagte er lakonisch zu seiner Gattin, und die beiden wanderten im Gedränge weiter.

Kaum hatten diese den Rücken gekehrt, da drehte auch Jean sich um, sprang auf die nichtsahnenden Jungen los, packte den kleinen grünen beim Halskragen, den winzigen schwarzen bei den Frackschößen und schlug ihre Köpfe zusammen, daß sie wie zwei Zinken dröhnten. „Ich will euch helfen, Pasteten stehlen, ihr Polissons!" schrie er. „Das Leder wird man euch versohlen, euch Freßsäcken!"

In diesem Augenblick trat ein verspäteter Gast aus dem Speisesaal, und die drei standen plötzlich da, als sei nichts geschehen. Der grüne Junge hielt diensteifrig die Hand am Liftseil, der Piccolo schlich sich mit seiner Serviette unterm Arm davon, und Jean hatte wieder die müde ausdruckslose Miene eines Menschen angenommen, der nichts sieht, nichts hört und von nichts weiß.

Dann trat er auf die Freitreppe, um von neuem das Weltgetriebe in seinen großen Schalltrichtern aufzufangen.

Der Hotelomnibus rasselte gerade heran. Obendrauf die großen Koffer machten keinen schlechten Eindruck und ließen auf ganz respektable Nummern schließen. Als aber die Insassen ausstiegen, war Jean ziemlich enttäuscht.

„Deutsche alte Dame mit Bedienung."

Doch sein Signalement stimmte nicht ganz. Die beiden Reisenden waren Nelly von Wacht und Fräulein Felsche.

Tante Ida stieg zunächst aus und radebrechte:

„Je désire une chambre avex deux lits. Mais non trop chère."

„Zimmer mit zwei Betten haben wir leider nicht mehr. Wenn Madame ein Zimmer für sich wünschten, der Zofe könnte ich . . ."

„Das Kind ist meine Nichte," unterbrach die Tante ihn, während Nelly vor Zorn erblaßte.

„Je vous demande pardon, mademoiselle," sagte Jean, der, wenn er zu Deutschen höflich war, stets Französisch sprach. „Ich wollte sagen, daß ich Ihnen und der jungen Dame zwei hübsche Zimmer im vierten Stock geben könnte."

„Sind sie auch nicht zu teuer? Wir sind nämlich keine Luxusreisenden, sondern meine Nichte ist nur zu ihrer Erholung hier.“

„Es sind die billigsten, die wir haben.“

„Ach, dann ist es gut,“ seufzte die alte Dame von Herzen erleichtert.

„96, 97!“ schrie Jean dem Liftjungen zu, und die beiden traten nun eine Himmelfahrt bis unter das schräge Dach des Hotels an.

„Schöne Bagage!“ brummte der Herr Direktor. „Die Junge sieht aus, als hätte sie keinen Sous im Portemonnaie.“

Und damit hatte er nicht so unrecht. Denn Nellys Vermögen bestand aus baren zwei Groschen, die sie noch von Hause her besaß. Auf der Reise hatte die sparsame Tante ihr keinen Pfennig in die Hand gegeben.

Nelly von Wacht hatte also die Kluft übersprungen, die Kirchhasel von der Welt trennte. Aber die Welt schaute ganz anders aus, als sie geträumt.

Die lange Fahrt über München und den Bodensee hatten die beiden nach Tantes Ansicht in Gesellschaft von lauter Taschendieben, Falschmünzern und anderm Gaunerpack zurückgelegt.

Das Hotel, in dem sie abstiegen, war Fräulein Felsche von einer Freundin, die vor zwanzig Jahren darin gewohnt, empfohlen worden. Aber Millefleurs, vor zwanzig Jahren ein bescheidenes Bordinghouse, das mit seiner Bewohnerschaft von bejahrten und jungen Damen halb einem Altweiberspittel, halb einem Backfischpensionat glich, war inzwischen zu einem fashionablen Luxushotel umgebaut worden, in dem alle möglichen exotischen Gäste sich vereinten und französischer mit englischem Chic wetteiferte.

Als nach einer halben Stunde der Gong dröhnte und die Gäste zur Table d'hôte rief, überlegte Nelly, welches Kleid sie anziehen sollte? Die Auswahl war nicht so schwer. Denn außer dem Lodenkleid zur Reise besaß sie nur noch das schwarzwollene Staatskleid.

Dies Kleid war ein Meisterwerk der Kirchhasler Schneiderin gewesen. Und wenn sie Sonntags damit zur Kirche ging, so hatten alle Bauernweiber sie mit Bewunderung betrachtet. Überhaupt war sie die feine Dame gewesen — in Kirchhasel.

Aber zehn Meilen hinter Kirchhasel schaute alles anders aus. Das hatte Nelly bitter gemerkt. Als sie die erste Nacht in einem Hotel logiert hatten, brachte ihnen am nächsten Morgen der Hausknecht ihr Gepäck zum Zug und stellte sich damit vor einem Coupé dritter Klasse auf. Und als ihm die Tante dann voll bescheidener Würde erklärte, sie führen zweiter, da machte er ein dummes Gesicht und betrachtete Nelly mit ganz wunderlichen Blicken. Während der Fahrt fing diese sich selbst auch mit argwöhnischen Augen zu mustern an, und je weiter sie kamen, von Station zu Station, je mehr fremde Toiletten sie erblickte, desto abscheulicher fand sie ihre eigne. Wahrhaftig, es war kein Stück mehr gut daran, weder der Hut mit dem Gänseflügel, noch das plumpe Lodenkleid, noch die Stiefel, die für den Fall eines Schmutzwetters zu Hause tüchtig geschmiert waren.

Nun war Nelly durchaus keines jener überzähligen Geschöpfe, die noch dankbar sind, wenn man sie in die Ecke stößt, und die dort ihr lebelang nicht viel andres thun als Strümpfe stricken. In ihrem Kopf schäumten die Lebenslust der Mutter

und der Stolz des Vaters, außerdem aber hatte sie noch ein bißchen mehr Verstand mitbekommen als ihre beiden Eltern zusammen.

Dazu war sie sehr hübsch. Keine junonische Schönheit, daß sie auch in Lumpen durch ihren königlichen Wuchs Bewunderung erregt hätte. Aber an ihrem kleinen Körper war alles wie bei einem Elfenbeinfigürchen aufs zierlichste gefügt und ausgearbeitet. Ihr Gesicht mit dem rotblonden Haar, den lebhaften blauen Augen, über die, wie mit japanischem Pinsel die kokettesten Brauen geschwungen waren, mit der wunderbar zarten Haut, deren Perlmutterglanz auch nicht die leiseste Unreinheit verdarb, war voll Lebhaftigkeit und Pikanterie.

Aber dieses vornehme und zierliche Bild paßte nur in einen reichen Rahmen. Und all die Luxusläden in Montreux mit den hinreißenden Toiletten, den bizarren Pariser Modellhüten, die den Gipfel des Chic darstellen, den winzigen Stiefelchen von Handschuhleder, mit der zarten Battistwäsche, die für Prinzessinnen auf der Erbse gemacht zu sein scheint, mit den umhergestreuten Edelsteinen und Diamanten — dieser ganze aufgehäufte Schatz an Schmuck hätte keine würdigere Trägerin finden können als dies kleine Mädchen vom Lande, das im Jugendprangen seiner achtzehn Jahre selbst das reizendste Kunstwerk der Natur war.

Anstatt all dieser schönen Dinge aber lag vor Nelly jenes Wollkleid ausgebreitet, von dessen Stoff der Fabrikant behauptet hatte, er könne strapaziert werden, soviel er wolle, ohne zu zerreißen, eigne sich deshalb auch für Knabenanzüge.

„Daß Gott erbarm!“ dachte Nelly bei sich. „Wenn das Leben wirklich ein Jammerthal ist, wie Tante Ida immer sagt, könnte man ja kein passenderes Pilgergewand anlegen. Aber ich habe eine andre Meinung vom Leben.“

Seufzend schlüpfte sie hinein. Dann zog sie Schuhe an. Die frisch geschmierten gingen heut abend unmöglich. Außerdem hatte sie noch ein zweites Paar. Auch recht derb und doppelsohlig, daß man mit ihnen getrost jede Pfütze durchwaten konnte. Diese waren nicht geschmiert, knarrten dafür aber ganz fürchterlich.

So gerüstet wartete Nelly ziemlich schweren Herzens auf ihre Tante, die sich mit Aufbietung aller Kräfte noch in ihr Schwarzseidenes zwängte.

Unterdessen versammelten sich die Gäste schon im Speisesaal. Jean stand wie der Oberregisseur eines tagtäglich sich gleich abrollenden Schauspiels an der Spitze seiner befrackten Schar und inspizierte die Bühne.

Dann traten die Schauspieler auf. Erste Nummern und Nummern niederen Ranges. Die Herren spielten meist die Rolle mitgenommener Lebemänner, die Damen die verblühter Schönheiten in pomphaften Toiletten.

Doch waren auch wirklich schöne Frauen darunter. An Glanz übertraf alle Frau Rose, eine üppige Modedame, leicht geschminkt, das prachtvolle schwarze Haar durch Chignons noch bereichert. Täglich brannte sie ein neues Feuerwerk von Seide, Sammet und Spitzen ab. Die Herren waren alle vernarrt in sie. Von ihrem Mann, den sein Beruf in Berlin zurückhielt, munkelte man, er habe Verbindung mit den höchsten Kreisen. Doch etwas Näheres wußte niemand.

Ihr Nachbar und augenblicklicher Kurmacher war Lieutenant von Kalderhot, ein junger Offizier aus einer kleinen preußischen Garnison. Er war nach Montreux gekommen, weil seine schwindsüchtige Mutter, die in einer billigen Pension zweiten

Ranges hinsiechte, ihn telegraphisch an ihr Krankenbett hatte rufen lassen. Doch als er ankam, war sie schon gestorben. Er begrub sie auf dem traurig schönen Friedhof von Clarens, und als er zwei Tage später abreisen wollte, lernte er zufällig Frau Rose kennen. Sie sah ihn an, und er war besiegt — so besiegt, daß er ihretwegen alles opferte, seine Überlegung und selbst sein Gewissen. Ihre großstädtische Vornehmheit hatte ihn noch mehr geblendet als ihre Schönheit, und statt nach Hause zu reisen, verlängerte er seinen Urlaub, machte Schulden und seufzte erfolglos aber hoffnungsvoll zu den Füßen der stolzen Frau.

Nach diesem Paar kamen andre herein. Sehr viele Franzosen, Russen, wenig Engländer.

Dann tauchte auch die kurzhaarige Armenierin auf, deren Namen niemand behalten konnte. Nach jeder Mahlzeit trank sie Äther, versank in einen tiefen Schlaf und konnte dann von ihrer Begleiterin nur mühsam in den Lesesaal gebracht werden. Wegen des betäubenden Geruches wollte niemand neben ihr sitzen, und eine Zeitlang war der Stuhl zu ihrer Rechten frei geblieben. Nun saß ein herkulischer Mann darauf, der sich aus dem bißchen Geruch wahrhaftig nichts machte, eine ziemlich dunkle Persönlichkeit, der Expräsident einer südamerikanischen Republik. Die niedliche Französin, die den Platz daneben eingenommen, hatte sich auch von ihm wegsetzen lassen, «puisqu'il mange comme un cochon,» wie sie sagte. Er aß wirklich sehr unanständig, und man mußte täglich den Umkreis seines Tellers mit einer neuen Serviette bedecken. Doch war er, wie Jean versicherte, „eine solide Nummer".

Arm in Arm mit seinem Freund, dem dicken Referendar Schmitz, der sich in Montreux von seinen Schulden und einem Magenleiden, zugezogen durch einige Hektoliter Bier zu viel, erholen wollte, trat der berühmte Maler René Basch in den Saal. Dieser Ungar war einer der Matadore der Gesellschaft. In der ganzen Welt herumgekommen, schien er an den Höfen, in Sportskreisen, in der Finanzwelt überall gleich bekannt. Und er rühmte sich seiner Verbindungen mit der Unverschämtheit eines Weinreisenden. Es gab nichts auf der Welt, das sein blaßgelbes Gesicht hätte aus der Fassung bringen können. Er bewahrte immer die unerschütterliche Ruhe, die ihm von seiner einstmaligen Stellung als Zahlkellner in Fleisch und Blut übergegangen war.

Als René Basch neben seinem Platz zwei neue Gedecke sah, fragte er den Direktor, wer angekommen sei?

„Zwei Damen."

„Taugen sie was?"

Jean zuckte die Achsel.

„Hübsch, jung, alt, reich, wie sind sie denn?"

„Das müssen Sie selber sehen," antwortete der Direktor.

René Basch pflegte die Gäste des Hotels zu porträtieren. Das heißt, er redete ihnen sehr viel Schönes über ihre Gesichter vor, bat sie um einige Sitzungen und that so, als male er sie nur aus künstlerischem Interesse. Hinterher aber schickte er ihnen das Bild mit einer gepfefferten Rechnung.

Gespannt wartete er nun auf die neuen Gäste, doch einstweilen kamen diese nicht.

Unterdes hatte sich schon fast die ganze Gesellschaft versammelt. Neben wacklichen

Herren saßen noch einige Damen in pompösen Toiletten, mit Gesichtern, die wie ausgefahrene Landstraßen von tiefen Furchen durchzogen waren, übermäßig mit Puder bestreut und mit Schmuck behangen.

Jean gab das Glockenzeichen. Die befrackten Jünglinge schlürften auf ihren Filzsohlen durch den Saal und reichten die Suppe. Die Teller leerten sich. Das Gespräch kam noch nicht recht in Gang. Man blickte gelangweilt um sich, musterte sich gegenseitig, durchflog das Menü, inspizierte die von gestern zurückgestellte Flasche Wein, ob ein Kellner auch nichts herausgetrunken, äugelte nach den üppigen Stuckfiguren, die in halberhabener Arbeit von der Decke herabschwebten und ihre vollbusigen Leiber in den blitzenden Lichtern der venetianischen Lustres badeten. Der Herr Präsident fuhr sich schon in den Zähnen herum und putzte den Zahnstocher am Tischtuch ab. Ein Engländer gähnte und steckte damit zuerst seine Familie, dann die ganze Gesellschaft an — da öffnete sich die Thür, und ein merkwürdig knackender Ton, ein Ton, als wenn ein Gardekürassier in Reiterstiefeln, aber auf den Zehen, in den Saal träte, wurde gehört.

Alles blickte nach der Thür hin. In würdiger Gelassenheit trat Tante Ida in den Saal. Ihre Unruhe verbarg sie unter einem Lächeln, das wie die fettigen Stirnlöckchen auf ihrem Gesicht festgeklebt zu sein schien.

Hinter ihr kam Nelly. Geblendet von dem hellen Licht, von den schreienden Toiletten, hatte sie die Augen niedergeschlagen. In diesem Augenblick war sie die Schüchternheit selbst. Ihr ängstliches Gesicht, ihr zierliches Figürchen, das sich unter dem schwarzen Kleid förmlich verkroch, schien zu sagen: „Schauen Sie mich nur nicht an!“ ... Ihre Stiefel aber machten knack, knack, als wenn sie über lauter Knallerbsen spazierte — und wie auf Kommando drehte sich alles nach ihr um.

Für diese Gesellschaft, die an alle Tollheiten des Luxus, an alle Extravaganzen der Mode gewöhnt war, hatte die Dürftigkeit der kleinen Landpommeranze etwas überwältigend Komisches.

Nelly fühlte, wie sie von den Lorgnons durchbohrt wurde, wie man lächelte, flüsterte, die Augen aufriß und sich anstieß. Es war ein förmliches Spießrutenlaufen durch den langen Saal.

Ihr Nachbar René Basch warf dem Direktor wütende Blicke zu und drehte martialisch seinen à la Kaiser Wilhelm gebrannten Schnurrbart. Sein Freund, der Referendar Schmitz, blinzelte ihn aus seinen kleinen Augen listig an, als wenn er sagen wollte: Ein schöner Hereinfall!

Als die beiden Zuspätgekommenen ihre Suppe verzehrt hatten, trat Jean hinter sie und reichte Tante Ida die Weinkarte.

Diese aber sagte:

„Merci! Danke sehr! Wir trinken Wasser.“

„Apollinaris, Eau gazeuse, Viktoria, Syphon?“ leierte Jean.

Dem alten Fräulein aber war dies alles noch nicht recht, sondern sie verlangte: „Einfaches Brunnenwasser.“

„Brunnenwasser?“ fragte Jean und richtete vor Erstaunen seine Ohren steif. „Brunnenwasser ... das führen wir nicht, Madame. Da müßte ich erst sechs Stunden weit in die Berge schicken.“

„Oder Wasserleitungswasser", versetzte die Tante kleinlaut.

„So! ... So! ... Wasser — leitungs — wasser! Hier Madame."

Damit langte er über den Tisch und stellte vor den Damen eine Karaffe hin. Im Weitergehen aber brummte er:

„Miserable Bande!"

Die Gäste, die seine großartigen Bewegungen gesehen hatten, lächelten und dachten im stillen dasselbe. Nelly aber schämte sich in tiefster Seele. Ohne Vergnügen aß sie die sieben Gänge des Menüs ab. Sie war froh, als man endlich die Tafel aufhob.

Nach Tisch machten die beiden noch eine kleine Promenade am See entlang. Aber weder das im Abendblau schimmernde Wasser, auf dem Möven sich mit hellem Geschrei tummelten, noch der heitere Himmel, der im letzten Glanz der verlöschenden Sonne all seine Farbenpracht spielen ließ, noch die im ersten Vorfrühling knospenden Ufer konnten sie fröhlich stimmen, denn dieser ganze fröhliche Glanz ringsum hob ihre eigne Eulenhaftigkeit nur noch greller hervor. Traurig kehrte sie mit ihrer Tante ins Hotel zurück und verschwand im Zimmer Nr. 96, das so eng wie Nr. 0 war. Sie zog sich aus, um sich schlafen zu legen. Aber als sie das Kleid abgestreift hatte, stützte sie den Kopf in die Hand und dachte nach. Sie dachte an die Leute, mit denen sie zu Tisch gesessen, an die Blicke, mit denen man sie gemustert, an alles, was sie ausgestanden hatte — dann machte sie einen langen Strich unter die ganze Gesellschaft und sagte bei sich: „Arme Leut sind mir lieber!"

Sie betrachtete ihre zierliche Gestalt, die in dem roten Flanellröckchen noch zierlicher aussah. „Weiß Gott, ich muß wohl blind sein, aber ich kann mich nicht so häßlich finden," dachte sie und ließ ihr Haar in langen Ringeln auf die Schulter fallen, um es zur Nacht durchzukämmen.

Da fiel ihr Blick auf das schwarze Kleid, und es kam förmlich ein heiliger Zorn über sie.

„Dies ekelhafte Kleid ist Schuld daran, daß mich die Leute auslachen. Mit solchem Stoff kann eine Viehmagd sich schön machen, aber nicht ich. Meine Mutter wird auch wohl nicht solche Kleider getragen haben. Ich zeige mich nicht noch einmal damit im Speisesaal. Mag es kosten, was es will, und je teurer, desto besser, ich werde der Tante ein neues abtrotzen."

Dann blickte sie durchs Schlüsselloch und bemerkte, wie Tante Ida im Bett liegend ein großes Buch umblätterte. Auf dem Nachttischchen stand ein Wasserglas, in dem etwas Undeutliches schwamm. Davor lag mit geöffnetem Deckel eine Schnupftabaksdose. Das war sozusagen der Revolver der furchtsamen Dame. Den mit zerstoßenem Pfeffer gewürzten Tabak wollte sie dem Einbrecher, der über kurz oder lang mal kommen würde, in die Augen streuen.

„Aha," sagte Nelly bei sich, „Tante wacht also noch und studiert die Bibel. Hoffentlich hat sie Jesaias 61 aufgeschlagen, wo geschrieben steht: ‚Ich will ihr Schmuck für Asche, und Freudenöl für Traurigkeit, und schöne Kleider für ihren betrübten Geist geben.'"

Ohne anzuklopfen, schlüpfte sie leise ins Zimmer. Entsetzt fuhr die alte Dame in die Höhe und griff schon nach der Tabaksdose, doch als sie ihre Nichte bemerkte, schlug sie hastig die Bibel zu, auf der geschrieben stand: Contobuch. Ihr Kopf

wackelte unter der weißen Nachthaube hin und her; ohne ein Wort zu sagen, starrte sie das junge Mädchen an.

Nelly schlug verschämt die Augen nieder und erklärte ihr Begehren. Sie sprach recht einschmeichelnd, mischte manchmal „liebes Tantchen“ unter ihre Rede und wartete gespannt darauf, daß die alte Dame sie unterbräche.

Aber diese sprach kein Wort. Nur die Hände streckte sie weit aus, als wenn sie sagen wollte: „Hinaus, hinaus mit dir, Verführerin!“ dazu flog ihr Kopf nach allen Seiten wie eine Wetterfahne, mit der die Winde spielen.

Keine Antwort kam. Nelly war ganz verwundert. Sie wollte schon sagen:

„Liebe Tante, laß dir doch nicht den Verstand stille stehen, halt lieber den Kopf still, das wäre gescheidter.“

Da fiel ihr Blick auf das Wasserglas, das hinter der Tabaksdose stand.

Was schwamm denn da drin? Wie sah denn das aus? Das waren ja Tantes Zähne!

Und mit einem Male begriff Nelly, warum dieser Mund, der sonst immer von weisen Reden überfloß, jetzt plötzlich stumm war, Tante hatte falsche Zähne!

Eine furchtbare Schadenfreude ergriff sie. Sie hätte am liebsten aufspringen, durch alle Gänge und alle Zimmer rasen und dazu singen mögen: „Meine Tante hat falsche Zähne! Meine Tante hat falsche Zähne!“

Aber die alte Jungfer hatte mit entsetzter Angst, als wäre sie beim gräßlichsten Verbrechen ertappt worden, den Blick stier auf das übermütige Mädchen gebannt. Ihr Mund lallte nur ein kaum verständliches: „Hi—haus! Hi—haus!“

Da sprang Nelly auf, drückte geschwind einen Kuß auf die Nachthaube und lief davon.

Doch als sie sich tief unter die Bettdecke verkrochen hatte, platzte sie heraus. Sie lachte, bis ihr Thränen in die Augen traten. Tante Ida hatte falsche Zähne! Das erschien ihr so komisch, daß sie darüber das schwarze Kleid, die Montreuxer Table d'hôte und überhaupt allen Ärger vergaß und mit dem fröhlichsten Lächeln einschlief.

VI.

Der Frühling stieg über die südlichen Berge und schmückte mit seinen schönsten Blumen die Ufer des blauen Sees. Vom klaren Himmel schien die Sonne, sie leuchtete tief in die dunkeln Herzenkammern der Menschen, daß selbst in den verstaubtesten Winkeln etwas Fröhlichkeit glänzte.

Aber Nelly war nicht fröhlich.

Ihr Gemüt schwankte zwischen Zorn und Traurigkeit.

Wenn sie zornig war, trippelte sie mit kurzen geschwinden Reiterschritten — dieser Gang war ein Erbteil ihres Vaters — im Garten oder in Nr. 96 auf und ab, ballte ihre kleinen Fäuste und schmiedete Rachepläne gegen ihre Beleidiger. Gegen die Hotelgäste, die sie als Luft betrachteten, gegen die Kellner, die an ihr ihre Unverschämtheit vervollkommneten, und am allermeisten gegen ihre Tante.

Ihre Gedanken über Fräulein Felsche waren gewiß nicht sehr liebenswürdig, aber sie waren natürlich.

Eine unglücklichere Erzieherin konnte es nicht geben. Wenn das junge Mädchen lachte oder fröhlich war, dann kam diese gleich mit ihrer moralischen Gießkanne und überbrauste sie mit einem Essigaufguß von guten Lehren. Demut, Bescheidenheit, Sparsamkeit, Sparsamkeit an allen Ecken, in allen Formen, bei jeder Gelegenheit, das war für die alte Jungfer der Inbegriff des Lebens.

Wenn am Schluß die Tante fragte: „Hast du dir auch alles zu Herzen genommen?" so antwortete Nelly: „Ja!" Innerlich aber dachte sie: „Ich habe mir zu Herzen genommen, das gerade Gegenteil zu thun von allem, was dieser Geizkragen mir sagt."

Ihr leichtes Blut sträubte sich dagegen, jeden Pfennig sechsmal herumzudrehen und ihn schließlich wieder ins Portemonnaie zu stecken. Sie hielt es für sehr unanständig, eine halbe Stunde lang mit dem Droschkenkutscher zu feilschen, ihm am Ende der Fahrt als Trinkgeld einen Kupfersous in die Hand zu drücken und sich dann eiligst zu empfehlen. Sie ging nicht gern an Krüppeln und Bettlern vorbei, weil ihre Tante in Leipzig Mitglied des „Vereins gegen Armut und Bettelei" war. Alles in allem war sie nicht sehr erbaut von ihrer Tante, und ihre Liebe zu der alten Dame glich einem tauben Nußkern, der, auf einen Felsen gepflanzt, mit Essig begossen wird, woraus sich dann freilich nicht viel Gedeihliches entwickeln kann.

Wenn Nelly so auf und ab trippelte, tauchten oft seltsame Vorstellungen in ihr auf.

Sie bildete sich ein, daß ein reicher Onkel aus Amerika ihr sein Vermögen vermachte, oder daß sie plötzlich das große Los gewönne. Und dann — wenn sie Geld hatte — dann sollte es ihr durch die Finger fliegen, heidi! Sie war gewiß nicht übermäßig zur Verschwendung beanlagt. Aber das ewige Predigen der Sparsamkeit und der ihr aufgezwungene Geiz bildeten den Hang dazu am besten aus. Wie ein Hungriger sich nach nichts mehr sehnt, als sich mal gründlich satt zu essen, womöglich sich den Magen zu verderben, so wurde es mit der Zeit ihre liebste Vorstellung, in einen großen Geldbeutel hineinzulangen und die Thaler umherzustreuen wie Häcksel und Spreu.

Reichtum schien ihr als der Inbegriff des Glückes, und glänzendes Auftreten die Erfüllung aller Sehnsucht. In ihrem Mädchenkopf stapelten Kleider und Hüte, die sie für kommende Fälle ausgesucht, und der ganze weibliche Eitelkeitsmarkt sich an wie in dem schönsten Montreuxer Modemagazin.

Wenn sie sich aber eine Zeitlang in solchen Vorstellungen getummelt hatte, kam sie schließlich doch zur Vernunft und sagte: „Was hilft das alles! Ich bin arm und muß mich darein finden. Früher war ich auch arm und glücklich dabei, und viele Hunderte sind es ebenso wie ich. Mein Unglück ist, daß ich hier in diesem Hotel bin, wohin ich nicht gehöre, und daß ich mir von meiner Tante alles gefallen lassen muß. Das Gescheidteste wäre, ich finge mein Leben auf eigne Faust an."

Sie machte sich mit dem Gedanken vertraut, Gouvernante zu werden, und da sie in der „Tribune de Genève" Gesuche nach solchen fand, nahm sie sich vor, dahin zu schreiben.

So schwankten unvernünftige und vernünftige Gedanken in dem Kopf des achtzehnjährigen Mädchens. Die thörichten Einfälle kamen sehr leicht herangeflogen. Die vernünftigen Vorsätze aber mußte sie erst mühsam zusammenbrauen, und wenn sie sie auch glücklich fertig brachte, so wurde es doch eine recht bittere Medizin. Denn immerhin war Nelly ein Kind ihrer Eltern und mehr zu heiterem Lebensgenuß geschaffen als zu Entsagung und harter Arbeit.

Nichts ist ein besserer Nährboden für den Bacillus Liebe als ein trauriges Herz. Ohne es zu merken, hatte Nelly schon die schönste Reinkultur gezogen. Denn das Ende aller Kämpfe und Pläne war der Wunsch: wenn er doch nur käme!

Stundenlang konnte sie von ihm träumen.

Unter ihr planschten die bläulichen Wellen. In der Ferne erhob sich das schattendunkle Massiv des Dent du Midi, dessen weiße Eisnadeln im hellsten Sonnenglanz blitzten. Und am Ufer, als Abschluß hinter den Villen und Palästen, lag in trotziger Schönheit mit Mauern, so dick, wie man nur in eisgrauen Zeiten sie baute, das Schloß Chillon, die berühmte Pilgerstätte aller Fremden.

Nellys Blicke aber schweiften nach der andern Seite hin, weit über den Seespiegel. Dort, wo er in uferlosem Bogen mit dem Blau des Himmels fast verschwamm, am Kelchrand dieses großen Füllhorns mußte Genf liegen ... Und dort wohnte er, den sie so sehnsüchtig herbeiwünschte. Sie dachte an das Versprechen, das er ihr einst gegeben: „Wenn das Leben dir mal weh thut, dann ruf' nur mich! Ich helfe dir.“

Ein heißes Verlangen überfiel sie, ganz weit hinauszuschauen und in die blaue Morgenluft der fernen unbekannten Stadt zu den Hilferuf zu senden: „Peter komm! Ich sehne mich nach dir!“

Aber er! Er hatte sie gewiß vergessen. Sie hatte ihm noch auf der Reise geschrieben, daß sie mit ihrer Tante nach Montreux ginge. Doch bis jetzt war keine Antwort gekommen. Er mußte sie ganz und gar vergessen haben.

Trotzig und voll bitterem Weh schaute sie hinab. All die Schönheit zu ihren Füßen, die Pracht der Menschenhände und der Natur wünschte sie zum Teufel. Das ganze Montreux samt dem Hotel Millefleurs und all seinen Gästen konnte ihr gestohlen bleiben.

Das Eine aber möchte ich, dachte sie und schlug mit ihrer kleinen Faust auf die Fensterbank. Jetzt möcht ich mit dem Peter unterm Apfelbaum liegen, und er müßte mir eine Geschichte erzählen! — — —

Während dieser Zeit machte Tante Ida eine sehr erfreuliche Bekanntschaft.

Abends pflegte sie sich mit Nelly in den Salon zu setzen, um das Leipziger Tageblatt zu lesen. Der kleine Raum war vollgepfropft wie eine Schiffskajüte. Viele Engländerinnen saßen umher, die ihre Knie oder zwei Millimeter Tischkante als Unterlage zu endlosen Briefen benutzten.

So verschämt als möglich faltete das alte Fräulein ihr enormes Blatt auseinander und wollte sich gerade in die Familienanzeigen vertiefen, als sie sah, wie drüben auch eine Dame ihre Zeitung aufhißte. Doch ehe diese zu lesen begann, zog sie ihr Taschentuch hervor, um sich zu schnauben. Es gab einen mächtigen Ton, wie von einer verstimmten Trompete.

Der ganze verschlafene Salon fuhr auf und blickte auf die Musikantin, die mit schiefem Kopf wie ein rechtes Häufchen Unglück dasaß.

Tante Ida aber fühlte plötzlich ihr Herz schlagen, und ihr Kopf fing lebhaft an zu wackeln, denn die Zeitung dieser andern war auch das Leipziger Tageblatt!

Sie stieß ihre Nichte an und sagte leise:

„Betrachte doch mal diese sympathische Dame!“

„Ja, sapperlot,“ dachte Nelly, „was ist denn das für 'ne alte Thranlampe!“

Tante Idas altes Herz schlug noch mächtiger.

Die drüben vertiefte sich in dieselben Verlobungs-, Geburts- und Todesanzeigen, die auch ihre Seelenspeise waren.

Es litt sie nicht mehr auf ihrem Platz. Sie stand auf und begrüßte die Leserin. Im Hochgefühl einer echt Wollenen nannte sie gleich ihren Namen. Da ließ die andre ihre Katzenaugen funkeln und sagte mit rauher Stimme, als wenn sie eine Gräte verschluckte:

„Ich heiße Clementine Taube.“

„Fräulein Taube aus Leipzig?“

Die andre nickte.

„Waren Sie nicht Lehrerin?“

„Ja, in früheren Jahren widmete ich mich der Erziehung höherer Töchter.“

„Dann kennen Sie wohl auch Herrn Rektor Strim?“

„Er war mein langjähriger Vorgesetzter. Ein würdiger Mann . . . einer der wenigen.“

Tante Ida nickte. Sie war ganz glücklich über diese neue Bekanntschaft. Nachdem sie sich beide gestanden hatten, daß sie Verehrer des alten Rektor Strim (der im Kindermund der „blaue Strim“ hieß) seien, entdeckten sie noch eine große Anzahl andrer Berührungspunkte. Ganz Leipzig schien plötzlich nach Montreux versetzt. Und als die beiden Damen sich verabschiedeten, hatten sie beide das Bewußtsein, daß sie für einander wie geschaffen seien. In der kurzen Zeit hatten sie so viel gleiche Sympathien bei sich gefunden, wie nur zwei alte Jungfern bei sich finden können.

Diese Freundschaft wurde jeden Tag enger. Und es dauerte nicht lange, so schüttete Fräulein Felsche ihr volles Herz aus. Sie erzählte die ganze Geschichte, die ihr so viel Kopfzerbrechen machte, von der aus der Art geschlagenen Schwester, von deren Mann, dem Rittergutsnutznießer, und von dem Kind, das erblich so schwer belastet war.

Fräulein Taube hörte stillschweigend zu. Nur manchmal seufzte sie tief auf. Als Tante Ida geendet, holte sie ihr Taschentuch hervor und blies durch die sonnenbeglänzte Morgenluft den kläglichsten Trauermarsch.

„Sie können sich nun denken,“ schloß die Tante, „welch eine schwere Verantwortung auf mir liegt. Ich muß über das Kind wachen, damit es einst seines Glückes sich würdig zeigt.“

„Vor allem müssen Sie es hüten, daß es keinen Selbstmord begeht!“ antwortete Fräulein Taube mit Grabesstimme, indem sie über ihre Brillengläser wegsah wie ein alter Magister.

„Um Gotteswillen, was?“ fragte Tante.

Die andre schüttelte trübselig den Kopf.

„Welch ein Unglück! Welch ein Unglück! Wissen Sie nicht, daß in Millionärsfamilien der Hang zum Selbstmord grassiert?“

„O Herr Jesus!“

„Ist in Ihrer Familie nie ein solcher Fall vorgekommen?“

Fräulein Felsche hatte angstvoll die Hand auf den Busen gepreßt und sagte nach einigem Sinnen:

„Ein Onkel von mir hat sich vor fünfzig Jahren erhängt.“

„Sehen Sie! Sehen Sie!!“

„Aber er war überhaupt ein verkommener Mensch, der schon in der Jugend sein Vermögen durchgebracht hatte. Und er legte Hand an sich, als er zum drittenmal Bankerott machte.“

„O, das thut nichts,“ versetzte Fräulein Taube. „Der Hang liegt gewiß in Ihrer Familie. Das Geld übt ja eine verhängnisvolle Macht aus. Übermut, Schwelgerei, alle Todsünden hat es im Gefolge ... Ich danke Gott, daß ich eine arme Lehrerin bin.“

„Ich habe ja auch nur die paar Thälerchen, mit denen ich auskomme,“ sagte Tante Ida, um keine Mißverständnisse hervorzurufen. „Aber trotzdem kenne ich reiche Leute, die nicht schwelgen, und die auch nicht Selbstmord begehen. Das Kind ist ja in so bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Und es weiß ja auch nichts von seinem Vermögen.“

„Selbstverständlich darf es nichts wissen. Die Unkenntnis ist noch sein einziges Glück. Ach, der arme Engel, der an einem Abgrund wandelt und sich nichts träumen läßt.“

„Was soll denn aber werden?“

„Am besten wird das Kind barmherzige Schwester.“

Durch diesen Vorschlag wurde Tante Ida ganz verblüfft. Das ging doch etwas zu weit. Denn wenn ihre Nichte ledig blieb und keine Kinder bekam, was machte man da mit all dem schönen Geld?

Deshalb meinte sie unterwürfig zu ihrer Freundin:

„Das beste mag es ja sein. Aber das zweitbeste wäre wohl, wenn das Kind einen braven Mann bekäme. Und dafür bin ich ... Ich habe auch schon darüber nachgedacht,“ fuhr sie fort. „Ein Offizier oder ein Landwirt dürfte es um keinen Preis sein. Ein Jurist ginge schon eher. Am besten wäre ein guter Mann, nicht mehr zu jung, der seinen Beruf aufgibt und sich ganz dem Glück seiner Familie widmet. Wenn er nur etwas sparsam ist, kann er ganz gut mit den Zinsen auskommen und noch zurücklegen.“

Fräulein Clementine versprach sich von diesen Plänen nur einen düsteren Mißerfolg. Und wenn sie an den folgenden Tagen mit Nelly zusammenkam, klopfte sie ihr traurig auf die Schultern und sagte:

„Armes Kind! Armes Kind! Ihnen steht eine schwere Zukunft bevor.“

Nelly wurde bei diesem Jammer ganz unheimlich zu Mut ...

Doch eines schönen Morgens schien ihr das Glück zu lächeln. Sie saß im

Garten ganz allein für sich, als Lieutenant von Kalderhot, der einzige, der hin und wieder ein freundliches Wort mit ihr sprach, sie zu einer Partie Lawn-Tennis aufforderte.

Erfreut nahm sie an, obgleich sie das Spiel nur vom Zusehen kannte.

Sie wurde Frau Rose vorgestellt, die in einem reizenden Sportkostüm von weißem Flanell schon erwartungsvoll mit ihren hohen gelben Hackenstiefelchen auf dem Rasen trippelte.

„Ich habe doch den Vorzug, auf Ihrer Seite zu sein?“ fragte der Offizier.

Die schöne Frau nickte huldvoll, und Réne Basch übernahm stillschweigend Nelly.

Das Netz wurde straffgespannt. Die Herren einigten sich schnell über einige strittige Regeln.

Frau Rose schlug an. Aber da sie nichts verstand, schlug sie daneben, und der Ball fiel zu ihren Füßen nieder. Den zweiten schlug sie hinter sich über ihren Kopf, daß er in einem Magnoliengebüsch verschwand.

Es war für Nelly ein Trost, daß ihre Gegnerin auch nichts vom Spiel verstand. Doch ob diese schlecht spielte oder sie selbst, machte einen gewaltigen Unterschied. Denn als sie werfen sollte und den Ball kerzengerade in die Luft schlug, brummte ihr Partner unhöflich:

„Mit ihnen scheint's auch nicht weit her.“

Um überhaupt zu beginnen, schlug Kalderhot. Er spielte mittelmäßig, während René Basch meisterhaft das Racket führte. Nelly blieb ruhig an ihrem Platz und ließ den Maler die Bälle zurückgeben. Frau Rose aber flatterte eilig hin und her, schlug, wo sie nur konnte, traf bald die Luft, bald den Rasen, bald einen Körperteil ihres Partners, aber niemals den Ball.

Das erste Set war für sie und Kalderhot bald verloren.

Nelly mußte wieder anschlagen.

„Jetzt kommt's drauf an!“ dachte sie. „Entweder bist du auf ewig drunter durch, oder du machst die erste Blamage wieder gut.“

Ein wenig blaß vor Erregung wiegte sie das Racket auf und ab, dann holte sie zum Schlage aus, so feierlich, als sei das leichte Holz ein Henkerbeil, mit dem sie ihr Meisterstück als Scharfrichter machen müßte.

In elegantem Schwung flog der Ball über das Netz und trudelte auf dem Rasen weiter zu Füßen der Frau Rose, die sich steif darnach bückte.

„Bravo!“ rief der Lieutenant händeklatschend.

Nelly aber begann nun die Technik des Spiels zu erfassen, für das ihr graziöser Körper mit der sicheren Hand und den flinken Beinen wie geschaffen war. Einige Zuschauer hatten die Gartenbänke ringsum eingenommen. Und es war wirklich ein fröhlicher Anblick, diese vier sich tummelnden Menschen auf dem mit roten Tulpenbeeten geschmückten Rasen.

Eine niedrige Mauer grenzte den Garten ab. Dahinter strahlte die blaue Seefläche, die gleich einer großen durchsichtigen Glasglocke den Himmel überwölbte. Wie verschwindend kleine Böte mit weiß blendenden Segeln kreisten Scharen von Möven in diesem hohen Luftmeer, und oft, wenn ein Ball allzukühn sich verstieg, stürzten sie mit hellem Kreischen ihm nach, in fröhlicher Spiellust durch den Sonnenglanz sich tummelnd.

Gleich fröhliche Lust hatte Nelly erfaßt. Ihre Augen leuchteten, ihr Gesicht war leicht gerötet, herausfordernd kräuselten sich die Locken um ihre Stirn. Wie sie so dahinflog, hätte sie jeder gewiß reizend gefunden, wenn nur nicht diese fürchterliche schwarze Kutte gewesen wäre, die alle Grazie ihrer schlanken Glieder verbarg.

Doch sie hatte das ganz vergessen. In kühnen Sätzen sprang sie über das grüne Gras, als wäre sie auf der Kirchhaseler Wiese, und ihrem Gegner jubelte sie zu, wie einem alten Kameraden.

„Laufen! Laufen! Sie sind zu langsam!“ schrie sie, während ihr Ball wie ein Pfiff über das Netz sauste — und der Lieutenant lief, als tönte hinter ihm die Stimme seines kommandierenden Generals.

Immer heftiger wurde der Kampf. Immer rascher folgten die Siege für Nelly und den Maler. Frau Rose fing bedenklich an zu pusten. Sie fächelte sich Luft mit ihrem Taschentuch zu, und ihre zarten Finger preßten sich manchmal um die Taille, als wäre es ihr dort zu eng.

Das junge Mädchen lief in einer Pause teilnahmsvoll zu ihr hin und sagte:

„Nicht wahr, Sie schwitzen auch gehörig?“

Aber mit unnachahmlicher Vornehmheit zog die schöne Frau ihre Brauen in die Höhe und sagte:

„Nein, durchaus nicht.“

„Nicht?“ fragte Nelly ganz verblüfft.

„Arbeiter schwitzen,“ antwortete Frau Rose voll Hoheit. „Damen fühlen sich warm.“

Bestürzt ging die Zurechtgewiesene zurück. Im Eifer des Spiels aber vergaß sie bald ihren Verdruß.

Man tauschte nun die Plätze, indem der Maler auf Frau Roses Seite trat. Doch Nelly führte so wunderhübsche Schläge, daß der Sieg trotzdem auf ihrer Seite blieb. Sie und der Maler spielten fast ganz allein. Madame Rose langweilte sich, und der Offizier blickte sie bewundernd an.

René Basch warf Nelly den Ball hin, die ihn zurückgab. Noch einmal flog er zu ihr hinüber, und sie gab ihn wieder zurück, und nun, als sei er von den beiden Rackets angezogen, flog er her und hin, hin und her. Bald in hohem Bogen, bald wagerecht, den Netzrand streifend. Die Zuschauer klatschten erfreut Beifall und begannen zu zählen.

Die beiden Spieler näherten sich immer mehr, während der Ball in immer kürzeren und schnelleren Bogen hin und her tanzte. Sie waren jetzt ganz dicht beim Netz, daß sie einander fast die Hände reichen konnten. Nelly, die nichts Böses ahnte, warf den Ball jedesmal so, daß ihr Gegner ihn fangen konnte. Aber dieser that plötzlich einen scharfen Schlag von der Seite. Einen Augenblick stutzte Nelly. Dann sprang sie dem Ball nach. Hätte sie ihn fallen lassen, so wäre er weit über den Kreidestrich geflogen, der die Grenze bildete. Aber sie, ganz im Eifer des Spiels, machte einen Sprung, einen echten Kirchhaseler Bocksprung, glitt aus — und ein Mißgeschick passierte ihr, wie's einer jungen Dame nicht schlimmer passieren kann.

So lang sie war, fiel sie zu Boden. Ihr Kleid flog hoch in die Luft, und ein Stück ihres Beinkleides blickte darunter hervor. Aber ein Beinkleid, schlotternd

wie eine Pumphose, tief bis über die Knie gehend, aus dem allerhäßlichsten, allergröbsten Wollstoff, wie nur Landmädchen es tragen. Wäre es Batist oder wenigstens Leinen gewesen, kein Mensch hätte sich darüber empört. Aber diese altmodische Glöckelhose aus ordinärer Wolle, mit einer roten Kante als Verzierung, lag vor den Augen dieser an alle Raffinements des Luxus gewöhnten Leute da, wie ein enthülltes Verbrechen an gutem Geschmack, an der Erziehung, an allem, was Anstand und Sitte war.

Sie war vor Schreck wie betäubt. Sie glaubte ringsum ein Kichern zu hören und wäre am liebsten mausetot liegen geblieben.

Doch der Lieutenant sprang hinzu und half ihr nach einer Bank.

Unter den Zuschauern war ein allgemeiner Aufruhr. Nur die Engländerinnen blickten mit undurchdringlichen Gesichtern steif in die Luft, als hätten sie nichts gesehen.

Nelly stand auf und wankte davon. Als sie aus dem Gesichtskreis der Leute entschwunden war, flog sie trotz ihres geschundenen Knies die Treppe hinauf.

Doch hinter ihr her flog ebenso schnell die Geschichte ihres Unfalls. Im Nu wußte das ganze Hotel davon. In sechs Sprachen wurde ihre Schmach unter den Gästen verbreitet, indem jede Nation die Begebenheit etwas anders färbte.

Auch das Personal erfuhr davon. Jean, der aus dem Fenster des Speisesaals dem Spiel zugesehen hatte, erzählte sie dem Portier. Dieser dem Kellner. Von dem kam es auf den Liftjungen. Der fuhr eiligst damit zu dem Stubenmädchen hinauf und rief durch seine Erzählung eine förmliche Revolution hervor. Sie behaupteten, so etwas Ordinäres noch nie gehört zu haben, und indem sie die Hand aufs Herz legten, schworen sie, dergleichen könnte ihnen nie passieren, dazu seien sie viel zu gebildet.

Nelly aber saß in ihrer Kammer und empfand einen unaussprechlichen Jammer über ihre „Unaussprechlichen".

VII.

Durcheinander geflogene Papierbogen, mit denen man sechs Ofen hätte heizen können, Tintenspritzer, zerbrochene Eierschalen, eine halbvolle Theetasse, Reste des Abendessens auf kreuz und quer stehenden Möbeln, ein unaufgeschlagenes Bett, in dem jemand gelegen, über allem eine Puderwolke von Cigarrenasche, kurz ein so wüstes Chaos wie kaum vor Erschaffung der Welt — das war die Genfer Wohnung Peter Wildes.

Der junge Mann selbst entsprach seiner Umgebung. Nur mit Hemd und Hose bekleidet, ging er auf und ab, das abgespannte übernächtige Gesicht, dessen Augen in einem ungestillten Verlangen brannten, dessen Haar die fiebernde Hand oft durcheinandergewirrt hatte, von der grellen Morgensonne überflutet. Er hatte die Nacht gearbeitet, war aber sehr unzufrieden.

Jetzt hockte er sich in die Badewanne und richtete, als wäre noch nicht Schmutzerei genug im Zimmer, eine große Sintflut an.

Was das Innere von Peter Wilde anging, so läßt es sich nicht mit einem Wort beschreiben.

Wenn man ihn selbst gefragt hätte, was für ein Mensch er wäre, so hätte er geantwortet: „Verstandesmensch. Kalt, nüchtern, Egoist, ziemlich viel Willenskraft und gar keine Vorurteile, einige Spuren trümmerhafter Grundsätze. Statt der letzteren besitze ich einige Ideale, doch sind sie so konfus und dehnbar, daß sie mich kaum belästigen. Sie sind so bunt und durcheinander gewürfelt, wie die Fahnen bei einem Schützenzug. Für jede Handlungsweise könnte ich die passende Flagge eines Ideals aufhissen. Im übrigen sind Ehrgeiz und Sehnsucht nach Reichtum die Triebfedern meines Thuns . . . Unter ihrer Wirkung spielt mein Leben sich ab wie eine Uhr.“

Wenn man ihn weiter gefragt hätte, ob das der ganze Mensch wäre, so würde er etwas gezögert und verlegen hinzugefügt haben: „Es ist der ganze Mensch, wenn er so wäre, wie er sein sollte. Aber leider hat diese famos funktionierende Maschine, dieses glatt laufende Uhrwerk noch eine Feder zu viel. Für gewöhnlich ruht sie. Aber wenn diese verfluchte Feder mal an zu schnurren fängt, ist es mit aller Regelmäßigkeit vorbei. Dann fangen die Zeiger unmotiviert zu galoppieren an, oder sie bleiben stehen, oder der eine geht nach rückwärts, der andre vorwärts.“

„Wie nennen Sie denn diese Feder?“

„Lieber Herr, das kann ich Ihnen selbst nicht sagen. Wenn die Wissenschaft nicht bewiesen hätte, daß es keine Seele gibt, so würde ich mir erlauben, diese Feder meine Seele zu nennen. So nenne ich sie, das Ding, welches es nicht gibt und welches mir entsetzlich zu schaffen macht.“

„Dieses Ding, welches es eigentlich nicht gibt, diese inkommensorable Größe, ist die Quelle aller Störungen meines Lebens. Sie bewirkt, daß ich oft das Gegenteil thue von dem, was ich will. Daß ich auffahre, wo es besser wäre, gelassen zu lächeln. Daß meine Hand sich öffnet, wo sie fest geschlossen bleiben sollte. Daß ich hohnlächle, wo feierlicher Ernst mir Ehre brächte. In Summa ist es ein unpraktisches thörichtes Ding. Beneidenswert sind die Menschen, die echten strammen zum Glück und zu Erfolgen bestimmten Söhne dieser praktischen Zeit, die an einem solchen Überfluß nicht leiden . . .“

Unterdes hatte Peter Wilde sich gebadet, angezogen, rasiert, gekämmt, überhaupt neu aufgetakelt und glich so kaum noch dem Peter von vorhin. Er sah sehr elegant aus.

Nachdem er die zerstreuten Manuskripte zusammengerafft, überließ er den Rest dem Dienstmädchen. Dann holte er noch einen Brief hervor, der seit drei Wochen zwischen Wäscherechnungen lag. Es war Nellys Einladung nach Montreux zu kommen.

Während er den Brief in der Hand hielt, gönnte er sich einige Minuten leichter Träumerei.

Hin und wieder dachte er ganz gern an die alte Zeit zurück, obgleich er es nicht oft that. Das weitläufige Haus, die Stunden beim Pastor Beerenbusch, in dessen Zimmer es nach kaltem Pfeifendampf roch, die gemütlichen Mahlzeiten, namentlich die abends, wobei jeder einen Haufen Butterbröte bekam (nie hatte er

besseres Brot gegessen!), die Spiele mit der kleinen Elly oder Nelly oder wie sie hieß: Das waren Erinnerungen, die, etwas verblaßt, etwas vermodert, ihn doch immer erfreuten, wenn irgend ein Anlaß sie wachrief.

Die kleine Elly oder Nelly oder so hatte er mal geküßt. Das wußte er noch. Und die Erinnerung dieses Kusses kam ihm immer dann, wenn er zum erstenmal ein andres Mädchen küßte. Bei jeder ersten Berührung eines fremden Mundes durchlief ihn der Gedanke, daß er dies Gefühl schon einmal genossen. Doch damals war es unendlich viel feiner, unendlich viel süßer, der Schauer war viel tiefer gewesen.

Aber er wußte sehr wohl, daß die Süßigkeit dieses Kusses nicht an dem Mädchen lag, nicht an dem Gefäß, aus dem er getrunken, sondern an ihm selbst, weil er damals zum erstenmal gekostet. Und deshalb bewahrte er diesem ersten Kuß eine so pietätvolle Erinnerung: es war die Pietät vor seinem eignen unberührten, frischen, urwaldlichen Zustand, der nie wiederkehren konnte. Das Mädchen aber hatte er im Lauf der Jahre längst vergessen. Und der Gedanke, sie wiederzusehen, verursachte ihm keine Erregung und gab ihm keine Illusionen.

Immerhin konnte er sich die petite fille mal ansehen. Er würde einen amüsanten Tag verleben, gut dinieren — morgen ging's dann wieder an die Arbeit.

Mit dem Gedanken setzte er sich aufs Schiff.

Der schönste Dampfer des Genfer Sees „Mont Blanc" tauchte aus den Morgennebeln und fuhr mit Volldampf, umflattert von kreischenden Möven, der Landungsbrücke zu. Plötzlich stoppte er und ließ sich seitwärts vertreiben.

Nelly spähte sehnsüchtig nach den Passagieren. Seit zwei Wochen war das ihr Zeitvertreib: auf Peter zu warten, da kein Mensch sich um sie bekümmerte. Aber der Erwartete kam nicht. Weder er selbst, noch ein Brief von ihm.

Die Menschen zerstreuten sich. Das Schiff fuhr weiter.

Enttäuscht und hoffnungsmüde setzte sie sich auf eine Bank.

Da trat ein fremder Herr auf sie zu und sagte mit einer Stimme, die ihr Herz still stehen hieß:

„Ich will doch wetten, daß Sie Fräulein von Wacht sind."

Ihre Hand lag in der seinen. Mit großen Augen, die ihn kaum fassen konnten, betrachtete sie ihn, ohne ein Wort zu erwidern.

Doch er bemerkte hiervon nichts und fuhr halb lächelnd fort:

„Es ist hübsch, daß Sie noch an mich gedacht haben. Ich glaubte, Sie hätten mich längst vergessen."

„Haben Sie mich denn vergessen?" fragte sie erschrocken.

„I wo! Ich nicht. Aber junge Damen vergessen doch so leicht."

Darauf betrachteten sie sich einen Augenblick.

Er war enttäuscht von ihrem Aussehen. So spitz, so mager, so bescheiden! Vielleicht war sie ziemlich hübsch. Aber wie kann man überhaupt in einem solchen Kleide hübsch sein?

„Hol der Kuckuck den dummen Streich!" dachte er. „Ich wollte, ich wäre sie glücklich los und könnte mich anderswo amüsieren."

Das junge Mädchen aber war ganz bestürzt, daß aus dem wilden struppigen

Jungen mit zu knappen Ärmeln und zu drallen Hosen ein so kühler, weltsicherer und fremder Mensch geworden war.

Eine Flut von Gedanken durchbrauste ihren Kopf.

Nun war er da! Sie hatte immer gedacht, wenn er käme, würde sie sich an ihn klammern, ihn jubelnd begrüßen und ihm ihr ganzes Herz ausschütten . . .

Statt dessen sprachen sie die gleichgültigsten Dinge.

Er fragte nach allem möglichen. Warum sie hierhergekommen, mit wem, ob sie da und dort schon gewesen, ob man im Hotel gut diniere?

Sie antwortete wie im Traum.

Dann kamen sie auf die Vergangenheit, und da wurde sie lebhafter. Sie erzählte in einem fort, und er lächelte dazu. Es war ein undeutliches Lächeln, das wie eine Politur über seinen ausgearbeiteten Zügen lag, nicht freundlich und nicht spöttisch, ein Lächeln kühler Höflichkeit, das zu sagen schien: Sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu erneuern . . . Bei diesem ewigen Lächeln fing ihr Herz vor Zorn beinahe zu kochen an. Als sie schließlich stockte, fragte er:

„Sie waren bis jetzt immer in Kirchhasel?“

„Sieht man mir das nicht an?“

Er sagte weder ja noch nein, sondern lächelte wieder.

„Waren Sie die letzten Jahre in Berlin?“

„Jawohl.“

„Sie haben sich sehr verändert.“

„Das glaub' ich . . . Und die Vergangenheit, von der Sie erzählten, liegt Gott weiß, wie weit hinter mir. Ich muß meiner Erinnerung eine Brille aufsetzen, wenn ich sie noch entdecken will.“

„So haben Sie diese Zeit vergessen?“

„Ich habe kaum mehr daran gedacht,“ versetzte er einfach.

Nelly schwieg, und in ihrer Seele fiel ein wunderschönes Luftschloß in lauter Trümmer zusammen. Aber er schob fröhlich den Hut in den Nacken, und indem er seinen kräftigen Körper reckte, fuhr er fort:

„Wenn ich mal ein alter Mann bin, dann werde ich wohl an die Kinderzeit zurückdenken. Jetzt aber seh' ich nur vorwärts. Jetzt heißt's im Gedräng einen Platz erobern, weiter kommen, arbeiten, Geld verdienen.“

Plötzlich dann von seinem Gedanken abspringend, lehnte er sich in lässigem Behagen zurück und sagte:

„Was für ein wunderbarer Morgen!“

Sie hörte nicht auf ihn, in Nachdenken versunken. Sie sah nicht, wie er mit entzückten Augen auf eine Segelbarke wies, die über den azurblauen See so sacht hinschwebte, daß ihr Spiegelbild mit fast ungebrochenen Linien ins tiefe Wasser hineinwuchs.

Nach einer Weile aber fragte sie ihn, und es war eine Frage, die schon oft ihr eignes Innere aufgeregt hatte:

„Halten Sie die Armut für ein Unglück?“

Verdutzt blickte er sie an und erwiderte schnell:

„Teufel noch eins, sie ist ein großes Unglück. Wenigstens für unsereins.

Für arme Leute mag Reichtum ein Unglück sein, denn sie verderben sich daran den Magen. Aber wie kommen Sie auf diese Frage?"

„Ich habe schon manchmal darüber nachgedacht."

„Man sieht Ihnen an, daß Sie keine Armut kennen, sonst würden Sie nicht lange nachzudenken brauchen."

„Ich kenne Armut sehr gut," antwortete sie verletzt. „Und ich bin der Überzeugung, daß sie kein Unglück ist. Übrigens wissen Sie doch gar nicht, ob ich selbst nicht auch arm bin."

„Wenn Sie es wären, wohnten Sie nicht im Hotel Millefleurs, sondern ständen da unten, wo die Weiber waschen. Und dann frügen Sie auch nicht so . . . naiv. Glauben Sie mir, es ist etwas sehr Miserables um die Armut."

„Aber dann wären ja die meisten Menschen unglücklich."

„Die meisten nicht. Die meisten sind daran gewöhnt. Die sind auch an Schmutz gewöhnt und fühlen sich sehr wohl darin. Aber für uns ist Schmutz trotzdem etwas sehr Häßliches."

„Also könnten Sie sich kein Glück ohne Reichtum denken?"

Er lächelte über den Ernst, womit Sie diese Frage that.

„Nein. Für mich wirklich nicht. Ich habe nun mal eine Vorliebe für alles Schöne auf der Welt und hasse wie die Pest das Häßliche. Aber der Weg zu allen schönen Dingen ist mit Goldstücken gepflastert. Haben Sie das nicht auch bemerkt?"

Sie schüttelte trotzig den Kopf und sagte:

„So viel Wert, wie Sie glauben, hat das Geld, Gott sei Dank, doch nicht."

„O," meinte er lächelnd, „den Wert des Geldes lernt man erst kennen, wenn man keins hat. Was Sie da reden, ist lauter schöne Theorie. Solche Fragen löst man nicht im Hotel Millefleurs."

Sie biß sich auf die Lippen. Sie wollte immer etwas sagen, was sie nicht herausbrachte. Sie wollte ihm entgegnen, daß nirgendwo ein Mensch seine Armut schlimmer empfindet, als da, wo ihn der Reichtum andrer umgibt.

„Wir verstehen einander doch nicht," sagte sie.

Er lächelte höflich und versetzte:

„Ich würde unglücklich sein, wenn meine bescheidenen Fähigkeiten nicht ausreichten, um Sie zu verstehen. Ich will mir alle Mühe geben. Bitte sagen Sie mir Ihre Meinung."

„Man muß doch glücklich sein können, auch ohne Geld. Denn das Glück liegt in ganz andern Dingen, z. B. wenn Sie nun mal eine arme Frau heiraten sollten . . ."

Kaum hatte sie das gesagt, als sie brennend rot wurde. Und gern hätte sie die Dummheit zurückgenommen.

Aber er, ohne ihre Verwirrung zu bemerken, sagte mit abwehrender Hand:

„Haben Sie keine Furcht! Ich werde das nie thun. Ich müßte außer Rand und Band und aller Vernunft bar sein, wenn ich es thäte. Denn ich halte es für das Unglück des Unglücks . . . Aber kommen Sie, wir wollen etwas bummeln, damit wir von diesem absonderlichen und furchtbaren Thema abkommen."

Nelly ging mechanisch mit. Ohne daß sie wußte warum, fühlte sie sich sehr

traurig. Als die beiden einige Schritte zurückgelegt hatten, hörten sie aus der Ferne heisere Trompetenklänge, und eine Stimme rief:

„Nelly! Nelly!!"

* * *

Das alte Jungfernpaar hatte nämlich weiter oben im Garten gesessen, unter grünen Myrten, und sich über die zwei Millionen samt deren Schattenseiten unterhalten. Lichtseiten hatten sie keine entdeckt.

Jean hatte währenddem nicht weit entfernt gestanden, und dieser Philosoph mit einem Serviertuch unterm Arm, der in so viel Töpfe, so viel Taschen, so viel Seelen geguckt hatte, wie keiner im ganzen Hotel, machte plötzlich ein Gesicht, dümmer als der dümmste Piccolo.

Zuerst hatte er nach rechts gelauscht, wo auf einer verschwiegenen Bank Frau Rose und Lieutenant von Kalderhot saßen. Mit einem Male aber klang ein seltsamer Laut in sein Ohr. Er fuhr in die Höhe und dachte: Wer spricht da von Millionen?

Als er Nr. 97 und 83 bemerkte, dachte er: Diese Proleten sollten ein solches Wort überhaupt nicht in den Mund nehmen!

Aber sein Ärger verwandelte sich in bodenloses Erstaunen. Er dachte, er hätte sich verhört und stocherte mit seinem Zeigefinger den Schalltrichter mal ordentlich durch. Aber was er vernahm, blieb immer dasselbe.

„Zwei Millionen? — Ach, die schwere Zukunft. — Sehr viel preußische Consols. — Auch Italiener? — Um Gotteswillen, keine Italiener! — Über fünfzigtausend Mark Zinsen. — O der Jammer, das arme Kind — zwei Millionen! — Wenn ich sie hätte! — Mir schaudert — —"

Das Haar gesträubt, die Ohren ganz steif nach vorwärts gerichtet, so stand der Oberkellner da. Erst als Fräulein Felsche mit ihrer fettigen Stimme Nelly rief, ging er traumwandelnd fort.

Einem Servierkellner stieß er das halbe Frühstück vom Brett. In seinem Leben war ihm das noch nicht passiert. Aber er achtete nicht darauf. Er goß einen Kirschwasser hinunter, um wieder zur Besinnung zu kommen. Und während er sich schüttelte, brummte er:

„Gott Strambach, ich glaub' das nicht! Das glaub' ich nicht!"

Als Nelly die Stimme gehört hatte, fuhr sie zusammen:

„Ich muß Sie meiner Tante vorstellen."

„Nur zu!" meinte Peter.

Aber sie wurde immer verlegener, und während sie zögernd mit ihm den Kiesweg hinaufschritt, fuhr sie fort:

„Hören Sie, Herr Wilde, ich habe meiner Tante gesagt, Sie wären der Neffe vom Rektor Strim in Leipzig. Bitte, bitte, widersprechen Sie mir nicht, sonst giebt's ein Unglück."

Er schüttelte entsetzt den Kopf.

„Neffe vom Rektor Strim? Was ist denn das für ein Rektor?"

„Er ist an einer höheren Töchterschule," sagte Nelly hastig. „Die Tante hat

noch Stunde bei ihm gehabt. Sie schwärmt, glaub' ich, für ihn . . . Aber lassen Sie mich nur machen. Das beste ist, wenn Sie recht bescheiden sind."

Und wirklich, Peter war die Bescheidenheit selbst. Er war sogar ganz eingeschüchtert — aus lauter Entsetzen über Tante Ida. So fett und gelb hatte er sie sich doch nicht vorgestellt. Und dabei war sie noch eine Venus im Vergleich mit der andern.

Nelly stellte vor. Etwas leiser fügte sie hinzu:

„Liebe Tante, dieser Herr ist der Neffe vom Rektor Strim."

„So . . .?" sagte Fräulein Felsche mit süßem Lächeln. „Dann seien Sie mir willkommen."

Und sie bat ihn, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Sie sind also schon Schriftsteller?"

„Schon lange, gnädiges Fräulein," versetzte Peter, dem es zwischen den beiden alten Jungfern sehr übel wurde.

„Er hat so wunderschöne Bücher geschrieben, Tantchen," fabelte Nelly. „Erzählungen für's reifere Alter. Onkel Beerenbusch war ganz begeistert davon. Sonntag nachmittag hat er uns manchmal daraus vorgelesen."

„Es war mir vergönnt," sagte Fräulein Taube, „Ihrem Herrn Onkel recht nahe zu stehen. Er gehört zu den wenigen Männern, die man achten kann."

„Jawohl," sagte Peter.

„Er hat mir von seinem Neffen . . . von Ihnen erzählt. Sie studierten doch früher Astronomie?"

Peter besann sich eine Weile, dann nickte er:

„Allerdings. Doch das Studium war mir zu himmlisch. Die Erde lag mir näher."

„Ihr Herr Onkel ist das Muster eines Mannes," sagte Tante Ida. „Von seinem Gehalt, das durchaus nicht groß ist, hat er sich ein schönes Vermögen erspart."

„So so, das freut mich zu hören," meinte der angebliche Neffe.

Die beiden alten Damen vertieften sich nun in ein Gespräch über die Vorzüge des alten Herrn, während Peter still und bescheiden zuhörte. Hin und wieder wischte er sich mit dem Taschentuch über die bleiche Stirn und machte überhaupt einen sehr ergebenen Eindruck.

Schließlich aber gelang es dem jungen Pärchen loszukommen, und kaum waren sie außer Hörweite, da blieb Peter stehen, und das merkwürdige Mädchen plötzlich mit ganz neuen Augen betrachtend, sagte er:

„Ja, alle Wetter! Ich bin doch Litterat und verstehe mich aufs Schwindeln. Aber so unerhört wie Sie! Alle Hochachtung!"

„Was sollte ich denn machen?" erwiderte Nelly lächelnd. „Ohne diese fromme Lüge wäre uns Tante nie von der Seite gewichen."

„Meine Bücher haben Sie natürlich nicht gelesen?"

„Doch . . ." antwortete sie zögernd. „Ich habe mich heimlich darüber hergemacht. Onkel Beerenbusch hielt sie nämlich eingeschlossen."

Peter lachte. Und wie er sie so anschaute, fand er, in diesem kleinen Persönchen stecke doch mehr Witz und Verstand, als er geglaubt hatte.

Da nun das Dröhnen des Gong sie zum Essen rief, kehrten sie ins Hotel zurück. Nelly fuhr noch hinauf um Toilette zu machen.

Es würde sehr für ihren Geschmack sprechen, wenn sie jetzt ein andres Kleid anzöge, dachte Peter. Aber Nelly kam in der schwarzen Kutte wieder, und ihr Erscheinen wirkte durchaus nicht als Sonnenaufgang auf ihn.

Er war sehr schweigsam beim Essen, und ein Gespräch über die Verdorbenheit der Leipziger Jugend, in das ihn die alten Damen verwickeln wollten, kam nicht recht in Gang.

Für den Nachmittag war ein Spaziergang nach einem Waldrestaurant geplant. Sobald die Table d'hote beendet war, rüsteten sich die Damen zum Aufbruch.

Wilde hätte gern noch eine Tasse Kaffee getrunken, ein Weilchen geruht, eine Cigarre geraucht. Aber den beiden alten Damen schien ein Marsch durch die Mittagshitze großen Genuß zu versprechen. Fräulein Taube wenigstens sagte strahlend:

„Nun denken Sie nur, es sind zwanzig Grad im Schatten. Bei uns in Deutschland müßte man um diese Jahreszeit noch im Pelz gehen. Welch ein gottgesegnetes Klima!"

Der Weg ging an Weinbergen steil bergauf. Es war eine Hitze zum Umfallen.

Peter verfluchte innerlich diesen ganzen verfehlten Tag. Nie in seinem Leben würde er wieder alte Bekanntschaften erneuern!

Er ging mit Nelly voran. Nach einer Stunde Kletterns nahm kühler Wald sie auf.

Große Buchen breiteten ihre mächtigen Äste aus, unter deren glatter Rinde der Saft des Frühlings gärte und quoll, die mit Millionen durchsichtiger Blättchen behängt waren, wie mit kleinen Wimpeln. Unwillkürlich schauten die beiden zurück. Da lag der See, die Stadt, die im Sonnenglanz sich nur ganz schattenhaft erhob. Der Lärm der Menschen, der dumpfe Warnungsruf der elektrischen Bahn klangen zu ihnen herauf. Dann aber wurde alles still.

Die alten Jungfern hatten sie aus dem Gesicht verloren.

Eine andre Sprache, ein andres Flüstern erfüllte ihre Ohren. Linder Frühlingswind strich durch die Buchenkronen und gaukelte in den breiten Blättern der Kastanien. Da und dort schwamm über dem durchbrochenen Laubdach ein Stückchen blauer Himmel.

Eine tiefe Träumerei hatte Wilde erfaßt. Er wäre nun gern weitergegangen, ganz still für sich, von niemandem gestört, keine Stimme hörend, als nur die zahllosen und geheimnisvollen Stimmen dieses jungen Waldes, nichts sehend als das Tanzen der Sonnenflecken auf der schwarzen Erde, als die saftigen Blumen und Kräuter. Er hätte sich ganz vollsaugen mögen von dieser frischen, gewaltigen, reinen Luft, die aus den Urquellen der Natur strömte.

Nelly ging nebenher und wagte das Schweigen nicht zu stören. In ihr hatte der Wald ganz andre Gefühle geweckt. Der Duft der Blätter, das Kosen des Windes machten ihre Seele schwellen, machten sie trunken, machte ihr Blut schneller kreisen. Sie hätte schreien, tanzen, umarmen, springen mögen. Sie hätte mögen ein Pferd mausen! Sie hätte mögen den tollsten Streich ihres Lebens begehen. Am liebsten hätte sie den Kopf ihres Freundes genommen und ihn geküßt. Aber geküßt

so, bis man die Besinnung verliert. Ihn geküßt und geküßt ... Und dann davonlaufen auf Nimmerwiedersehen! Verschwinden, trauern, in Erinnerung leben oder besser noch, sich gleich in die Schlucht hinabstürzen, die neben ihnen gähnte.

Es war eine sehr tiefe, nach oben schmale, unten sich erweiternde Schlucht. Auf dem Grunde toste ein Gletscherbach, dessen polterndes Wasser noch Eis und Schneeschollen mit sich trug. Das Ufer drüben war sehr steil, bis zu halber Tiefe war es mit weichem Humus bedeckt, und in üppiger Vegetation blühten dort Osterblumen, Leberblümchen und Schneeglöckchen.

Der Weg, ein schmaler, oft in den Fels gehauener Fußweg, begleitete die Schlucht eine Strecke weit, machte dann einen großen Bogen und führte auf einer Eisenbrücke wieder über sie hin. Bis zu dieser Brücke war es für tüchtige Fußgänger eine Stunde.

Fast mit dem Spiel der Sonnenfleckchen am Boden, die jedesmal, wenn ein Wölkchen vorbeiglitt, oder ein Windhauch die Blätter zusammenwehte, erbleichten, dunkelten, dann wieder lustig flimmerten, fast ebenso rasch wechselten Sonne und Schatten in Nellys Gemüt.

Wenn sie eben jauchzen wollte, huschte der finstere Gedanke durch ihre Seele, daß der Tag, dieser Tag, den sie so sehnlich erwartet, bald zu Ende sein würde. Es würde Abend sein, nichts von alledem, was sie geträumt, würde geschehen sein. Er ging, ein Halbfremder, wie er gekommen. Kein Wort, das sie näher führte, kein Blick, der sie erwärmte, keine Hoffnung, vielleicht nicht mal ein Wiedersehn ...

Der Tag wird um sein, und es wird sein, als wäre nichts gewesen.

Sie riß einen Zweig vom Baum und streifte die grünen Blätter ab ... So fallen meine Hoffnungen ab, sie sind verdorrt, eh' noch der Sommer kommt.

Manchmal betrachtete sie ihn mit einem verstohlenen Blick. Ihr Herz zitterte, wie ruhig er hinschritt, ohne sie zu sehen.

Ihm zogen weite, allgemeine Gedanken ganz langsam durch die Seele. Eine wundervolle Mattigkeit erfüllte ihn nach der schlaflosen Nacht, eine große Freude an der stillen Einsamkeit. Die Welt schien ihm überflüssig, und er war damit zufrieden. Alles war Ruhe in ihm, Frieden und Einigkeit mit ihm selbst.

Bisweilen merkte er, daß dies kleine Menschenkind an seiner Seite Kunde gab, daß es auch da wäre mit allerhand Ansprüchen, mit Gefallsucht vielleicht, mit Haß, mit Liebe, mit tausend Nichtigkeiten.

O du Wurm! dachte er. Laß mir noch eine Stunde meinen Frieden! Eine Stunde mein Schweigen! Nachher, dann können wir wieder schwatzen und Dummheiten produzieren und Phrasen, so viel du willst ...

Wenn er merkte, daß sie nicht nach ihm schielte, streifte er sie mit flüchtigem Blick. Hier im Wald, wo es nur die Toilette der Natur gab, störte ihr Kleid ihn nicht mehr. Und hier sah sie hübsch aus. Es lag etwas Rassiges in dem Gesicht, etwas Rätselhaftes in den zitternden Nasenflügeln, ein ganzer Sack voll Überraschungen mochte sich wohl unter den wirren Locken bergen.

Sie kamen an die Stelle, wo der Weg, breiter werdend, von der Schlucht sich entfernte. Nelly blieb stehen und blickte hinüber.

„Sehen Sie mal die wunderschönen Blumen dort!“ sagte sie. „Oder haben Sie keinen Sinn für Blumen?“

„Doch . . . Aber welche meinen Sie?“

„Da, das blaue Bouquet. Es sieht aus, als wenn dort ein Stück Lapislasuli läge.“

„Was sind es für Blumen?“

„Es müssen Sternenziane sein. Ich habe sie noch nie wild gesehen, nur unten in Montreux, wo Kinder welche verkauften.“

Er lächelte und sagte:

„Wenn ich ein Romantiker wäre, würde ich hinüberspringen und glauben, man könnte dort die blaue Wunderblume pflücken . . . Aber so ist mir die Geschichte zu halsbrecherisch.“

„Ich möchte diese Blumen wohl haben,“ sagte Nelly, wie in Gedanken.

„Müssen es gerade diese sein, oder darf ich Ihnen nachher andre von derselben Sorte kaufen?“

„Diese locken mich mehr.“

„Aber Sie glauben doch nicht, daß ich da wirklich hinüberspringe?“

Zugleich schaute er hinunter und fuhr zurück, denn da grinsten Felsen, mehr als genug, um sich den Schädel zu zerschellen.

„O nein!“ erwiderte sie, mit einem Lächeln, das ihm voll Verachtung schien.

„Warum nicht?“

Ihr Gesicht verzog sich. Ihre Stirn runzelte sich. Die hellen Augen sprühten.

Weil Sie langweilig, steif, gewöhnlich, dumm, stolz und ebenso alltäglich wie die Herren von Millefleurs sind . . . wollte sie antworten.

Aber diese hitzigen Worte entfuhren ihr nicht, sondern sie sagte einfach:

„Weil Sie dazu viel zu vernünftig sind.“

Nun war er eben ein merkwürdiger Mensch. Wenn man ihn an seine Vernunft erinnerte, that er gewiß etwas Unvernünftiges. Es revoltierte dann stets eine geheime Macht in ihm.

Und jetzt — ehe sie, ehe er selbst sich's versah, hatte er an seine Hutkrempe gegriffen und sauste über den gähnenden Abgrund weg. Mit knapper Not erreichte er das Ufer, glitt, rutschte, stolperte mit allen Vieren und hielt sich im letzten Moment an einem Dornengestrüpp fest.

Dann kletterte er zu dem Enzianbusch, um ihr den zu pflücken. Er drehte sich um — da entfuhr ihm ein Ausruf des Schreckens. Er streckte die Arme weit aus, in dem rasenden Wunsche, sie möchten zehnmal so lang, zehnmal so stark sein. Und in seine ausgebreiteten Arme flog sie, die eine Sekunde vorher mit leuchtenden Augen über der bodenlosen Tiefe geschwebt war.

Es gab einen furchtbaren Anprall. Aber er wankte nicht. Nur ein Stein kollerte dumpf hinab, drei-, viermal aufschlagend.

Er umpreßte sie noch immer mit eisernem Griff, wie um sich zu vergewissern, daß er sie wirklich hielt. Denn sein entsetzter Blick sah sie noch immer über dem gähnenden Abgrund. Er sah noch immer ihre Füße frei in der leeren Luft, und ihr erschreckend leuchtendes Auge und ihr rätselhaft heiteres Lächeln, als wäre dieser Sprung nichts . . .

Dann endlich faßte er sich und stammelte:

„Sind Sie . . . verrückt?“

Sie konnte nicht antworten, ihr Herz schlug zu sehr. Willenlos lag sie an seiner Brust.

Dann machte sie sich frei und setzte sich, indem sie eine Epheuranke ergriff.

Sie versuchte auf ihr blasses Gesicht ein harmloses Lächeln zu legen und sagte etwas gezwungen:

„Ich dachte . . . es wäre sehr hübsch, wenn . . . wir diesen kürzeren Weg nähmen, statt den gewöhnlichen.“

Und ohne ihn anzublicken, begann sie die kleinen Sterne zu pflücken.

Er blickte nachdenklich in die Tiefe, wo das Wasser schäumte und toste, und wo es nicht wilder tosen würde, wenn es ihre zerschellten Glieder mit fortrisse, wie es jetzt Schneeschollen und morsche Äste mit fortriß.

Die beiden kletterten nun langsam bergan. Er mußte sie oft stützen. Oft klomm er voran, hielt sich an einer kleinen Tanne, die er umbog, und zog sie nach. Jedesmal polterte Erde oder ein Stein, der auf die Felsen aufschlug, in die Tiefe.

Bis jetzt hatte tiefer Waldschatten sie umgeben. Als sie aber den Rand des Abhangs erreicht hatten, lag vor ihnen eine flammende Wiese, gelb wie eine Sonnenscheibe, über und über mit Narzissen besät. Der Anblick und der Duft waren überwältigend.

Sie warfen sich in das Blumenbeet und athmeten den Geruch ein.

Nelly war sehr erschöpft. Aber sie fühlte sich vollkommen glücklich. In diesem verwegenen Sprung hatte ihre ganze Erregung sich ausgelöst. Es war ja nichts geschehen. Kein Wort, das sie näher brachte, war gesprochen . . . Aber doch wird er an diesen Tag denken. An dies Abenteuer. Und dann wird er auch an mich denken!

Eine Weile lagen sie still und starrten in den Himmel, der tiefblau zu dem gelben Teppich stand.

Dann begannen sie ein Gespräch.

Er erzählte von seinem Drama. Es hieß „Sonnenwende“. Sie fragte nach dem Inhalt. Er schilderte ihn ausführlich, obgleich er noch mit Niemandem davon gesprochen. Er sprach zum erstenmal ernsthaft, nachdem er den ganzen Tag gelächelt.

Sie hatten sich auf eine Bank gesetzt. Die Stellen im Gras, wo sie gelegen, bezeichneten zwei eingedrückte Löcher. Aber nach und nach richteten sich die Halme und Stengel wieder auf. Und die Waldwiese träumte weiter wie unberührt, in ihrem eignen leidlosen, lautlosen Leben. Undurchdringliche Baumwände umrahmten sie, graue Felsklippen mit drohenden Schneemassen ragten darüber empor. Nur manchmal tönte eine Vogelstimme aus den tiefen Gründen, und unter ihnen im Schoß der Erde murmelte schwach hörbar das Wasser.

Aber Peter und seine Hörerin waren dieser Umgebung entrückt. Eine ungeheure Stadt hatte sie aufgenommen, mit dicht gedrängten Häusern, in denen Menschenschicksale sich abspielten, fast zu gewaltig für die engen dumpfigen vier Wände. Es war ein Wirrwarr seltsamer Gestalten, die das Mädchen unheimlich berührten, es war ein jähes Aufeinander von Thaten, Schicksalen und sich widersprechenden Gefühlen, die sie alle selbst im Geiste mit durchmachte, fortgezogen davon wie von einer Lawine,

es war das ganze vielförmige, vielarmige Leben, wie es nur in der Großstadt sich entwickelt, wo ein Menschendasein ans andre stößt wie Grashalme auf einer Wiese.

Nelly saß gebückt und hatte ihre Wangen aufgestützt. Manchmal fuhr sie in die Höhe und sah ihn an, der erregt auf sie einsprach. Dann waren sie einander so nah, daß ihr Atem sich mischte. Aber sie merkten voneinander nichts, so lebten sie in den Menschen, die sie beide beherrschten.

Als er fertig war, frug er nicht, wie es ihr gefallen. Jeden andern hätte er wohl um sein Urteil gefragt. Aber ihr gegenüber hatte er zu sehr das Nachgefühl einer erschütterndern Wirklichkeit. Und auch sie mußte dies Gefühl haben.

Er schritt auf und ab wie in dem geschlossenen Raume seiner Werkstatt. Dann blieb er mit leuchtenden Blicken vor ihr stehen.

„Wie kommt es, daß Sie so zuzuhören verstehen? Das macht mich staunen."

Sie antwortete nicht. Sie dachte an die Vergangenheit und war glücklich über sein Vertrauen.

Er hatte den Gedanken: Dies Mädchen müßte immer bei mir sein. In den Stunden, wo ich müde und schwach bin, wo ich nicht weiter kann und an dem Vorherigen zweifle. Man muß sich aussprechen. Man muß mit Menschen zusammenkommen. Aber wie sie begreift! Wie sie fühlt! Als wäre sie nichts Fremdes, sondern ein Teil von mir selbst . . .

Sie schwiegen und ließen ihre Gedanken mit den Windwölkchen ziehen, die über den Bäumen auftauchten und hinter den Bäumen wieder verschwanden. Vor ihnen lag die Wiese, nicht mehr in gelbem Sonnenglanz, sondern in einem satten dunkeln Ton, so daß sich die schwefelfarbenen Sterne deutlich von dem Grün abhoben.

Nun begann sie ihm zu erzählen, was den Inhalt ihres Lebens ausmachte. Als er dabei wieder leichtsinnig und überlegen lächelte, sagte sie, er solle das nicht thun. Er solle sie ernsthaft anhören, denn sie hätte sich immer danach gesehnt, mit jemandem darüber zu sprechen.

„Und glauben Sie, meine Armut ist keine Einbildung. Ich bin wirklich arm. Arm wie eine Kirchenmaus. Sie können mich auf den Kopf stellen, es fällt nichts heraus. Deshalb werde ich auch Gouvernante."

„Sie Gouvernante?"

„Ich habe mich schon nach einer Stelle umgesehen. Gouvernante oder Haushälterin oder irgend was, wenn ich nur auf eignen Füßen stehe."

„Haben Sie nicht Furcht vor einem solchen Leben?"

„Ich habe keine Furcht," sagte sie heiter. „Im Gegenteil, ich habe Lust, durch dick und dünn zu gehen. Lieber bei fremden Leuten trocknes Brot essen, als mich von meiner Tante chikanieren lassen."

Er betrachtete sie eine Weile nachdenklich mit aufmerksamem Blick. Er sah ihr sozusagen tief in die Augen, wobei ihm allerhand Verworrenes einfiel.

„Halten Sie mich noch immer für ein so einfältiges und dummes Mädchen wie heute morgen?"

„Nein, nein! Das thu' ich nicht."

Dann gab er ihr die Hand.

Von nun ab sprachen sie kein Wort mehr. Sie saß in sich versunken. Er

ließ seinen Blick bald über sie hinschweifen, bald über die Bäume, deren Kronen im Abendglanz erröteten.

Es lag eine große, wenn auch verschwiegene Herzlichkeit zwischen den beiden jungen Menschen, ein Gefühl starker Freundschaft, als hätten sie viele gemeinsame Erlebnisse hinter sich und teilten viele gemeinsame Gedanken . . . Bei ihm erwachte vielleicht noch ein andres Gefühl, das wie der erste Keim einer Pflanze sein Herz zerspaltete und aus dem dunkeln Innern aufwuchs mit starken Trieben, mit betäubendem Duft. Er wußte nicht, was in der lautlosen Stille mit ihm vorging. Er erschrak nicht und wehrte sich nicht, sondern gab sich ganz dem wunderbaren Abendfrieden hin, nach all den wechselreichen und aufgeregten Stimmungen des Tages.

Als dann die beiden alten Jungfern über die Brücke keuchten, war er niedergeschlagen und empört über diese Störung.

Die Alten hatten wenig von der Schönheit des frühlingsjungen Waldes bemerkt. Mühselig waren sie dem Wege nachgeschlichen und hatten die unvermeidliche Last der Millionen mitgeschleppt. Beim Tanz der Sonnenfleckchen hatten sie düstere Zukunftsbilder entworfen, und das Säuseln des Windes, das Zwitschern der Vögel hatten sie in ihren moralischen Gesprächen nicht gestört. Sie hatten sich beide gestanden, daß sie die Gesellschaft des jungen Menschen nicht für ungefährlich hielten, und daß es nicht schicklich sei, ihn mit Nelly allein zu lassen, wenn er auch der Neffe ihres verehrten Töchterschul-Rektors Strim war.

Auch jetzt musterten sie die beiden mit argwöhnischen Blicken und hielten untereinander geheime Augensprache.

Da Peter sich gedrungen fühlte etwas zu sagen, so meinte er, mit der Nebenabsicht Fräulein Felsche zu ärgern:

„Ihre Nichte und ich haben schon ein Wiedersehen in Genf verabredet. Sie fahren ja auch hin, nicht wahr, und kaufen Nelly ein neues Kleid?“

„Was? Was?“ sagte Tante Ida, ganz blaß werdend. „Ein neues Kleid? Davon weiß ich nichts. Das Kind ist doch in Kirchhasel so reichlich ausgerüstet worden, daß es auf Jahre genug hat.“

„Aber wer trägt denn hier Kirchhaseler Mode? Mit den Wölfen muß man heulen, und wenn man jung ist, muß man sich chic anziehen.“

Fräulein Taube sah den jungen Mann vorwurfsvoll an.

„Diese frivolen Ansichten haben Sie gewiß nicht von Ihrem Herrn Onkel.“

„Und ob! Als der noch jung war, da war er der flotteste Kerl. Natürlich nun, wo er alt und kahl . . .“

Entsetzt fuhren die beiden in die Höhe.

„Kahl? Dieser Greis mit silbernen Locken!“

Peter schwieg erschrocken.

„Er hat eine Perücke auf,“ flüsterte er. „Sie dürfen's ihm aber nicht wiedersagen.“

Die Damen waren niedergeschmettert, denn der alte Herr hatte jeder eine silberne Locke zum Andenken geschenkt. Sie warfen einander funkelnde Blicke zu wie zwei Katzen, die Unrat wittern.

Als Peter am Abend das Schiff bestieg und unter dem sternenbesäten Himmel

über das schlafende Wasser hinfuhr, da konnte er die leichten Gedanken des Morgens nicht wiederfinden.

Du wirst doch nicht verliebt sein! dachte er. In diese petite fille. Denn das ist sie, welch einen Dunst von Poesie und Unsinn du auch um sie legen magst. Ein kleines Mädchen aus Kirchhasel, das aus lauter Dummheit über einen Abgrund sprang, weil es ihn von einem Graben nicht unterscheiden konnte. O du wirst sie doch nicht lieben! Dessen bist du so gewiß, wie du weißt, daß du jetzt eine Cigarre rauchst und bei vollem Verstande bist . . .

Doch kaum war ihm der Gedanke an seinen Verstand entschlüpft, als er die Cigarre über Bord warf und mit zurückgelehntem Haupt in eine Welt von Träumen versank, die so glänzend und unermeßlich, so tief und geheimnisvoll war wie die Sternenwelt dieser Sommernacht, durch die er über schlafende Wellen hinfuhr.

VIII.

Lieutenant von Kalderhot hatte in Montreux das leichtsinnige Leben kennen gelernt, nachdem er als Offizier sehr straff gehalten worden war.

Als er am Abend des Tages, an dem er seine Mutter begraben hatte, von der Höhe des schattendunkeln Kirchhofs auf das in bunter Dämmerung verschwimmende Montreux hinabsah, das so einladend dalag, voll unbekannter Abenteuer und Genüsse, da war neben der Trauer über den Verlust ein wundervoll prickelndes Gefühl über ihn gekommen, etwas geerbt zu haben und frei zu sein! . . . Zugreifen zu können, von niemand gehindert, sich auszutoben, von keiner frommen aber langweiligen Stimme ermahnt.

Zwei Tage später saß er beim Champagner und ließ sich von seinen neuen Bekannten René Basch und Schmitz in den cercle des étrangers einführen. Daß er dort beim Spiel viel Geld verlor, stimmte ihn fröhlich, denn es verhieß ihm Glück in der Liebe. Das ausgemergelte gramvolle Totenantlitz seiner Mutter war ganz verwischt von der lachenden üppigen Erscheinung der Frau Rose.

Diese bemutterte ihn jetzt, wie sie sagte. In Wirklichkeit aber hielt sie ihn zum Narren und genoß das Vergnügen, das ihre Eitelkeit viel mehr als die gemeine Liebe reizte, sich von ihm anbeten zu lassen. Sie machte ihn zu ihrem Schatten und eröffnete ihm ihre Seele. Der junge Lieutenant fastete dabei und verliebte sich immer mehr.

Aber plötzlich reiste sie ab, indem sie ihm nur ein kurzes Billet ließ: daß die Pflicht sie rufe. Übrigens sei die vergangene Zeit sehr hübsch gewesen und hätte vielleicht noch hübscher sein können. „Doch, lieber Freund, es hat nicht sollen sein. Behüt' Sie Gott, Sie hübscher Junge!“

Als Kalderhot an diesem Abend mit seinen Freunden und dem stellvertretenden Hoteldirektor im Rauchzimmer zusammensaß, wurde er wegen Frau Rose etwas geneckt. Er ließ sich das gefallen und meinte, er würde die schöne Frau schon einmal wiedersehen. Wenn er nach Berlin käme, wollte er ihren Mann besuchen.

Da verzog der Direktor sein würdevolles Gesicht zu einem wahren Galgenlächeln und sagte:

„Ich denke, der Herr Lieutenant haben sich von der Frau genug über den Löffel barbieren lassen, daß der Mann nicht mehr nötig ist.“

Und nun erfuhr der enttäuschte Offizier, was das ganze Hotel jetzt plötzlich längst zu wissen schien, daß Herr Rose ein Friseur sei. In dem vornehmen Palais Unter den Linden, von dem die Frau so viel erzählt hatte, lag zu ebener Erde der wohlbekannte Barbierladen, und all die Offiziere aus den ersten Regimentern, die im Palais Rose verkehrten, hatten sich dort den Schnurrbart stutzen lassen.

Kalderhots Wut war fürchterlich. Zuerst wollte er die ganze Gesellschaft fordern. Da das aber nicht ging, tranken alle sich einen gemeinsamen Rausch an.

Doch zwei Tage lang war er ganz zerknirscht. Denn er hatte geglaubt, diese anspruchsvolle und übermütige Toilettenkünstlerin sei wirklich eine feine Blüte aus der aristokratischen Gesellschaft, von der er in seiner Provinzgarnison nur eine etwas hausbackene Vergröberung kannte.

Kurze Zeit darauf aber erfuhr er etwas ebenso Unangenehmes.

Bisher hatte er sich immer von dem Bankier seiner Mutter Geld kommen lassen, soviel er brauchte. Eines Tages schrieb er ihm, er möchte doch auch mal beiläufig die Höhe des Kapitals mitteilen. Da erfuhr er zu seinem Schrecken, daß die erwartete Erbschaft nur etwa zehntausend Mark betragen, und daß er davon in der letzten Zeit fast fünftausend ausgegeben hatte. Der junge Offizier war wie aus den Wolken gefallen. Er starrte die Abrechnung an, die eine ziemliche Liste verkaufter Papiere enthielt, und konnte nicht begreifen, wo das Geld geblieben sei?

„Du hast es halt verhauen . . .“ tröstete er sich.

Aber er konnte doch das ungewohnte Gefühl einer schrecklichen Sorge nicht loswerden. Statt der Operettenmelodien summte ihm immer der Gedanke im Kopf: Wenn ich mich nicht irre, befinde ich mich auf einer schiefen Bahn . . .

Zum erstenmal wieder stieg er den breiten Fahrweg zum Kirchhof von Clarens hinauf. Als er durch das Gitterthor eintrat, strömte ihm aus dem dunkeln Geäst der Cypressen, aus den grünen Decken von Epheu, die die weißen Marmortafeln halb verhüllten, das Gefühl eines unentrinnbaren Schmerzes entgegen.

Vor ihm lag der Hügel seiner Mutter aufgeschüttet, schmucklos wie das Grab einer Namenlosen. Die spärlichen Kränze, welche die Verwandten geschickt, waren verwelkt. Die Erdschollen lagen von der Sonne ausgedörrt in tiefen Furchen. Und ihm war, als bräche aus diesem nackten zerrissenen Erdreich der ganze Gram und die Sorge seiner vergessenen toten Mutter.

Als er endlich aufbrach, dunkelte es bereits. Tief unter ihm lag das Thal. Wie wenn ein Weib zum abendlichen Fest sich mit ihren Brillanten schmückt, so blitzten in der koketten Stadt die ersten Glühlichter auf. Der gedämpfte Schall einer Hotelglocke klang herauf. Aber ihn lockte dieser Ruf nicht. Er hatte den festen Vorsatz, gleich morgen abzureisen. Heute abend wollte er zum letztenmal ins Rauchzimmer gehen.

Eine heiße Luft herrschte in dem unterirdischen Raume. Referendar Schmitz saß melancholisch und schon etwas bezecht beim Bier. Ein fürchterlicher Alp saß auf ihm: er dachte an seine Schulden.

René Basch war sehr vergnügt. Er polierte eifrig seine nikotingelben Fingernägel und erzählte dabei sehr unglaubliche Geschichten von seinen vornehmen Verbindungen, von seinen enormen Bilderpreisen u. s. w., Geschichten, bei denen man nie wußte, wieviel daran wahr und wieviel gelogen sei.

Schmitz war heute in der Laune, alles für Aufschneiderei zu nehmen. Denn vor einer halben Stunde hatte der Maler den Hoteldirektor um zweihundert Frank angepumpt.

Als Kalderhot eintrat, schob René ihm sogleich seine silberne Tabaksdose hin.

„Wie geht's, lieber Freund? Drehen Sie sich eine Cigarette."

Kalderhot schob die Dose zurück und sagte kühl:

„Danke, passabel."

Darauf nahm er den Indikateur, das Kursbuch, zur Hand.

„Sie wollen verreisen?"

„Ich denke nach Haus zurückzukehren."

„Aber sobald doch noch nicht?"

„Vielleicht schon morgen."

Als in diesem Augenblick Jean eintrat, redete auch der ihm zu, doch ja noch zu bleiben.

Kalderhot antwortete ausweichend. In seinem Innern aber war er fest entschlossen, am nächsten Tage die Heimreise anzutreten.

Jean ließ sich vom Piccolo eine Flasche Exportbier bringen, und eine Weile saßen die vier Herren schweigsam bei ihrem Bier.

Nach und nach wurde die Unterhaltung lebhafter. Man fragte Jean, was es Neues gäbe? Dieser versetzte, es seien wieder einige Dachnummern angekommen. Und mit seinem biederen Hohn fügte er hinzu, daß nächstens das Personal im ersten Stock untergebracht würde, damit es mehr freie Mansarden gäbe.

„Ihr nehmt hier aber auch Leute auf!" sagte René. „Das ist ja der Abschaum des Publikums. Nicht drei anständige Menschen sind darunter."

„Erlauben Sie mal!" meinte Schmitz. „Wenn Sie sich selbst nicht ausnehmen, nehmen Sie hoffentlich uns aus."

„Selbstverständlich!" warf der Direktor ein. „Gegen die Herren hier läßt sich nichts sagen. Alle Tage Sekt. Stets die Rechnung glatt bezahlt."

Dabei blickte er gutmütig seine Freunde an, die seit Wochen überhaupt keine Rechnung mehr bezahlt hatten. Dann legte er seine Hände über dem Bauch zusammen und spielte behaglich mit seiner Uhrkette. Plötzlich sagte er:

„Wenn es die Herren interessiert, könnte ich ihnen eine Neuigkeit mitteilen."

„Schießen Sie los, Direktor!"

„Was glauben Sie, wer hier im Hotel das meiste Geld hat?"

„Ums Himmelswillen!" sagte Schmitz enttäuscht. „Nun fangen Sie auch von solchem Zeug an. Fragen Sie lieber, wer das wenigste hat, da wüßte ich gleich 'ne Antwort.

„Das wären Sie wohl?" meinte Basch voreilig.

„Ja, wenn Sie's nicht sind!"

Jean lächelte gutmütig.

„Vielleicht hat der Liftjunge noch weniger . . . Aber nun raten Sie, wer das meiste hat?"

In seinem Gesicht lag eine gewisse kitzliche Spannung, die aus dem Bewußtsein kam, daß seine Mitteilung wie eine Bombe unter die Herren platzen würde.

„Wer . . . hat . . . das meiste . . . Geld?" wiederholte er, bei jedem Wort mit seinem fleischigen Finger auf den Tisch klopfend.

Dann fuhr er sich geschwind mit seinem Finger im Ohr herum, damit ihm auch ja keine Silbe entginge.

Doch die Herren zeigten wenig Lust zum Raten. Nur Schmitz fragte phlegmatisch:

„Ist es eine Frauensperson?"

Jean nickte.

„Dann mache ich ihr morgen einen Antrag, d. h. wenn sie wirklich Geld hat."

„So klopfen Sie bei Nr. 96 an! Die hat zwei Millionen."

Das große Wort, das ihm seit zwei Tagen beinahe das Herz abgezwackt, war heraus. Aber es verklang ganz wirkungslos. Nichts von dem Radabum einer Bombe!"

Nur der Referendar gab Antwort. Er formte ganz langsam einen dicken Rauchkringel und sagte:

„Blödsinn!"

Aber da fuhr Jean in seiner ganzen Würde auf.

„So wahr Gott lebt, meine Herren, Nr. 96 hat zwei Millionen. Glauben Sie's oder glauben Sie's nicht! Aber das müssen Sie mir bezeugen, daß ich bis jetzt immer gut informiert war. In keinem Detail habe ich mich geirrt."

Der Maler nickte. Auch Schmitz stimmte zu.

„Das muß man dem Direktor lassen. Jede Schweinerei, die im Hotel passiert, weiß er zuerst. Aber diesmal ist's doch Schwindel."

Jean zuckte die Achseln.

„Ich will mich nicht aufdrängen."

Dann zog er seine Uhr heraus.

„Entschuldigen mich die Herren, ich muß noch einige Rechnungen ausschreiben . . . Aber es ist traurig," fügte er hinzu, „wenn ein so lauterer Charakter wie ich, ein Familienvater, sich den Ausdruck Schwindel gefallen lassen muß."

Er warf die Thür hinter sich zu.

Einen Augenblick später sprang René Basch ihm nach.

Auf der kleinen Treppe hielt er seinen ehemaligen Kollegen am Rock fest und flüsterte aufgeregt:

„Sie! . . . ist das wahr mit 96?"

„Ehrenwort!"

Da zerrte der Maler ihn am Arm, indem er seine Augen aufriß, daß das Weiße grell hervortrat.

„Warum haben Sie's nicht mir allein gesagt? Ich hätte Ihnen Provision gegeben."

Dann verschwand er im Kabinett.

Der alte Kellner blieb verblüfft stehen.

„So'n Gauner!“ brummte er. Fügte aber nach einer Weile hinzu: „Ich Esel! . . .“

Als einen Augenblick später der Maler mit kühlem Gesicht wieder hereinkam, fand er Schmitz in erregtem Gespräch mit dem Lieutenant. Diesem war die Sache nicht so unglaublich vorgekommen. Warum sollte dies bescheidene Mädchen nicht im Besitz einer Million sein? Daß sie einfach gekleidet ging, sprach doch nicht dagegen. Zu Haus kannte er mehr Leute, die mit ihrem Geld nicht protzten.

„Übrigens begreife ich nicht, warum Sie sich so aufregen? Was interessiert denn uns die ganze Sache?“

Aber Schmitz, der das Bier hinunterspülte, zog sein Glas vom Mund und sagte:

„Was uns das interessiert? Zum Donnerwetter, sind Sie denn ein Offizier? Was uns das interessiert? . . . Wissen Sie, lieber Freund, wenn das mit den Millionen wahr ist, dann stiebele ich noch morgen hin und mache dem Mädel einen Antrag. Und wenn ich's schon morgen thue und nicht bis übermorgen warte, ist es bloß, damit Sie mir nicht zuvorkommen.“

Er blickte den Maler an, der verächtlich seine Fingernägel polierte. Und als wenn ihm bei dessen Ruhe seine eigne Würde wiederkäme, fügte er hinzu:

„Natürlich hat sie keine Millionen. Der Direktor hat uns Blech vorgeredet und muß sich die Ohren besser waschen.“

Als Jean dann gleich darauf eintrat, sagte er lachend:

„Na, Sie alter Fuchs, da haben Sie uns was Nettes aufgebunden!“

Der Direktor warf sich in die Brust.

„Ja, wenn ich's bloß einmal gehört hätte, dann wollte ich sagen, irren ist menschlich . . . Aber hier mit meinen Ohren habe ich's mindestens zehnmal gehört. In diesem Augenblick sitzt 97 und 83 gerade über uns, und wenn die Wände nicht so dick wären, könnten sich die Herren selbst überzeugen.“

Er solle erzählen, hieß es, Beweise antreten! Das that er denn auch. Und wirklich, er wußte haarklein Bescheid.

Tante Ida wäre nicht wenig erschrocken gewesen, wenn sie gehört hätte, wie er alle ihre Renten und Papierchen aufzählte.

Der Unglauben der Herren wich andern Gefühlen. Es war feierlich still. Nur der Referendar schlug manchmal auf den Tisch.

„Donnerschlag, wer hätte das geglaubt?“

Dann aber warf René Basch, dessen Augen flackerten, ein „Pst! Weiter! . . .“ dazwischen.

Kalderhot ließ mit halbem Ohr die enormen Ziffern an sich vorübergleiten. Aber um so lockender stieg ihm das Bild des zierlichen Mädchens auf. Sie war ihm immer sympathisch gewesen, schon ihres Namens wegen. Nun aber bekleidete ihre feine Gestalt ein bezaubernder Schimmer wie Staat von glänzender Seide.

Jean genoß seinen Triumph. Während er seine Freunde einzeln ansah, meinte er:

„Das war doch wirklich 'ne Neuigkeit, 'ne feine Nummer, was?“

„Großartig!! . . .“ versetzte Schmitz. (Ihn hatte diese Mitteilung vollends

berauscht.) „Wahrhaftig, Direktor, Sie sind'n Kolumbus. Im Namen der Freier, tiefgefühlten Dank!"

Damit reichte er ihm seine Hand über den Tisch hin.

Eine Weile schwiegen die vier, während jeder auf andre Weise Qualmwolken hervorstieß. Plötzlich aber fing Schmitz wieder an:

„Ich hab 'ne Idee! Auf das hin müssen wir Sekt trinken. Die Millionen müssen begossen werden und die Millioneuse dazu."

Dann brach er in ein rauhes Gelächter aus.

„Herr Gott von Bentheim! Zwei Millionen! Und heut morgen begegnet das Mädel mir, da hat sie 'nen Hut auf, der kostet keinen Franken. Ist das eine Verrücktheit!"

Als Jean von Sekt gehört hatte, war er wie verjüngt aufgesprungen.

„Welche Sorte befehlen der Herr Doktor?"

„Ruhig Blut, Anton!" sagte dieser. „Lassen Sie mich nur ausreden. Über die Sorte werden wir uns nicht streiten. Aber . . . was ich sagen wollte . . . Also! . . . Ich bestelle den Sekt, und bezahlen thut ihn der, der die Millioneuse erwischt . . . Das heißt man gerechte Justiz."

Der Direktor wiegte leicht die Schultern und meinte:

„Der Ordnung halber muß ich ihn doch einem der Herren auf Rechnung setzen."

„Kreiden Sie ihn mir nur auf . . . wenn noch Platz da ist!" sagte Schmitz großmütig.

Lieutenant von Kalderhot hatte hinaufgehen wollen. Doch schien ihm gerade der Augenblick jetzt schlecht gewählt. Um den Referendar nicht zu beleidigen, und weil er überhaupt kein Spielverderber war, beschloß er ein Glas mitzutrinken.

Man stieß an.

„Auf Nr. 96! . . ." sagte Jean.

Die Herren lachten, nur Schmitz trank mit feierlichem Ernst.

Der Sekt schimmerte in den breiten Schalen und trieb unzählige Bläschen empor. Kalderhot sah wie so oft sonst diesem hurtigen Treiben zu, und wie so oft sonst kam ihm der fromme Wunsch, wenn's doch Goldstücke wären, diese hurtigen Bläschen!

Aber zugleich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: es könnten ja welche sein! Wenn du dies Mädchen bekämst, hättest du Geld, Geld in Masse, viel mehr als dort Schaum aufsteigt . . .

Eine Siedehitze lief durch seinen Körper, als er merkte, wie der Leichtsinn mit ihm durchging. Auf einen Zug trank er das Glas leer. Nun waren keine Bläschen mehr da. Aber in ihm selbst perlte es um so mehr! Sein Blut lief rascher. Ein waghalsiger Mut machte ihn fröhlich. Die ganze Gesellschaft erschien ihm riesig fidel . . . Schon schenkte Jean ihm von neuem ein, und er zog das Glas nicht weg.

„Das Mädel weiß also nichts von ihrem Geld?" fragte der Maler.

„Sie hat keine Ahnung."

„Welche Chancen!" lallte Schmitz. „Da muß man . . . Beine machen."

Als aus der Flasche die letzten Gläser eingeschenkt wurden und man wieder anstieß, sagte René Basch lauernd:

„Wir trinken wohl zum letztenmal, Herr Lieutenant?"

„Warum?“

„Weil Sie doch morgen reisen.“

„Mensch, Sie reisen ab!“ ... schrie der Referendar und wollte ihn umarmen.

Dem Offizier schoß das Blut in den Kopf.

„Davon habe ich nichts gesagt ... Jean, noch eine Flasche!“

Eine merkwürdige Aufregung kam nun über die drei. Mit jedem Glas, das sie tranken, schossen tollere Gedanken ihnen durch den Kopf. Die beiden dachten im stillen dasselbe, was Schmitz in seiner Betrunkenheit offen aussprach. Zwei Millionen flimmerten hinter dem goldenen Wein, mit einem Schlag zu erreichen, mit einem einzigen Wort!

Nur manchmal taumelte durch ihre verwirrten Sinne der Gedanke, daß vielleicht dies alles Wahnwitz sei. Traum und Rausch, zerstoben über Nacht wie der Schaum in den Gläsern.

Aber sie tranken darum nur desto wilder, als tränken sie mit dem Wein selbst das Gold. Und der Wein erhöhte noch ihren verzehrenden Durst nach den Millionen, die vor ihren Augen flimmerten. — — —

Während unten die Jäger pokulierten und auf fröhliches Waidwerk anstießen, lag in der kleinen Kammer das edle Wild und wußte nichts von der Gefahr.

Nelly konnte nicht schlafen. In süßem Sinnen durchkostete sie noch einmal den Tag, den sie mit Peter verlebt.

Merkwürdig waren diese Stunden gewesen. Voll Wolken und Sonnenschein ... Aber ein Wort wollte ihr nicht aus dem Kopf. Dies Wort, das Peter scheinbar so aus dem Grund seiner Seele gesagt: daß ein Künstler reich sein müsse, und daß, wenn er an ein armes Weib sich bände, ihm ein böses Schicksal beschieden sei.

Es half nichts, daß Nelly sich sagte, sie habe selbst so oft das gleiche gedacht. Es half auch nichts, daß sie sich die Wahrheit des Wortes bewies. Ihrem Gefühl that seine Meinung darum nicht minder weh — denn sie verlor dadurch ja ihn selbst.

Niemals empfand sie ihre Armut so bitter wie in diesem Augenblick.

Mit dem Kopfende berührte ihr Bett fast eine Ecke des Fensters, so daß ihr Auge den nächtlichen Umkreis weit umfassen konnte.

Die Berge lagen in schweigender Dämmerung. An dem unsichtbaren Frühlingshimmel blitzten und blinkten die Sterne und spiegelten sich tief in dem See. Während sie hinausblickte, löste sich eine leuchtende Sternschnuppe und fuhr mit glänzendem Strahl auf schwarzem Grunde hin.

Da krampfte sich ihr Herz zusammen in plötzlichem freudigen Schreck — und aus ihrer Seele stieg im selben Augenblick der heiße sehnsüchtige Wunsch, der ihre Lippen beben machte:

„Ich möchte reich sein ... reich ... reich!“

Dann sank ihr Kopf auf das Kissen zurück.

Aber ihre Seele perlte noch immer und trieb Bläschen wie eiskühler Champagner. Wunsch auf Wunsch stieg empor. Aber je müder sie wurde, desto bescheidener wurde sie auch.

Zuletzt war es nur noch ein Kuß, den sie begehrte. Und diesen Wunsch erfüllte ihr ein neckischer Traum wohl an hundertmal.

IX.

Als Nelly gestern abend auf ihr Zimmer gegangen war, hatte kein Mensch nach ihr geschaut. Nun sie heut morgen erwachte, besaß sie drei glühende Verehrer. Doch da sie von diesem Umschlag der öffentlichen Meinung nichts wußte, konnte sie sich auch nicht darüber freuen.

Beim Frühstück versuchte sie die Tante zu bewegen, mit ihr eine Reise nach Genf zu machen. Aber die dicke alte Dame, die sich nicht mal entschließen konnte, das teure Hotel gegen eine billigere Pension zu vertauschen, da sie aus lauter Vorsicht dort festklebte, wo sie sich einmal niedergelassen, wurde von einem solchen Vorschlag ganz außer Atem gebracht.

Ich hab's ja gewußt, dachte Nelly mißmutig. Wenn man die Tante um etwas bittet, fängt sie eine lange Strafpredigt an.

Sie putzte sich ihre roten Lippen blank, wickelte hurtig die Serviette zusammen, machte ihrer Tante einen Knicks und sagte:

„In die Kirche brauche ich nun nicht mehr. Meine Predigt hab' ich ja weg."

Dann lief sie mit einem Tralala in den Garten.

Die alte Jungfer schaute ihr kopfschüttelnd nach. Ganz die Mutter! dachte sie seufzend. Und sie wird auch noch mal so enden — mit einer Mesalliance. Nachdem sie dann gefrühstückt, zog sie sich in ihr Zimmer zurück und schrieb einen Brief an ihren Freund, den Rektor Strim, worin sie unter anderm anfragte, ob er vielleicht einen Neffen habe, der in Genf lebe und Schriftsteller (besonders für die reifere Jugend) sei.

* * *

Lieutenant von Kalderhot saß vor halb gepacktem Koffer, das ganze Zeug betrachtend, womit sein Diener ihn für die Reise bedacht. Ein Dutzend Wintersocken, ein Paar Reiterstiefel, eine Unmenge Uniformkragen, ein Pistolenkasten . . . Und die ganze Bescheerung mußte er wieder in den Koffer zwängen. Schönes Sonntagsvergnügen! . . . Er wollte reisen. (Denn er hatte es sich ja vorgenommen!) Aber ihm fehlte die Lust dazu. Überhaupt was war das für 'ne Wirtschaft? Draußen schien die Sonne. Kleine Böte schaukelten sich auf den blauen Wellen, mit flotten Ruderern und hübschen Mädchen gefüllt. Und er saß hier, barmte wie ein altes Weib! Herrgott, ohne ein bissel Leichtsinn ging's nun mal nicht, und wenn man als flotter Offizier geboren ist, muß man auch die Courage haben, einer zu sein.

Und lockend stieg ihm das Bild des netten Mädchens auf. Ein verfluchter Streich wär's doch, wenn er plötzlich heimkäme mit einer Braut zwei Millionen schwer. Die Kameraden würden ihn höllisch anstaunen. Sie hatten ihn ohnehin immer getröstet, er würde sich noch mal mit einer reichen Partie aus aller Not reißen.

Und zuletzt fiel ihm etwas ein, was ihm sozusagen moralischen Hinterhalt gewährte. Wenn er das Mädel nicht bekam, so bekam sie einer von den beiden, René Basch oder der Referendar. Und besser als diese war er immerhin.

Vergnügt steckte er sich eine schwere Importcigarre in den Mund und schaute

auf seine halbgepackten Koffer. Nachdem er verächtlich die Spitze der Asche hatte hineinfallen lassen, ging er die Treppe hinunter.

Aber auch jetzt war er noch nicht ganz mit sich einig und dachte, sein Kopf sei doch ein rechter Taubenschlag, worin die Gedanken ein- und ausgingen, wie's gerade kam.

Sollte er nun reisen oder nicht? ... Der Zufall mochte die Sache ausknobeln. Wenn ihm zuerst eine alte Dame begegnete, wollte er reisen, eine junge aber sollte ihm gute Vorbedeutung sein, sein Glück zu wagen.

Mit diesem Vorsatz ging er im Garten auf und ab, vorsichtig um sich spähend, damit er, wenn ihm eine allzubejahrte Dame in den Weg liefe, schleunigst Reißaus nehmen könnte.

Als er in einen schmalen Kiespfad einbog, sah er auf einer Bank Nelly. Einen Augenblick starrten beide sich an — und Kalderhot sagte sich, wie auf höheren Befehl: Also bleiben! ...

Er zog den Hut und wünschte Guten Morgen. Als sie förmlich wie immer dankte, fuhr er fort, mit einem warmen zutraulichen Blick sie liebkosend:

„Welch ein Glück, gnädiges Fräulein, daß ich Sie hier treffe!"

„Warum?"

„Darum!" versetzte er lebhaft und setzte sich an ihre Seite. „Ich war nämlich unschlüssig, ob ich abreisen sollte oder nicht. Das Leben ist hier ein bissel teuer. Also ich wußte weder ja noch nein und wollte es ausknobeln. Die erste Dame, die du siehst, soll's entscheiden, dachte ich mir. Ist sie alt, reist du. Wenn du aber 'ne hübsche und junge siehst, kannst du noch ein bissel bleiben ... Na, Gott sei gelobt und gepfiffen, daß ich Ihnen begegnet bin."

Während er vergnügt lachte, war Nelly verlegen errötet. Aber dies aufrichtige Kompliment klang ihr wie eine süße Musik.

„So wäre ich also schuld, daß Sie bleiben?"

„Jawohl, jawohl! Sie allein! ... Ich bin ja riesig froh. Zwei Wochen geht mein Urlaub noch. Warum soll ich da eher in den alten Kommiß gehen? Wenn man jung ist, soll man sich die Welt ansehen. Hab' ich recht?"

Er plauderte munter in einem fort, bald paradierend wie ein Pferd in der Arena, bald einschmeichelnd und versteckte Huldigungen einfließen lassend. Und so viel Absicht auch bei dieser Art war, sie kam ihm doch ganz natürlich heraus. Es fiel ihm nicht schwer, den Liebenswürdigen zu spielen. Denn seine Augen, geblendet von dem Glanz der zwei Millionen, sahen nicht mehr das von der Kirchhaseler Schneiderin verunstaltete Mädchen. Er kleidete sie sozusagen um. Für ihn rauschte sie schon in Seide. Er prüfte ihre Gestalt und fand die Büste tadellos. Die schlanke Taille hatte keinen Centimeter zu viel. In eleganter Toilette würde sie eine brillante Figur machen!

Die beiden waren im besten Gespräch, da tauchte die kurze Gestalt des dicken Schmitz auf. Sein grauer Sonntagshut flog in weitem Bogen vom Kopf, und mit noch heiserer Stimme rief er schon von weitem:

„N' Morgen! Morgen, gnädiges Fräulein!"

Etwas überrascht durch diesen enthusiastischen Gruß sagte das junge Mädchen auch: „Guten Morgen“.

„Denken Sie, Fräulein von Wacht, ich war heute morgen in der Kirche ... Ihretwegen!“

„Meinetwegen?“

„Ihretwegen!“

Er war näher gekommen, machte noch einmal eine Verbeugung und bat um die Erlaubnis, Platz nehmen zu dürfen.

„Auf mein Wort, Ihretwegen! Gnädiges Fräulein rieten mir doch mal, ich sollte wieder in die Kirche gehen. Oder haben Sie das nicht gethan? ... Als getreuer Knecht bin ich denn hingestiefelt. Leider hatte ich nicht das Glück, Sie dort zu treffen.

„Wie fanden Sie's denn in der Kirche?“

„Na,“ meinte er ehrlich. „Offen gesagt, man muß sich erst wieder daran gewöhnen.“

Er schneuzte sich und holte Atem. So siegesbewußt er seine schöne Nachbarin auch anzuschauen bemüht war, in seinem gelbgrauen Gesicht brummte doch ein grimmiger Kater.

„Anfangs berührt die Geschichte einen etwas sonderbar,“ sagte er heiser. „Namentlich wenn man nicht recht ausgeschlafen hat. Die Bänke waren sehr hart. Dann saß ich zwischen lauter alten Damen. Fräulein Taube bot mir ihr Gesangbuch an und wollte absolut, ich sollte mitsingen. Aber das Schlimmste war die Predigt. Der alte Herr auf der Kanzel fing eine Bußpredigt an ... mir wurde ganz zerknirscht zu Mute.“

„Das war doch recht gut,“ meinte Nelly.

„Ich danke schön. Ich habe gar keine Lust Buße zu thun ... Nach meiner Meinung sollten die Pastöre ein Programm ihrer Predigt an die Kirchenthür nageln, damit man doch orientiert ist. Im Theater weiß ich doch auch, ob ich ein Lustspiel oder 'ne Tragödie zu hören kriege.“

Während Nelly so zwischen zwei Feuern saß, war René Basch damit beschäftigt, auf sein weißes Vorhemd einen Schmetterling und Blumen zu malen. Dies war seine eigne Erfindung, und wenn er so, in dem tief ausgeschnittenen braunen Rock, der vorne nur einen einzigen Knopf hatte, an der Table d'hote erschien, erregte er allgemeine Bewunderung.

Übrigens war er vortrefflicher Laune. Die Sektpartie war ihm ausgezeichnet bekommen. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, denen Sekt nur dann schlecht bekommt, wenn sie ihn selbst bezahlen müssen. Munter tuschte er seinem Schmetterling die buntesten Farben an und schmiedete dabei weitgehende Pläne.

Plötzlich aber trieb ihn eine dunkle Ahnung ans Fenster, dieser Instinkt, der die Raubtiere schon von weitem die Beute wittern läßt. Er hörte helles Gelächter und bemerkte die Gruppe auf der Bank.

„Bassama apatesch!“

(Das hieß soviel wie: Hol's der Teufel!)

Dann eins, zwei, drei, die Toilette beendet und hinuntergestürzt. Aber im

Garten selbst schlenderte er träumerisch den Weg hinunter: ganz Kavalier und Künstler. Sein Malerauge war ins Spiel der Sonnenfleckchen vertieft, die mit grünlichem Schimmer auf dem Boden tanzten. So bemerkte er die drei erst, als er ganz nahe vor ihnen stand. Da fuhr er auf und küßte mit einer tiefen Verbeugung Nellys Hand.

Dann überflog er sie mit einem Blick.

„Ha, Sie haben einen neuen Hut auf. Wirklich ausgezeichnet! . . . Pariser Modell, was?“

„I wo! Es ist ein ganz billiger Hut. Ich habe ihn selbst aufgeputzt.“

„Aber mit einem Geschmack! Ausgezeichnet . . .“

Im Künstlereifer nahm er das verdutzte Mädchen ganz ungeniert beim Arm und postierte es gegen einen Busch.

„Bitte mal einen Augenblick stehen zu bleiben! . . . Ein teueres Bild.“

Er trat drei Schritte zurück, während Nellys Gesicht aus dem Blattgrün wie eine Nelke hervorglühte.

„Ein teueres Bild! . . . So möchte ich Sie malen. Dieser zarte Fleischton gegen das frische Laub. Dazu der Hut und Ihr Gesicht! Dies Profil unter dem rötlichen Haar, ah, dies noble Profil à la . . . à la . . . à la Van Dyk, wollte ich sagen. Ein sehr teueres Bild . . . Mein verehrtes Fräulein, Ihretwegen möchte ich wieder ein Porträt malen. Obgleich ich es mir abgeschworen habe. Aber Ihretwegen! . . .“

Da sank Nelly von bodenlosem Erstaunen überwältigt auf die Bank. Und mit ersterbender Stimme sagte sie:

„Was ist denn heut morgen los? . . . Erst sagt mir der Herr Lieutenant, daß er meinetwegen noch bliebe. Dann erzählt mir der Herr Referendar, er wäre meinetwegen in der Kirche gewesen. Nun kommen Sie und wollen meinetwegen wieder ein Porträt malen . . . Da schlag denn doch ’ne Bombe rein!“

„Aber gnädiges Fräulein!“

Es herrschte eine kleine verlegene Pause, die drei Freunde warfen sich wütende Blicke zu, wie drei Wölfe, die merken, daß sie es auf dasselbe Schaf abgesehen haben.

„Wahrhaftig, meine Herren, ich glaube, Sie wollen sich über mich lustig machen . . . denn früher waren Sie doch nicht so zu mir!“

Da reckte Schmitz, so hoch es ging, seinen kurzen Hals aus dem Kragen und sagte:

„Wenn gnädiges Fräulein meine stille Verehrung bis jetzt noch nicht bemerkt haben, so kann ich nichts dafür, auf Ehre!“

Von nun ab konnte sich Nelly über die Gleichgültigkeit der Herren nicht mehr beklagen. Einer war zuvorkommender als der andre.

Und diese Liebenswürdigkeit erstreckte sich nicht bloß auf sie, sondern auch auf ihre Tante, sogar auf Fräulein Taube.

Gleich bei der Table d’hote fing René Basch mit Fräulein Felsche ein Gespräch über Wollsachen an. Von da kam er auf die Kunst zu sprechen und bat um die Ehre, ihre Nichte malen zu dürfen.

„Ach nein,“ sagte diese erschrocken. „Warum soll das Kind denn gemalt werden? Wir in unsern bescheidenen Verhältnissen wollen das doch lieber reichen Leuten überlassen.“

Doch als der Maler beharrlich in sie drang, versprach sie schließlich, die Sache mit ihrer Freundin näher zu bereden.

Es gab nun viel Kopfwackeln zwischen den alten Jungfern. Aber René wußte so viel vom Sächsischen Hof zu erzählen, daß die Bedenklichkeiten schwanden.

Nelly wurde also würdig herausgeputzt. Fräulein Taube, die an ihrer Lieblingsidee noch immer festhielt, suchte dem jungen Mädchen möglichst den Ausdruck einer barmherzigen Schwester zu geben. Das schwarze Kleid umgab ein weißes Halskräuschen. Ein goldenes Kreuz, das schon etwas bleich schimmerte — die Tante hatte es ihr zur Konfirmation geschenkt — hing auf ihrer Brust. Das Haar war mit viel Pomade glatt gescheitelt. Ein Neues Testament sollte sie fest an sich drücken und die Augen zu Boden schlagen.

In dieser Haltung wurde Nelly von Wacht dem Pinsel des Malers überantwortet. Selbst das dürftig entwickelte Künstlergewissen Renés krampfte sich beim ersten Anblick zusammen.

Tante Ida überwachte die Sitzungen, indem sie die beiden mit leis wackelndem Kopf wie ein Uhu anstarrte. Die sonst so muntere Nelly aber machte bei all dem ein Gesicht zum Gotterbarmen, denn das Stillsitzen war ihr ein Greuel.

Inzwischen machte Schmitz sich an Fräulein Taube. Eigentlich kamen die beiden sich auf halbem Weg entgegen. Seitdem sie nämlich den Referendar mit so zerknirschtem Gesicht in der Kirche beobachtet hatte, wandte sie ihm ihre ganze Teilnahme zu.

Der junge Mann vertraute ihr an, daß er in Glaubenssachen etwas verwildert sei, und mit innerlichem Schauder vernahm die alte Jungfer, er sei in fünf Jahren zweimal in einer Kirche gewesen ... Er versprach jetzt jeden Sonntag zu gehen. Clementine gab ihm ihre trockene knöcherne Hand, indem sie sagte, sie wolle seine mütterliche Freundin sein und abends für ihn beten.

Täglich führten sie erbaulichere Gespräche. Eines Morgens ließ er mit einem Seufzer einfließen, daß er nun zwar auf dem rechten Wege sei, vor der Zukunft aber doch noch ein bißchen bange. Er war ja ein guter Kerl. Aber es gab doch noch so viel Versuchungen! Das beste wäre, wenn er eine ordentliche Frau bekäme. Denn sein Herz verlangte nach Liebe.

Da aber blickte das alte Fräulein ihn mit thränenden Augen an und sagte feierlich, indem sie unheimlich nahe rückte:

„Zu jung, lieber guter Freund! Sie sind zu jung. O, viel zu jung!“

Jeden Morgen wurde nun Lawn-Tennis gespielt. Abends gingen die Herren nicht mehr wie früher gleich in den Rauchsalon, sondern vergnügten sich noch mit „kindlichen Spielen“... Wenn die Table d'hote abgedeckt war, ging's in wilder Jagd durch den Speisesaal. Und die drei waren wie verjüngt. Sie begeisterten sich für „Plumpsack geht rum“ und fanden ihr Glück bei „Blindekuh“.

Wenn man aber des Laufens müde war, wurde ein kindliches Jeu arrangiert: eine Art von Vingt et un, wobei der Point ein Streichholz war. Zehn Streichhölzer galten einen Sous. Wenn's hoch kam, konnte man am Abend einen Frank verlieren.

Nelly besaß ein ungeheures Portemonnaie aus schwarzem Leder. Wenn man

das öffnete, sah's aus, als thäte eine Kuh ihr Maul auf. Inwendig aber war's wüst und leer. Einige Nickelstücke wurden von groben Kupfersous ganz verdeckt.

Die Herren konnten kaum ein Lächeln verkneifen, wenn sie dieses große Marktweiberportemonnaie hervorzog. Und doch mit wieviel Angst holte sie das Geld jedesmal heraus!

Als sie in einem verzweifelten Spiel einmal zehn Sous verlor, mußte sie Bankerott ansagen und eine Anleihe bei ihrer Tante versuchen. Diese aber schlug über die Leichtfertigkeit ihrer Nichte die Hände zusammen und schickte sie mit Schimpf und Schande ins Bett.

Die Herren stellten täglich mit heißerem Bemühen der begehrenswerten Partie nach. Aber das Schlimme war: einer stand dem andern im Wege. Wenn es dem einen gelang, einige Minuten mit ihr zusammen zu sein, so kamen die beiden andern gewiß gleich hinzugelaufen ... Sie entwickelten dabei den Scharfsinn von Spürhunden und waren bessere Tugendwächter als eine ganze Kompanie von alten Jungfern.

Da eines Morgens traf Lieutenant von Kalderhot Nelly ganz allein. Sie saß am See und zeichnete das Schloß Chillon.

Der Offizier sprach sie ruhig an, aber wirbelnd fast bis zur Unklarheit schossen ihm Gedanken durch den Kopf, wie er sie fortführen könnte, um ganz ungestört mit ihr zu sein.

Sie schien in Gedanken und gab zerstreute Antworten.

Als er ihr über die Schulter ins Buch guckte, klappte sie es zu und sagte verdrießlich:

„'s wird doch nicht. Ich bin zu weit entfernt. Wenn ich ein Boot nehmen könnte und hinausfahren, ließe sich die Geschichte schon machen."

„Ich fahre Sie auf den See. Kommen Sie mit!"

Sie war gleich dabei.

„Eine famose Idee! Aber wir müssen uns vorsichtig davon machen, damit meine Tante nichts merkt."

Frohlockend ging er voran ... Es war freilich eine famose Idee! Und an Vorsicht würde er's gewiß nicht fehlen lassen.

Auf der Landungsbrücke saß ein alter Schiffer in weiten Seemannshosen, mit einem wetterharten Gesicht, dem Regen, Sturm und Schnaps einen seltsamen Glanz verliehen hatten. Als er die Herrschaften kommen sah, ließ er sein Kätzchen vom Arm springen. Mit diesem Kätzchen vertrieb er sich die Zeit, wenn kein Dampfschiff in Sicht war und die Sonne schien, so daß die Fische nicht anbissen.

Kalderhot wählte die „Fliege". Rasch sprang er hinein und holte Nelly nach.

„Darf ich rudern?" fragte sie.

„Nachher!"

Zugleich warf er mit den zierlichen Riemen die blauhellen Wassermassen zurück, als wären sie Luft. Und die „Fliege" schoß über die zerschnittene Spiegelfläche hin.

Im Nu hatten sie drei oder vier Hotels, deren lange Gärten an den von Millefleurs grenzten, hinter sich und waren dem Kursaal gegenüber. Der Offizier frohlockte. Am liebsten wäre er bis ans Ende des See's gefahren und hätte sich mit dem Mädchen unter das dichte Schilf geborgen.

Doch Nelly rief:

„Halt! Stopp! Hier habe ich den besten Blick.“

Dann zog sie die Knie an und stützte ihr graues Skizzenbuch darauf.

„Jetzt schnaufen Sie mal Luft, Herr Lieutenant . . . Haben Sie aber gerudert!“

Ihm lief der Schweiß in Strömen herunter. Aber was that das? . . . Nun war sie doch allein mit ihm, ganz allein in diesen engen vier Brettern, und ringsum Wasser, daß sie nicht entfliehen konnte.

Er sah nicht die wunderbaren Ufer vor ihm, diesen Glanzpunkt des ganzen See's: unten das sagenhafte Chillon mit seinen massigen Türmen, die uralter Epheu umrankte, dahinter jenseits der glatten Straße den grünen Waldhügel, aus dem die reizenden Anlagen des Mont fleuri hervorragten. Und noch höher, in grauer Unwirtlichkeit die riesigen Steinklüfte der rochers de Naeye, die ihre nackten Arme zum unendlichen Blau aufreckten.

Das alles sah er nicht. Er sah nur ringsum die leere Wasserfläche und das kleine Boot, die Wiege seines Glücks, in der er ganz allein mit ihr saß.

Er hörte die starken Schläge seines Herzens und fühlte die dunkeln Wallungen seines Blutes.

Er war kein Mensch, der mit langem Überlegen dem kecken Willen Zügel anlegte. Aber hier stockte er doch einen Augenblick. Wie im Strudel schossen die Blutmassen durch sein Hirn und trieben wirre Trümmer zerstückelter Gedanken mit.

Daß hier ein Augenblick war, wie nie sonst, der entscheidende seines Lebens, begriff er in dunkler Ahnung.

Und wenn das Wort heraus ist, ziehe ich sie an mich, küsse sie wild, wahnsinnig, daß sie nicht anders kann als ja sagen, überwinde sie mit Küssen, wenn ich's mit Worten nicht kann. Und wenn sie dann mein ist, ach, dann . . . dann reise ich in acht Tagen ab, mit einer doppelten Millionärin verlobt. Wie die Kameraden staunen, wie ich beim Oberst lieb Kind sein werde! Zwei Millionen, fünfzigtausend Mark im Jahr, das sind Pferde und Wagen und Diners, bei denen die Tafel in Sekt schwimmt. Wenn ich sie habe, laß ich mich zur Kavallerie versetzen, werde Adjutant, mache Karriere . . . Ist das ein tolles, tolles Glück! Ich wußte ja, daß ich nicht untergehen würde . . .

Er blickte Nelly an und hätte auflachen mögen, wie sie da saß, gleich einer eifrigen englischen Miß in ihre Arbeit vertieft. Wie närrisch war diese Ahnungslosigkeit! Da saßen sie sich gegenüber, Fuß an Fuß — und hunderttausend Meilen lagen zwischen ihnen . . . Aber ein Wort wird diese hunderttausendfache Weite überspringen. Wir werden aneinander liegen, Arm in Arm, Wange an Wange, Mund an Mund . . .

Plötzlich gab er die Zügel frei, und seine Gedanken schossen hin wie Pferde durch eine Rennbahn.

„Gnädiges Fräulein . . . Haben Sie? . . .“

„Pst!!“ machte sie. „Jetzt nicht! . . .“

Sie erhob ihr Gesicht, das in seiner Seelenruhe so spiegelglatt wie der See war.

„Einen Moment still! Ich muß noch eben . . . den Turm fertig machen.“

Und den Kopf neigend, daß er hinter dem Buch verschwand, zog sie mit sicherer Hand einen langen geraden Strich.

Vor diesem kleinen Wörtchen: „Pst . . . gleich!“ war der Offizier gescheut und gestolpert.

„Ich kann sie nicht so überrumpeln, sonst ist ihr Schreck zu groß,“ dachte er. „Ich will warten, bis sie fertig ist, und dann wird sich schon eine passende Wendung finden.“

Aber wie er ernüchtert und unzufrieden sich umsah, wäre ihm beinahe ein Wutschrei entfahren — da, ganz nah schon, aus der nächsten Bucht, tauchte ein Boot auf, und an dem karierten Rücken erkannte er den Referendar Schmitz.

Er wollte die Riemen ins Wasser treiben und davon jagen. Aber verzweifelt zog er die Hand zurück . . . Was konnte das nützen! Sie waren nicht mehr sicher. Und der andre wühlte das Wasser auf, als gälte es das Leben, vorwärts zu kommen.

Nun bemerkte auch Nelly das ankommende Boot.

„Achtung, Achtung!“ schrie sie aus vollem Hals. „Sie werden uns anfahren. Wir kippen um . . .“

Aber schon flog es an, daß ihr eignes Boot ganz auf die Seite geneigt, sich im Kreise drehte.

„Ho, sieh da! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung!“ rief der Referendar.

„Donnerwetter, was thun Sie denn hier?“

„Ich gondele ein bißchen spazieren.“

„Dann brauchen Sie doch nicht wie ein wildgewordenes Dampfschiff drauf los zu fahren und andre Leute anzurennen.“

Damit drehte der Offizier den Kahn bei und ruderte nach Haus.

„Was wollten Sie vorhin sagen?“ fragte Nelly.

„Ich hab's vergessen.“

„So sagen Sie was Ähnliches!“

Der Referendar grinste mit puterrotem Gesicht. Kalderhots Miene verfinsterte sich. Nelly aber schaute verwundert die Herren an. Es war, weiß Gott, merkwürdig, wie unfreundlich sie manchmal zu einander waren! . . .

Lieutenant von Kalderhot trug sich den ganzen Tag mit Reisegedanken. Doch kam er wieder nicht dazu. Abends ging er mit dem Maler in den Kursaal zum Baccarat. Dort erging es ihm sehr schlecht. Aber es war ihm ganz egal. Ein Mensch, der morgens zwei Millionen verspielt hat, macht sich wenig draus, ob er abends noch tausend Frank mehr los wird.

X.

Die Zeichen und Wunder mehrten sich. Nelly wurde es ganz unheimlich bei all den Liebenswürdigkeiten.

Eines Tages kam sie von einem kurzen Wege nach Hause und sah Jean vor dem Hoteleingang stehen. Mit der milden Gelassenheit eines Mannes, der alle

Überraschungen des Lebens hinter sich hat, schaute der brave Oberkellner auf die menschenbelebte Straße.

Nelly fühlte eine gewisse Scheu, so unter den Augen des Würdenträgers die Treppe hinaufzusteigen, denn für gewöhnlich unterzog er sie einer strengen Musterung, die zu sagen schien: Sie mit Ihrem Hut gehören auch nicht hierher!

Heute machte er einen tiefen Bückling, fragte, ob das gnädige Fräulein einen Spaziergang oder eine Kommission gemacht habe, wie es ihr hier gefiele und nach vielen Dingen mehr.

„Schleierhaft! . . ." dachte Nelly. „Absolut schleierhaft!"

Dann trat sie in ihr Zimmer.

Als sie den Hut abgelegt hatte, blickte sie zufällig aus dem Fenster. Unten im Garten stand ein Herr, der, sobald sie auftauchte, sich einen Krimstecher vor die Augen setzte.

Es war Herr Schmitz. Was mochte der denn da oben haben? . . . Sie drehte ihren Kopf in die Höhe. Nichts als blauer Himmel! Und als sie sich umwandte, hielt er das Glas noch immer starr auf sie gerichtet.

„Sehr komisch! Der Mensch stiert mich an, als wenn ich eine Aussicht mit drei Sternen wäre."

Ihr fielen noch andre Seltsamkeiten ein. René Basch durchbohrte sie bei den Sitzungen förmlich mit seinen steinkohlschwarzen Augen, dann stöhnte er oft fürchterlich, als wenn er schlechte Verdauung hätte. Und der Lieutenant hatte beim „Plumpsack geht rum", als sie alle die Hände auf dem Rücken hielten, ihre Hand ergriffen und sie leise gedrückt. Das war schon ziemlich unverschämt.

Man sollte sich wirklich darüber wundern, dachte sie. Aber vielleicht ist es nur meine Einbildung.

Und da sie keine Lösung des Rätsels fand, ging ihr rascher Geist zu andern Dingen über. Sie schrieb einen langen Brief an ihren Vormund, dem sie auseinandersetzte, daß sie Gouvernante werden wolle. Gründe hatte sie dafür wie Heu. Als sie das Schreiben nochmals durchlas, wurde ihr himmelangst, wie viel Entsagung und heiligen Eifer sie sich für die kommende Zeit zugedacht.

Sie wechselte ihre Schuhe. Als sie den linken anzog, fühlte sie etwas Krauses darin. Sie holte es hervor: ein Billet, worauf stand:

„Mein Herz liegt zu Ihren Füßen!! Erwarte Sie heute punkt zwei vor der Taverne ‚Zum Krokodil'."

Nelly war starr. Wessen Herz lag ihr zu Füßen? Die Taverne „Zum Krokodil" war ganz in der Nähe. Die Herren gingen öfters hin. Aber wer hatte das geschrieben?

Sie sann hin und her. Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Schließlich zerriß sie das Billet und warf die Schnitzel aus dem Fenster.

Dann trug sie den Brief hinunter. Da sie sich wegen des Herzens, das ihr da draußen vielleicht zu Füßen liegen würde, nicht auf die Straße wagte, sagte sie dem Liftjungen, er solle den Brief in den Kasten tragen. Aber dieser grinste sie höhnisch an, drückte auf den Knopf seines Lifts und fuhr ihr an der Nase vorbei in die Höhe. Dann rief sie Charles, den unterirdischen Piccolo. Aber Charles war

vollständig taub und stolzierte, ohne sich umzudrehen, mit seiner Serviette unterm Arm in den unendlich großen Speisesaal.

Diese Jungen wenigstens waren noch immer so unverschämt wie früher. Das tröstete Nelly einigermaßen.

Nach dem Abendessen ging sie bald zu Bett. Aber sie blieb noch lange wach, ohne ein Auge zu schließen. Und in der Dunkelheit stellte sich derselbe Gedanke bei ihr ein, der ihr während der ganzen letzten Tage im Sinn gelegen hatte: wie war es möglich nach Genf zu kommen? Welches Mittel gab es, da Tante Ida zu einer solchen Reise niemals ihre Einwilligung geben würde, dorthin zu gelangen?

Es war für Nelly absolut notwendig (wenigstens glaubte sie es) möglichst bald nach Genf zu reisen. Denn erstens wollte sie sich dort um einen Gouvernantenposten bewerben, zweitens aber, und dieser Grund gab den Ausschlag, mußte sie Peter wieder sehen.

Ihr war zu Mut wie einem armen Fischlein, das im weiten See schwimmend, sich in eine Angel festgebissen hat. Nun mag es wollen oder nicht, wenn der Fischer an der Schnur zieht, hilft ihm kein Sträuben, es muß ans Ufer... Und der Fischer in Genf am andern Ende des Sees, an dessen Angel Nellys Herz sich gefangen hatte, mußte wohl tüchtig an dem Haken ziehen, denn das arme Mädchen hatte vor Sehnsucht keine Ruh.

Aber wie, aber wie kam sie dorthin?

Ihr erster Gedanke war natürlich, sich frühmorgens aus dem Hotel zu stehlen und in ihren doppelsohligen Stiefeln, die für einen solchen Marsch wie geschaffen waren, solange am See entlang zu laufen, bis sie nach Genf gelangte. Aber sie fürchtete sich davor, in einem fremden Hotel zu übernachten, und wenn sie diese Angst auch überwunden hätte, denn die Liebe überwindet ja alles, so besaß sie doch keinen Centime zur Zehrung. Und der Weg war lang! Da mußte sie schon mehrere Tage laufen.

Ihr zweiter Gedanke war, plötzlich eine schwere Krankheit zu bekommen. Diese Krankheit mußte so schwer sein, daß kein Montreuxer Arzt sie kurieren konnte. Sondern man schickte sie nach Genf ins Hospital. Dort lag sie bleich und elend, und Peter saß an ihrem Bett, tröstete sie, pflegte sie und bat sie mit rührenden Worten, doch ja recht bald wieder gesund zu werden, damit sie dann gleich Hochzeit feiern konnten...

Für solch eine Krankheit wäre Nervenfieber oder eine tüchtige Lungenentzündung wohl das beste gewesen.

Aber so leicht es ist, daß man sie bekommt, wenn man sie nicht haben will, so schwer ist es doch, sie hervorzurufen, wenn man sie gerade braucht. Deshalb verfiel sie auf etwas Anderes und zwar auf einen höllischen Plan, an dessen Ausführung sie nur mit Furcht und Zittern dachte. Aber hatte nicht auch Julie für Romeo ihr Leben gewagt, als sie den Kräutergeist trank und sich lebendig begraben ließ! „Es muß geschehen," sagte Nelly sich. „Heut' Nacht noch!" Und wenn ich morgen früh nicht mit der Tante im Zuge nach Genf sitze, dann will ich als alte Jungfer sterben, und nie in meinem Leben soll ein Mann mich küssen."

* * *

Wahrhaftig, als Jean am nächsten Frühmorgen noch ganz verschlafen durch den Speisesaal ging, trat Nr. 96 mit einem in graue Tücher gehüllten, wackelnden gebeugten Wesen ein, das sich als ihre Tante entpuppte.

Bestürzt kam der Direktor angelaufen und fragte nach dem Begehr der Damen.

„Hihe, weihe sie, Uli hanschi!“ Das war alles, was Fräulein Felsche hervorbrachte, und zwar in einem Ton, und mit einem Ausdruck im Gesicht, das einen wirklich auf merkwürdige Vermutungen bringen konnte. Ein Gemisch von kindisch Blödem und von Greisenhaftem lag in ihren Zügen, so daß man nicht wußte, ob sie über Nacht um fünfzig Jahre jünger oder um zwanzig älter geworden war. Die Kiefern waren eingesunken, und dort schien sich der geistige Verfall am deutlichsten auszuprägen.

„Beruhige dich, Tante, ich werde schon für alles sorgen,“ sagte Nelly liebevoll. Dann wandte sie sich an den Direktor: „Wir wünschen zu frühstücken. Vielleicht haben sie ganz weiches Brot, auch möchten wir ein Ei, ebenfalls ganz weich. Und sehr eilig, wenn ich bitten darf, da wir fort wollen.“

„Fort?“ fragte Jean mit schmerzlichem Erstaunen.

„Nur für einige Tage nach Genf. Bitte, besorgen Sie uns schnell das Frühstück.“

„Sehr wohl,“ murmelte der Direktor. Daß er sich auf seine alten Tage noch so wundern würde, hätte er nie gedacht.

Ein Kellner brachte das Gewünschte. Nelly band dem gebrochenen Wesen eine Serviette vor, schnitt von dem Brot die Rinde ab, und schließlich, da die Ruine, die einst ihre Tante war, noch immer kopfwackelnd dasaß und verstört die Augen rollte, fütterte sie sie wie ein Wickelkind.

Direktor, Kellner und sämtliche Piccolos betrachteten aus einer Ecke des halbdunkeln Saals dies rätselhafte Paar mit unverhülltem Entsetzen. Kaum hatten die beiden etwas verzehrt, als Nelly eilig aufstand und sich wieder an Jean wandte.

„Der Hausknecht bringt das Gepäck auf die Bahn, nicht wahr? Ist der Omnibus angespannt? Wir müssen nämlich fort.“

„Sehr wohl,“ stotterte Jean. Und mit scheuer Neugier fragte er: „Die Dame ist wohl sehr krank?“

„Sehr.“

„Wünschen Sie vielleicht, daß eine sichere Person mitreise? Ein Wärter, der auch eine Zwangsjacke . . .“

„Was? Was meinen Sie?“

„Ja, die Dame ist doch . . .“ Dabei fuhr Jean sich diskret über die Stirn, während er gleichzeitig hinzufügte: „Ich wußte das übrigens schon längst.“

Nelly aber brach in ein beinah frivoles Lachen aus und sagte: „O, es ist durchaus nicht das.“ Dann lief sie zu ihrer Tante zurück, packte sie wieder in graue Tücher und führte das zwei Centner schwere Wrack zum draußen wartenden Omnibus. Auf der Treppe machte die alte Dame noch einmal den Mund auf, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, und murmelte krauses Zeug.

Der Direktor schaute dem davonrollenden Wagen nach. „Pauvre imbécile“, sagte er. „Comme ça se fait vite!“

Auf dem Bahnhof zog Nelly mit Grandezza ein paar Goldstücke aus Tantes wohlgespicktem Portemonnaie, warf sie dem Schalterbeamten hin und befahl: „Deux de première à Genève!“

Der Zug fuhr fort und trug sie am lachenden Seeufer vorbei zu der ersehnten Stadt hin. Fräulein Felsche saß ganz gebrochen in einer Ecke und grübelte noch immer über das Entsetzliche, das ihr geschehen war. Sie hatte in der Nacht ihre Zähne verloren!

Gleich beim Erwachen hatte sie das leere Glas bemerkt. Ihr Gebiß, dies ängstlich gehütete Geheimnis, war verschwunden. In ihrer Angst wagte sie sich zuerst nicht zu rühren, denn unterm Bett mußte natürlich der Dieb liegen. Es dauerte lange Zeit, bis sie auf den Gedanken kam, daß jemand anders mit ihren Zähnen nicht viel machen könnte. Da durchsuchte sie alle Winkel — aber die Zähne waren nicht zu finden.

Sie lagen nämlich vier Stockwerke tief unter grünem Ephеu begraben, wo kein Auge sie so leicht entdeckte.

Endlich vertraute sie sich ihrer Nichte an. Beim ersten Anblick schlug diese die Hände zusammen. „Tante, dir sind ja alle Zähne ausgefallen!“

Als die alte Dame ihr die Sachlage dann auf ein Zettelchen geschrieben hatte, fuhr sie wie bei der Entdeckung von etwas ganz Ungeheuerlichem auf.

„Falsch? Du hast falsche Zähne, Tante? Und dabei sagtest du mir immer, deine Zähne wären so schön weiß, weil du nie Süßigkeiten gegessen hättest. O Tante, wie hast du mich beschwindelt!“

Tante Ida sagte zum erstenmal in ihrem Leben kein Wort, sie war ganz geknickt. Und geknickt war sie noch immer, während sie in der Ecke des Coupés kauerte, den zahnlosen Mund ängstlich vor den Mitreisenden verbergend.

Nelly blickte derweil fröhlich zum Fenster hinaus. Nur manchmal regten sich in ihrer arglistigen Seele einige Gewissensbisse, während sie daran dachte, wie sie angezogen gleich einem echten Hoteldieb ins Zimmer nebenan gekrochen war und das Gebiß zum Fenster hinausgeworfen hatte.

„Armes, zahnloses Tantchen,“ dachte sie, „du thust mir schrecklich leid. Aber ging's denn anders? Und Peter mußte ich wiedersehen!“

Ihr Herz schlug im Sturmschritt, als sie an Peter dachte. Sehnsüchtig schaute sie hinaus, ob denn am Ende dieses blauen Spiegels nicht bald die Stadt auftauchte, die sie so oft auf Bildern und im Traume gesehen.

* * *

Am nächstfolgenden Morgen des Tages, an dem Peter nach Montreux zurückkehrte, war er durchaus zufrieden erwacht. Von dem, was er befürchtete, verspürte er nichts. Dagegen trug er etwas an sich, das nach jungem Wald und frischer Erde duftete. Beim Anziehen warf er einen Blick auf sein Manuskript. Sogleich fiel ihm alles ein, was er sich schon im Kopf zurechtgelegt hatte, ohne es niederzuschreiben. Er war gewiß, einen guten Arbeitstag zu haben . . . So war sein Plan denn gelungen. Er hatte die petite fille wiedergesehen. (Sie war ihm nicht gefährlich geworden.) Er hatte gut diniert. Nun wollte er weiter arbeiten.

Bis zum Mittag brachte er eine Seite fertig. Das war nicht viel, doch immer etwas. Aber während er zum Essen ging, überkam ihn die Angst, seine Gedanken hätten heute das, was sie schon vor zwei Tagen geschaffen, vielleicht nur mechanisch reproduziert, ohne es neu zu gestalten. „Ich werde mich doch nicht ablenken lassen?" dachte er.

Nach dem Essen machte er, anstatt seinen Schreibtisch wieder aufzusuchen, einen großen Spaziergang. Auf dem Hinweg dachte er an sein Stück und knetete wie ein Bäcker Sätze und Worte. Da er aber nur den alten Teig von heute morgen vorfand, so knetete er die alten Phrasen immer von neuem um. Im Grund eine nutzlose Arbeit ... Auf dem Heimweg aber, nachdem er einige Schöppchen Wein getrunken, dachte er an gestern, an Montreux, an Nelly — und zugleich schwangen sich seine Gedanken in einem weiten Sprung über ein Dutzend Jahre hin und langten bei der Kirchhaseler Kindheit an ... Er achtete nicht mehr auf den Weg und fühlte eine Trunkenheit in Kopf und Herz: kam das von dem Wein oder von den Erinnerungen, deren Duft so betäubend und süß war?

Er schlief gut und hoffte am nächsten Morgen die Versäumnis wieder einzuholen. Aber als er sich vor den Schreibtisch setzte, erschrak er, denn, was da auf den Blättern stand, war über Nacht hundert Jahre alt geworden, vergilbt, verdorrt, vermodert. Ein Abgrund trennte ihn von dem Leben dieser Menschen — der Abgrund, den Nelly übersprungen hatte.

Er liebte sie ... Er liebte sie ... Diese düstere Gewißheit, die all seine Pläne über den Haufen warf, kam plötzlich über ihn und erfüllte ihn mit bitterem Schmerz.

Er bäumte sich auf und kämpfte. Es half nichts. Den ganzen großen Sack in seinem Hirn voll verschrobener Ansichten, voll Theorien, aus denen er sein Leben formen zu können glaubte, voll Eitelkeiten und Unwahrheiten öffnete er und säte Hohn und Spott und kalte Berechnungen und starre Vorurteile, daß er nur ein reiches Weib gebrauchen könne, aber statt dieser Saat ging ihm der junge Frühlingswald auf, die stille Wiese, auf der seine Liebe geboren war, ging die Gestalt des Mädchens ihm auf, die ihm, je mehr er gegen sie wütete, desto schöner und siegreicher erschien.

Jeden Morgen begann er den Kampf von neuem, jeden Abend wurde er von neuem besiegt.

Seine Krankheit (er betrachtete seinen Zustand als eine Krankheit) machte reißende Fortschritte. Die Keime dazu mußten schon lange in ihm gelegen haben ... In unbedachten Augenblicken war ihm, als habe er das Mädchen geliebt und begehrt, seitdem er sie zum erstenmal geküßt. Es war ihm, als sei er damals, nur damals, ein fröhlicher, gesunder Mensch gewesen, als seien die zwölf späteren Jahre ein Herumtappen in grauen Nebeln, als habe er sich jetzt erst wiedergefunden in seiner ursprünglichen Gesundheit. Er fühlte sich gesund und wußte doch, daß er krank war. Er war nicht mehr Herr seiner selbst, sondern etwas Gewaltigeres hatte seine Wurzeln in ihm aufgeschlagen, das ihn beherrschte, das auf ihm lastete — und deshalb war er krank. Aber er fühlte sich lebensfreudiger und hoffnungsvoller als je.

Er führte ein vollendetes Bummlerleben, strich durch die Berge und über den See, oder lag stundenlang träumerisch auf dem Sofa. Er konnte nicht eine Zeile

schreiben, jeder Gedanke an seine Arbeit war ihm verhaßt, und doch war ihm niemals die Welt und sein ganzes Thun so dichterisch verklärt erschienen wie jetzt.

An dem Tage, als Nelly nach Genf fuhr, hockte er zur Abwechselung wieder vor dem wurmstichigen alten Schreibtisch. Aber mit der Arbeit ging es nicht. Die guten Gedanken huschten gespensterhaft in alle Fernen, wenn er sie ergreifen wollte.

Schließlich sank er matt zurück. Für heute hatte er den Kampf satt. Er sagte Bankerott an.

Er warf sich aufs Sofa und fing am helllichten Tage zu träumen an. Aber bald wachte der alte Räsonneur wieder in ihm auf. Er eiferte gegen die Liebe, gegen diese unvernünftige Macht, die den Menschen aus seinen gewohnten Gleisen schleudert und ihn am Fortkommen hindert. Wie konnte jemand, der soviel wie er über ihr Wesen, ihre Bedeutung und Nichtigkeit nachgedacht, der sie in allen Formen und Farben, rosig, blutig, glücklich, unglücklich beschrieben hatte: wie konnte der sich wohl selbst verlieben und dann hilflos dastehen gleich einem neugebornen Kinde? War das nicht wider alle Natur? . . .

Er führte all die Waffen an, die er selbst und seine Freunde an den Marmortischen der litterarischen Cafés so fein geschliffen hatten. Damals hatten sie dem einfältig greisenhaften Ding, das sich Liebe nannte, wohl hundert tödliche Dolchstöße versetzt. Aber nun, wo er die Dolche brauchen wollte, bogen sie sich um und waren stumpf — wie aus Papiermaché. Er liebte . . . und dagegen war kein Kraut gewachsen.

„Ja, ja, ja, ja,“ . . . brummte er, wie ein geschlagener Mann. „Meinetwegen! Ich will ja lieben. Ich will zufrieden sein, nichts sagen und lieben . . . Aber warum denn gerade die?“

Eine solche Wut, daß es gerade die sein mußte, die Alleruntauglichste, überfiel ihn, daß er, wenn Nelly jetzt eingetreten wäre, ihr die größten Grobheiten gesagt hätte. Und da er ihrer in Wirklichkeit nicht habhaft werden konnte, nahm er sie wenigstens in Gedanken vor. Er wollte diese . . . Kirchhaselerin, diesen grünen Backfisch mal gründlich tranchieren, mal bei Licht betrachten.

Aber da sah er sie, wie sie über den Abgrund sprang.

O, das war ein Anblick, so furchtbar und so schön, daß er ihn nie vergaß, ihn nie wieder los ward! Wie sie hinübersprang, die freien Füße über der gähnenden Leere und das leichte Lächeln um die Lippen, als wäre dieser Sprung nichts — da liebte er sie!

Sie hatte sich ihm in die Arme geworfen, sie war ihm an die Brust gesunken, und sein Herz tobte nun wie ein wütendes Tier an den Gittern seines Käfigs und begehrte nach ihr.

Eine Weile lag er so tief in Gedanken versunken wie auf dem Grund eines Sees.

Dann stand er auf, trank einen Schluck Wasser und fand etwas Klarheit wieder.

Sofort fing er leis von neuem an zu räsonnieren.

Er wollte ja nicht aufmucken! Um keinen Preis. Pscht! Pscht! Er winkte seinem grollenden Herzen ab . . . Nur keine Aufregung wieder!

„Ich liebe sie. Das steht fest. Ich bin krank. Und ich beuge mich. Aber . . . könnte man es nicht mit ein paar lyrischen Gedichten abmachen? Mit einem rührenden

Roman? Ich brauch' sie doch nicht zu ... heiraten! Es muß doch nicht gleich ein so schreckliches Ende nehmen! Sie hat nichts, ich habe nichts — und wenn wir heiraten, gibt's zehn Kinder."

Er malte sich nun die schrecklichsten Bilder aus. Sehr viel Zwillinge kamen darin vor. Auf jedem Arm hielt er ein nacktes Wurm, das er in Manuskriptpapier wickelte, da keine Kleider da waren.

Sie zu heiraten war unmöglich. Und sie zu lieben, war, da sie arm war, im Grund auch eine Geschmacklosigkeit.

Aber wenn Wilde sich aufs Gewissen frug, so mußte er sich sagen, daß er sie wohl gerade darum so sehr liebte, weil sie arm war.

Was ihn an ihr entzückt hatte, war ihre unbändige Lebenskraft, ihr fröhlicher Leichtsinn. Das war dieser trotzige Stolz, der sagte: „Arme Leute sind mir lieber. Die sind wenigstens amüsant! . . ." Ihn, den von der Kunst überfeinerten Menschen, der sich vor den rauhen Berührungen des Lebens oft scheu verkroch, der Häßlichkeit und Armut fast übertrieben fürchtete, ihn hatte ihr Wagemut, ihr Drang nach Freiheit hingerissen. Und nun liebte er sie nicht nur, sondern er begehrte mit aller Sehnsucht, sie zu seinem Weib zu machen, sie bei sich zu haben, in seinen vier Wänden, auf seinem Schoß, in seinen Armen.

Gegen dies Gefühl nützten alle Sophistereien nichts. Auch er saß fest, fest wie ein Fisch an der Angel. Und wenn er zappelte und sich befreien wollte, packte ihn der Stachel der Liebe nur um so mehr.

In dem Kreislauf seiner Gedanken war er gerade bei dem Wunsch angelangt, sie möchte herkommen, damit er ihr sein Stück vorlesen könnte, als es draußen klopfte.

Er rief herein. Da stand Nelly vor der Thür.

Sie lachte über sein Erstaunen und sagte:

„Guten Tag. Sie wundern sich wohl?"

„Sie . . . sind da?"

„Ja, ich."

Ganz verblüfft, ganz starr — und ganz der Dramatiker im Augenblick, sagte er:

„Wissen Sie, wie Sie hereinschneien? Gerade als ich an Sie dachte! Das ist denn doch der abgebrauchteste Theatercoup, den man sich denken kann. Weiß Gott, die Wirklichkeit ist eine echte Birch-Pfeiffer!"

„Da Sie an mich dachten, so komme ich hoffentlich nicht ungelegen. Oder haben Sie etwa im Bösen an mich gedacht?" Fast kokett blickte sie ihn dabei an, in dem naiven Wunsch eine schmeichelhafte Antwort zu hören. Aber er murmelte, zu Boden blickend:

„Das werde ich Ihnen gerade sagen, wie ich an Sie gedacht habe. (‚So schwachköpfig bin ich doch nicht', fügte er in Gedanken bei.) Aber wo kommen Sie her? Wie sind Sie nur Ihre Tante losgeworden? Der alte Drache wartet doch nicht unten?"

Nelly trat ein und berichtete. Dabei betrachtete sie ihn mit Wohlgefallen. Etwas wüst und verwildert, sah er jetzt ganz so aus, wie sie ihn sich immer vorgestellt hatte, und wie sie ihn liebte.

Er stand noch immer in großer Verwirrung. Dann faßte er sich an seinen bloßen Hals und fuhr in die Höhe.

„Ich habe ja keinen Kragen an! . . . Ich habe auch keine Jacke an . . . Und eine Weste habe ich auch nicht an. Herrgottsakrament!“

„Wenn es Ihnen nicht unbequem ist, könnten Sie sich das alles ja anziehen. Ich möchte Sie nämlich bitten, mich zum Essen zu begleiten. Denn ich weiß in Genf nicht Bescheid.

„Ist recht!“ sagte er. „Man könnte sich das alles anziehen.“

„Ich warte derweil vor der Thür. Also bis gleich.“

Sie nickte und ging mit einem Lächeln wieder hinaus.

Wilde blieb einen Augenblick, den Kopf ganz dumpf und schwer von Gedanken, stehen. Dann machte er sich langsam fertig. Als er seine Jacke anzog, fiel ihm ein, daß er sich in dieser Jacke verloben würde.

„Wie lange wird der Anzug halten? Ein, zwei Jahre. Aber was ich vorhabe, wird mich halten, bis an mein Lebensende, wird Konsequenzen haben über meinen Tod hinaus. Es ist was Unheimliches um eine Verlobung. Wie habe ich nur den Mut dazu? . . . Aber man thut es eben.“

„Und daß sie gerade heute kommen mußte! Hätte ich zu ihr reisen müssen, so würde ich's mir noch zehnmal überlegt haben. Aber so . . . So geht das Schicksal eben seinen Weg. Man spricht das Wort aus. Vielmehr der Augenblick läßt es einen sprechen. Und alles ist vorbei.“

„Wann wird die Guillotine fallen? In ein, in zwei, in drei Stunden? Aber bis heute abend wird alles geschehen sein. Den Trost habe ich.“

Er kämmte sich und blickte schwermütig aus dem Fenster. Da stand Nelly unten auf der Straße, in der Hand eine Tüte mit Kirschen.

„O Ironie!“ dachte er. „Ich habe Verlobungsgedanken. Ich läute meine Freiheit zu Grabe. Und sie . . . Sie spuckt Kirschsteine in die Luft.“

Er ging hinunter und begrüßte sie mit Leichenbittermiene.

Sie fragte: „Wohin?“

Fast hätte er dumpf geantwortet: „Zur Ehe hin!“

Sie verabredeten, in einem kleinen billigen Café zu speisen, denn sie hatten beide nicht viel Geld. Auf dem Wege erzählte ihm Nelly (die sehr munter und redselig war), daß sie bei einem englischen Ehepaar, welches eine Gouvernante suchte, gewesen sei. Sie mußte noch einige Empfehlungsbriefe einschicken. Vielleicht ginge sie schon in zwei Wochen als governess über den Kanal. Was er dazu sagte?

„Sie werden nicht nach England gehen.“

„Warum nicht?“

„Sie werden in Deutschland bleiben.“

„Aber warum? Warum?“

Sie blickte ihn ganz verwundert an.

„Weil . . . weil . . . weil Sie doch gar kein Englisch können.“

„Das werde ich lernen.“

„Warten wir! Warten wir!“ dachte Peter. „Warten wir bis nach dem Essen! Noch einmal möchte ich als freier Mann mein Mittagbrot verzehren.“

Das Café „Zum guten Landwein“ (der aus dem Land der Blaubeeren stammte) war wirklich winzig. Da fast alle Tische besetzt waren, mußten sie sich in der Nähe des Billards niederlassen. Ein eifriger Spieler brachte sie öfters in die Gefahr, ihnen die Nasen einzustoßen ... Das war kein passender Ort, um sich zu verloben.

„Was haben Sie nach dem Essen vor?“ fragte Peter. „Wollen Sie spazieren gehen? Sollen wir rudern? Sollen wir ein Museum ansehen?“ (Bei einer von diesen drei Gelegenheiten wird das Verhängnis sich dann wohl erfüllen.)

„Mir ist alles recht, was Sie vorhaben. Nur möchte ich Sie bitten, daß Sie mir heute nachmittag Ihr Drama vorlesen.“

„So wird's also in meinem Zimmer geschehen! Das ist am Ende auch das Vernünftigste. Was einem Heim und Herd verschafft, thut man am besten zwischen vier Wänden. Nachher ritzen wir dann unsre Namen in die Fensterscheibe und machen ein Herz darum. Das gibt einen würdigen Abschluß ...“

Nachdem sie also das Café unversehrt verlassen hatten, gingen sie nach Peters Wohnung. Hier stand Nelly eine neue Prüfung bevor. Denn ihr Freund hatte es sich in den Kopf gesetzt, Kaffee zu kochen.

Er besaß eine jener vertrackten Kaffeemaschinen, die von Frauen erfunden zu sein scheinen, um den Junggesellen ihr Leben nach Möglichkeit zu verbittern. Man wußte bei ihr nie recht, ob sie wirklich Kaffee kochen oder explodieren würde.

Es dauerte eine Viertelstunde, bis er mit den Vorbereitungen fertig war.

„Sie haben das Zeug zu einem famosen Hauspapa,“ sagte Nelly.

Er fuhr auf. Er starrte sie an mit bebenden Lippen. War das nicht das Zeichen, auf das er wartete? War das nicht der Funke ins Pulverfaß? ... Das Zimmer begann sich langsam, dann schneller und schneller um ihn zu drehen. Aber im nächsten Augenblick schien es ihm unmöglich, an ein so triviales Wort eine Liebeserklärung zu knüpfen, und er ließ den Kopf wieder sinken.

Es verging noch eine halbe Stunde (er schaute oft auf die Uhr), während er den munteren Reden Nellys zuhörte und sich wunderte, daß die Entscheidung noch immer nicht gefallen. Aber sie bewegte sich in Gesprächen, die himmelweit von all dem, was er dachte, entfernt lagen. Ob sie wirklich so arglos war, wie sie schien?

Er betrachtete sie mit argwöhnischen Blicken. Aber seine Augen wurden sehr bald zahm. Er fand sie wunder-, wunderhübsch. Die Sonne lag auf ihrem Haar, und jedes Härchen schien ein Faden von lauterem Gold. Sein Herz fing hastig an zu schlagen. Ihm wurde glühend heiß. Seine Augen erweiterten sich. Er hätte die Arme ausbreiten mögen: Sei mein Weib! Sei mein! ... Sie stockte im Gespräch, sah ihn an, als wenn ihr nicht recht geheuer wäre, und setzte sich in die Nähe des Fensters. Das ganze Zimmer ging in Flammen auf. Die beiden jungen Menschen wußten nicht, wie ihnen war. Sie lasen einander die Gedanken von den Augen ab und wagten nicht zu atmen.

In diesem Augenblick stieß das alte Tier von Kaffeemaschine einige schwere hohle Seufzer aus, drehte sich um und um und goß die ganze Brühe auf die Erde.

Nelly stürzte hinzu und wischte rasch die Tischdecke ab, Peter half ihr dabei, indem er seine besten Taschentücher ruinierte und bei dieser Gelegenheit den halben Fußboden aufwusch.

Sie tranken nun den Kaffee, der übrig geblieben war. Dann wiederholte Nelly ihre Bitte, das Drama vorzulesen. Aber er weigerte sich plötzlich, da ihm inzwischen Verschiedenes eingefallen war. Doch sie ließ nicht locker, legte das Manuskript aufgeschlagen vor ihn hin und kommandierte:

„Vorhang hoch!“

So fing er denn an vorzulesen. Zuerst ging es recht gut. Aber dann kam er an eine Stelle (es war am Schluß des ersten Aktes), wo sein Held ein Mädchen um ihre Liebe bestürmte.

Wilde sah mit wachsendem Entsetzen, daß die Worte, welche dieser Mensch im Stück aussprach, genau denen glichen, die er selbst aussprechen wollte und wieder nicht aussprechen konnte. Als er an diese Stelle kam, wurde seine Stimme blechern und eintönig wie die Stimme eines alten Dorfgendarmen, wenn er die Bekanntmachungen des Schulzen herunterleiert.

Tief über das Manuskript gebeugt, suchte er die Leidenschaft der Worte nach Möglichkeit zu ersticken, jagte mit fliegendem Atem über die Zeilen hin, so viel verschluckend als nur irgend möglich war.

„Viel zu lang! Striche notwendig!“ murmelte er, als ihm die Stimme umzuschnappen drohte.

„Ich finde nicht,“ warf Nelly ein.

Er las weiter. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn.

„Es langweilt Sie kolossal?“

„Aber durchaus nicht!“

Immer weiter ging die Raserei dieses Mannes, der mit der Geliebten rang wie Jakob mit dem Herrn, der in ihr Herz seine Gluten hineinströmte, daß es zu flammen begann, mochte es vorher auch noch so kalt gewesen sein.

Schließlich konnte er nicht mehr. Seine Kraft war erschöpft. Er warf die Blätter hin und sprang auf. Nelly blieb scheu sitzen, ohne ein Wort zu erwidern. Sie glaubte ihn zu verstehen und wagte es doch nicht.

„Kommen Sie!“ befahl er. „Das Zeug langweilt mich. Wir wollen spazieren gehen.“

Draußen lag die Stadt vor ihnen wie das Gebild eines Traumes. Sie gingen, ohne zu wissen, wohin? Sie sprachen kaum, und wenn sie es thaten, waren es gleichgültige Worte. Manchmal blickte Nelly um sich, und was sie sah, war alles wunderbar, fremdartig und schön. Aber sie sah es nur wie im Traum. Sie überschritten eine Brücke, unter der die Rhone pfeilschnell hinschoß an altertümlichen hohen Häusern vorbei. Von einem mächtigen Turm (es war die uralte Tour de l'Isle) schlug eine Uhr acht.

Da fuhr Nelly auf.

„Ich habe meiner Tante versprochen, daß ich um sechs spätestens im Hotel sein wollte. Ich muß umkehren.“

Der Weg war noch ziemlich lang. Aber auch jetzt sprachen sie kein Wort von Bedeutung. Dann standen sie vor dem Hotel, und Nelly sagte Adieu.

„Wenn's geht und wenn Sie Lust haben, hole ich Sie morgen wieder ab.“

Er nickte und hielt nachdenklich ihre Hand in der seinen. Blaue Abenddämmerung hüllte sie beide ein. Er ließ ihre Hand noch immer nicht.

„Gute Nacht!“ flüsterte sie und versuchte sich sanft loszumachen.

Da schrie's auf einmal in ihm auf: „Was ist denn das? Der Tag ist zu Ende, und du hast ihr's nicht gesagt. Du sollst heimgehen ohne sie! Du sollst die Nacht schlafen ohne ihre Liebe? Ohne daß du weißt, ob sie dein ist. Du willst sie gehen lassen ohne ein Pfand? Und nimmst nichts mit von ihr für die lange, schlaflose, schreckliche Nacht!“

Da riß er sie zurück, preßte seinen Mund auf ihren, küßte sie — und fühlte den süßen und brennenden Schauer wie beim ersten Kuß seiner ersten Liebe. Dann eilte er davon, unbekümmert darum, was sie denken mochte.

Am andern Morgen, während die Minuten sich so lang hinzogen, daß er ihren Anfang und ihr Ende nicht mehr übersehen konnte, wurde ihm ein Billet gebracht.

„Wir reisen gleich ab. Der Unmensch, der Doktor hat ein passendes Gebiß auf Lager gehabt. Tante drei Stunden lang gepredigt, hat ihre neuen Zähne gut eingeweiht. Ich schreibe heimlich in höchster Eile. Adieu! Auf Wiedersehen!

Ihre Nelly v. W.“

Das Wort „Auf Wiedersehen!“ war zweimal fein unterstrichen. Als Wilde das Billet noch einmal las, sah er nur dies eine Wort. Wenig fehlte, und er wäre ihr gleich nachgereist.

XI.

Mancher Menschen Dasein wird erst dann bemerkt, wenn sie nicht mehr da sind. So schien es Nelly zu gehen. Durch ihre Abreise wurde sie im Hotel plötzlich zu einer populären Persönlichkeit.

Die erste, die in ängstlicher Aufregung zum Oberkellner gelaufen kam, war Fräulein Taube. Jean teilte ihr schonend mit, was er wußte.

„Die Herrschaften haben nichts hinterlassen, wann sie wiederkommen?“

„Gar nichts, Madame.“

„Also Geistesgestörtheit! Unheilbarer Wahnsinn.“

„Daß er unheilbar sei, hat die Dame nicht gesagt.“

„Er ist unheilbar!“ versetzte das alte Fräulein. „Glauben Sie mir, das junge Mädchen wird nie wieder gesund. Die Vorsehung hatte so mit ihr beschlossen. Es ist traurig, aber es konnte nicht anders kommen.“

Jean hörte teilnahmsvoll, wenn auch etwas gelangweilt, den Schmerzensausbruch an, ohne mit einer Miene zu verraten, daß ihm der Ausdruck „junges Mädchen“ für Fräulein Felsche doch etwas gewagt schien.

„Wirklich sehr traurig, Madame. Auch für unser Haus ein unangenehmer Vorfall.“

„So jung und der Vernunft auf ewig beraubt sein! Es ist eine Mahnung für uns alle. — Nicht wahr, ich bekomme Thee heute?“

„Nun, ihre fünfzig hatte die Dame doch immerhin.“

„Fünfzig!“ kreischte Fräulein Taube und drehte sich mit zornigem Gesichte um.

„Oder dreißig,“ warf Jean beschwichtigend ein.

„Sie war noch keine zwanzig.“

Jean, der niemals widersprach, wenn es sich nicht um Geldgeschäfte handelte, nickte beistimmend mit dem Kopf: „Sehr wohl, zwanzig Jahre.“

Als aber Nr. 87 fortging, murmelte er ihr nach: „Dich werden wir nächstens auch transportieren müssen, verrückte alte Ziege!“

Fräulein Taube teilte den ergreifenden Vorfall beim Frühstück dem Referendar mit. Dieser lief in seiner Bestürzung gleich zu Jean. Von dem erfuhr er nur die nackte Thatsache, daß zwar nicht die Nichte, sondern die Tante krank sei, daß beide aber auf unbestimmte Zeit verreist seien. Ganz bestürzt setzte Schmitz seinen grauen Hut auf und wandelte in die Taverne „Zum Krokodil“, wo er sehr viel Bier trank und Pläne schmiedete.

Auch René Basch wandte sich an Jean. Dieser aber blickte ihn mit so müder Gleichgültigkeit an, als wenn er irgend ein fremder Mensch wäre. Auf alle Fragen blieb er die Antwort schuldig. Dagegen erkundigte er sich seinerseits nach den zweihundert Franken, worauf René die Antwort schuldig blieb und sich schleunigst empfahl . . . Der gute Jean grollte nämlich seinen Freunden. Anstatt ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen, hatten sie seit jenem Abend das Rauchzimmer kaum mehr betreten und so gethan, als sei es überhaupt eine Ungebühr, daß der Oberkellner von dem Geheimnis wußte.

Dafür teilte nun Jean es jedem mit, der es wissen wollte. Den ganzen Morgen über mußte er in seinem Bureau Rede und Antwort stehen. Die Hotelgäste, die erfahren hatten, daß vor ihrem Erscheinen sich etwas zugetragen, wovon sie nichts wußten, wandten sich sämtlich an seine Allwissenheit.

In dem engen Raum, dessen Wände mit einem enormen Schlüsselbrett, mit Fahrplänen, Hotelansichten und Konzertprogrammen beklebt war, saß er vor seinem amerikanischen Schreibtisch, addierte, subtrahierte, malte mit wundervoller Geschwindigkeit Nullen, zog die elegantesten Striche mit dem Lineal und schien in ein solches Übermaß von Arbeiten versunken, als könnte er gar nicht genug und gar nicht hoch genug Rechnungen ausschreiben. Wenn jemand den Kopf hereinsteckte, so war er je nach dem Wert der eintretenden Nummer gesprächig, liebenswürdig, von erstaunlich schneller Auffassungsgabe und in allen Dingen orientiert oder kühl, zerstreut, mit drei Brettern vorm Kopf und nahezu taub.

Gerade trat ein russisches Ehepaar bei ihm ein. Nicht zu verachtende Nummern, der Mann trank bessere Sorten. Wie alle andern Gäste erkundigte die Frau sich erst nach dem Wetter. Nach einer kürzeren Weile frug sie dann in etwas unklaren Ausdrücken, ob nicht die kleine Dame in Schwarz abgereist sei?

„Die kleine schwarze Dame?“ sagte Jean nachdenklich, als wenn diese eine sehr schwer aus den Massen all der andern schwarzen Damen herauszufinden wäre. „Ach, Madame, Sie meinen vielleicht die Dame mit den Millionen?“

„O nein,“ versetzte lächelnd der Mann, „wir meinen das kleine deutsche Fräulein. Ihre Tante soll heute in der Früh . . .“

„Ganz recht, das Fräulein mit den Millionen.“ Und in aller Harmlosigkeit erzählte Jean, die kleine Dame, die im vierten Stock von Millefleurs wohne, — Nr. 96 glaube ich, sagte er mit einem Blick auf das Schlüsselbrett — die besäße ungezählte Millionen.

„Nein, wie interessant,“ sagte die Frau, indem sie ihren Mann anstarrte. „Eine Million hat sie. Wer hätte das gedacht!“

„Verzeihung Madame, mehrere Millionen. Wieviel kann ich im Augenblick nicht sagen. Übrigens eine sehr sympathische Dame.“

„Freilich, ein reizendes junges Mädchen! Aber bitte, erzählen sie doch . . .“

Im Lauf eines einzigen Vormittags flog das Geheimnis der alten Tante durch das ganze Hotel. Und all die Gäste, die für ihre zwölf Franken Pension zwar eine exquisite leibliche Verpflegung erhielten, deren geistige Nahrung aber so gering war, daß ihr ganzer Aufenthalt in Montreux eine lange Fastenzeit war, stürzten sich auf diese Geschichte wie hungrige Haifische. Überall wo sie hinkamen, erregten Nellys Millionen ungeheures Aufsehen. Man schwatzte davon im Salon, beim Frühstück, im Garten, man trug sie nach Chillon, nach Vevey und auf die umliegenden Berggipfel. Einige Damen aus andern Hotels speisten zur Table d'hote in Millefleurs, nur um über diese Geschichte etwas Näheres zu hören, und der Name der kleinen Baronesse von Wacht schwirrte in allen Sprachen der Welt über die lange Tafel.

Geradezu überschwenglich aber äußerte sich das Erstaunen beim Hotelpersonal. Die Piccolos, Liftjungen und Hotelpagen machten ganz verstörte Gesichter und empfanden grimmige Gewissensbisse über ihre frühere Unverschämtheit . . . Was aber die Zimmermädchen anging, so waren diese einfach außer Rand und Band. Sie ließen die Betten halbgemacht liegen, vergaßen das Wasser in den Waschbecken, warfen Besen, Kehrichteimer, alles beiseite und umringten Babette, die den vierten Stock unter sich hatte. Sie ruhten nicht eher, als bis diese ihnen die Thür zu Nr. 96 aufschloß, worauf der ganze Schwarm der Weißhäubchen ins Zimmer stürzte. Ein Bettchen, ein Tisch, zwei Stühle, ein Waschtisch, eine Kommode, ein winziges Kanapee — das war alles. Nicht mal ein Vertikow war vorhanden! Als dann eins der Mädchen den Frisiermantel vom Nagel zog, auf dem noch wie lange Goldfäden einige Haare sich ringelten, da drängten sich alle mit stiller Rührung um dies leinene Fähnchen, das keine drei Franken kostete.

Doch der feierlichste Moment kam erst. Babette öffnete den Kommodenauszug. Dort lagen jene ominösen glöckelförmigen Dinger aus Flanell, die das Völkchen der Zimmermädchen in so heftige moralische Entrüstung versetzt hatten.

„Oh! Oh! Oh! Quelle horreur!!“ sagte die gute Christine in ihrem breiten Waadtländer Dialekt.

Die andern kicherten und stießen sich an. Marie, die aus einem Gebirgsdorf stammte, meinte mit ehrlichem Entsetzen: solche Dinger würde nicht mal ihre Mama tragen.

„Das Fräulein hat ein halbes Dutzend davon,“ sagte Babette.

„Und wieviel Millionen hat sie?“

„Viel, viel . . . Zehn. Ein Dutzend. Jean sagt, man kann sie gar nicht zählen.“

„Oh quelle horreur!! La pauvre fille!“

Sie konnten sich gar nicht von dem Zimmer trennen. Sie lüfteten neugierig die Bettdecke, guckten in alle Winkel, als ob dort ein verborgenes Goldnest liegen könnte. Auf der Schwelle noch warfen sie neugierige und andächtige Blicke zurück, so wie Reisende etwa die vier Wände betrachten, die einst das Walten eines berühmten Mannes umschlossen. —

Lieutenant von Kalderhot war durch Nellys Abreise in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt. Wenn er allein, und es rund um ihn still war, befiel ihn eine solche niegekannte Traurigkeit, daß er das Gefühl hatte, ihm drohe eine schwere Krankheit. Aber da er gewohnt war, niemals lange nachzudenken, so versuchte er auch jetzt dieser zwecklosen Niedergeschlagenheit Herr zu werden. Er wollte nicht denken, denn die Gedanken nutzten nichts und verursachten ihm noch obendrein Schmerzen.

Abends ging er mit Basch zusammen in den Spielklub. Die sonst so widerwärtige Gesellschaft des Malers war ihm heute recht. Und die Aufregung des Spiels beschwichtigte die Erregung über das andre größere Spiel, wobei er sein letztes wagte... Der Offizier gewann, verlor, verlor, gewann, verlor fortwährend — und war trotzdem noch immer voll Hoffnung, denn er sagte sich: „Verlierst du hier, so gewinnst du dort. Das ist die alte Regel!“

Doch am nächsten Morgen erwachte er mit einem Gefühl der Verzweiflung, gegen das es kein Wehren gab. Der bittere Wunsch stieg ihm auf, wenn er doch gereist wäre! Gestern war es noch möglich gewesen. Heute fehlte ihm selbst dazu das Geld.

Die Sehnsucht trieb ihn auf den Bahnhof, und in bitterer Wut schaute er den davonrollenden Zügen nach. Ob er selbst mal einsteigen würde, um davonzurollen als gemachter Mann? Er hatte keine Hoffnung mehr. Ihm war, als habe er sich auf diesen verhängnisvollen Fleck Erde selber festgeschmiedet, um hier zu sterben und zu verderben.

Er blickte in die eilig aufgerissenen Coupés, aus denen Leute ausstiegen, in die andre einstiegen, und als die Lokomotive schwerfällig abdampfte, dachte er: „Wirf dich doch unter die Räder! Mögen die Wagen mich zermalmen, da sie mich nicht forttragen können. Einmal wird's doch so weit kommen.“

In diesem Augenblick sah er gerade vor sich Nelly auf dem Trittbrett einer zweiten Klasse stehen. Er sah sie mit starren Augen an, als glaube er nicht an ihre Wirklichkeit. Sie sprang leichtfüßig auf die Erde und stand mit lachendem Gesicht vor ihm. Sie war in der glücklichsten Stimmung. Hinter ihr lag der wunderschöne Genfer Tag, und nun traf sie gleich den einzigen netten Herrn, den es in Montreux gab.

„Aber blaß sehen Sie aus, Herr Lieutenant,“ meinte sie. „Fehlt Ihnen was?“

„Ich bin etwas nervös,“ antwortete er. Und indem er sich hastig nach der zurückgebliebenen alten Dame umsah und dann Nelly fest ins Auge faßte, fuhr er fort: „Wollen Sie mir die Gunst gewähren, heute noch ein Wort mit mir allein zu sprechen?“

„Gern. Haben Sie mir denn so etwas Wichtiges mitzuteilen?“ Kalderhot

nickte und begrüßte dann Fräulein Felsche. Darauf setzten sich die drei in den Omnibus und fuhren zum Hotel.

Da Tante Ida beim Aussteigen etwas zurückblieb, gingen die beiden voran. Dem Offizier gelang es noch, Nelly hastig zuzuflüstern:

„Kommen Sie bitte an den See! Auf die Bank hinterm Garten. Aber daß niemand Sie sieht!“

Das junge Mädchen nickte.

Die wenigen Minuten, die Kalderhot auf der Bank saß, von den schon dichten Ranken des wilden Weins vor dem Hotel gedeckt, gaben ihm seinen ganzen Lebensmut wieder. Sein Herz schlug und wußte sich vor Freude nicht zu lassen. Welch ein Glück er hatte! Welch ein rasendes, unglaubliches, übermenschliches Glück. Und er in seiner Thorheit hatte schon so gottverlassenen Blödsinn wie Sterben, Schande und Selbstmord in seinem Gehirn ausgeheckt!

„Wie kann ich denn sterben!“ dachte er, indem er die breite Brust voll Luft sog. „Wie ist es möglich, daß ich sterben könnte, so jung, so gesund, so voll Hoffnung! Das Glück ist ja verliebt in mich. Mir muß alles gelingen.“

Und immer wieder kam ihm der Gedanke, das Glück sei in ihn verliebt und würfe ihm mühelos die Millionen in den Schoß.

Jetzt kam Nelly mit strahlendem Gesicht das kleine Mauertreppchen herunter.

„Sehen Sie nur, wie da die Berge blinken!“ rief sie. Doch im nächsten Augenblick fiel ihr ein, daß er etwas von ihr wollte.

„Also was gibt's denn Fürchterliches?“

„Wollen Sie sich nicht bitte setzen?“

Sie setzte sich.

Da schob er seinen Arm, der auf der Lehne der Bank lag, über ihre Schulter, und sich näher zu ihr beugend, flüsterte er:

„Ich wollte Ihnen sagen, daß ich Sie liebe. Daß ich nicht ohne Sie leben kann. Daß ich Sie frage, ob Sie meine Frau werden wollen?“

Indem er auf einem Bein kniete, zog er ihren Kopf zu sich herunter, um das Jawort mit einem Kuß von ihren Lippen zu nehmen. Doch zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß ihre Augen sich geschlossen hatten, und daß durch ihren Körper ein krampfhaftes Zucken fuhr.

Verwundert über diese seltsame Erscheinung, drückte er leise ihre Hand und sagte innig:

„Haben Sie sich erschreckt? Wußten Sie nicht, daß ich Sie liebe? Aber ich habe vom ersten Augenblick, als wir uns sahen, Sie geliebt. Sagen Sie, Nelly, wollen Sie mein werden?“

Und von neuem drückte er seinen Schnurrbart auf ihre erstarrten bläulichen Lippen. Aber in unwillkürlichem Entsetzen bedeckte sie mit der Hand ihr Gesicht, und während sie ihn fortdrängte, stieß sie hervor:

„Was haben Sie da gesagt? Lassen Sie mich! . . . Ach . . . Gott!“

„Nelly!“ flüsterte er aufgeregt und inbrünstiger. „Werden Sie die Meine! Ich liebe Sie.“

Da sprang sie auf die Füße, und indem beide sich in die Augen schauten, sagte

sie in festem Ton: „Nein!“ Gleich darauf aber sank sie mit einem schweren Seufzer wieder auf die Bank.

Der Offizier runzelte leicht die Stirn, als wenn er ihr einen Vorwurf machte, daß sie sich so merkwürdig . . . ganz anders, wie er gedacht, benahm und ihm eine so natürliche Sache erschwerte. Indem er ihr mit sanfter Hand die Locken aus der Stirn strich und unbemerkt ihren Hut zurechtschob, erklärte er, daß er sie liebe, und daß er dies doch einmal gestehen müsse, und ob sie ihn nicht ein bißchen wieder lieb haben könne?

„Nein!“ wiederholte sie trostlos. „Ich kann Sie nicht lieben.“

„Warum nicht?“

„Weil ich . . . einen andern liebe.“

Ohne ihren Willen, in dem Drang, allen Zweifel mit einmal zu enden, war ihr das Wort entfahren.

Aber auf ihn übte es eine furchtbare Wirkung aus. Sein Gesicht verfärbte sich, und in seinen Augen erlosch aller Glanz.

Nelly redete nun in einem Durcheinander von Worten, als wenn sie sich entschuldigen und ihm damit wenigstens etwas geben könnte, da sie ihm ihre Liebe verweigern mußte.

Dem Offizier war das fahle Gesicht auf die Brust gesunken. Schweigend hörte er zu. Dann verneigte er sich, indem er alle Kraft zusammennahm, um seine Haltung wieder zu finden.

Nelly drückte ihm hastig die Hand und lief fort.

Kalderhot blieb noch einen Augenblick wie gedankenlos stehen. Er starrte in den Sonnenschein, auf die blaue Wasserfläche, auf die Berggipfel in der Ferne.

„Die Berge blinkten, hatte sie gesagt! Warum? Warum? Für mich ist ihr Glanz erloschen. Die Berge blinken, und der Himmel lacht, mir aber ist alles schwarz.“

Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt, seine Schultern waren nach vorn gesunken, in seiner ganzen Haltung lag die müde Gebrochenheit eines alten Mannes. So setzte er langsam die Füße vorwärts, ohne zu wissen, wohin er ging.

Das junge Mädchen hatte sich auf ihr Zimmer geflüchtet und ließ die Thränen fließen. Ein tiefes Mitgefühl erfüllte sie mit dem armen Menschen, dem sie so weh gethan. Mit einem Male begriff sie all das Traurige, welches darin liegt, daß der Mensch nur ein Herz hat, daß er, indem er den einen liebt, nicht auch den andern lieben kann, und daß er, um sich dem einen hingeben zu können, den andern fortstoßen muß.

Sie versuchte ihre Gedanken nach Genf zu lenken. Aber die Erinnerung an Peter machte sie nicht froh, sondern erfüllte sie mit Gewissensbissen, daß sie gegen den andern so grausam gewesen war.

Doch ganz allmählich, während sie auf- und abging und sich im Spiegel betrachtete, überschlich sie das Gefühl eines gewissen Stolzes. Sie, die immer so geringschätzig über sich gedacht, die sich von allen verachtet geglaubt, sie war plötzlich zum Weib begehrt worden! Ein Mann, ein Offizier, der hübscheste Herr des ganzen Hotels hatte sich in sie verliebt. Sie trat schnell vor den Spiegel, und während sie sich mit naivem Erstaunen betrachtete und plötzlich ein ganz neues Wohlgefallen an

sich fand, dachte sie: „In mich! In mich! In mich hat er sich verliebt! . . . Was mag ihm wohl gefallen haben? Mein Gesicht? (Dabei lächelte sie unwillkürlich.) Meine Haare? (Sie ließ ihre Löckchen durch die Finger gleiten.) Wie wundervoll ist doch die Gewißheit, daß ich kein häßliches Mädchen bin, sondern ein Mädchen, in das man sich verlieben kann."

„Und seine Liebe ist so uneigennützig! Das wenigstens steht fest (bei diesem Gedanken lächelte sie wieder), daß Geld bei ihm keine Rolle gespielt hat. Denn jedermann im Hotel weiß, daß ich arm wie eine Kirchenmaus bin . . ."

Als sie nach einer Stunde mit ihrer Tante zur Table d'hote ging, erregte ihr Erscheinen förmlichen Aufruhr. Jean eilte hinzu, riß die Thüren auf und verbeugte sich vor den Damen so tief wie noch nie.

Nelly wurde von zweihundert Augen stückweis verschlungen. Da sie dachte, ihr Erlebnis von heute morgen sei bekannt geworden, fühlte sie sich sehr beklommen. Wenn sie die Augen aufschlug, fiel ihr Blick auf den Stuhl des Lieutenants von Kalderhot, der heute leer blieb. Sie aber sah ihn selbst noch immer dort sitzen, sie sah fortwährend sein fahles erloschenes Auge auf sich gerichtet, dies trostlose Auge, in dem aller Lebensmut erstorben war.

Nach Tisch sollte sie wie gewöhnlich gemalt werden. Da ihre Tante sich von den Zahnschmerzen noch nicht ganz erholt hatte, ging Nelly heute allein hin. Gottergeben setzte sie sich auf den erhöhten Stuhl und machte sich zum Einschlafen bereit.

Aber der Zustand Renés war heute fürchterlich. Er stöhnte und seufzte ganz beängstigend.

In schläfriger Stimmung, während sie mit den Augen blinzelte, damit sie ihr nicht ganz zufielen, dachte Nelly über das Menü heute mittag nach, welcher Gang wohl dem Maler die Übelkeit verursacht habe? Suppe à la reine, Pastetchen, grüne Bohnen mit Lachs . . . Die grünen Bohnen waren schuld! Warum mußte der Mensch auch so viel grüne Bohnen essen, wenn er sie nicht vertragen konnte?

Dann gähnte sie . . . Gemaltwerden war die langweiligste Arbeit, die es gab.

Aber der Mund blieb ihr vor Staunen offen, als sie die verwunderliche Haltung des Malers sah. Er hatte die Palette beiseite gelegt und stand anbetend vor ihrem eignen Bild. Die Stellung war malerisch, aber sehr merkwürdig.

„Es war mir eine Leuchte in der Nacht!" sagte er.

„Was? wenn ich fragen darf."

„Das Bild . . . Wie oft habe ich an dieser Stelle gestanden, selbst in tiefer Mitternacht, während mich die schwache Malerei mit ihrem Zauber bannte. Vor diesem Bilde habe ich gekniet, geweint . . ."

„Um Gotteswillen!" sagte Nelly furchtsam.

„Gebetet. Gebetet wie zu einer Madonna. Es übte eine heiligende Macht auf mich aus."

„Bitte, lassen Sie mich freundlichst gehen," unterbrach ihn das junge Mädchen, dessen Verwirrung wuchs.

„Nein!" antwortete er. „Gehen Sie nicht. Gehen wäre eine Sünde. Hören Sie mich an! Ich bin nur ein Künstler. Aber wenn ich auf meine Vergangenheit zurückblicke, nachdem ich das Haus meiner armen aber ehrbaren Eltern verließ, dann

muß ich sagen, trotz meiner jungen Jahre waren mir eminente Erfolge beschieden. Erfolge wie nur wenigen Meistern. Ich hätte königlicher Professor werden können. Es war nahe daran! Der Prinzregent . . ."

„Ach ja, erzählen Sie mir ein bißchen von ihm!"

Nelly atmete wieder auf, da die Sache eine ungefährliche Wendung zu nehmen schien.

„Ha — mein Kind!" sagte der Maler mit fürchterlichem Pathos. „Hören Sie mich an! In dieser feierlichen Stunde . . ."

Nelly sah unwillkürlich auf die Wanduhr, die auf halb drei stand, und trat erschrocken einige Schritte zurück.

„Was meinen Sie?"

„Was ich meine?!" rief er schmerzlich. „Begreifen Sie denn nicht? Hier schlägt ein Herz für Sie. (Dabei ahmte er auf seiner Samtjacke die Schläge seines Herzens nach.) Hier steht eine Künstlerseele, die fleht: lieben Sie mich!"

Nelly war schon vorher kreideweiß geworden, bei den letzten Worten aber wurden ihre Beine mürbe wie alter Kuchenteig. Sie fühlte wieder eine Ohnmacht herannahen.

„Lieben Sie mich!" donnerte René. „Einen Augenblick des Glücks . . . ich wollte sagen, ein ganzes Leben . . ."

„Ein Glas Wasser, bitte . . . Wasser!"

Der Maler stürzte ins Schlafzimmer nnd brachte sein Mundspülglas voll Wasser, das stark nach Odol roch.

„Trink, Geliebte!" sagte er, indem er ihr das Glas reichte.

Aber Nelly, plötzlich ganz wieder munter, stieß ihm das Glas aus der Hand und fuhr ihn an:

„Was fällt Ihnen ein? Lassen Sie mich hinaus, sonst sollen Sie mal sehen!"

Gleichzeitig stürzten beide auf die Thür, der Maler wollte sie zuhalten, aber Nelly quetschte sich durch. Da geriet er außer sich vor Wut und schrie ihr auf Ungarisch die fürchterlichsten Flüche nach.

In ihrem Zimmer sank Nelly auf einen Stuhl. Sie hielt sich mit der Hand die Stirn fest, in ihrem Kopf murmelte es: „Der auch! Der auch!" Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Sie hatte fürchterliche Angst, es könnten noch andre kommen.

Kaum hatte sie einige Minuten verschnauft, als es draußen heftig pochte. Ehe sie noch „Hinaus!" rufen und die Thür verriegeln konnte, trat Herr Schmitz ein. Nelly fuhr vor dieser Erscheinung im Cylinderhut, perlgrauen Handschuhen und schwarzem Rock mit Entsetzen zurück.

Der Referendar wischte sich den Schweiß ab und sagte atemlos:

„Ich bin nämlich die vier Treppen heraufgesprungen, das war schon kolossal!"

„Was wollen Sie?"

„Gnädiges Fräulein!" begann er ziemlich kühn. Dann stockte er und fragte: „Sie kommen wohl gerade von . . . diesem Maler?"

„Allerdings!"

„So . . ." antwortete er und blickte nachdenklich auf seine Stiefel. Dann lächelte er und kniff die Augen zu.

„Sie haben sich wohl ziemlich aufgeregt?“

„Allerdings!“

„Angenehm oder unangenehm?“

„Aber was wollen Sie denn eigentlich? Sie sind doch kein Staatsanwalt.“

„Ich will . . .“ begann er feierlich, stockte aber sogleich wieder und sagte in mehr gemütlichem Ton:

„Ich habe mich nämlich Fräulein Taube anvertraut. Aber die bewies ein unglaubliches Unverständnis. Was kann man von solcher Gans . . . ha! . . .“

Zugleich trat er näher, legte den Cylinderhut auf den Tisch, die Hand auf seine Brust.

„Gnädiges Fräulein, mein Herz liegt Ihnen zu Füßen.“

„Sie sind wohl ganz verrückt!“

„Das nicht . . . Aber von der ersten Stunde an . . .“

„Haben Sie mich geliebt? Das weiß ich!“ schrie Nelly. „Das ganze Hotel hat mich wohl geliebt. Gehen Sie hinaus! Gehen Sie! Ich kann Ihnen keine Antwort geben. Machen Sie, daß Sie fortkommen.“

Der dicke Referendar stolperte in gänzlicher Verwirrung aus der Thür. Nelly mußte ihm noch seinen Cylinderhut, den er vergessen hatte, nachtragen.

„Auch das noch! . . .“ murmelte er. „Und ich hatte so sicher darauf gerechnet. Es ist wirklich hart . . .“

Das erste, was Nelly that, war, daß sie die Thür zuschloß. Dann setzte sie sich hin und wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Ihre Fähigkeit zu erstaunen hatte ein Ende erreicht. Wenn noch ein Dutzend andrer Gäste, wenn Jean samt allen Kellnern und Piccolos erschienen wäre, um ihr Anträge zu machen, sie hätte sich nicht verwundert, sondern still gefaßt hätte sie nur gleich dem Diener der Lady Milford gesagt: „Legt's zu dem Übrigen!“

XII.

Wohl eine Stunde saß Nelly, ohne sich aus dem Zimmer zu wagen, in der Angst, es möchte gleich wieder jemand kommen und ihr sein Herz anbieten.

Da klopfte es draußen.

Also wirklich noch einer!

„Mademoiselle, sind Sie nicht zu Haus?“

Das war Babettens Stimme. Nelly blieb mäuschenstill. Es pochte stärker.

„Fräulein, ich habe einen Brief für Sie.“

„Was, schriftlich?“

Sie wollte von nichts wissen. Draußen murmelte Babette etwas Undeutliches und pochte noch kräftiger.

Da fiel dem jungen Mädchen ein, der Brief könne vielleicht in die Hände ihrer Tante geraten. Das würde eine schöne Bescherung geben. Also lief sie zur Thür und fragte:

„Wer ist da?“

„Ich."

„Sind Sie ganz allein da?"

„Ganz allein, Mademoiselle."

„Steht kein Herr hinter Ihnen?"

Eine kleine Pause. Dann antwortete die Stimme draußen verwundert:

„Nein, es steht kein Herr hinter mir."

Da schloß Nelly endlich auf.

Babette trat mit hochrotem Gesicht ein und übergab den Brief, während sie hinzufügte:

„Ich bitte Fräulein um Entschuldigung, daß die Adresse verwischt ist. Aber ich habe darauf geweint."

„Warum denn?"

„Ach mein!" sagte Babette. „Ich hatte solchen Ärger mit Ihrer Tante. Ich bin auch wirklich ein unglückliches Geschöpf. Warum muß ich denn gerade den vierten Stock bekommen, wo lauter Damen sind und nur ein paar Herren. Ich will lieber drei Herren bedienen, als eine Dame. Man hat mit ihnen doppelte Müh', und Trinkgelder geben sie so erbärmlich, daß man sich schämen möchte . . . Ich ärgere mich noch rein zu Tode hier oben. Wäre ich doch lieber Kammerzofe geblieben!"

„Aber was kann denn meine Tante dafür?"

„Die!" sagte Babette und schluchzte von neuem. „Mir ist in ihrem Zimmer das Lavabo aus der Hand gefallen. Und nun soll ich's bezahlen. Und Ihre Tante hat mir noch keinen Centime gegeben, solange sie hier ist. Ach mein, die reichen Leute kann ich gerade leiden, die so geizig sind."

„Meine Tante ist nicht reich."

„O! O! Gar nicht reich. Nur zehn Millionen hat sie. Und Sie haben ebensoviel."

„Dummes Zeug."

Da schöpfte das Stubenmädchen tief Atem und legte los.

„Fräulein, das ganze Hotel redet von nichts als von Ihren Millionen. Wir wissen es alle. Wir Stubenmädels, und die Kellner wissen es, und die Gäste wissen es, und morgen soll es sogar im ‚Kuranzeiger' stehen, sagt Jean."

„Wer hat Ihnen denn diesen Unsinn vorgeschwatzt?"

„Jean."

„Was weiß denn Jean!"

„Der weiß es, Fräulein. Wenn der etwas sagt, kann man's ihm glauben. Jean täuscht sich nicht."

Da legte Nelly fast freundschaftlich die Hand auf die Schulter des Stubenmädchens und sagte:

„Babette! Ich habe heute den ganzen Tag schon so viel Unsinn anhören müssen. Nun reden Sie nicht auch noch solches Zeug."

„Aber wenn's doch wahr ist!"

„Es ist nicht wahr!" rief Nelly aufgebracht und stampfte mit ihrem Fuß auf den Boden. „Es ist eine dumme, alberne Lüge. Warten Sie, ich werde gleich hin-

untergehen und diesen Jean, diesen Oberkellner zur Rede stellen. Der soll sich eins versehen!“

Babette knixte und ging mit mitleidigem Achselzucken hinaus.

Nelly war in furchtbarer Aufregung.

Hatte man darum ihr die Anträge gemacht? O diese abscheuliche Lüge, die unter die Leute gekommen war! Welcher boshafte Mensch, der ihre Schwäche, ihren Wunsch nach Reichtum kannte, hatte so etwas Häßliches verbreitet? Und deshalb war sie mit einem Male so hübsch? Deshalb hatte alle Welt sich in sie verliebt? ... O sie konnte es nicht glauben ...

Ihre Gedanken wirbelten durcheinander. Sie setzte den Hut auf und schob mit zitternder Hand ihr Haar zurecht. Denn auf der Stelle wollte sie hinunterlaufen, und wenn dies Gerücht wirklich von Jean ausging, dann wehe ihm! Dann konnte er sich in acht nehmen! Dann würden seine großen Ohren etwas zu hören kriegen, was sie noch nie gehört hatten.

Eilig zur Thür gehend, ergriff sie den Brief, zerriß das Kouvert, um mit einem Blick den Inhalt zu überfliegen.

Aber der Blick wurde länger, als sie gedacht. Und mit einem Male ging eine merkwürdige Veränderung in ihrem ganzen Aussehen vor. Obgleich sie oft diesen Nachmittag rot und bis zur Ohnmacht blaß geworden war, obgleich sie oft gezittert, sich erstaunt und erschrocken hatte, so glich doch keine von all diesen Erregungen dem sprachlosen Ausdruck des Entsetzens, der jetzt auf ihren Zügen lag. Sie schleuderte den Brief wie etwas Furchtbares von sich und sank mit einem Aufschrei in den Stuhl.

Was aber in dem Brief stand, hätte sie billigerweise erfreuen sollen, denn es war im Grunde nichts als die Erfüllung ihres Herzenswunsches. Es waren die zur Wirklichkeit gewordenen Millionen, von denen sie so manches Mal geträumt und die nun plötzlich über sie hereinbrachen gleich schweren Schicksalsschlägen.

Der Brief aber lautete:

Sehr geehrtes, liebes Fräulein!

Erfreut, endlich einmal einige Zeilen aus der eignen Hand meines Mündels zu erhalten, will ich Ihnen umgehend antworten, was ich über ihren Plan, Gouvernante zu werden, denke. Ich denke, Sie sollten sich die Sache doch noch mal recht überlegen. Ich frage mich, warum werden gerade Sie Gouvernante, wo es doch der Gouvernanten schon so viele auf der Welt gibt? Sollten Sie mit ihrem Vermögen, das nach der letzten Abrechnung vom 1. Januar immerhin auf anderthalb Millionen Mark angewachsen ist, sich nicht eine angenehmere und vielleicht auch nützlichere Lebensstellung schaffen können, als die, fremde Kinder zu unterrichten?

Da ich mir nicht denken kann, daß Ihre Fräulein Tante die, ich will sagen, sonderbare Methode eingeschlagen hat, Sie über ihre Verhältnisse falsch zu orientieren, so kann ich Ihre Worte, womit Sie ihre Armut hervorheben, nur dahin interpretieren, daß Sie ein Vermögen von anderthalb Millionen Mark für ein standesgemäßes Leben nicht ausreichend halten. Es gibt ja gewiß noch viel reichere Leute, aber eine neunzehnjährige, unverheiratete Dame — das kann ich Ihnen als Jurist und Vater von drei Töchtern versichern — dürfte doch mit 35000 bis 40000 Mark Jahreseinkommen ein recht angenehmes, sorgenfreies Leben führen können. Jedenfalls hat

sie nicht nötig, und dürfte es kaum von Wert sein, ihr Einkommen durch Gouvernanten-Salär zu erhöhen.

In der Annahme, daß Sie vielleicht einige notwendige Anschaffungen zu machen haben, lege ich Ihnen einen Check über 5000 (Fünftausend) Mark bei, zahlbar in der Filiale des Crédit Lyonnais, Marché 1—2, bei.

Bitte, schreiben Sie mir recht unbefangen, ob Sie noch immer auf ihrem Plan bestehen zu müssen glauben oder einstweilen davon absehen wollen. Meine Töchter würden sich freuen, Sie kennen zu lernen. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen unbekannterweise. Mit der Bitte, über meine Hilfe und Ratschläge jederzeit vertrauensvoll verfügen zu wollen, bin ich Ihr ergebener

Wilhelm Schlosser,
Rechtsanwalt und Notar.

Nelly saß noch immer auf ihrem Stuhl, und ihre Augen wanderten durchs Zimmer wie durch einen leeren Raum. Sie hatte das furchtbare Gefühl eines Menschen, dem plötzlich der Boden seines ganzen bisherigen Lebens unter den Füßen weggezogen ist, und der nun zwischen Himmel und Erde schwebt.

Endlich faßte sie sich und nahm den Brief auf. Während sie ihn noch einmal durchlas, war ihr Gesicht von solchen Falten verzogen und zeigte einen so finsteren Ernst, daß sie um Jahre älter und gereifter aussah.

Dann schob sie den Hut wieder zurecht, schlich die Treppe hinunter und eilte, ohne daß ihr jemand begegnet wäre, aus dem Hotel.

Sie setzte sich auf die elektrische Bahn und fuhr zum Markt, wo das Bankhaus lag. Als sie ankam, sollte schon geschlossen werden, aber sie ließ sich durch einen Diener zum Direktor selbst führen. Dieser prüfte ihren Schein und bat sie, einen Augenblick Geduld haben zu wollen. Nach einer Weile kam er zurück, indem er sich höflichst entschuldigte, daß er ihr ziemlich viel Gold geben müsse, da die größeren Wertscheine bereits verschlossen seien. Er händigte ihr einen Berg Louisdore und eine Handvoll Noten ein, zählte alles vor ihr hin, während Nelly sich vergebens bemühte, mitzuzählen. Sie zog darauf mit bitterem Ernst ihr Rindslederportemonnaie hervor, füllte es bis zum Platzen, steckte die Scheine, die nicht hineingingen, in ihre Tasche und empfahl sich. —

Es war ein drückender Frühlingsabend. Auf den schmalen Trottoirs flutete eine dichte Menschenmenge. Nelly bog in eine enge Seitengasse, die zum Quai hinführte, und ging am See entlang weiter. Hier war es dunkel und ganz einsam.

Von der Wasserseite wehte ein lauer Föhn und trieb die Wellen gegen die hohe Steinmauer, daß ihre letzten Spritzer wie gierige Schlangenköpfe sich darüber emporreckten. Manchmal erreichte ein schwacher Strahl das junge Mädchen und benetzte ihre Schuhe.

In ihrem Kopf wogte ein Gedankenchaos, ohne daß ihr etwas klar ins Bewußtsein trat. Nur manchmal fiel ihr ein, daß sie sich doch eigentlich ganz unsinnig freuen müsse. Aber in demselben Augenblick fühlt sie dann so stechende Schmerzen im Kopf und in der Brust, daß sie sich wieder dem unklaren Halbbewußtsein hingab.

In der Dunkelheit prallte sie vor einem Menschen zurück, der sie achtlos fast gestoßen hätte. Es war Kalderhot.

Im Augenblick erkannten beide sich und starrten sich wortlos an. Dann gingen sie nach entgegengesetzten Richtungen auseinander. Aber Nelly merkte, wie der Offizier sich gleich darauf umdrehte, und durch das Klatschen der spitzen Wellen, die aus der schwarzen Tiefe nach ihr züngelten, vernahm sie seine näherkommenden Schritte. Zugleich hörte sie das Hämmern ihres Herzens, das in wilder Angst schlug. Jetzt war er neben ihr, wollte sie ansprechen — da schrie das junge Mädchen, wie ein verfolgtes gehetztes Tier, das sich in seiner Angst gegen den Jäger selbst wendet:

„Sie haben es nur auf mein Geld abgesehen. Es ist ja nicht wahr, daß Sie mich lieben. Sie . . . Lügner!“

Dann ging sie weiter, während ihr die Thränen hervorbrachen. Er war verschwunden, sie hörte nichts mehr von seinen Schritten. Ihr Herz ließ nach, gleich einer überhitzten Maschine zu stampfen. In der leeren Stille, die von der riesigen Wasserfläche herkam, zischten nur die Wellen empor mit silbernen Schaumkronen, die gleich darauf in das dunkle Bett zurücksanken.

* * *

Als Nelly eine Stunde später ins Hotel zurückkam, war die Table d'hote bereits vorüber. Jean kam ihr entgegen, um zu melden, daß die Tante sie bereits überall gesucht habe. Augenblicklich sei sie im Zimmer des Fräulein Taube.

Dort sah es an diesem Abend nicht ganz so unwohnlich aus wie sonst. Wenigstens stand eine Theemaschine auf dem kahlen Hoteltisch, deren bläuliche Flamme wacker und ruhelos emporschlug.

Die beiden alten Jungfern saßen jede in einer Sofaecke. Fräulein Clementine hatte den Täßchen Thee, die sie getrunken, jedesmal einen Schluck Arrak beigemischt, um ihn bekömmlicher zu machen, und der Sprit war ihr in die Nase gestiegen, deren lebhaftes Glühen man beinah für den Widerschein eines lustigen Kaminfeuers nehmen konnte.

Die beiden hatten sich so recht in eine empörte Stimmung hineingeredet. Alle fünf Minuten blickte eine von ihnen nach der Uhr.

„Halb neun . . . Und Ihre Nichte ist noch immer nicht da.“

Tante Ida wackelte mit dem Kopf und rollte die Augen.

„Zehn Minuten vor dreiviertel neun . . . Ängstigen Sie sich nicht, liebe Freundin?“

Jedesmal wenn draußen ein Schritt klang, fuhren sie zusammen und richteten die Augen auf die Thür. Aber wenn dann der Schritt vorüberhallte, empfanden sie eine stille Genugthuung, daß es noch später wurde. Denn heute abend sollte etwas wie ein Strafgericht Gottes über Nelly abgehalten werden.

Vor ihnen lag das Anklagematerial, nämlich erstens ein schmutziges Gebiß, das Fräulein Taube, die immer etwas auf der Erde fand, unter Epheu entdeckt hatte, zweitens aber ein gradezu niederschmetterndes Beweisstück: ein Brief von dem Rektor Striem aus Leipzig.

Ernste Erwägungen waren zwischen den Freundinnen gepflogen worden. Fräulein Taube hatte sogar nahe gelegt, ob nicht eine Erziehungsanstalt wie das „Rauhe Haus“ der passendste Ort für ein derartig der Demoralisation anheimgefallenes Geschöpf wäre.

Endlich trat das Opfer ein. Die beiden im Sofa starrten Nelly an, ohne ihren Gruß zu erwidern.

„Wo kommst du her?“ fragte die Tante mit erhobener Stimme.

„Ich hatte Besorgungen.“

Die beiden Richter wechselten empörte Blicke.

„Wie kannst du als junges Mädchen dich unterstehen, nachts allein auf der Straße herumzulaufen?“

Nelly machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich habe wirklich über wichtigere Dinge mit dir zu sprechen.“

„Ich auch!“ sagte die Tante und warf ihrer Freundin einen Blick zu. „Vor allem gestehe, ob du uns über die Herkunft des Menschen, den du uns zuführtest, nicht getäuscht hast?“

„Was willst du denn jetzt mit ihm? Wirklich Tante . . .“

Aber diese hatte schon mit einem Griff, als wenn sie jemand erdrosseln wollte, den Brief ergriffen.

„Du bist ertappt. Lies! Hier steht's.“

Nelly zog die Stirn in Falten und las:

„— — — Was aber den besagten Menschen angeht, von dem Sie, liebe Freundin mir schrieben, er habe sich unter der Vorspiegelung, daß er mein Neffe sei, bei Ihnen eingeführt, vermutlich um einen argen Schwindel zu verüben, da es in den großen Gasthäusern der Kurorte, wo viele reiche Leute sich einfinden, an solchen zweifelhaften Subjekten nie ermangelt, wie schon der gefeierte Staatsmann, Gelehrte und Redner Cicero in seinem Tusculanae disputationes berichtet, daß, als er sich in seinem Tuskulanum befand, eines Tages und zwar wie ich anzunehmen mich für berechtigt halte, am 23. März des Jahres 46 v. Chr., eine katilinarische Existenz sich bei ihm unter dem Mantel eines Neffen des hochangesehenen Senators Rabirius einzuführen versucht habe, während er doch wohl wußte, daß der Betreffende in der Schlacht von Mutina ein klägliches Ende gefunden habe, woraus hervorgeht, liebe Freundin, daß auch die berühmten Gelehrten des Altertums von solchen dunkeln Persönlichkeiten belästigt wurden, so kann ich Ihnen aus dem Grunde, weil ich überhaupt keinen Verwandten des erwähnten Namens, sondern nur einen einzigen Neffen habe, der auf seiner Sternwarte dem Dunste des Zeitlichen entfliehend sein Augenmerk auf die ewigen Sterne richtet und sich niemals mit seichter Romanschriftstellerei beschäftigt, sondern sich vorgenommen hat, sein sechzigstes Lebensjahr abzuwarten, ehe er die erstaunlichen Ergebnisse seiner Berechnungen über die Ausstrahlungen des Aldebaran der gesamten wissenschaftlichen Welt mitzuteilen versuchen wird, aufs feierlichste versichern, daß der erwähnte Mensch mein Neffe nicht ist. — — —“

Nelly holte ganz erschöpft Atem und sagte:

„Uff! Das war 'ne Arbeit. Aber du hast recht, liebe Tante, Herr Wilde hat mit Herrn Striem nicht das mindeste zu thun.“

Da ging Fräulein Felsche mit hoch erhobener Hand, wenn auch etwas unsicher, auf ihre Nichte zu.

„Du hast gelogen! Zur Strafe . . .“

Aber Nelly schob die Hand beiseite und sagte beinahe heiter:

„Laß doch die Scherze, Tante... Wie gesagt, ich habe ein Wort mit dir zu sprechen. Es wäre mir angenehm, wenn wir das unter vier Augen thäten."

„Sie verlangen wohl, daß ich mein eignes Zimmer verlasse?" fragte Fräulein Taube erboßt.

„Durchaus nicht!" erwiderte Nelly. Und in einem plötzlichen Anfall von Zorn fuhr sie gegen ihre Tante an:

„Ich erlaube mir die Frage, warum du mir seit Monaten etwas vorgelogen hast?"

„Wie?" kreischte Tante. „Gebrauch dies Wort noch einmal!... Nun hören Sie's, liebe Freundin, wir haben es mit einem Geschöpf zu thun. Mit einem Geschöpf!"

„Willst du wissen, was diesem Geschöpf heute passiert ist? Man hat ihm drei Anträge gemacht. An einem Tag!... Euch ist das noch nie passiert, nicht wahr? Und Tante, ums Haar hätte ich einen angenommen. Dann wäre ich die Frau eines Mannes geworden, der es nur auf mein Geld abgesehen hat."

„Auf... dein Geld??"

„Ja, ganz allein auf mein Geld. Das ganze Hotel, alle Gäste, alle haben's gewußt, daß ich kein armes Mädchen bin, sondern reich — Millionärin!"

„Das ist gelogen!"

Tante Ida hatte beide Hände erhoben, als wenn sie mit beiden zugleich schwören wollte.

„Alles Lüge! Glaub's nicht. Ach, du mein Himmel, es ist wahrhaftig alles gelogen."

„Ist es wirklich und wahrhaftig Lüge?" schrie Nelly.

Fräulein Taube nickte heftig, während Tante hilfesuchend an ihren Augen hing.

„Alles hat man gelogen. Alles!"

„Jawohl!" sagte Clementine mit feierlichem Rabenkrächzen. „Alles hat man gelogen. Es ist hier ein schändliches Lügennest. Die Welt ist ja so grundschlecht!"

„So..." meinte Nelly, vor Aufregung am ganzen Leibe zitternd. Zugleich zog sie ihr Portemonnaie heraus und schleuderte den Haufen Louisdore auf den Tisch.

Einen unmittelbarer in die Augen springenden Beweis für den Reichtum hätte wohl niemand geben können. Das ganze Zimmer schien plötzlich aufzuflammen von dem Glanz dieses roten, schimmernden Goldes. In sprachlosem Erstaunen starrten die beiden Alten das Gefunkel an.

„Wo... ist... das Gold her?" fragte Tante zitternd.

„Von meinem Vormund aus Leipzig. Und von heut an kann ich mir kommen lassen, so viel ich will. Fünfzigtausend Mark im Jahr."

Da klappte Tante Ida wie ein geplatzter Luftballon zusammen. Das letzte Fünkchen Verstand schien in ihrem breiten Gesicht erloschen. Sie saß in ihrem Sessel, und ihr gelber Kopf bewegte sich langsam in einem zitterigen Kreis.

Fräulein Taube aber faßte sich schnell.

„Ist es doch heraus, das schreckliche Geheimnis! Der gute Engel dort (und sie zeigte auf Tante Ida) that alles, um Sie davor zu bewahren... Folgen Sie

mir! Folgen Sie mir!! Man kann nicht glücklich werden, solange das nicht von einem genommen ist. Werden Sie Barmherzige Schwester!"

„Da müßte ich schön dumm sein," antwortete Nelly.

Dann begann sie mit gleichgültiger Miene das Geld wieder einzustreichen, ohne sich um die beiden zu kümmern. Aber da ihre Tante diesmal wirklich um allen Verstand gekommen zu sein schien, blieb ihr nichts andres übrig, als sie in ihr Zimmer zu begleiten. Dort ließ sich das alte Wesen schwerfällig ausziehen und seufzte nur manchmal tief auf.

Es war nach Mitternacht, als Nelly in ihr Zimmer huschte. Sie blieb noch lange angezogen und in Gedanken wach.

Sonst aber schlief alles im Hotel. Die langen Gänge lagen in dunklem Schweigen. Nur die Stiefelpaare standen vor den Zimmern und hielten melancholische Thürwacht, während ihre Nummern in den Betten lagen und ausruhten von ihrer Langeweile, von Genüssen, Enttäuschungen und neue Langeweile, neue Genüsse und statt der Enttäuschungen neue Hoffnung träumten.

Aber aus einem Zimmer stahl sich Lichtschein. Ein Mann schlich vorsichtig mit einer Blendlaterne voran, ob der Weg auch frei sei? Dann trugen zwei Männer eine schwarz verhangene Bahre in den Lift und fuhren langsam mit ihrer Fracht hinunter.

Kein Mensch erfuhr, daß es diese Nacht eine Leiche im Hotel gegeben. So etwas erfährt man nie. Man schafft sie heimlich fort, überzieht die Decken frisch, und morgen schläft schon eine neue Nummer in dem Bett, die nichts davon weiß, daß vor ihr der bleiche Tod ein Freiquartier hier hatte.

Der Tote, den man forttrug, war Lieutenant von Kalderhot. Vor vier Stunden war er nach Haus gekommen. Die Worte, die ihm das junge Mädchen zugerufen, noch im Ohr, wie von Peitschenhieben getrieben. Ohne sich zu besinnen, holte er die Pistole hervor. Als er lud, packte ihn das wilde Weh, jetzt fortgehen zu müssen, gesund, kraftvoll und jung. Der heiße Wunsch quoll in ihm auf nach einem bekannten Gesicht, nach einem gütigen Wort zum Abschied . . . Aber da drückte er schon los, zwei Kugeln hintereinander in die Schläfe. Weil alles bei der Table d'hote saß, hatte nur ein Piccolo den Knall gehört.

Gerade als Nelly eine halbe Stunde später ausgekleidet im Bett lag und nun zum erstenmal eine leise Freude über das Glück ihres Reichtums empfand, waren die Männer mit dem Leichenwagen bei der Morgue angelangt. Und der junge Offizier, der am Morgen noch so mutig und siegesgewiß die Spielerhand nach den Millionen ausgestreckt hatte, ruhte die Nacht schon in vier ärmlichen Brettern, mit leichenstarrem Gesicht, in das der Tod all seine Qualen gegraben.

XIII.

Nelly that in dieser Nacht kaum ein Auge zu. Sie sah immer dieselben Bilder, hörte immer dieselben Reden, gab immer die gleichen Antworten. Endlich blitzten die ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer, da atmete sie tief auf, sprang aus dem Bett

und tauchte ihr Gesicht ins frische Wasser. Dann legte sie sich erquickt nieder. Das Heer der Nachtgeister und schwarzen Vorstellungen war im Frühlicht zerronnen. Zum erstenmal kam ihr die Erinnerung an Peter, und bei dem Gedanken, was der wohl zu ihrem Reichtum sagen würde, mußte sie unwillkürlich lächeln. Dann schlief sie traumlos, bis ihr Zimmer ganz von der Sonne durchflutet war.

Als sie aufstand, lag in ihren Gliedern eine Mattigkeit wie nach überstandener Krankheit. Aber sie fühlte sich wenigstens nicht mehr so maßlos elend, sie konnte sogar an ihre Millionen denken, ohne daß es gleich in ihrem Hirn anfing zu brodeln wie in einem Hexenkessel.

Lässig ging sie hinunter. Dem Kellner, der sie mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, sagte sie herablassend, er möchte ihr das Frühstück in den Garten hinaustragen.

Dort setzte sie sich in einen bequemen Korbstuhl, und während sie naschhaft ihre Schokolade trank, dachte sie, daß ihr doch gestern eine wunderhübsche Überraschung in den Schoß gefallen sei. Sie fühlte ihr wohlgespicktes Portemonnaie in der Tasche. Wo jetzt unzählige Goldstücke sich aneinander preßten, hatten vor vierundzwanzig Stunden noch ein paar Sousstücke ein erbärmliches Dasein geführt.

Ein russisches Ehepaar ging an ihr vorüber. Die Dame nickte liebenswürdig vertraulich, der Herr zog seinen Hut. Nelly dankte, ohne sich groß zu wundern.

Während sie in angenehmem Behagen sich ein neues Hörnchen strich, fiel ihr ein, daß sie gestern zum erstenmal in ihrem Leben hungrig zu Bett gegangen war . . . Aber jetzt war sie vor dem Hungertod so ziemlich gesichert, und ihr Vormund hatte wirklich recht, ihr Einkommen durch Gouvernantensalär zu erhöhen, hatte wenig Zweck.

Die Pflicht, 40 000 Mark jedes Jahr auszugeben, verursachte ihr einigen Schwindel. Doch es tröstete sie, daß es genug arme Leute gab, denen sie gutes thun konnte. Vor allen Dingen mußte sie die fünftausend Mark unterbringen. Sie fand sich wirklich noch recht wenig ans Geldausgeben gewöhnt, da ihr selbst dies Sümmchen Kopfschmerzen verursachte.

Nummer Eins! — Kleider kaufen.

Dieser Gedanke gab ihr plötzlich Mut. Rasch fuhr sie zum vierten Stock und klingelte nach Babette.

„Nun, Babette," sagte sie huldvoll zu dem eintretenden Mädchen. „Sie haben doch recht gehabt. Jean hat sich wirklich bewährt."

„Ach mein! Der Mensch hört ja durch vier Wände durch. Aber ich gratuliere auch schön."

„Hören Sie mal, Babette! Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Hätten Sie wohl Lust, wieder Kammerzofe zu werden?"

„Schon! . . . Bei einer jungen Dame schon. Aber bei keiner alten."

„Bei mir?"

„O Fräulein, bei Ihnen gleich. Sie wären eine Herrschaft ganz nach meinem Geschmack . . . Aber es geht nicht. Vor Schluß der Saison kann ich aus dem Dienst nicht fort."

„Das wird sich schon arrangieren lassen. Ich werde mal mit Jean sprechen."

Babette strahlte vor Vergnügen. Da aber auf dem Flur die Glocke wieder tönte, rannte sie hinaus.

Nelly ließ den Direktor kommen. Dann setzte sie sich an den Tisch, griff zu Feder und Tinte, ohne genau zu wissen, wem sie eigentlich schreiben solle? Aber ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß es einen guten Eindruck machte, wenn sie den Generalgewaltigen beim Schreiben empfinge.

Es klopfte, und Jean trat würdevoll, doch nicht ohne Respekt ein. Selbstverständlich war er so ahnungslos wie ein neugeborenes Kind.

„Gnädiges Fräulein befehlen?"

Nelly drehte sich auf ihrem Stuhl um.

„Ich möchte ein andres Zimmer haben, Jean. Dieses (dabei musterte sie unmutig ihre engen vier Wände) ist doch etwas einfach."

„Sehr wohl ... Dürften es vielleicht zwei Zimmer im ersten Stock sein? Einen sehr schönen Salon nebst Schlafkabinet, Nr. 3 und 4 könnte ich Ihnen anbieten."

„Gut. Also 3 und 4. Nachher kann der Hausknecht meine Sachen heruntertragen. Dann noch eins. Ich hatte schon lange vor, eine Zofe zu engagieren. Babette gefällt mir sehr gut. Kann sie eintreten? Ich meine ..."

„Gnädiges Fräulein meinen wegen des Kontrakts. Ich verstehe vollständig... vollständig. (Ernste Gewissenszweifel prägten sich in dem würdigen Gesicht des Direktors aus.) Kontrakt ist Kontrakt. Wenn alle unsre Mädchen so ohne weiteres ihre Stellung aufgeben wollten ..."

„Ach was! Eine heißt doch nicht alle. Und bei Babette ist es ganz etwas andres, da ich sie engagieren will!" (Dies ‚ich' sagte Nelly mit ziemlichem Nachdruck.)

„Ganz wohl. (Jean hatte seinen Seelenkampf glücklich ausgefochten.) Und wenn wir eine mäßige Entschädigungssumme ..."

„Selbstverständlich. Umsonst will ich Babette nicht haben. Arrangieren Sie die Sache nur."

„Ich werde eingehend mit dem Proprietär sprechen."

„Babette muß sich aber gleich freimachen, ich habe sie sehr nötig."

Jean verbeugte sich. Als er draußen war, stieß er einen leisen Pfiff aus: „Sehr noble Nummer!"

Nach einer Viertelstunde erschien Babette, und Herrin und Zofe machten sich auf den Weg. Einstweilen war die Zofe noch bedeutend feiner angezogen als ihre junge Gebieterin.

Nelly trippelte ungeduldig voran. Immer mehr überkam sie das Gefühl, welch wichtige Schritte sie jetzt thue. In ihrem eitlen Sinn nahm der Weg zu den Modemagazinen leider eine ungeheure Bedeutung an. Ihr Herz begann stürmisch zu schlagen, wie es den gläubigen Wallfahrern schlagen mag, wenn sie ins gelobte Land einziehen.

Zuerst strebte sie nach einem Hutgeschäft. Eine förmliche Angst erfüllte sie, ob der Hut, der für sie der Hut aller Hüte war, der im Wachen und Träumen vor ihren Augen gegaukelt hatte, ein Hut mit ganz hellen, fast weißen Rosenknospen, die wundervoll zu ihrem Haar stehen mußten, ob dieser Hut wohl noch da war?

Sie langte an. Wirklich er war noch da!

Mit liebkosenden Blicken blieb sie vor dem Laden stehen. „O, du wundervoller,

reizender Hut, gleich werde ich dich aufsetzen. Wahrhaftig, gleich werde ich in den Laden gehen, ihn herausnehmen lassen, ihn bezahlen und ihn aufsetzen."

„Wie finden Sie diesen Strohhut?" fragte sie mit gemachter Gleichgültigkeit ihre Zofe.

„Ein netter Hut. Ein recht geschmackvoller Hut."

(Welch ein Ausdruck ‚nett' für einen solchen Hut!)

„Ein Pariser Hut ist es aber nicht. Die Pariser machen andre Hüte."

„Das thut nichts," erwiderte Nelly. „Ich werde diesen Hut kaufen." („Und wenn er zwanzig Frank kostet!" fügte sie in Gedanken bei.)

„Dürfte ich gnädigem Fräulein einen Rat geben? Wollen wir nicht lieber erst ein Kostüm aussuchen, damit hernach der Hut dazu paßt?"

Wahrhaftig ja! Das war eine Idee, die man anhören mußte. Beinah ärgerlich blickte die Herrin ihre kluge Zofe an, und nur mühsam rissen sich ihre verliebten Blicke los.

Die beiden wanderten nun zu einem Magazin für Damenkleider. Aber dort begann eine ziemliche Verwirrung. Nelly wurde in ein kleines Spiegelkabinet geführt und mußte anprobieren. In einer halben Stunde hatte sich vor ihr ein Berg von Kleidern angetürmt. Die Verkäuferin, die heute ihr erstes Geschäft machen wollte, setzte ihre ganze Beredsamkeit ein. Sie schwatzte und schwatzte in einem fort. Und jedesmal, wenn Nelly sich mehr durch Blicke als durch Worte mit ihrer Zofe beriet, sagte sie resigniert:

„Ich kann auch noch etwas andres vorlegen."

Mit Hilfe zweier Mädchen schleppte sie dann neue Stoffe an, Stoffe, deren Namen Nelly noch nie gehört: Percal, Piqué, Cretonné, Zephyr.

Endlich war diese so weit, daß sie nur noch zwischen zwei Kleidern schwankte. Das eine war hellblaues Batist von der durchsichtigen Farbe des Wassers, mit dunkelblauen Seidenbändern besetzt. Sehr reizend. Und Nelly hatte sich in das helle Blau förmlich verliebt. Das andre war eine „robe soleil", das Neueste vom Neuen, „die Königin des Tages", wie die Verkäuferin, die ganz in Eckstase war, versicherte.

Aber dies Kleid schien Nelly zu auffallend. So wählte sie das blaue. Doch im nächsten Augenblicke bereute sie schon ihren Mangel an Kühnheit.

Die Robe mußte noch etwas gekürzt und in der Taille verengert werden und sollte punkt zwölf Uhr im Hotel sein.

Von hier aus gingen die beiden in ein Geschäft für Damenschuhe. Von da zum Korsettladen, dann zum Parfümerie-, dann zum Wäschegeschäft. Hier sorgte Nelly hinreichend, daß ihr nie wieder ein Mißgeschick passieren konnte wie damals beim Lawn-Tennis. Dann kamen noch andre Läden.

Gegen Mittag fuhren sie ins Hotel zurück. Das blaue Kleid war angekommen. Aber sogleich kam Nelly wieder der Wunsch, wäre es doch lieber das andre!

Nun hieß es Toilette machen. Die alten Schuhe flogen unters Bett. Mit einem Schwung erst der eine, dann der andre. Wie sie so hinflogen, dachte das junge Mädchen nicht, daß sie mit diesen Kinderschuhen auch ihre ganze Kindheit fortschleuderte und alles das, was ihr das Leben bis jetzt verschönt, und was sie selbst für andre reizend gemacht hatte, ihre Harmlosigkeit und ihren fröhlichen Mut.

Nach einer halben Stunde war von der Kirchhaseler Nelly nur das noch übrig, was Gott der Herr geschaffen hatte. Als sie glücklich aufatmete, froh, mit dem An- und Auskleiden fertig zu sein, sagte Babette vorwurfsvoll:

„Fräulein, Sie sind ja noch gar nicht frisiert.“

„Heut morgen doch.“

„Heut morgen heißt nichts. Von nun ab erlauben Fräulein mir, daß ich Sie dreimal täglich frisiere. Wofür bin ich denn sonst Ihre Zofe?“

Und ohne Widerspruch zu dulden, machte sie sich über ihre Herrin mit Kamm und Brennschere her. Dann erst war Nelly vollendet. Im Spiegel erkannte sie sich kaum wieder und hätte sich beinahe ausgelacht. Babette aber faltete die Hände:

„Nein, sind Sie schön, gnädiges Fräulein! Sind Sie schön!“

Nelly drehte ihren Kopf über die Schulter und besah sich vorn und hinten.

„Glauben Sie nicht, Babette, die robe-soleil wäre hübscher gewesen?“

„Nicht hübscher, Fräulein. Aber eleganter wäre sie gewesen.“

„Und die Eleganz steht mir vielleicht besser. Schade, daß ich sie nicht gewählt habe.“

„Ja, schade ist es,“ sagte die Zofe, indem sie bedächtig ihren Kopf wiegte.

„Es ist wirklich ärgerlich.“

Da kam Babette auf einen Einfall.

„Vielleicht könnten Fräulein die robe-soleil jetzt noch nehmen.“

Nelly drehte sich auf dem Absatz um. Welch ein erlösender Gedanke! . . . Ihr war ein Stein von der Seele gefallen.

Da es noch nicht Essenszeit war, lief sie auf einen Augenblick zu ihrer Tante. Aber verblüfft blieb sie in der offnen Thür stehen: eingeschnürt in die Nachthaube lag das enorme fleischige Gesicht wie eine Citrone da. Die alte Dame hatte nämlich über Nacht einen heftigen Anfall von Gelbsucht bekommen.

Außer dem Zusammenbruch ihrer Hoffnungen und Pläne hatte Tante Ida noch einen fürchterlichen Ärger erlebt. René Basch war so frei gewesen, Nellys Porträt mit einer Rechnung von zweitausend Frank zu schicken. Sie hatte natürlich beides umgehend zurückgeschickt, aber vor einer Stunde war ein schäbig gekleideter Herr erschienen, ein Advokat, und hatte im „Schwyzerdütsch“ das ganze Zimmer vollschwadroniert.

„Mi mochre nüt viel Experimente mit den Fremden. Drin der Schwyz, do hießts zohle, oder man wird gebüßt!“

Alles Protestieren half nichts. Der Herr wurde nur noch gröber. Und da das alte Fräulein um keinen Preis die zweitausend Frank opfern wollte, hatte ihre aufgeregte Phantasie sich schon mit Gerichtssaal, Zeugenverhör und Eiden angefüllt.

Nelly holte vor allem den Arzt, welcher erklärte, in einigen Tagen würde der Anfall sich bessern. Dann tröstete sie herzlich die Tante und versprach, sich an Jean zu wenden. Dieser hörte sie wohlwollend an und meinte, fünfhundert Frank wären für den Maler mehr als genug.

Als Nelly daran dachte, daß sie Lieutenant von Kalderhot bei Tisch wiedersehen würde, pochte ihr das Herz. Doch erschien er nicht. Was ihre beiden andern Verehrer anging, so ließ Schmitz mit tragischer Geste die ersten Gänge vorübergehen

und schleuderte hin und wieder einen Blick mit einer Welt voll Schmerzen auf sein Gegenüber. Schließlich ermannte er sich und verzehrte drei Schnitten Roastbeef.

René hatte offenbar die ganze Geschichte vergessen. Er war sehr heiter und unterhielt sich mit seiner Nachbarin zur Rechten, einer ältlichen Bankierstochter, deren Profil ihn an die hinreißenden Profile Boticellis erinnerte. Seine Nachbarin zur Linken schien er nicht zu bemerken.

Nach dem Essen fuhr Nelly mit Babette gleich wieder in die Stadt, um die robe-soleil zu kaufen.

In dem Geschäft erregte ihr Wiederkommen einigen Verdacht. Denn erstens war das Kleid von heute morgen noch nicht bezahlt, zweitens aber hatte der Verkäuferin Nellys Unterzeug sehr wenig gefallen.

Während diese nun unruhig auf- und abtrippelte, in die schlimmsten Befürchtungen sich verlierend, das Kleid könnte vielleicht schon verkauft sein, telephonierte der Kassierer heimlich nach dem Hotel, wer die Fremde sei? Jean telephonierte zurück: „Millionärin. Immer kaufen lassen. Hafte für alles.“

Diese wenigen Worte genügten, um das ganze Geschäft bis zum dritten Stock hinauf zu alarmieren. Ein Brand hätte nicht mehr Tumult verursachen können. Der Chef selbst kam aus seinem Heiligtum und jagte die Ladenfräulein in der größten Aufregung durcheinander. Er überschüttete Nelly mit einer Flut von Worten und begrub sie zugleich, ohne daß sie es merkte, unter einem Haufen von Kleidern. Er lobte zwar ihren Geschmack, erlaubte sich aber zu bemerken, daß robe-soleil noch lange nicht das Feinste sei, fragte, ob die Dame Amerikanerin sei, war im ersten Augenblick enttäuscht zu hören, sie sei Deutsche, hielt einen langen Vortrag über seine Kunst, versicherte, er habe einen Künstler (damit meinte er einen Zuschneider) in seinem Atelier, der ein Schüler von Worths sei, wollte ihr den ins Hotel schicken, damit er ihr eine Auswahl Kostüme tailor made anmesse, ließ dabei immer neue Stoffe anschwimmen, holte die ältesten Ladenhüter und die neuesten Errungenschaften hervor, breitete alle Schätze der Welt an Tüchern vor ihr auf, erklärte, der Gipfel der Gipfel sei englische Mode in Paris oder in Montreux, das war eins, gemacht, redete so lange, obgleich er vor Heiserkeit nur noch krächzen konnte, bis Nelly des letzten Restes von Verstand bar, sich zehn Kleider bestellt hatte, wollte ihr absolut noch ein Reitkleid aufschwatzen, hielt erst inne, als das junge Mädchen in einem Anfall von Besinnung die Flucht ergriff, empfahl sich mit einem tiefen Bückling, wankte dann ins Kontor und sank halb ohnmächtig auf seinen Stuhl, wo ihn seine Gattin, die Freudenthränen vergoß, umarmte . . . Ein solches Geschäft wie heute, hatte das Haus Piquet-Brun (1868 gegründet) noch nicht gemacht.

Bei Nelly aber waren nun die Wünsche lawinenartig angeschwollen. Sie ging ins Schuhgeschäft und bestellte den Meister zu sich, damit er ihr noch einige Paare anmesse. Sie kaufte für sich zwei Sonnenschirme und zwei Regenschirme mit silberner Krücke, für ihre Zofe einfachere Schirme, das Stück zu zwanzig Frank. Sie nahm im Handschuhgeschäft die Handschuhe per Dutzend. (Das war eine bedeutende Ersparnis.) Sie wählte noch zwei Hüte, (der Kleider wegen.) Sie kaufte ein goldenes Ührchen. Sie konnte an einem Juwelierladen nicht vorbeigehen, ohne sich ein ganz einfaches Armband und eine ganz, ganz simple Brosche auszusuchen, die

trotz dieser Einfachheit oder vielleicht gerade deshalb zusammen tausend Frank kosteten.

Nachdem sie so die notdürftigsten Einkäufe erledigt hatte, fuhr sie wieder ins Hotel zurück. Ihr Zimmer hatte sich mit Kasten, Schachteln, Tuchballen angefüllt. Auf dem Gang warteten vier Mamsells. Im Salon selbst harrten ihrer der Zuschneider und der Damenschuster, beide sehr vornehme Herren.

Nelly ersuchte sie einen Augenblick sich zu gedulden, und ging in ihr Kabinett, um die weißseidene robe-soleil anzulegen.

Unterdes trat noch ein dritter Herr ein, der sich beim Oberkellner nach Fräulein von Wacht erkundigt hatte.

„Nummern 3 und 4,“ sagte Jean.

„Wohnt sie nicht auf Zimmer 96?“

„Ja, ja, früher mal. Wir hatten leider keine Räume frei. Die Baronesse begnügte sich. Gehn Sie nur hinauf! Was bringen Sie denn?“

„Ich? . . . Nichts.“ (Und in seinem Innern fügte der Herr hinzu: „Ich bringe mich selbst. Hoffentlich ist das genug.“)

Mit klopfendem Herzen stand Wilde vor der Thür. Babette öffnete, bat um seine Karte und ließ ihn eintreten. Verwundert blickte er sich um. Hier konnte doch Nelly unmöglich wohnen! Und dann diese merkwürdigen Herren im Zimmer. Er stellte sich vor.

„Peter Wilde.“

„Valette, tailor of ladies.“

„Auguste Semelle, Professeur en revêtements des pieds de dames.“

Peter drehte sich um mit einem Blick, der auch den Abgehärtesten beleidigt hätte und setzte sich mit dem Rücken nach ihnen auf eine Chaiselongue. —

Als Nelly gestern morgen abgereist war, hatten seine Gedanken auf eine unsinnige Weise nach ihr getobt und sie begehrt. Er war auf den Bahnhof gegangen, um ihr nachzureisen. Was für sein Leben entscheidend war, wollte er gleich wissen. Jede Stunde Aufschub schien ihm eine Ewigkeit. Übrigens war er ohnehin ein unbrauchbarer Mensch, so lange die Zweifel dauerten.

Aber der Gedanke, daß er nichts thun konnte gegen diese Gewalt, die ohne seinen Willen, aus seinem Innern und doch von ihm unabhängig, über ihn gekommen, der Gedanke, daß er nicht mehr Herr seiner selbst, sondern einem übermächtigen Triebe unterworfen war, hatte seinen ganzen Trotz empört. Er biß wütend die Zähne aufeinander und dachte: „Ich will doch mal sehen, wer stärker ist? Ich, der vernünftige, zweckmäßig handelnde Mensch, oder diese Unvernunft! Ich, der gesunde, geistig und körperlich gesunde Mensch, oder diese Krankheit!

Obgleich er schon ein Billet gelöst hatte, kehrte er nach Hause zurück. Und das beinah Übermenschliche gelang ihm; er brachte sein Stück zu Ende. Vom Mittag bis zum Abend, dann nach kurzer Unterbrechung vom Abend bis zum frühen Morgen hatte er geschrieben. Als er fertig war, als er mit krausen Buchstaben „Ende“ gekritzelt hatte, und ihm dann der Federhalter aus der Hand fiel: da erfüllte ihn das unbeschreibliche Bewußtsein, daß sein Werk gut geworden war.

Er warf sich irgend wohin und dachte lange Zeit überhaupt nichts mehr. Dann

ließ er seine Vorstellungen zu der Geliebten wandern. Aber zusammengeschnürt und zu Boden gepreßt, wie sie von seinem derben Willen waren, hatten diese Vorstellungen etwas seltsam Weiches bekommen. Er träumte, wie er still und ohne Worte mit ihr den Weg nach einem Walde einschlagen würde. Dort würden sie unter leis flüsternden Blättern liegen, sein müder Kopf ruhte in ihrem Schoß, und er war glücklich . . . glücklich. Oder sie lagen an einem Bach, beugten die Gesichter über das schwarze Wasser und lasen ihre innersten Gedanken aus den in der Flut zerrinnenden Spiegelbildern.

Immer aber in all seinen Vorstellungen hatte er Nelly in dem schwarzen Kleid gesehen, das sie gewöhnlich trug, mit ihrer anmutigen, fast verborgenen Schönheit, die nur das Auge desjenigen entdeckte, der sie liebte.

Da öffnete sich die Thür, und die Erwartete trat selber ein. Sie ergriff rasch seine Hand, lächelte und sprach kein Wort.

Sie hatte die robe-soleil angelegt.

Das goldgestickte Bolérojäckchen von weißer Seide bedeckte straff das schwellende Fleisch ihres Busens. Darunter spannte sich ganz eng der nach unten sich bauschende Rock, über dessen Goldstickerei Valenciennes Spitzen wie Kaskaden hinflossen. Lächelnd, in ganz neuem Glanz hob sich von der weißen Seide das rosige Gesicht ab, dessen Reinheit nicht der leiseste Flecken trübte. Ihr hochgekämmtes Haar fiel in unzähligen Löckchen auseinander.

Peter stand in sprachloser, taumelnder Verwirrung.

Ihre ganze Gestalt, die von dem Kleid geschmeidig wie von einer schillernden Haut umgeben war, trug ein so schlankes Ebenmaß, eine so lockende Verführung, daß ihr Anblick jedem Mann das Blut erhitzt hätte.

Wie sie seine Bestürzung sah, erblaßte ihr Gesicht unmerklich, aber sie begrüßte ihn mit keinem Wort.

Dann hieß sie in ganz natürlichem Ton die beiden Leute nebenan gehen.

Allein mit ihrem Freund, blickte sie ihn wieder an und erhöhte das Feuer in ihren Augen. Ein weiches, rätselhaftes Lächeln legte sich um ihre Lippen, schien das ganze Gesicht, den ganzen Körper zu durchrieseln. Ein Lächeln, das auf ihn betäubender wirkte als der stärkste Orchesterschwall, berauschender als die sinnlichste Musik, das alle Wonnen in ihm wachrief.

Einen Augenblick standen die beiden sich gegenüber, sie an ihrem Sieg sich weidend, er in dumpfer Starrheit.

Endlich aber fragte er:

„Sind Sie . . . Nelly?“

Sie lächelte noch weicher, nun ganz befriedigt, und sagte einfach:

„Ja.“

Dann aber brach sie in wilden Jubel aus:

„Peter, ich bin nicht arm. Ich bin fürchterlich reich. Ich hab' anderthalb Millionen, vierzigtausend Mark im Jahr. Denken Sie! . . . Sie umpreßte seine Hand, während ihre Augen leuchteten, und ihre Locken bebten wie rieselndes Gold. „Denken Sie: vierzigtausend Mark!“

Er aber, den ihr erster Anblick einfach geblendet hatte, der aus dem weichen

Traum in einen Wirbelsturm, in die tollsten Gedanken und unerhörtesten Vermutungen geschleudert war, er fand sich nun plötzlich auf zwei geraden festen Beinen.

Er war völlig ernüchtert. Ihre jubelnde Wildheit berührte ihn entsetzlich. Sein Gesicht hatte den Ausdruck kalter, vollendeter Höflichkeit. Und dieser Ausdruck war nicht gemacht, sondern kam wirklich aus seinem Innern. Die Seelenporen hatten sich bei ihm geschlossen wie die Haut eines Menschen, der plötzlich in eisiges Wasser fällt.

Ein einziger Gedanke beherrschte ihn: Welch eine Lächerlichkeit war es, sie zu lieben.

„Nun . . . Sind Sie noch immer sprachlos?"

„Gewiß nicht."

„Was sagen Sie denn dazu?"

„Es ist eine sehr erfreuliche Nachricht. Ich gratuliere Ihnen herzlich. Woher stammt denn das Geld?"

„Von meinen Eltern. Ich hab's immer gehabt. Und ich Schäfchen wußte nichts davon. Das ganze Hotel hat's eher gewußt als ich. Drei Anträge hat man mir gemacht. Das war entsetzlich."

„Ah, gleich drei! Nun es läßt sich denken . . . Ich gratuliere herzlich."

„Sie müssen so nicht reden, Peter," sagte sie mit dem Ton der alten Herzlichkeit. Aber Peter ließ sich nicht rühren. „Ich mag gar nicht mehr daran denken . . . Vor allem setzen Sie sich."

Da alle Stühle voll gepackt waren, schob sie sorglos einige Wäschepakete auf die Erde und bot ihm Platz an. Vom Tisch nahm sie eine Schachtel mit Süßigkeiten.

„Essen Sie?"

„Danke."

„Ja, was sagen Sie nun zu dieser ganzen Geschichte?"

„Nichts."

„Wieso nichts?"

Er zögerte, dann sagte er, an ihr vorbei ins Zimmer blickend:

„Jedenfalls ist es keine Trauernachricht. Und Sie haben allen Grund, sich darüber zu freuen . . ." Darauf fuhr er fort, die Augen aus dem Fenster gleitend lassend: „Es ist wieder ganz klar geworden. Als ich Genf verließ, war der Himmel ziemlich bedeckt. Nun hat sich's aber gemacht."

„Ja, ja . . . es hat sich gemacht."

Ihr Sinn war ganz verwirrt. Sie wußte nicht, was sie von ihm denken sollte. Warum empfand er nicht eben solchen Jubel wie sie? War das denn solch eine Bagatelle, die sie ihm da mitgeteilt? Und er . . . er sagte nichts?!

Sie empfand ein peinigendes Verlangen, auf ihn Eindruck zu machen.

„Warum loben Sie mich nicht ein bißchen? Dies Kleid müßte Ihnen doch gefallen."

Er machte eine leicht anerkennende Verbeugung.

„Es gefällt mir auch ausgezeichnet. Es war gewiß sehr teuer."

„Du lieber Gott," versetzte sie gekränkt, „billig war's nicht. Das alles hier

hat überhaupt ein unmenschliches Geld gekostet. Ich hab' nachher selbst einen Schreck gekriegt . . . Aber glauben Sie nur nicht" — sein Lächeln empörte sie noch mehr — „daß ich meine Million leichtsinnig verplempern werde. Wer so lange sparen gelernt hat wie ich, vergißt es nicht so leicht. Ich habe die größten Pläne vor. Reiten will ich lernen, alle möglichen Sprachen, Theater besuchen, Galerien studieren . . . Man kann ja so viel Gutes thun, wenn man reich ist."

„Allerdings."

„Aber sagen Sie mir, wie geht's Ihnen? Vor allem was macht Ihr Stück?"

„Mein Stück ist fertig."

„Bravo! O das ist ja famos. Wo wird's denn gespielt?"

Er zuckte die Achseln.

„Zuerst muß es ein Direktor nehmen."

„O, das wird er schon!"

„Wissen Sie das so genau?"

Sie war vom Stuhl aufgesprungen und lief aufgeregt zwischen Kisten und Kasten umher.

„Wenn's nicht geht, dann helfe ich Ihnen. Ich reise nach Berlin. Wir geben eine Riesengesellschaft, laden alle Theaterdirektoren, überhaupt alle berühmten Leute von Berlin ein. Sie lesen dann Ihr Stück vor, und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn's keiner nähme."

„Wirklich! Wenn . . . Sie es protegieren."

Gerade wollte Nelly noch mehr sagen, als Babette hereintrat und meldete, der Tailor könne nicht länger warten.

„Einen Moment, pardon!"

Und rasch den Kopf noch einmal umwendend, daß ihr Blick und ihr Lächeln ihm durch alle Glieder gingen, verschwand sie hinter der Thür.

Peter blieb einen Augenblick wartend stehen, ohne daß sein Gesicht sich veränderte. Dann holte er aus der Brieftasche seine Karte, schrieb unter dem Namen ein Wort, setzte seinen Hut auf, schob den Regenschirm leicht unter seinen Ellenbogen und ging mit den langsamen Schritten eines sehr eleganten, sehr blasierten Dandys zur Thür hinaus.

Er ging bis Vevey. Dort lag an der Chaussee eine höchst gemeine Fuhrmannskneipe. In das von Tabaksgestank, vom Stimmengewirr schwadronierender Arbeiter gefüllte Lokal trat er ein und ließ sich eine Canette Bier geben. Als er ansetzte, hielt er, von seinen Gedanken abgelenkt, das Glas vor dem Munde.

Ihm fiel ein, weswegen er nach Genf gekommen, wie frei und schön und einfach seine Träume gewesen, und wie anders das, was wirklich geschehen . . . In leiser Melancholie, in leisem Ekel vor dem Leben ließ er das Glas sinken und dachte: „Wie geschmacklos ist doch die Wirklichkeit!"

* * *

Nelly hatte den unglücklichen Zuschneider maltraitiert, weil er es nicht rasch genug machte. Sie wollte Peter um keinen Preis lange warten lassen. Ein bißchen freilich mochte er sich gedulden.

Als sie dann wieder ins Zimmer trat, war sie ganz verblüfft, ihn nicht mehr zu finden. Sie schickte Babette hinunter. Diese kam zurück und meldete, der Herr habe schon vor einer Weile das Hotel verlassen.

Da bemerkte Nelly auf dem Tisch die Visitenkarte, und als sie unter seinem Namen nur das eine höhnische Wort: Addio! las, dies Wort, das: „Auf Nimmerwiedersehen“ zu heißen schien, blieb sie in Bestürzung stehen und vermochte sich nicht zu fassen.

Warum war er denn gegangen? Warum? Warum? Was hatte sie denn Schlimmes gethan? Womit hatte sie ihn beleidigt? War er böse auf sie, weil sie ihn warten ließ? Ärgerte es ihn, daß sie plötzlich reich geworden? . . . Das hätte ihn doch freuen sollen. Denn sie selbst freute sich über ihre Millionen am meisten für ihn.

Und nun war er fort!!

In plötzlichem Zorn warf sie die Karte auf die Erde.

„Dann meinetwegen, mag er gehen und bleiben, wo er will. Ich laufe ihm nicht nach.“

Babette meldete, Monsieur Jemelle könne unmöglich länger warten. Aber Nelly wollte von niemand etwas wissen.

Und während sie allein war, kam es plötzlich wie eine Ahnung über sie, warum er wohl gegangen sei . . . Zugleich aber erfüllte sie ein tödlicher Schmerz, eine trostlose Verzweiflung inmitten des verschwenderischen Reichtums, erfüllte sie mit aller Kraft der Gedanke, daß ihr Geld tot und nichts und nur eine Last sei, wenn sie ihn verlor, ihn, um dessenwillen sie sich schön gemacht, mit dem sie den Luxus genießen wollte! Sie warf ein Tuch über, und achtlos ihr goldgesticktes Kleid durch den Straßenstaub schleifend, eilte sie zum Bahnhof.

Der nächste Zug ging in einer Stunde. Geduldig wartete sie. Aber er kam nicht. Sie kehrte zurück. Niemand hatte ihn gesehen. Er war fort. Da warf sie sich aufs Bett und preßte die Augen zu, um die verhaßten Dinge, die zerstreut lagen, nicht mehr zu sehen. All ihre Millionen, den ganzen Plunder, hätte sie gegeben, um ihn wieder zu haben.

Aber er kam nicht.

XIV.

Er kam nicht. Sie schrieb nach Genf. Keine Antwort. Sie reiste selber hin. Der Herr war fort, hieß es.

Da suchte sie sich mit ihrem Geld zu trösten. Die Millionen kamen nun ins Rollen, und Nelly rollte mit. Hatte das Geld sie, oder hatte sie das Geld? Es war schwer zu sagen. Aber soviel Genüsse und Freuden sie sich auch schaffte, zu keiner Zeit ihres Lebens hatte sie sich so unglücklich gefühlt, wie in den Monaten, die nun kamen.

Nachdem Tante Ida sich wieder erholt hatte, kündigten die beiden und reisten nach Luzern. Einen Monat blieb Nelly dort. Aber weder die wundervollen Ufer

des Vierwaldstätter Sees, noch die rosigen und krystallklaren Gipfel, die man vom Rigi aus überschaut, konnten sie glücklich machen. Sie mietete eine Jacht. Aber das Segeln langweilte sie. Sie ging nach Venedig. Aber dort regnete es, und die Gondoliere waren fade Gesellen, die nur italienisch sprachen. Sie ging nach Rom. Aber in der ewigen Stadt war es glühend heiß, die Saison war längst zu Ende, und alle anständigen Leute hatten die Stadt verlassen. Sie kehrte nach der Schweiz zurück und reiste ins Engadin. Aber dort gab es wieder nur die ewig gleichen Schneeberge, deren sie längst überdrüssig war.

Sie schwamm wohl in einem großen Gesellschaftstrubel, lernte eine Unmenge Menschen kennen, wurde bekurt von den elegantesten Herren. Aber diese glichen einander noch viel mehr als die Schneeberge, und da sie ganz genau, wie der Arzt den Verlauf einer gewöhnlichen Krankheit, berechnen konnte, wann es zu einem Antrag kam, so wurde ihr auch dieser Zeitvertreib bald zum Überdruß.

Aus dem Gold, das sie sinnlos umherstreute, stieg immer erdrückender, immer niederschlagender, mit fadem Gesicht und faulem Lächeln, das Gespenst der Langenweile herauf.

Als schließlich die alte Tante krank wurde von diesem Leben und ihre Nichte beschwor, sie möchte um der Barmherzigkeit willen sie nach Hause reisen lassen, in ihrem alten Bett, in dem ihre Mutter, Großmutter und all ihre wollenen Vorfahren gestorben waren, wollte sie selbst auch ihr letztes Stündlein erwarten, da schließlich entschloß Nelly sich nach Kirchhasel zurückzukehren. Vielleicht, daß sie dort die alte Fröhlichkeit wieder fand, die sie so jäh verloren.

* * *

Gleichmäßig jagte der Zug den endlosen Schienensträngen nach. Wenn er anhielt, genügte die kurze Spanne Zeit kaum, um neuen Atem zu holen. Dann ging's weiter. Und zu beiden Seiten dieses fliegenden Gefängnisses lagen altertümliche Städte, grüne Fluren, lockende Waldwinkel. Aber wenn das Auge an diesen Bildern sich erfreuen wollte, waren sie schon vorbei. Ein schnelles Hinschauen, das schon den Abschied in sich trug, war alles. Und der atemlose Flug ging weiter.

Nelly von Wacht saß mit ihrer Zofe ganz allein in einem Coupé erster Klasse. In leiser Trauer hatte sich das junge Mädchen zurückgelehnt. Ihre feine behandschuhte Rechte ruhte auf einem Buch. Es war die ‚Heimat‘ von Sudermann. Sie hatte einen Blick hineingethan und es geschlossen, als die Sache tragisch wurde.

Ihr kleiner Hut mit Reiherfedern, die lange Schlange um ihren Hals aus feinen Reiherfedern, die sich wie ein Gefieder um ihre weiße Haut schmiegte, gaben ihr das Aussehen eines zarten, müden Vogels.

Behutsam traurige Gedanken schlichen wie durch ein Krankenzimmer mit leisem Flüstern durch ihre Seele. Aus dem gleichmäßigen gedämpften Rollen des Wagens, aus diesen unzähligen kleinen Stößen bildete sich eine Melodie. Immer dasselbe Wort, immer der gleiche Klang.

Das war alles? Das war alles? Das war alles?

Das war alles, was einem das Leben bieten kann, wenn man reich ist? Das war alles, was es an Freuden auf der Welt gibt, wenn man jung ist und hübsch und unabhängig und sich keinen Genuß entgehen läßt? . . . Das war alles?

Sie überblickte die bunte Reihe der Tage, die verflossen waren, seitdem sie reich geworden, und ihre durstige Seele öffnete sich weit wie nach frischem Wasser, um die Erinnerung einer einzigen reinen Freude aufzufangen, an der sie sich erquicken konnte. Aber all das Glänzende und Abwechselungsreiche, das diese Tage gebracht, sank zusammen, wenn sie danach greifen wollte, in toten Staub, der ihrer wunden dürstenden Seele nur noch weher that. Es war, als wenn sie von dem Moment an, wo sie reich geworden, und wo der Gedanke sich ihrer bemächtigt hatte, daß sie nun sich alle Freuden kaufen könnte — es war, als hätte sie von diesem Augenblick an alle ihre Genußkraft verloren, als wären ihre Augen blind geworden gegen das Schöne, das sich vor ihnen aufthat, als wären ihre Ohren taub geworden für das Schmeichelhafte und Freundliche, das man ihr laut und heimlich sagte, als wäre ihr Herz unfähig geworden zu fühlen. Es war, als hätte das Gold ihr selbst und allen Dingen, die sie angriff, die Seele genommen. Und in Wahrheit hatte der Reichtum ihr ganzes Leben entwertet.

Wie ein todmüder Vogel, der seine Schwungkraft und seine Lieder verloren, kehrte sie nun ins heimatliche Nest zurück, nach weitem Flug, nach langer Unrast, mit dem einen sehnsüchtigen Wunsch: dort auszuruhen . . .

Das junge Mädchen blickte nach der Zofe, die ihr schräg gegenüber saß. Seit einer halben Stunde hatte Babette den Blick von ihrem Buch nicht abgewandt. Während der langen vierundzwanzigstündigen Fahrt hatte sie in einem fort gelesen, blind gegen alles, was draußen sich abrollte, abwechselnd einen Roman über Liebe oder einen Kriminalroman. Bei dieser Beschäftigung war sie vollkommen glücklich gewesen, und ohne die geringste Nachwirkung hatten sich in ihrem Kopf die unerhörtesten Geschichten aneinander gereiht, die zu einander paßten wie Milchsuppe und saurer Hering.

Dann ließ Nelly den müden Blick aus dem Fenster gleiten, in die braune Dämmerung des Herbstabends. Auf den leeren Feldern brannten Kartoffelfeuer, deren lange Rauchstreifen mit dem dunstigen Himmel zergingen. Am fernen Horizont glimmten noch schwach blutrote Streifen der untergegangenen Sonne. Dann war der Fernblick plötzlich abgeschnitten. Wald zog sich an dem Bahngleis entlang, hohe Edeltannen, aus denen manchmal wie ein flammender Busch das rotgelbe Laub einer Eiche sich abhob.

Es dunkelte allgemach. Schon huschten hier und da Lichter vorbei. Gleich mußte der Schnellzug in Großheringen einlaufen.

„Fix, Babette, holen Sie die Plaids herunter! Packen Sie Ihr Buch ein... Haben sie sich denn glücklich gekriegt?“

„Ach nein, Fräulein. Sie haben ihn gekriegt. Es war ja ein Kriminalroman.“

In Großheringen war eine Viertelstunde Aufenthalt. Dann ging es auf der Saalbahn weiter. Die ältesten Veteranen, wahrhafte Ruinen von Eisenbahnwaggons waren angespannt und rumpelten schwerfällig, bald gegeneinander taumelnd, bald auseinander fliegend, von Station zu Station, von Dornburg nach Rothenhain, von Rothenhain nach Kahla, von Kahla nach Uhlstädt, und wie sie alle heißen mögen, diese weltvergessenen Nester, über die mit fernem Flügelschlag die Neuzeit hinstreicht, und denen sie lächelnd zuraunt: schlaft weiter!

Aber je langsamer die alten Waggons rollten, desto schneller begann Nellys Herz zu schlagen. Gleich würde sie die Heimat wiedersehen. Das Pfarrhaus mit rotem Ziegeldach, von einem Storchnest gekrönt, das nun wohl leer war. Ihr kleines Zimmer mit der blauen Kornblumentapete würde sie wieder betreten. Und die lieben, guten, alten Leute würde sie umarmen.

Bei dem Gedanken daran lehnte sie sich lächelnd zurück. Und etwas von der alten Eitelkeit wachte in ihr auf. Sie hatte in der „Heimat“ die Heimkehr der großen Sängerin gelesen. Und glich dieser Heimkehr im Triumph mit Pauken und Trompeten nicht auch ein bißchen ihre eigne? O, wie die Pastorsleute staunen würden, das alte Pärchen und die zwölf Pensionäre, diese Reihe Orgelpfeifen vom Sekundaner in den Flegeljahren bis zum kleinen Guckindiewelt, der kaum auf seinen Beinen stehen konnte. Wie all die biedern braven Menschen, denen Kaviar und Austern leere Begriffe waren, die nichts wußten von Pariser Chick und Kostümen tailor made, wie sie die Augen aufreißen würden, wenn sie strahlend hereinkam und dann gleich die Toilette wechselte. Wie sie gerührt sein würden über die kostbaren Geschenke, die sie auspackte. Wie sie an ihrem Munde hängen würden, wenn sie vom Montblanc, von Venedig, von Rom erzählte.

Es war eine Freude gemischt aus Rührung und Eitelkeit, womit sie sich dies Wiedersehen ausmalte.

Da that es einen gewaltigen Ruck, daß Herrin und Zofe einander in die Arme flogen, dann einen zweiten noch gewaltigeren, daß ein Hagel von Hutschachteln, Plaidrollen, Schirmbündeln auf sie niederprasselte — und Kirchhasel war erreicht.

Nelly sprang hinaus.

Da stand der alte Pastor und schaute, stillvergnügt auf seinen Eichenknüttel gelehnt, in den klaren Sternhimmel mit Augen, die selbst so klar wie Sterne waren.

„Onkel! . . . Guten Abend!“

„Guten Abend, mein liebes Kind!“ rief der alte Herr. Dann nahm er sie in seinen Arm, drückte einen Kuß auf jede ihrer Backen und beschaute sie beim Schein der einzigen Laterne.

„Bist noch ganz die alte!“ meinte er beruhigt. Das sagte er stets, wenn er seine früheren Pensionäre wieder sah.

Babette schleppte unterdes Hutschachteln, Plaidrollen und Schirmbündel heraus.

„Sieh mal an, das ist ja ein guter Gedanke, dir eine Freundin mitzubringen.“

„Es ist meine Zofe, Onkel.“

Der alte Herr schaute Nelly etwas verwundert an.

Dann gab er Babette die Hand.

„Willkommen!“

Diese knickste und kletterte wieder in den Waggon, um neue Gegenstände herauszubefördern.

„Aber ihr beiden Weltumsegler schleppt ja eine Gepäckladung mit euch! Da wird der Hannes was zu tragen haben.“

„Ach Onkel, das eigentliche Gepäck kommt erst noch. Wenn's dir recht ist, wollen wir mal eben nach vorn gehen.“

Dort am Gepäckwagen herrschte große Aufregung. Das gesamte Zugpersonal

nebst allem, was an männlichen Kräften auf dem kleinen Bahnhof vorhanden war, hatte sich zusammengerottet, um die enormen Leder- und Rohrplattenkoffer auszuladen.

„Es müssen neun Kollis und zwei Bicycles sein,“ rief Nelly, die sich unter die Leute drängte, um acht zu geben, daß diese nicht zu wüst mit ihren Sachen umgingen.

„Du meine Güte,“ sagte der Pastor. „Wenn ich das gewußt hätte! Ohne Möbelwagen läßt sich das überhaupt nicht nach Hause schaffen.“

Und indem er listig mit zusammengekniffenen Augen das junge Mädchen betrachtete, meinte er:

„Ich dachte, du würdest die Hauptsache sein. Aber nun verliert man dich ja beinah zwischen deinen vielen Kisten und Kasten.“

Nelly ordnete an, daß sieben Koffer für die eine Nacht im Güterschuppen bleiben könnten, zwei aber müßte sie zum allermindesten mitnehmen, denn es wären lauter notwendige Dinge darin.

Als man dann glücklich zum Aufbruch bereit war, bestand die ganze Gesellschaft aus folgenden Personen: Nelly und der Pastor, beide unbepackt. Babette schleppte vier Hutschachteln und ein Paar vergessener Pantöffelchen. Hannes Klotz hatte sich hinten und vorn je ein Paket Schirme umgebunden und trug außerdem noch drei Plaidrollen unterm Arm, die er abwechselnd fallen ließ. Im Hintergrunde warteten noch zwei Bauern, die jeder einen enormen Koffer auf ihren Handkarren geladen hatten.

„Na!“ meinte der Pastor, indem sein Auge von diesem Trupp auf die glitzernde Saale schweifte. „An dir, mein liebes Kind, erfüllt sich das Wort der Bibel: da ich über diesen Jordan ging, hatte ich nichts als einen Stab. Und nun bin ich zwei Heere worden.“

Nelly lächelte ein wenig geschmeichelt.

„Dann könnten wir wohl gehen, Onkel.“

„Hm! . . . Ja, wenn du so gut sein willst, liebe Tochter, so möchte ich noch einen Augenblick warten. Denn gleich muß unser Herr Kandidat ankommen.“

Höchst sonderbar berührt, daß außer ihr noch jemand anders erwartet wurde, frug Nelly etwas spitz:

„Was ist denn das für'n Kandidat?“

„Ei, Kind, das weißt du nicht? Da kann man doch sehen, wie lange du fort warst. Ja, bei uns sind große Dinge passiert! . . . Mit dem Frühling habe ich mir einen Kandidaten nehmen müssen. Meine gute Frau will, daß ich ein alter Mann bin und einen Gehilfen brauche. So bin ich denn ihrem Willen gefolgt. — Heute nun kommt unser Kandidat aus Jena zurück, wo er sein zweites Examen gemacht hat. Hoffentlich hat der Herr ihm glücklich durchgeholfen. Aber unser aller Aufregung kannst du dir denken!“

Während der Pastor noch sprach, rollte der Zug ein. Mit ganz jugendlichem Eifer sprang der alte Herr voran.

„Nun, wie steht's?“ schrie er schon von weitem. „Examen ex, Amen?“

Aus der engen Thür einer dritten Klasse zwängte sich ein bärtiger Riese mit breitem Schlapphut und vollblütigem Gesicht, der noch ganz verwirrt von seiner Weisheit war, umweht von Bierdunst und vom Qualm miserabler Cigarren, und der, als er glücklich unten war, im tiefsten Baß antwortete:

„Der Herr hat auch diesmal geholfen.“

Worauf es denn ein mächtiges Händeschütteln gab.

Nelly war während dieser Zeit sich selbst und ihrem Troß überlassen. Nun aber stellte der Pastor vor.

„Unsre Pflegetochter Fräulein von Wacht und ihre . . . Fräulein . . .“

„Nennen Sie mich nur Babette, Hochwürden,“ sagte die Zofe und knickste artig.

Der Herr Kandidat schaute vollkommen konfus die beiden an, drückte ihnen die Hand, daß es knackte, gab dann dem Hannes Klotz die Hand und einen Zeugkoffer, der seinen Frack und sein durchgeschwitztes Hemde barg, und schüttelte schließlich noch den beiden Bauern die Fäuste. Dann erst brach die Karawane auf.

An der dunkeln Schieferwand des Pfarrhauses hingen zur Feier des Empfangs einige Stalllaternen und Kürbisse mit Lichtern. Und als man ankam, schrie ein Durcheinander von hellen und heiseren Stimmen:

„Hoch Tante Nelly! Hurra Fräulein Nelly! Hurra Herr Kandidat! Hat er's gemacht? Ist er durch, der Herr Kandidat? Hurra!“

Es gab ein Drängen und Stoßen, daß jeder sich beinahe selbst verlor. Nelly wurde endlich von der Frau Pastorin ergriffen und ließ sich von ihr abküssen und in aller Eile ausfragen.

Dann ging's gleich zu Tisch.

Beim Abendessen aber war der Herr Kandidat der große Mann. Er erzählte bunt durcheinander. Er sprach von Jena wie von der ultima Thule. Er sagte seine ganze Probepredigt noch einmal auf, die alle schon kannten. Aber das that nichts, man lauschte seiner Rede mit ungeteilter Andacht und Bewunderung.

Die Jungen wollten wissen, ob ein theologisches Examen schwerer als das Abiturium sei? Ob's einen Kommers gegeben habe? Alles Mögliche wollten sie wissen. Der alte Beerenbusch aber war ganz in Feuereifer. Er disputierte über Exegese, zitierte Moses und die Propheten und konjugierte die schwersten hebräischen Verben.

Und Nelly? Nelly saß ziemlich unten am Tisch und hörte zu. Sie langweilte sich nicht einmal, sondern war nur ganz verblüfft, daß sie nicht den Mittelpunkt bildete. Ihr Nachbar, der kleine Guckindiewelt, hatte sie gleich wieder erkannt. Er legte vertrauensvoll seinen Flachskopf an ihre Bluse und sagte:

„Du, Fräulein Nelly, streich mir meine Bemmen, du kannst das so gut.“

Darauf strich Nelly Bemmen. Nur einmal, als die Herren bei der Kirchengeschichte angelangt waren und Rom erwähnten, glaubte sie, daß nun ihre Stunde gekommen sei und rief:

„Ich war auch in Rom!“

„So?“ meinte der Pastor, gemütlich weiterkauend. „Hast du denn auch den Papst gesehen?“

„Nein, den Papst nicht.“

„Was! Du warst in Rom und hast den Papst nicht gesehen . . . Was hast du denn gesehen?“

Sie dachte nach, und als sie bemerkte, daß alles sie anstarrte, wurde sie so verwirrt, daß ihr schien, als hätte sie überhaupt nichts gesehen.

Von da an blieb sie fein mäuschenstill und kramte weder den Montblanc, noch die Geschenke, noch irgend was aus.

Nach zwei Stunden ging sie dann zu Bett. Immer noch ganz verwundert und unwillig, daß von ihr so wenig die Rede gewesen war.

Sie trat in ihr altes Zimmer. Es hatte den Sommer über als Fremdenkammer gedient. Trotzdem stand alles genau so wie früher. Nichts hatte sich verändert. Selbst ihr Kalender hing noch an der blau geblümten Wand, ein kleiner Damenkalender mit rosa Bändchen. Und als sie näher zusah, stand er noch genau auf dem Tag ihrer Abreise. Zehn Monate waren hingegangen, aber der Kalender hatte sich nicht bewegt.

Nelly zupfte ein wenig. Als sie die beiden Bändchen kaum eine Handbreit vorgeschoben hatte, war die ganze dazwischen liegende Zeit überbrückt.

Und das war alles? Das war alles? . . .

Nachdem einige Tage vergangen waren, hatte Nelly sich vollkommen wieder eingelebt, wenigstens äußerlich, und manchmal war ihr sogar, als hätte sie Kirchhasel niemals verlassen. In diesem großen Hause, das eine Welt für sich bildete, wo der alte Herrgott als stiller Meister über allem waltete, wo man in seinem Namen aufstand, in seinem Namen sich zu Tisch setzte, in seinem Namen sich schlafen legte: da war das Leben, waren alle Gewohnheiten des Lebens so fest gefügt, daß man sich ihnen anpassen mußte. Und da dem jungen Mädchen dies Leben wohl that, da sein zerrüttetes Innere Frieden dabei fand, fügte es sich leicht.

Und doch konnte Nelly das Gefühl nicht los werden, daß zwischen ihr und ihren Pflegeeltern eine Kluft bestünde. Sie war nicht gerade überflüssig in dem großen Getriebe. Die Frau Pastorin überließ ihr gern die kleinen Arbeiten des Haushalts, wenn es ihr manchmal in den Sinn kam, sich darum zu kümmern. Aber doch herrschte zwischen ihr und der stillen gebeugten Frau nicht mehr die alte Vertraulichkeit wie früher. Wenn Nelly manchmal von Montreux erzählte, von ihren Reisen und Erlebnissen, dann hörte die andre schweigend zu und gab kurze, weder zustimmende noch abweichende Antworten . . . Sie schien sie ruhig ihrer Wege gehen zu lassen und sie dabei im stillen zu beobachten.

Über die große Veränderung ihrer ganzen Lebensverhältnisse hatte Nelly weder mit ihr noch mit dem Pastor gesprochen, der meistens in seinem Zimmer arbeitete, und den sie seltener als früher zu Gesicht bekam.

Darum fühlte sie sich vereinsamt. Und in einem gewissen Trotz spielte sie sich manchmal als die große Dame auf, obgleich sie wußte, wie wenig das ihr stand. Aber keiner der beiden alten Leute schien das zu bemerken, und sie erregte weder Bewunderung noch Mißfallen.

Doch eines Tages ergab sich eine Gelegenheit zur Aussprache.

Nachmittags pflegte Nelly nämlich mit ihrer Zofe Rad zu fahren. Für Kirchhaseler Verhältnisse waren die beiden Mädchen hierbei ziemlich pikant gekleidet: in kurze Pumphöschen und schwarze Strümpfen, die ihre wohlgerundeten Waden vortrefflich zur Geltung brachten. Wenn sie abfuhren, stand jedesmal der Herr Kandidat hinter der Gardine seines Fensters, heftig aus der langen Pfeife qualmend, mit einem Gesicht, dem des heiligen Antonius nicht unähnlich, wenn ihm eine Versuchung nahte.

Bei der Rückfahrt aber hatten die Mädchen immer einen Schwanz von Bauernjungen hinter sich.

Eines Tages nun traf Nelly den Pfarrer, der auf dem Hofe stand und nachdenklich die endlose Reihe ihrer Sommerkleider betrachtete, die dort zum Auslüften hingen. Nelly stieg ab und übergab ihr Bicycle an Babette. Während sie durch das Thor trat und den alten Herrn begrüßte, blieben die Burschen gaffend in der Ferne stehen. Er musterte sie und fragte leichthin, ob es ihr nicht unangenehm sei, ein solches Aufsehen bei den Leuten zu erregen.

„Ach Gott, Onkel, ich bin schon gewohnt, daß mir die Männer nachblicken. Und was gehen mich diese Bauern an?!“

„Oho, meine liebe Tochter!“ sagte der alte Herr, und sein Auge wurde stahlblau vor Zorn. „Dich mögen Sie nichts angehen, aber mich sehr viel ... Ich bin für jede Seele in meinem Dorf verantwortlich und kann nicht dulden, daß du mir die Bauern scheu machst. Siehst du“ — er lächelte, wie um sie von ihrem Schreck zu beruhigen und sich selbst zu besänftigen — „meine guten Kirchhaseler kennen nicht die feinen Unterscheidungen der Mode. Sie sehen nur deine bloßen Beine, und das dünkt ihnen greulicher Unfug. Sie sagen, wer das thut, thut auch vieles andre. Und das möchtest du doch nicht, daß jemand solches von dir dächte, wenn's auch nur ein einfältiger Bauer ist.“

„Lieber nicht!“ antwortete Nelly und wurde rot.

„Dann verstehen wir einander ja.“

Er reichte ihr seine Hand. Mit der andern aber wies er auf die Kleider, die an den Wäscheleinen im Winde flatterten.

„Sage mir mal, als ich das sah, glaubte ich, eine Kunstreitergesellschaft hätte ihren Staat hier ausgebreitet. Meine Frau aber sagte mir, daß alle diese Kleider dir gehören.

„Jawohl, Onkel, ich habe sie nach und nach gekauft.“

„Nun, gestohlen wirst du sie freilich nicht haben ... Aber brauchst du, kleiner Dreikäsehoch, denn wirklich soviel hundert Ellen Stoff? ... Als du erfuhrst, daß deine Eltern dir ein großes, sehr großes Vermögen hinterlassen hatten, mußtest du da wirklich gleich hinlaufen und dein Geld für solches Zeug verthun, das die Winde fortblasen und die Motten fressen. War deine liebe Eitelkeit wirklich so groß, daß du darüber alles andre vergaßest? Ich will nicht schelten“ — fuhr er milder fort, als er sah, wie Nelly mit blassem Gesicht zu Boden blickte — „ich kenne dich zu gut, liebes Kind, als daß ich glaube, der Reichtum hätte dein Gemüt verhärtet. Ich glaube fest, daß, als du davon erfuhrst, du auch an die vielen Armen und Hungrigen dachtest, die nichts haben, womit sie ihre Blöße bedecken. Aber Nelly, das ist nicht genug. Der Gedanke an das große Vermögen, das dir in den Mund flog, du wußtest nicht, wie, der hätte dich demütig machen sollen. Der hätte dir die Frage eingeben sollen, wie komme denn gerade ich zu diesem Gelde? Und wenn du etwas nachgedacht hättest, so würdest du gefunden haben, daß es eigentlich gar nicht dir gehört, sondern denen, die schon in tiefen Gräbern schlummern, und die es mit dem Schweiß ihrer Hände sauer verdient haben, und auch denen, mein Kind, die, so Gott will, nach dir kommen, und die dann mit Recht einst fragen: Wo blieb das Geld?“

„Lieber Onkel,“ erwiderte das junge Mädchen. „Ich habe auch nie zu viel gebraucht, sondern die Zinsen waren so furchtbar hoch, daß ich die kaum aufkriegte.“

„Nun, das heiß ich thöricht geantwortet! Das konnte auch der Protzenbauer antworten, als er sich in seinem Kornfeld herumwälzte, anstatt das Korn zu mähen, weil die Scheuern zu voll waren. Du wirst noch vieles lernen und viel verlernen müssen. Aber das eine tröstet mich, Kind, daß du aus der großen Welt voll Freuden und Versuchungen wieder zu uns ins einfache Pfarrhaus kamst. Das beweist, daß du das, was wir dich gelehrt, nicht vergessen hast.“

„Und darf ich bei euch bleiben, Onkel? Denn da draußen hab' ich nur Unglück erlebt. Wollt ihr mich wieder lieb haben wie früher.“

Der alte Mann ließ seine ruhigen, milden Augen auf dem kleinen Mädchen ruhen, das den Kopf zur Seite geneigt, ihm vertrauensvoll die Hand bot.

„Komm nachher auf mein Zimmer, Nelly, dann wollen wir noch ein Stündchen miteinander plaudern.“

Als sie eine Weile später nach dem Umkleiden bei ihm eintrat, zündete der alte Herr selbst die Lampe an, zog die Tüllgardinen vor, hinter der draußen die Kleider flatterten und wehten, setzte seine lange Pfeife in Brand und bot ihr den Platz auf dem Sofa an seiner Seite an.

„Nun schütte mir dein Herz aus, du viel gereistes und wohl auch viel geprüftes Menschenkind. Wenn die Lampe brennt, dann läßt sich gut plaudern. Dann sammelt sich der Geist im engen Lichtschein, das Auge wird nicht abgelenkt, und die Gedanken können ungehindert ihren Weg ziehen.“

„Was soll ich dir erzählen, Onkel?“

„Was du gesehen, was du erlebt.“

„Es war nicht viel.“

„Aber es war etwas. Und wenn du es treu bewahrst, wird es ein kleiner Schatz. Ich war ein einziges Jahr mal in Berlin, und daran zehre ich als sparsamer Mann mein ganzes Leben.“

„Onkel, was ich erlebt habe, möchte ich nicht behalten. Ich bin glücklich, wenn ich es vergessen kann. Die Welt sieht so anders aus, als ich mir dachte.“

„Erinnerst du dich, wie du als kleines Kind die Bilderbibel von Doré besahst? Wie du stauntest über den Tempel Salomonis. Damals wolltest du nicht glauben, daß es eine größere Kirche gäbe als die von Kirchhasel. Und als du gehört hattest, es gäbe größere Kirchen, es gäbe viele Städte und Dörfer, die du nicht kanntest, da weintest du vor Ungeduld und wolltest nicht zu Bett, ehe du sie gesehen. Und später maltest du dir dann all die Herrlichkeiten aus.“

„Aber es ist in Wirklichkeit ganz anders. Ich glaube, die Herrlichkeiten da draußen sind nicht weit her. Oder wenn sie es sind, so fehlte mir das Auge, um sie zu sehen, und der Führer, der sie mir hätte zeigen können.“

„Hast du nichts mitgebracht, Nelly? . . . Das kann ich doch nicht glauben. Nichts als diese paar Fetzen.“

Er zeigte auf die Kleider, die wie eine lange Gespensterreihe im Abendwind flatterten.

„Nichts ...“ antwortete sie leise und senkte beschämt ihren Kopf. „Nichts der Erinnerung wert. Ich glaube, Onkel, das Geld kam zu plötzlich für mich.“

Der alte Mann nickte.

„Das habe ich auch geglaubt, mein Kind. Als deine Tante mir auseinandersetzte, daß sie dich so weiter, also fürs gerade Gegenteil, erziehen wollte, da bangte mir um dich. Da dachte ich, der Augenblick, wo du es erführest, würde dir großes Unglück bringen.“

„Tante hat recht... Es wäre wohl besser gewesen, wenn ich es nie erfahren hätte. Das Geld bringt nur Unglück.“

Eine Weile herrschte beklommenes Schweigen. Der Pfarrer blickte sie ernst und forschend an.

Dann aber schüttelte er den Kopf.

„Das ist eine oft wiederholte Behauptung: das Geld sei die Quelle alles Unglücks. Kind, ich glaube, das ist nicht wahr. Sieh es dir an! Jedes Goldstück hat eine doppelte Prägung. Auf der einen Seite trägt es einen Adler, einen König auf der andern. Laß dich von den Krallen des Adlers nicht ergreifen, damit du dich nicht selbst verlierst, damit das Gold nicht Macht über dich gewinnt, mit seinen bösen Lüsten. Werde ein König über das Gold. Brauch es zum Guten! Und es wird Gutes bringen.“

„Onkel, ich bin erst wieder zufrieden geworden, seitdem ich vergessen habe, daß ich reich bin. Laß mich hier! Ich habe Angst vor da draußen. Laß mich hier! Hier bin ich glücklich.“

Er streichelte sanft ihren Kopf.

„Ich stoße dich nicht fort, das weißt du. Bleibe hier, bis du ganz wieder genesen bist und deinen Frieden wieder hast. Aber dann, siehst du, dann sage ich dir: Flieg! ... Hier ist ein enges Leben, ein rauher Boden. Ich bin hier alt geworden und habe die Scholle lieb gewonnen. Du aber, Kind, du brauchst andres Erdreich. Deshalb weil du die Gefahren fürchtest, darfst du auf das Große nicht verzichten, das du erlangen, und das du andern geben kannst ... Also! Nicht wahr?!“ Er ergriff herzlich ihre Hand. „Bleibe hier! Erstarke hier! Gewöhne dich daran, daß Gott dich zum Verwalter großen Gutes gesetzt hat, der Gott, Nelly, an den ich immer geglaubt habe, und an den zu glauben ich auch dich gelehrt habe, der nicht nur steinigen Boden und Mühsal und Nöte, sondern der auch die lachenden Fluren und den Frühling geschaffen, und der den Menschen den Sinn für alles Große und Schöne in die Brust gelegt hat.“

* * *

Seit dieser Unterredung hatte Nelly das alte herzliche Verhältnis zum Pfarrer und auch zu dessen Frau wieder gefunden.

Auch Babette lebte sich vortrefflich ein. Sie war bei den täglichen Abendandachten eine geschätzte Kraft und verursachte mit ihren Taubenaugen nur dem Herrn Kandidaten ernste Gewissensbeschwerden. Wenn's im Hause nichts zu thun gab, verschlang sie eifrig Bücher. Jetzt aber kleine Missionsheftchen, die von den Unmenschlichkeiten der Fidschiinsulaner und Karaiben handelten. Allerlei schönes: etwa wie

ein frommer Missionar den Wilden in der letzten Stunde vor seinem qualvollen Martertode das Christentum beibrachte, so eindringlich, daß sie sich wirklich schleunigst bekehrten.

So verging die Zeit. Der Wald verfärbte sich. Die Kartoffelfeuer erloschen. Die Abende wurden kürzer. Die Burschen und Mägde versammelten sich in den Spinnstuben, schmiedeten dort Reime und Till-Eulenspiegeleien. Im Pfarrhaus sang man volkstümliche Lieder. Und rund um das alte Haus brausten die Novemberstürme ihre wilden Choräle.

Nelly war nun wirklich wieder ganz im alten Gleis. Die Korrespondenz mit ihrem Vormund, die eine Zeitlang so lebhaft gewesen, schlief ein. Die Welt da draußen hatte sie fast vergessen, sie war in Nebel gehüllt. Und manchmal konnte sie kaum glauben, daß all die Merkwürdigkeiten, die sie erlebt, wirklich geschehen seien.

Nur abends, wenn sie ganz allein in ihrem Bette lag und den gewaltigen Melodien des Windes lauschte: dann stieg der ungestüme Wunsch in ihr auf, sich forttragen zu lassen in die dunkle, weite, stürmische Nacht, sich forttragen zu lassen ins offene, flutende, brandende Leben. Und wenn sie dann am Morgen in ihrem blaugeblümten Zimmerchen erwachte, klopfte die Frage bei ihr an: Und das ist alles? Das soll alles sein?

Aber eines Tages als sie beim Spaziergang in einer Schenke einkehrten, las Nelly in einer Berliner Zeitung folgende Notiz: „Am 14. findet die Premiere von Peter Wildes Drama „Sonnenwende" statt. Die Hauptrollen u. s. w."

Diese kurze Nachricht blies ihren Gleichmut vollkommen um. Zwei Tage später nahm sie Abschied von den Pfarrersleuten und reiste nach Berlin.

XV.

Nelly kam mittags in Berlin an, fiebernd vor Aufregung. Der Novembersturm jagte Regenschauer nieder. Aber sie lief den ganzen Tag durch die Straßen. Wenn sie bis auf die Haut naß war, ging sie in ihr Hotel, zog sich um, dann eilte sie wieder hinaus. Sie mußte ihn sehen. Und sie sah ihn, hatte ihn zehn-, zwanzig-, hundertmal gesehen. Auf allen Litfaßsäulen stand sein Name. Und jedesmal, wenn sie die Anzeige las, durchschauerten sie Freuden, als wäre er bei ihr, schüttelte ihre Hand, blickte ihr ins Auge.

Am Abend war sie die erste im Theater. Es lag noch in schläfrigem Halbdunkel. Totenstill und totenleer. Nur hinterm Vorhang wachte das Leben mit geheimnisvollem Rumoren. Dann begann es langsam Menschen zu tröpfeln. Von ihrer Loge aus konnte Nelly sehen, wie im Parkett bald hier, bald dort ein schwarzer Fleck sich niederließ. Plötzlich flammte das Licht im Kronleuchter auf, als wenn hundert Augen zugleich sich öffneten.

Die Menschen kamen nun gruppenweis. Nellys Aufregung wuchs. Sie schloß die Augen, und der Regen, der den ganzen Tag auf sie niedergeprasselt war, rauschte in ihrem Geist noch immer nieder.

Da ging der Vorhang auf. Sie erschrak, als wenn sie mitverantwortlich für das wäre, was sich dort unten abspielte. Sie versuchte alles recht lebhaft zu begreifen. Aber die Vorgänge glitten wie ferne Träume an ihr vorüber, getrübt von jenem feinen Regen, der unaufhörlich rauschte. Dann sank der Vorhang. Einige Hände links und rechts, und unten in der großen Masse und über ihr auf den langen Galerien klatschten Beifall. Das klang vor ihrem Ohr wie eine noch betäubendere Art von Regen. Unmerklich teilte sich der Vorhang, und ein blasser Mensch stand davor wie ein heraufbeschworenes Gespenst. Sie fuhr zurück und verbarg sich im Dunkel ihrer Loge, um nicht gesehen zu werden. Dann verschwand das bleiche Gespenst. Das Klatschen ließ nach.

Dasselbe Spiel wiederholte sich. Als sich dann aber der Vorhang öffnete und wieder schloß, schien das ganze Theater, nicht die Bühne, sondern der Zuschauerraum, Leben zu bekommen. Es war wie ein verschleiertes Wogen, gedämpftes Flüstern, rasches Kopfneigen. Es war wie eine von Mund zu Mund, durch alle Gänge, alle Reihen gleitende Meinung, noch unbestimmt, noch fraglich, noch dunkel, aber immer mehr wurde etwas Einheitliches daraus.

Als der Vorhang aber zum drittenmal fiel, brauste der Beifall in einem breiten Strom. Und dies Brausen, in dem der Schall ihrer eignen Hände verschwand, wie ein Tropfen im Meer, jagte Nelly plötzlich Schrecken ein. Das Gefühl der Furcht überkam sie, als wenn die Sturmflut dieser wogenden, vielköpfigen und doch von einem Willen getragenen Menge ihren Freund mitreißen würde. Er würde darin untergehen. Er gehörte nicht mehr ihr, er gehörte dieser Menge. Was sie ihm sagen wollte, wurde übertäubt von den Worten dieser Tausende.

Sie verließ ihren Platz und sagte dem Diener, daß sie den Autor sprechen wollte. Sie gab ihm einen Thaler, und der Mann führte sie zum Inspizienten. Der Inspizient war ein witziger Herr. Er meinte, am Premierenabend sei ein Autor überhaupt nicht zu sprechen. Da sei er bissig wie ein Kettenhund, und es sei gut, ihm nicht zu nahen.

Aber Nelly versetzte in höchster Aufregung, sie müsse ihn unbedingt sprechen.

„Gleich, gleich! Wo ist er?“

„Ich weiß wirklich nicht, wo er steckt. Die Herren Autoren haben alle ihren eignen Spleen. Der eine jammert auf der Scene, der andre im Publikum, der dritte verkneipt seine Angst. Das thun die, die die Geschichte kennen.“

„Aber wo ist Herr Wilde? Was heißt das, daß man mich hier zum Narren hält? Ich muß um jeden Preis mit ihm sprechen.“

„Dann versuchen Sie mal, ob sie ihn auf der Straße finden. Er treibt sich irgendwo im Regen herum. Geben Sie nur acht, daß er Sie nicht beißt.“

Nelly nahm ihren Mantel und lief hinaus. Draußen rauschte ein Regen, in dem die Gasflammen fast ertranken. Die Straße war ganz leer. Nur Droschken hielten vor der Thüre. Die mageren Gäule sahen in dieser triefenden Nässe wie seltsame Seepferde aus.

Sie wagte sich ein paar Schritte vor. Da schoß eine dampfende Gestalt an ihr vorbei. Ein Mensch, gejagt wie ein Dieb. Sie wollte ihn anrufen. Er war schon vorüber. Sie wollte Hilfe schreien, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Da

war er verschwunden, im Regenmeer versunken, vom Sturmwind fortgerissen, weggeschwemmt von den Gießbächen.

Sie wollte in eine Droschke springen, ihm nach! . . . Aber die Hoffnung hielt sie zurück, daß er wieder käme.

Der Regen peitschte die Straße. Die aufprallenden Tropfen sprützten in die Höhe, daß es schien, als regne es auch von unten her. Die Flämmchen unter den dünnen Glasscheiben zuckten und tanzten, tanzten einen wilden, angstverrückten Tanz um ihr Leben, klammerten sich an den Brenner wie an einen Strohhalm inmitten dieser Wasserfluten.

Inmitten ihrer rasenden Angst klammerte Nelly sich an den einen Strohhalm Hoffnung: vielleicht kommt er wieder!

Da war er . . . Noch ganz undeutlich. Die schwarze Gestalt sah in der Ferne wie ein zusammengeballter Klumpen Regen aus. Vielleicht war's jemand anders. Aber so gehetzt rannte nur er. Jetzt schoß er ihr entgegen, schoß schon an ihr vorbei. Da stürzte sie sich in die schwarzen Wasser und schrie wie eine Ertrinkende:

„Halt! Halt! Peter!! Peter!!!"

Er stutzte.

„Was ist los?" keuchte er. „Muß ich 'rein? Ist's durchgefallen?"

Sie watete ihm entgegen.

„Peter, ich bin's!" sagte sie flehentlich.

Er starrte sie an, beugte seinen Kopf, um ihr Gesicht deutlicher zu sehen.

„Sie! . . . Fräulein von Wacht?"

„Ja, ich bin's, Peter. Ich habe Ihr Stück mit angesehen."

Sie nahm seinen Arm und versuchte ihn sanft auf die Treppe zu ziehen.

„Um Gotteswillen, nein! Kommen Sie mit! Ich muß Bewegung haben. Ich muß laufen . . . rennen. Wenn ich stillstehe, gefriert mir das Blut. Ach, so eine Premiere! So eine Premiere!"

„Seien Sie doch still! Es gibt ja einen großen Erfolg."

„Was?" schrie er. „Einen Erfolg . . . Einen Durchfall gibt's."

„Aber die ersten Akte . . ."

„Wenn die ersten Akte gefallen, so fallen die letzten durch. Alles hängt am letzten Akt. Und der letzte Akt taugt nichts. Der ist miserabel. Beim letzten Akt war ich verliebt. Hol mich der Teufel! . . . Laufen Sie mit, oder ich laufe allein."

Aber sie hielt ihn fest. In der Angst vor den tausend Menschen, die ihn ihr entreißen würden, vor diesem immer mehr anschwellenden Strom da drinnen, der ihn verschlingen wollte, in dieser rasenden Angst, ihr Glück wieder zu verlieren, hielt sie ihn krampfhaft fest. Und wie sinnlos stammelte sie:

„Peter, hören Sie! Ich komme zu Ihnen . . ."

Sie wurde totenblaß. Unter sich fühlte sie eine gähnende Leere. Er war ihr einziger Halt. Sie sank ganz an seine Brust. Und wenn er sie nicht gehalten hätte, wäre sie im Schlamm der Straße niedergekniet. Ihre Lippen bebten tonlose Worte, nur ihre Augen flehten:

„Nimm mich hin!“

Er hatte sie aufgerichtet und blickte sie an. Der Schirm war ihm aus der Hand geglitten. Auf die beiden Menschen schüttete der Himmel seine ganzen Fluten.

Seine Augen bohrten sich bis in ihr tiefstes Innere. Seine Lippen zuckten und brachten kein Wort heraus. Ein langes banges Schweigen . . .

Dann sagte Peter leise:

„Komm.“

Da schlug sie die Augen zu ihm auf, und er zog sie fester an sich.

„Ich liebe dich, Nelly! Ich liebe dich mit meinem ganzen Herzen. Ich will dich lieben mein ganzes Leben lang . . .“

Sie gingen Arm in Arm, ihre Wangen berührten sich. Oft ruhten Lippen auf Lippen. Ob sie auf Wolken gingen, am schwindelnden Rand turmhoher Häuser, ob unter ihnen die Erde bebte, oder Feuer loderte — sie hätten es nicht gemerkt. Die Welt um sie her war versunken, alles, alles war nicht mehr. Nur noch sie beide, die eins geworden.

Im Theater aber schrie und klatschte unterdes das Publikum, tobte der Inspizient, raste der Kassierer, jammerten Schauspieler und Schauspielerinnen: wo blieb der Autor? Wo blieb er?

„Was ist das für eine Lodderwirtschaft!“ schrie der Direktor. (Er schrie am allerlautesten.) „Seit drei Minuten applaudieren die Leute und verlangen nach dem Dichter, und dieser pflichtvergessene Mensch, dieser Esel, der sein Glück nicht zu würdigen weiß, kommt nicht. Er kommt nicht! Mindestens sechs Hervorrufe hätten schon gemacht sein können. Am Morgen hätte es in allen Zeitungen gestanden: sechs Hervorrufe! Das Stück wäre durch, die Saison wäre gerettet. Und nun bleibt dieser Halunke aus! Wo steckt er? Ich setze einen Preis auf seinen Kopf. Man bringe ihn mir, tot oder lebendig.“

Der ganze Schwarm hinter den Coulissen, Schauspieler, Schauspielerinnen, Statisten, Garderobiers, Friseure, alles wälzte sich auf die Straße, suchte, rannte, schrie nach Peter Wilde.

Endlich entdeckte man ihn in einer dunkeln Seitenstraße — mit einer Dame am Arm!

Himmel und Hölle, der Aufruhr . . .

Einen Augenblick später erschien der glückliche Dichter vor dem Vorhang, verbeugte sich und trat ab. Dasselbe wiederholte sich mehrere Male, bis die Leute zufrieden waren.

„Sie sind doch ein ganz anständiger Mensch!“ sagte der Direktor gerührt. „Wenn Ihre nächste Sache Erfolg hat, trinken wir Brüderschaft.“

Nelly sollte den Geliebten sobald nicht wieder allein haben. Als das Theater sich entleert hatte, wurde Peter von seinen Freunden umringt und beglückwünscht. In großer Gesellschaft wurde bei Dressel der Erfolg des Abends gefeiert und auf die Verlobung eine Unzahl Toaste ausgebracht.

Aber bei der ersten Gelegenheit, die sie erspähen konnten, schlichen die Liebenden sich heimlich fort. Sie waren beide in ernster, feierlicher Stimmung, und die Ruhe der Nacht that ihnen wohl.

Der Regen hatte aufgehört. Geballte Wolken jagten in seltsamen Formen über die enge Himmelsbreite, die zwischen den Häusern sichtbar war. Nelly schmiegte sich enger an die Brust des Geliebten.

„Bist du müde, Kind?“

„O nein, wir wollen noch zusammen wandern. Ich könnte doch nicht schlafen.“

Sie gingen eine lange menschenleere Straße hinunter, die von spärlichen Laternen erhellt war. Am Rande dieser langen Straße glomm mit helleren Flecken gleich Augen, die sich langsam öffneten, der anbrechende Morgen.

Die beiden sprachen von ihrer Liebe. Wie sie ihn immer geliebt, wie sie in einsamen Nächten und an stillen Tagen nur an ihn gedacht — und wie bei ihm das Kräutlein Liebe, dessen Samenkorn so lange geschlummert hatte, aufgegangen war, wie es plötzlich nach der weichen Frühlingsnacht einen so mächtigen Schuß gethan hatte, daß er glaubte, der ganze Mensch würde aus den Fugen gesprengt von der Gewalt dieses einen großen Gefühls . . . Und dann erzählte er, wie er, nachdem er sie verlassen hatte, so verändert gewesen war, daß seine Freunde ihn nicht wiedererkannt. Wie nichts ihm Freude gemacht habe, alles ihm gleichgültig gewesen sei, während der eine Gedanke an die Geliebte ihn ganz verzehrte.

„Und doch hatte ich schon auf dich verzichtet. Denn siehst du,“ sagte er und lächelte beinah verlegen, „es ist ein furchtbarer Gedanke für einen Mann, ein reiches Weib zu nehmen. Früher hätte ich mir das nie so denken können. Aber seitdem ich dich liebte und erfuhr, daß du reich seist, ist mir diese Erkenntnis aufgegangen. Für einen Mann, der arbeiten will und kann, verstehst du, der stolz auf seine Fäuste ist oder auf die Kraft seines Hirns, der sein Weib ganz allein, los von aller Welt, nur sie: dies Weib haben möchte — für den ist es unerträglich zu denken, daß dies Weib ihm alles mitbringt, was er selbst für sie erringen möchte . . .“

„Nun!“ fuhr er fröhlicher fort, „wir haben uns ja doch gefunden. Und da wir das, was man so das Nötigste nennt, schon besitzen, so muß ich alle Kraft auf die wahren Güter verwenden, die man mit Gold nicht abwägen kann.“

Während sie sprachen, waren sie durch viele winklige und düstere Gäßchen gekommen. Plötzlich blieb Peter vor einem alten Haus stehen, so tief in Gedanken versunken, daß er die Geliebte an seiner Seite fast zu vergessen schien.

„Was hast du, Liebster?“

„Dort hab' ich mal gewohnt . . . In diesem alten Haus. Gerade da, wo jetzt ein Fenster offen steht. Und aus diesem selben Fenster habe ich hinausgeblickt, verzweifelnd, hungernd — ja wahrhaftig, hungernd. Ich glaube, damals starrte ich auf die Straße und hätte ins Pflaster beißen mögen, so elend war mir zu Mute . . . Und jetzt stiert mein Doppelgänger, mein früheres Ich, der bleiche, magere Kerl mit leerem Magen und brennendem Hirn, mich an, grinst mir zu: wie bist du fett geworden und sauber und hübsch, du Glückspilz. Wie bist du erzgewöhnlich geworden, mit all deinem Geld!“

Nelly schauderte.

„Was hast du, Peter? Warum sprichst du so?“

„Ich will dir sagen, was ich habe, wenn ich auch nicht weiß, ob du mich verstehst? Die Tage, wo ich so arm war, daß mich hungerte, waren die allergräß-

lichsten, die allermerkwürdigsten, die . . . allerschönsten meines Lebens. Nie ist mir die Stadt, nie ist mir das Leben so ungeheuer, so voll Symbole, so voll Wunder, so voll Erhabenem erschienen wie in dieser Zeit. Und ich selbst, ich fühlte mich auch turmhoch über allen Menschen. Der Hunger ließ mich sozusagen steigen. Ich wuchs empor zu einem Riesen, meine Phantasie hatte Flügel, mein Wille Kräfte wie ein Orkan. Ich war ein Gott in meinem Hunger, und so reich, so reich war ich . . . wie ich jetzt ein Bettler bin."

Nelly hatte sich ängstlich an ihn geschmiegt, und zärtlich sagte sie:

„Warum machst du dir Gedanken wegen des Geldes? Wir wollen ganz still und glücklich leben, als wenn es gar nicht da wäre."

„Da wären wir schöne Wichte! . . . Nelly, ich muß an die Millionen denken, weil sie da sind, weil sie dir gehören — und auch mir! Nie, nie dürfen wir vergessen, daß wir reich sind. In diesen Tagen, wo der Reichtum beinah als Verbrechen gilt, da soll man unsern Reichtum segnen. O, mit der glücklichen Stille, mit der dunklen Einsamkeit, wo niemand auf uns Anrecht hatte, ist es nun vorbei. Tausend neidische Augen sind auf uns gerichtet, wir müssen uns über den Neid erheben . . . Nelly, wenn du bei mir bleiben willst, wenn du dein Gut mir anvertrauen willst, dann mußt du mit mir kämpfen, dann mußt du mit mir wachsen, dann mußt du mit mir schaffen in großer, fruchtbringender Arbeit. Willst du?"

„Führ du mich, Peter!" jubelte sie. „Ich gehe mit dir, wohin du willst. Ich weiß, ich hätte mit dir arm sein können, mit dir hungern und frieren können. Ich glaube, ich lerne auch, mit dir reich zu sein."

Da schlang Peter ganz fest den Arm um die Geliebte, und mit lachendem Auge führte er sie voll Glück und Mut dem strahlenden Morgen zu . . .

So hatten Nelly von Wacht und Peter Wilde sich denn gefunden, und die Millionen, über die Tante Ida sich so den Kopf zerbrochen, waren endlich zur Ruhe gekommen — dahin gekommen, wo sie nach ihrer Meinung (und vielleicht auch nach der Meinung der Welt) nicht schlechter hätten aufgehoben sein können: in die Tasche eines Litteraten.

Aber die Welt ist bunt, alles dreht sich, verändert sich, und niemand kann sagen, daß er morgen da noch stehen wird, wo er gestern gestanden hat.

Als Nelly mit ihrem Bräutigam nach Leipzig gefahren war und ihrer Tante die Verlobung mitgeteilt hatte, war diese zuerst in Ohnmacht gefallen vor Schreck. Das sei ihr letzter Schlag, meinte sie. Nun möge nur gleich der Himmel einfallen, oder ihr Bankier Bankrott machen, das wäre alles eins.

Aber schließlich ergab sie sich in das Geschehene, und mit der Zeit begann sie sogar die Dinge in ziemlich freundlichem Lichte zu sehen. Ihr verehrter Rektor Strim war ja auch eine Art von Dichter und zugleich ein Muster von Sparsamkeit. Außerdem aber schmeichelten Peters Erfolge noch ein wenig ihrer Eitelkeit. Im Laufe des Winters wurde sein Stück in Leipzig aufgeführt, und viele Damen besuchten sie, um sie zu der Verlobung ihrer Nichte mit dem gefeierten Autor zu beglückwünschen. So geschah denn das Wunderbare, daß Tante Ida nicht nur selbst zur Hochzeit des Pärchens nach Kirchhasel reiste, sondern auch noch ihre Busenfreundin, Clementine Taube, mitzukommen bewog.

* * *

In der kleinen Dorfkirche verklangen die letzten Orgeltöne. Peter Wilde und Nelly von Wacht hatten sich von dem Altar, vor dem sie gekniet, erhoben — als Mann und Weib.

Während sie langsam dem Ausgang zuschritten, streckten sich viele Hände ihnen entgegen, zarte Kinderhände und schwielige Hände von Bauern, um ihnen Glück und Segen zu wünschen. Und dieser Wunsch, von so vielen Lippen gemurmelt, kam auch allen aus dem Herzen. Denn jeder hier, der die beiden kannte, hatte sie lieb gewonnen. Zuletzt gab ihnen der Pfarrer die Hand, und während er ihnen tief ins Auge schaute, lag in den hellen Augen des alten Mannes seine ganze Seele offen da. Und leise sagte er:

„Ich freue mich über euer Glück, als wäret ihr meine eignen, leiblichen Kinder . . .“

Dann sprangen die Kirchenthüren auf, und strahlender Sonnenglanz flutete herein, über das junge Paar sich ergießend. Der Hochzeitszug setzte sich in Bewegung, voran die Musikanten, die auf ihren Trompeten einen so fröhlichen Lärm vollführten, als wenn alle Hähne des Dorfes versammelt um die Wette krähten.

Es war ein heller Maiensonntag. Auf dem Gottesanger, auf den Fluren blühten Apfel- und Kirschbäume. Der laue Südwind tändelte in ihren Zweigen und streute den Blütenschnee durch die blaue Luft. Unterm klaren Himmel kreisten die Schwalben, die gestern heimgekommen. Die Wiesen standen im Schmuck der gelben Himmelsschlüssel. Die Saale glitzerte, ihre Wellen hüpften und überkugelten sich schier, als wenn sie sich freuten, daß Enterich und Ente wieder in fröhlichem Haschespiel sich tummelten. Oben auf dem Dachfirst des alten Pfarrhauses aber stolzierte Frau Störchin. Als sie den Zug heranpilgern sah, begann sie munter zu klappern und den Schnabel zu wetzen, wie wenn sie schon ahnte, daß mit diesem Hochzeitspärchen sich noch große Dinge, Dinge, die Frau Störchin aufs höchste interessierten, vollziehen würden.

Während im Haus sich die Gesellschaft zum Mahl versammelte, eilten Peter und Nelly noch einmal in den Garten. Der erste Augenblick ihrer jungen Ehe sollte der Erinnerung geweiht sein. Sie lehnten sich an den alten Gravensteiner, der seine knorrigen Äste über sie breitete. Alles war noch so wie vor den vielen Jahren, wo sie als Kinder hier gespielt . . . Eine tiefe Dankbarkeit erfüllte sie für den Boden, auf dem sie groß geworden, für das Haus, das ihnen eine zweite Heimat, und für den alten Pfarrer, der ihnen ein zweiter Vater geworden war.

Sie sahen sich an, und während sie in einem langen Kuß einander sich gaben, kam das alte Märchenglück aus den Kinderjahren wieder über sie, und wie in seligem Traum hielten sie sich umschlungen: Peter Wilde und Nelly, sein Weib.



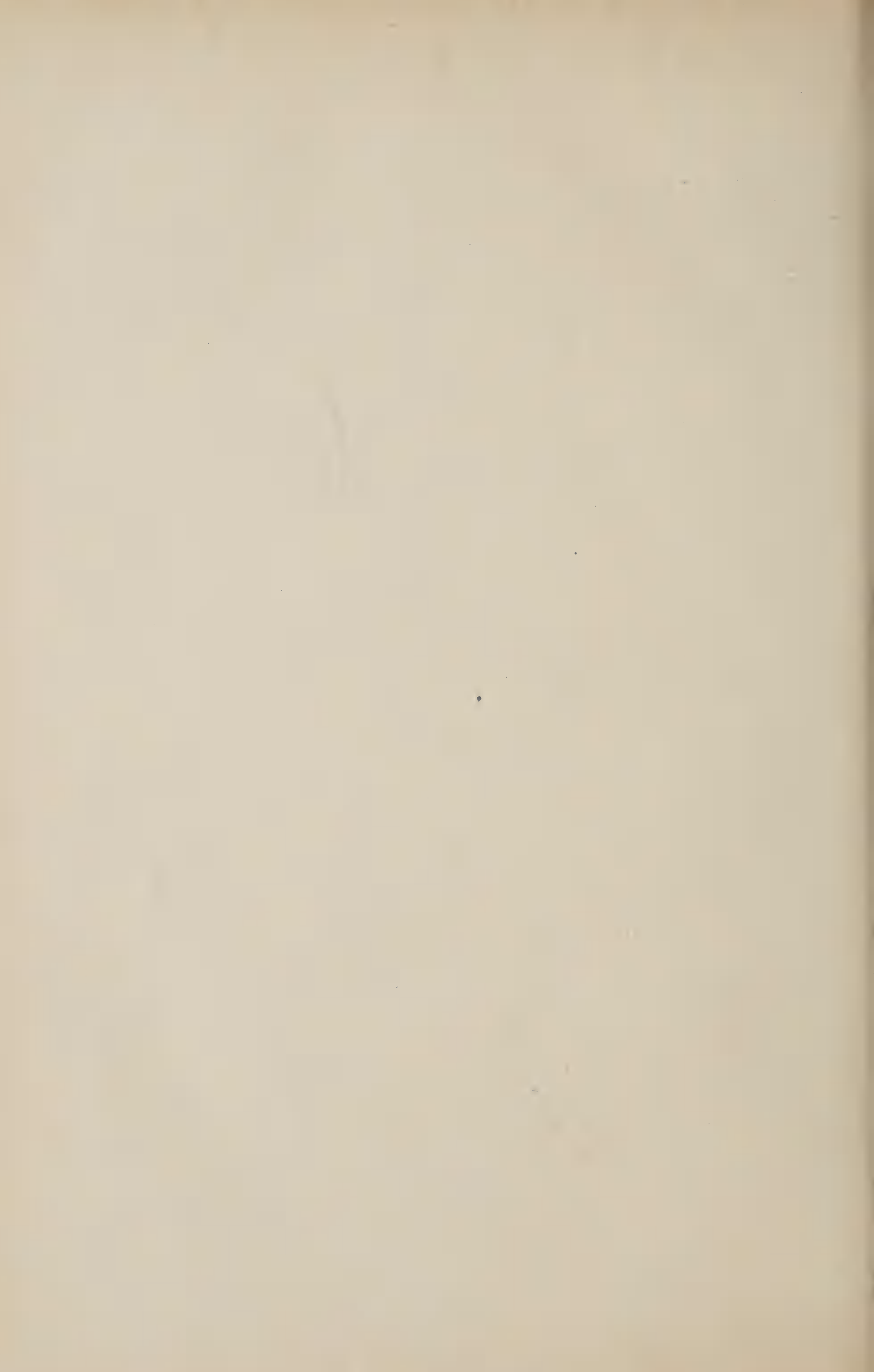
Sonnenblume.

Roman

von

C. Schroeder.







Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Als er noch auf dem „Nautilus“, der seinem schmucken Namen alle Ehre gemacht, den alten Ocean durchsegelt hatte, war es Kapitän Jakob Bardewieks ausgesprochener Wunsch gewesen, sich eines Tages in der freien Hansestadt Bremen zur Ruhe zu setzen. Und nun saß er hier, die ehrliche alte Haut, schon seit fünf Jahren, am rechten Weserufer in einem Häuschen, das er sich selber zwischen zwei überlang aufgeschossene Packhäuser hineingebaut hatte. Am Wall und an der Kontrescarpe mochte sich's nobler wohnen, aber allerlei Freund- und Kameradschaft, die „mit Schiffen auf dem Meer“ fuhr und „ihren Handel in großen Wassern trieb“ — um mit dem Psalmisten zu reden — die behielt man von hier aus besser im Auge. Und dann das Wasser selber — er hätte seinen stündlichen Anblick ja nicht missen mögen um alle Millionärsvillen der Welt.

Nein, hier und hier allein war es gut sein, fand er und sein Häuschen — so sehr die Diminutive dem Norddeutschen gegen den Strich gehen, ein Haus darf man es nicht nennen — entsprach vom Grund aus seinem Seemannswohnungsideal. Von außen erschien es schneeweiß und blankfenstrig, im Innern war alles shipshape, wie der Engländer sagt. Die Treppe, die in das Obergeschoß führte, glich einer Schiffsleiter, die Küche im Hintergrunde war schmal und eng wie eine Kombüse, und wenn man, gleich vorn neben der Hausthür in des Kapitäns Wohnzimmer trat, so fand man sich in einer kleinen Kajüte. Nichts Verschieb- und Verstellbares hier, nichts worüber man stolpern und sich die Beine brechen konnte. Statt der Stühle glatte Mahagonibänke, die samt dem Tisch, den sie umgaben, fest in der Diele wurzelten; von der Decke herabhängend eine schwere Messinglampe, rechts und links von dieser schwebende Börte mit Wein- und Biergläsern; alles übrige Gerät dem Auge entzogen durch Schränke, die sich hinter der braunen Holztäfelung der Wände bargen. So durchaus schiffsmäßig war alles, daß man nur dem Fenster den Rücken zu drehen brauchte, um sich auf hohem Meer zu wähnen und schwankende Anwandlungen zu bekommen.

Eine Kopfwendung freilich machte die Illusion zu nichte, denn nun verrieten sich dem Blick am jenseitigen Flußufer die lange Häuserlinie der Neustadt und am diesseitigen, dicht unter dem Fenster, das Gärtchen, das des Kapitäns ganzen Stolz ausmachte. Klein war es ja nur, aber ungemein schmuck gehalten. Auf dem winzigen Pfade, der das Geranienbeet und die beiden hochstämmigen Rosen umschlängelte, zeigte sich kein Grashalm, und der Lattenzaun, der die ganze Herrlichkeit einhegte, erhielt mit jedem Frühling, der in das Land kam, einen frischen smaragdgrünen Anstrich.

So auch diesmal wieder. In aller Morgenfrühe hatte sich Kapitän Jakob an die Arbeit gemacht, und nun, nach stundenlangem Pinseln, war das Werk vollendet und lobte den Meister, dem es freilich Schweißtropfen auf die Stirn gelockt hatte.

„Himmelelement! Das sticht ja verteufelt im Kreuz!“ brummte der Alte, sich den Rücken reibend, nachdem er aus seiner kauernden Stellung in die Höhe gelangt war. „Na, der Jüngste ist man am Ende nicht mehr,“ besann er sich und wollte einen Seufzer folgen lassen, allein die augenblendende Schönheit seines Lattenzauns machte ihm doch zuviel Spaß. Ein Weilchen stand er, ihn in behaglicher Bewunderung anblinzend, dann ballte er den Schwalben, die droben in der Luft schwirrten, eine Faust und warnte: „Daß ihr mir meine Malerei respektiert, ihr Nichtsnutze!“

Hierauf stampfte er in das Haus und in seine Kabine — wollte sagen Schlafstube — und nachdem er sich hier die Hände von Farbenspuren gereinigt, vorn in das Wohngemach, das bei seinem Eintritt gleich noch kleiner zu werden schien.

Denn er war ein Hüne, ein echter Nordlandsrecke. Die Sage ging, daß er in jungen Jahren mit seinen beiden starken Armen ein Klavier habe emporheben können, und die Behauptung wollte auch heute noch nicht lächerlich erscheinen. Nicht um Haaresbreite hatte das Alter seinen Rücken zu krümmen vermocht, und wie er ging, wie er stand, war alles trotzige Kraft an ihm. Kleinen Kindern hätte er bange machen können mit seiner Riesengestalt, seinem dröhnenden Schritt, seinem tief heraufgrollenden Baß, wären in dem von schneeweißem Haar umrahmten rotbraunen Gesicht die unendlich gutmütigen Augen nicht gewesen.

Auf die Bank neben dem Tisch setzte er sich hin, daß es krachte. Die Weserzeitung zu sich heranziehend, vertiefte er sich in die Seeberichte.

„Der Schnelldampfer ‚Fulda‘ — Kapitän Thalenhorst —“ begann er murmelnd, „hat heute, 9 Uhr vormittags — hm! Der Reichspostdampfer ‚Danzig‘ ist heute mit der ostasiatischen Post — hm! Der Schnelldampfer ‚Saale‘ — Kapitän Ringk, welcher am 29. April von New York abgegangen war, ist gestern 8¾ Uhr abends wohlbehalten in Southampton angekommen —“

„Wie? Was?“ unterbrach er sich überrascht. „Am 29. abgegangen und am 6. — i das wären ja nur — Henker soll mich holen, wenn's mehr als sieben Tage sind! Verdammt flinke Reise!“

Während seines bewundernden Kalkulierens hatte er die Augen zur Decke erhoben und dabei zufällig an dem glänzenden Messingfuß seiner Lampe ein paar grüne Fleckchen erspäht.

„Alles was recht ist,“ murmelte er mißbilligend, „aber mit dem Putzlappen weiß sie nicht umzugehen, die Deern.“

Offenbar in der Absicht, sich selbst an die Arbeit zu machen, stand er auf, doch

kaum, daß er aus einem Schubfach in der Wandtäfelei ein Ledertuch genommen hatte, ließ er es blitzschnell wieder verschwinden und wandte sich mit etwas wie Schuldbewußtsein in der Miene der Thür zu, die sich soeben leise geöffnet hatte, um ein junges Frauenzimmer hereinzulassen, das mit seinem wehleidigen Gesichtsausdruck, seiner mageren Figur und geknickten Haltung den denkbar stärksten Kontrast zu ihm selber bildete.

„Heda — Trina,“ brachte er ein wenig stockend hervor. Dann, einen Brief in des Mädchens Hand gewahrend, mit einem raschen Schritt vorwärts, in jäh erwachtem Interesse: „Hat er geschrieben?“

„Er“ stand für den Auserwählten Trinas, der als Matrose irgendwo in der Welt herumvagabondierte.

„Ach! was wollt' er wohl, Herr Kapitän! Der — und schreiben!“ lautete die bittere Entgegnung.

„Halunke von Kerl! Würde ihn mir aus dem Sinn schlagen.“

„Das ist leicht gesagt, Herr Kapitän,“ schluchzte Trina, den Zipfel ihrer blauen Küchenschürze an die Augen führend.

Der Alte blickte sie mitleidig an. „Ja, ja, die Liebe — die Liebe,“ murmelte er dann, den Kopf hin- und herwiegend, mit solcher Verständnisinnigkeit im Ton, daß Trinas Gefühle sie ganz übermannten. Sie hatte nur eben noch Zeit, ihm den Brief in die Hand zu stopfen, dann war sie laut aufweinend hinausgestürzt.

Gutherziges Bedauern in jedem Zuge, horchte er ihr nach, während er gleichzeitig mechanisch mit dem Auge nach dem Poststempel des Couverts suchte, das er hielt.

„Bandong“ las er und erschrak.

„Fritz? Schon wieder?“ stieß er heraus. „Herrgott! Dem Jungen ist doch nichts passiert?“ Und nun hatte er hastig das Schreiben erbrochen.

Sein Junge, sein Fritz — der beste Sohn von der Welt war er und einer der klügsten und tüchtigsten Menschen aller Zeiten, hierauf ließ er, der Vater, sich köpfen. Allein das Briefschreiben war seine Sache nicht. Wenn er zweimal jährlich von sich hören ließ, so war dies viel, und da lag nun seine letzte Epistel drüben im Wandschrank und war noch keine drei Wochen alt. Wahrhaftig, dieser Eifer hatte etwas Beängstigendes.

Aber na — gottlob! er schrieb ja eigenhändig. Krank war er also anscheinend nicht — und wo sollte es ihm sonst fehlen? In der Tasche etwa? Ha ha ha! Es gehörte schon etwas dazu, dem Fritz einen Geldverlust fühlbar zu machen. War er nicht einer der reichsten Pflanzer auf Java?

Hm! und da stand's ja auch schwarz auf weiß, daß alles noch in schönster Ordnung sei, der Thee bald mit dem chinesischen konkurrieren könne, die nächste Kaffeeernte vortrefflich zu werden verspreche u. s. w.

Alter Narr, der er gewesen, es so um nichts und wieder nichts mit der Angst zu kriegen!

Kapitän Jakob Bardewiek zog erleichtert aufatmend ein riesiges, gelbseidenes Taschentuch und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Dann ließ er sich auf seine Bank nieder, um den Rest des Briefes mit Muße und einem vergnügten Schmunzeln zu sich zu nehmen. Wiederholt entschlüpften ihm während des Lesens

Laute der Befriedigung, einmal reflektierte er in heller Bewunderung: „Von wem er's nur hat, der Junge? Von mir doch weiß Gott nicht!"

Halbwegs an den Schluß gelangt, stutzte er, hob die Stirn, blickte erst wie in blödem Erstaunen um sich, warf dann den Kopf in den Nacken und brach in ein dröhnendes Gelächter aus.

„He! wie steht's? Gut bei Wege wie mir's scheint," sagte hier plötzlich eine Stimme von der Thür her.

„Hinrich?" fuhr der Alte immer noch lachend herum. „Nur herein mit dir! Kommst wie gerufen."

Die Thür schloß sich, und um den langen Tisch herum kam, etwas wiegenden Ganges und mit den Armen fuchtelnd, ein kleiner korpulenter Herr, ganz in wohlgebürstetes, kaufmännisches Schwarz gekleidet.

„Sieh so!" machte er, dem Kapitän gegenüber behaglich Platz nehmend. Dann, wie er dasaß, rotbärtig, sommersprossig und solide bis in den innersten Kern seiner Seele hinein: „Guten Morgen auch! Und was ich noch sagen wollte: In deiner Kombüse ist schlechteres Wetter wie hier."

„Weiß schon," nickte der Alte. „Die arme Deern weint sich die Augen aus, während der Schuft von einem Bräutigam da unten in Afrika schwarzen Weibsbildern nachläuft."

„Das steht wohl in dem Brief da zu lesen?"

„Nein, aber es wird schon so sein, ich kenne die Sorte. Der Brief ist von Fritz."

Worauf der neue Ankömmling mit einem: „Na, gratuliere auch!" die Hand über den Tisch streckte.

„Wozu in aller Welt?" erkundigte sich der Alte verwundert.

„Ich denke, wenn der Fritz schreibt, so ist's allemal Geburtstag."

„Verdammte Unverschämtheit! Und dabei weiß der Kerl ganz genau, daß ich erst vor drei Wochen achtundsechzig Jahre alt geworden bin!

„Na, nichts für ungut!"

„Hätte viel zu thun, wenn ich dir alle deine dummen Schnäcke übelnehmen wollte."

Der eine lachte, den andern — Hinrich Janssen, seines Zeichens Kassierer in einem großen Kaufmannsgeschäft — hatte noch im Leben niemand lachen sehen. Und das war gut so, denn die trockenen Bemerkungen, guten und schlechten Witze, originellen und abgedroschenen Späße, die er immer und überall ungeniert zum besten gab, hätten die Hälfte ihrer Wirkung verfehlt, ohne die unverändert ernste Miene, mit der er sie hervorbrachte. Er war gut Freund mit jedermann, aber nur mit dem alten Bardewiek stand er auf du und du.

„Was will er denn so ganz außer der Zeit, dein Fritz?" Mit dieser Frage zündete er sich eine Cigarre an. „Komm, leg los! Was schreibt er?"

„Nimmst du nicht erst 'nen kleinen Schnaps?"

„Um acht Uhr morgens? Bist du bei Trost?"

„Gut, dann paß auf," schmunzelte der Alte, den Brief entfaltend, „wirst dein blaues Wunder hören! Was meinst du, daß der Teufelsjunge mir zumutet?"

Hinrich Janssen betupfte sich mit dem Zeigefinger rechts und links die Kinnlade.

„Ein falsches Gebiß ist auch etwas wert,“ entgegnete er, „aber zum Nußknacken taugt's nicht recht.“

„Brächtest es auch im Leben nicht heraus. Ha ha ha! Wußte selber nicht, was ich zu lesen bekam. Das Ding fängt dir nämlich so harmlos an wie nur möglich. Zwei Seiten lang nur von Thee, Kaffee und günstigen Ernteaussichten die Rede, dann ein paar Worte über 'ne Jagd auf 'nen Königstiger — so'n Viehzeug, das im Laufe eines Monats sechs Menschen beiseite gebracht hatte — hinterher noch allerlei über die Vortrefflichkeit der Theetrockenapparate, die er sich hat kommen lassen, und endlich, als man an nichts Arges mehr denkt —. Na, warte, ich gebe dir's zum besten.“

Und er las: „Da siehst Du's, Vater, über Mangel an Erfolg hätte ich nicht zu klagen, eher schon über das Gegenteil. ‚Zuviel des Guten‘, denke ich mitunter, ‚es war doch schöner, als du für dein täglich Brot deine ganze Kraft einzusetzen hattest.‘ Allzuleichter Gewinn macht keine rechte Freude, und Reichtum bringt Sorgen — die Sorge vor allen andern, wie man das Gute, das einem das Schicksal zuwendet, wieder abbezahlt nach irgend einer Richtung hin. ‚Die edle Gottesgabe, zu lange in der eigenen Hand behalten, fault und brütet Würmer aus,‘ sagt Emerson, und er hat recht. Ich bin auch, der Himmel weiß es, jeder Gelegenheit froh, meine übervolle Hand aufzuthun. Es bieten sich nur zu wenige Gelegenheiten hier in meiner Abgeschiedenheit, das ist das Unglück. Das Geld, von dem Du nichts willst und ich selber nur so wenig brauche, mehrt und mehrt sich im Kasten.

„Und wohin nun mit dem ganzen Ballast, wenn wir beide, Du und ich, Vater, die wir auf der Welt keine Angehörigen besitzen, einmal nicht mehr sind? Das ist eine Frage, mit der ich mir in letzter Zeit häufig den Kopf zerbreche, wenn ich abends einsam in meiner Pandoppo sitze. So auch gestern wieder. Vor mir lag ein Bogen Papier, in der Hand hielt ich die Feder — mein Testament wollte ich machen. Doch das war leichter beschlossen als ausgeführt. Denn so sagte ich mir, wenn ich europäischen milden Stiftungen zuwenden wollte, was dies gute Land mir gewährt hat, so thäte ich unrecht. Dem Lande selbst und seinen Kindern müßte mein Gewinn zugute kommen. Wie aber dies bewerkstelligen? Indem ich die niederländische Regierung, der die civilisatorische Aufgabe auf Java geworden, zur Erbin einsetze unter der Bedingung, daß sie meine Hinterlassenschaft zur Förderung dieser großen und schönen Aufgabe verwenden solle? Nein, dann würde ich wie ein vertrauensseliger Narr handeln. Die niederländische Regierung — ich persönlich habe nicht über sie zu klagen, sie ist mir immer aufs freundlichste entgegengekommen — aber ihre civilisatorische Aufgabe behandelt sie nur recht oberflächlich nebenher, ihr Hauptaugenmerk bleibt immerdar auf Füllung des Staatssäckels gerichtet. Sie würde, um mein Geld nicht ungenutzt liegen zu lassen, vielleicht noch ein paar jener famosen öffentlichen Lehranstalten gründen, in denen sie den Eingeborenen zum Schreiber und Zierbengel erzieht, der, stolz auf das bißchen Bildungsbrockwerk, das man ihm eingetrichtert, sich der heimatlichen Dessa schämt und der armen Eltern, die sich ihrerseits das Nötigste versagen, um das Wunder, das sie in die Welt gesetzt, herrenmäßig zu kleiden, seiner Eitelkeit, Naschhaftigkeit und Verschwendungssucht zu frönen.

„Weil mir die Aussicht auf eine derartige Verwendung meines Kapitals durch-

aus nicht lächeln wollte, ließ ich mein Testament ungemacht und ging zu Bett. Heute morgen aber, als ich an mein Tagewerk ritt, da kam ich an einer Stelle vorüber, die mir bisher nie viel zu denken gegeben hatte. Nun auf einmal that sie es. Der ziemlich weite Distrikt, mußt Du wissen, war noch vor zehn Jahren eine blühende Plantage, jetzt ist's schon wieder Wildholzbusch von undurchdringlicher Dichtigkeit. Die traurige Wüstenei redete mir ins Gewissen. ‚Da sei nur drauf gefaßt,‘ verhieß sie mir, ‚genau so wie hier, wird's auch dermaleinst auf deinem eignen üppig kultivierten Grund und Boden aussehen. Das kommt davon, wenn einer keinen Erben hinterläßt, der in seine Fußstapfen tritt und das Werk, das der Vater begonnen, pietätvoll weiterführt. Hättest du nun damals die ‚nette Deern‘ genommen, die dein Vater für dich parat hielt, so hättest du jetzt vielleicht einen muntern Rangen, der dir das abendliche Kopfzerbrechen ersparte, oder doch auf alle Fälle eine Frau, die dir hülfe dabei —‘

„Ja, Vater, Du hast Ursache, Dir ins Fäustchen zu lachen. Alles, was Du mir damals predigtest über die Vorteile eines Famlienlebens sehe ich jetzt ein, jetzt nun es zu spät ist, denn die ‚nette Deern‘, die Emma — wie hieß sie doch noch? — ist nun wohl längst unter der Haube?“

„Merkst du was?“ unterbrach sich hier der Alte mit listigen Augenzwinkern.

Sein Gegenüber nickte eine bedächtige Bejahung.

„Na — und was sagst du dazu?“

„Wer sich 'ne Frau halten kann, der soll's in Gottes Namen thun.“

„'ne Frau halten?! Klingt ja wahrhaftig, als sprächst du von 'nem Kanarienvogel!“

„Nee, der ist doch 'n gut Teil billiger,“ versicherte Hinrich Janssen mit unbeweglicher Miene.

„Längst unter der Haube,“ schmunzelte Kapitän Jakob, seinen Blick wieder in den Brief senkend. „Jawohl, mein Junge! Hat 'n Stücker acht Kinder und ist famos in die Breite gegangen — die Emma Schneider, weißt du, Hinrich, vom Kapitän Schneider die Frau. Längst unter der Haube? Das sollte ich meinen!“ Dann seine Lektüre fortsetzend: „Und ob eine andre für meine fünfunddreißig Jahre noch zu haben wäre? Unwahrscheinlich, meinst Du? Ich fürchte es fast auch, und es könnte mir leid thun. Ja, weiß Gott, je länger ich den Heiratsgedanken im Kopfe herumwälze, desto verlockender wird er mir. Selbst abgesehen von dem zukünftigen Erben, der ja auch nicht selten ausbleibt, es würde mir schon Spaß machen, wenn nur die Frau da wäre, ein weißes Gesicht unter all den gelben und braunen, ein gebildeter Geist unter all den Naturmenschen, eine Stimme, die die Muttersprache mit mir redete, ein Herz, das teil hätte an meinen Leiden und Freuden. So ganz und gar zurückgekommen bin ich von meiner Ehescheu, wie Du siehst. Deshalb — wenn auch die Aussichten schlecht sind — könnte es doch am Ende nicht schaden, wenn Du Dich ein bißchen umhören wolltest in Deiner Bekanntschaft, Vater, ob nicht dieses oder jenes Mädchen trotz alledem und alledem geneigt wäre, sich des einsamen alten Junggesellen zu erbarmen.

„Ich lege die Sache vertrauensvoll in Deine Hände, ich selbst verstehe mich wenig auf Frauen, Du aber desto besser, sonst hättest Du Dir das Kleinod nicht erwählt,

das die Mutter war. Bis zu solcher Schönheit, Klugheit und Herzensgüte wie sie besaß" — hier geriet der Lesende ein bißchen ins Stammeln — „versteigen — hm! — versteigen sich natürlich meine Ansprüche nicht, doch die ihr am nächsten kommt, wird mir am liebsten sein. Weiter sage ich nichts, oder sage ich nur noch, daß sie selbstverständlich kein Vermögen zu besitzen braucht, daß im Fall sie ganz mittellos wäre, ich mit Freuden meinen Bankier anweisen würde, ihr jede Summe auszuhändigen, die sie zur Beschaffung ihrer Aussteuer u. s. w. nötig zu haben glaubte. Aber das kannst Du Dir alles selber denken, lieber Vater. Die Hauptsache ist und bleibt, ein tapferes, opferwilliges Mädchen zu finden, das, einen Unbekannten zu beglücken, der es ihr nach Kräften vergelten würde, das sengende Klima dieses Landes nicht scheute und die lange Reise ins Ungewisse."

„Hm! und dann kommt er zum Schluß," sagte der Alte, den Brief langsam zusammenfaltend.

Die übersprudelnde Lustigkeit hatte ihm während des Lesens allgemach verlassen. Sein Ton war jetzt fast beklommen.

„Die Hauptsache ist und bleibt ein tapferes, opferwilliges Mädchen zu finden," wiederholte Hinrich Janssen mit ironischem Stimmenklang, „und 'ne famose Glücksjägerin könnte man bei der Gelegenheit attrapieren."

„Ja, ja," gab der andre kleinlaut zu, „ein wenig schwierig ist die Aufgabe bei Lichte besehen."

„Verteufelt schwierig! Wenn mir einer tausend Thaler auf den Tisch da hinzahlte unter der Bedingung, daß ich ihm dafür 'ne Frau besorgen sollte, ich thäte es nicht."

„Du bist überhaupt immer gegen das Heiraten gewesen, weißt du, Hinrich."

„Das stimmt."

„Und ich hab's gar nicht abwarten können, bis der Fritz einmal erst soweit wäre."

„Na, dann ist ja alles in schönster Ordnung."

„Gewiß, aber —"

„Geh man fix auf die Suche. Er scheint ja höll'sche Eile zu haben dem Brief nach."

„Wenn ich nun aber an die Verkehrte geriete, Hinrich?"

„Wollen das beste hoffen."

„Wenn ich dem armen Jungen so was wie 'nen Mühlstein an den Hals hängte?!"

„Findet sich auch wohl noch was Leichteres."

„Weißt du mir keinen Rat, Hinrich?"

Der Gefragte saß eine Weile stumm vor sich hinpaffend, dann meinte er, den Kopf hebend: „Dem alten Dierks seine Meta scheint mir 'ne frische, resolute Person."

„Ist nichts," kopfschüttelte der Alte heftig, „ist nichts, Hinrich! Die scheuert und schrubbt dir den ganzen lieben langen Tag, wäre im stande und wollte da drüben weiter schrubben."

„Na, Reinlichkeit ist auch was wert," gab ihm der andre mit einiger Mißbilligung zu bedenken.

„Jawohl, aber was doch überflüssig ist — Hinrich. Mensch, ich bitte dich, sie haben da auf Sukawangi für jede Hantierung 'nen extra Tagedieb angestellt, 'ne

Dienerschaft, von der wir hier gar keinen Begriff haben. Wenn die Madame da schrubben wollte, so schrubbte sie sich ja um allen Respekt! Nein — mit dem Umhören in der Bekanntschaft ist das überhaupt Unsinn. Das versteht er —" Kapitän Jakob betupfte mit dem Finger den vor ihm liegenden Brief — „so nicht. Er bildet sich ein, er wäre noch der Fritz Bardewiek, der vor achtzehn Jahren von hier wegging — ja ja — ja ja! kein Gedanke dran! Wenn der heute zurückkäme in unsre Verhältnisse, das solltest du mal sehen, der würde sich vorkommen, als hätte er auf einmal wieder sein Jungenszeug an und kein Knopf wollte mehr passen, die Hosen reichten ihm bloß bis an die Knie und die Ärmel bis an den Ellbogen. Höllisch die Augen aufreißen würde er, wenn er so 'ne Meta Dierks zu sehen kriegte. Ist ja sonst keine unebene Person, aber Schliff hat sie nicht für 'nen halben Pfennig und 'n Mundwerk nebenbei —. Um Gotteswillen schweig mir still von der!"

Der Sprecher zog eine widerwillige Grimasse. Dann, nach einer Pause, meinte er wie begütigend: „Gleich und gleich gesellt sich gern, siehst du, Hinrich. Wäre er damals — vor achtzehn Jahren meine ich — nicht zu jung gewesen und ebenso heiratslustig wie heute, dann hätte er sich meinetwegen so 'ne Meta mitnehmen können. Wenn zwei zusammen 'nen Berg besteigen, dann ist's 'n vergnüglich Stück Arbeit. Wenn aber der eine Teil längst oben ist und soll nun erst 'ne Ewigkeit herumstehen und abwarten, bis der andre ihm nachgeklettert ist, das ist 'ne Geduldsprobe, Hinrich, darüber geht auch öfters die Sonne unter, und im Dunkeln kommt man dann ganz auseinander. Denn daß der Fritz jetzt ganz der feine, vornehme Herr ist, das kannst du mir glauben. Ich bin ja wohl man 'n alter, dummer Kerl, aber soviel habe ich doch gemerkt, daß er mit jedem Brief, den er schrieb, gescheiter wurde und geschliffener, wie man so sagt. Und dann — fast alles, was von jungen Kaufleuten, von Lloydkapitänen und alten Bekannten in Java gewesen ist im Laufe der Zeit, hat 'nen Abstecher nach Sukawangi gemacht, um sich die Musterplantage anzusehen, und hat mir hernach bei der Rückkehr die Ohren voll geschwatzt von der gastfreien Aufnahme dort, von der Liebenswürdigkeit des Besitzers, der weit und breit respektiert sei, und vor dem selbst der Generalgouverneur den Hut abziehe, wenn er ihm einmal begegne in Buitenzorg oder in Batavia. Nee, nee, Hinrich, komm mir nicht wieder mit Dierks seiner Deern! Das würde 'ne Blamage sondergleichen, er schickte sie mir wohl gar mit dem nächsten Steamer wieder retour!"

Hinrich Janssen hatte den gekränkten Vaterstolz ausreden lassen, auch jetzt paffte er erst noch gelassen einige Rauchringe in die Luft, bevor er sich erkundigte:

„Was für eine sollte es denn wohl sein müssen?"

„Eine, die in der Schule was gelernt hat, 'n gebildetes Mädchen mit feinen Manieren, 'ne richtige Dame, um's kurz zu machen."

„So eine, wie seine Mutter war?"

Der Alte stutzte, um gleich darauf scharf zu entgegnen:

„Wenn meine Lene keine Dame war, sie wäre im Handumdrehen eine geworden, Hinrich Janssen, verlaß dich drauf!" Dann nach einer Sekunde in milderem Ton: „Sie war flink in allen Dingen." Und wieder nach einer Sekunde: „Aber nach so einer könnten wir die Welt absuchen."

Hier kam ihm etwas in die Kehle, und mit leicht bebender Hand griff er wieder nach dem Brief.

„Ich selbst verstehe mich wenig auf die Frauen," las er halblaut, „Du aber desto besser, sonst hättest Du Dir das Kleinod nicht erwählt, das die Mutter war."

Er strich sich mit dem Handrücken über die flimmernden Augen. „Hat sich was zu wählen," brummte er. „Nee, mein Junge, darum brauchst du mir keine Komplimente zu machen. So was erwählt man nicht, das ist durch ein Wunder auf einmal da, und man hat weiter nichts zu thun, als Gott dafür zu danken. Weißt du, Hinrich," wandte er sich plötzlich an diesen, „wir waren an dem Nachmittag nach Siedenburgs hinausgegangen, da hinten an der Oberneulander Chaussee, zwei Kameraden und ich — es ist nun an die vierzig — nee, laß mal sehen! — just neununddreißig Jahre ist's her. Wir saßen an so 'nem grünen Tisch, tranken Bier und spannen unser Garn dazu. Ich war gerade bei der Arbeit und die beiden andern, die wollten sich schief lachen. Da auf einmal kann ich so recht nicht mehr vorwärts, es blinkt mir von der Seite her was ins Auge, und wie ich den Kopf drehe, da sitzt an dem nächsten Tische, zwischen Vater und Mutter, so 'ne feine kleine Mamsell in 'nem blauen Kattunkleid mit Puffärmeln und hat ihre Stickerei in den Schoß fallen lassen, weil sie mitlachen muß über meinen Unsinn. Wie sie aber sieht, daß ich was merke, da schämt sie sich höll'sch, und alles Blut schießt ihr ins Gesicht. Na — und ich denn auch natürlich krebsrot geworden, und von meiner Geschichte hat nie ein Mensch das Ende gehört. Aber 'ne kleine Viertelstunde später, da hatte sich das gemütlich so gemacht, daß wir alle drei mit an ihrem Tisch saßen — der Vater, das traf sich nämlich so famos, war auch 'ne Wasserratte — und gegen Abend, als der Mosjöh Kellner kam und anfragte, womit wir vorlieb nehmen wollten, da meinte die Mutter: ‚Dicke Milch'. Na und das weißt du ja, die ist immer in so großen irdenen Satten, die ein Mann allein nicht zwingen kann. Da bestellten wir denn drei für die Gesellschaft, und aus der einen aßen Vater und Mutter, aus der zweiten die Kameraden und aus der dritten Lene und ich. Wir beiden wurden zuletzt fertig. Die andern löffelten nur immerzu in den Mund, wir hatten uns zwischendurch soviel in die Augen zu gucken. — Ja, so war's, hab's dir vielleicht auch schon mal erzählt. — Hat sich was zu wählen!"

Der Alte seufzte tief auf und versank in Schweigen. Mit den durch die Erinnerung nun wehmütig verschleierten Augen konnte er der Aufgabe, die ihm geworden, vollends keine lustige Seite mehr abgewinnen. Er sah nur eine schwere Verantwortung vor sich und begann eben im Geiste eine Art Absagebrief an den Sohn aufzusetzen, als Hinrich Janssen, der mit seiner Cigarre fertig geworden war, die Uhr zog, sich etwas schwerfällig auf die Füße stellte und erklärte:

„Neun Uhr — Comptoirstunde!"

„So? Ist's schon soweit?" murmelte der Alte. „Ja, ja, die Zeit geht hin, die Menschen sterben weg" — hier brach er ab und fragte, den Blick hebend: „Was gibt's?" Dem Freund, der immer noch regungslos am selben Fleck stand, war nämlich plötzlich ein Laut der Verwunderung entschlüpft.

„O! nichts Besonderes," versicherte Hinrich mit seiner unbeweglichsten Miene,

„es trifft sich man 'n bischen kurios, daß meinem Prinzipal seine Älteste gerade auch Lene heißt."

Kapitän Jakob Bardewiek schien sich anfangs bei diesen Worten nichts denken zu können, auf einmal aber ging ihm ein Licht auf. „Ha! und du meinst, das könnte vielleicht für den Fritz was sein?" rief er aus.

„Nee, ich will nichts gesagt haben," entgegnete der andre, dessen vorsichtige Kaufmannsseele das Bangen ankam, und er machte sich hastig auf die Beine.

Im Nu aber war der Alte aufgesprungen und ihm in den Weg getreten. „Halt!" donnerte er „Stillgestanden!" Und als der Flüchtling doch noch Miene machte, ihm zu entwischen, packte er ihn bei beiden Schultern. „Was ist's für 'n Mädchen?" verlangte er zu wissen.

„Nee, Jakob, mein Junge," lautete die Antwort, „das kriegst du nicht aus mir heraus!"

„Kerl, ich dreh' dir den Hals um!"

„Man zu! Aber sagen thue ich nichts mehr. Wenn nachher alles schief geht, dann ist's meine Schuld gewesen. Kannst sie dir ja selber 'mal ansehen."

„Hat sich was anzusehen! Soll ich zu dem Herrn Papa ins Comptoir gehen und mir das Fräulein Tochter herunterbestellen?"

„I was! Das richten wir schlauer ein. Unsre Madame, unserm Alten seine zweite Frau — was also der Lene ihre Stiefmutter ist — die macht seit einiger Zeit so was wie 'ne Verfettungs- wollte sagen Entfettungskur durch. Da strebt sie denn auf des Doktors Kommando, so sauer 's ihr wird, jeden Nachmittag nach dem Bürgerpark hinaus, und die Tochter, die es weiter nicht nötig hat, nimmt sie zur Gesellschaft mit. Wie wär's, wenn wir beiden bei Gelegenheit auch 'mal dahin steuerten, uns hinter irgend einem Busch auf die Lauer legten und —?"

„Heute am Tage noch!"

„Gut. Fünf Uhr präzise, und damit Gott befohlen!"

Zweites Kapitel.

Es hatte noch gar nicht einmal Fünf geschlagen, als die beiden bereits — full steam, wie Hinrich Janssen sich ausdrückte — dem Bürgerpark zusteuerten. Sie bildeten ein fast lächerlich ungleiches Paar, und daß der Kleine neben dem Großen nicht aus seinem bedächtigen Kaufmannsschritt kam, gab zu verwundern, bis man in Betracht zog, daß der Hüne durch die seemännische Breitspurigkeit seines Ganges so ziemlich alle Vorteile opferte, die die längeren Beine ihm gaben.

Man hatte sich glücklich aus dem engen Gassengewirr der Altstadt losgerungen und durchquerte eben die Wallanlagen, als der Alte, sich mit der großen gelben Taschentuchfahne über die feuchte Stirn fahrend, seufzte:

„Verdammt flaue Brise!"

„Könnte flauer sein," meinte sein Begleiter, kühl bis ans Herz hinan.

„Hast Fischblut in den Adern!"

„Ist auch was wert.“

„Wie weit haben wir denn nun noch?“

„'ne kleine Viertelstunde.“

„Ja, wer dir's glaubt!“

Hiermit waren sie in eine lange und langweilige Vorstadtstraße gelangt, mit schneeweißen, einstöckigen Häusern rechts und links, die sich, bis zu den Gardinenmustern hinter den Fenstern allesamt zum Verwechseln ähnlich sahen. Wer hier ging, der mußte ins Gähnen geraten, deshalb ging hier auch niemand — ein männliches Individuum ausgenommen, das, die beiden glattasphaltierten Bürgersteige ignorierend, mitten auf der Fahrstraße daher geschwankt kam. Es hatte nautischen Anstrich, eine brandrote Nase und eine heisere Schnapsstimme, mit der es sich bruchstückweise den „Lieben Augustin“ vorlallte.

„Der hat den Kurs verloren,“ meinte Kapitän Jakob, „und den Kompaß dazu, wie mir's scheint.“

„Keins von beiden,“ versicherte Hinrich Janssen. „Der segelt dir so glatt aus einem Wirtshaus heraus und in das nächste wieder hinein, daß es eine Freude ist.“ Und damit zog er vor dem Nähertaumelnden den Hut.

In Erwiderung dieser Höflichkeit ward ihm erst ein blöde verwunderter Blick, dann ein ermunternd klingendes: „Holloh, olle Schniedergesell! Willste mit?“

„Nee, nee, hab' keine Zeit,“ lautete die Entgegnung.

„Nette Bekanntschaft, die du da hast!“ spottete der alte Bardewiek, nachdem man den Berauschten hinter sich gelassen hatte.

„Jetzt ist kein Staat mehr mit ihm zu machen,“ entgegnete Hinrich, „aber früher da war's 'n kapitaler Kerl. Hat an die zwanzig Jahre für Hillerns und Söhne gefahren — der alte Kaptein Wodatwollzischt.“

„Was für 'n Teufelsname ist denn das?“

„Der Name hängt mit dem Karfunkelstein von 'ner Nase zusammen, die er im Gesicht trägt, und an der Nase hängt 'ne Geschichte.“

„So? Na, wenn dir die auf der Zunge brennen sollte, dann thu dir keinen Zwang an.“

So aufgefordert, begann der andre: „Es war da unten an der Küste von Argentinien herum — ist 'ne vermaledeite Gegend für Stürme, hab' ich mir sagen lassen . . .“

„Ganz recht,“ nickte der Alte, „die schlimmsten sind die Pamperos. Kommen dir aus den Pampas herausgeheult, sind — hast du nicht gesehen? — da und fangen mit deinem guten Schiff einen Tanz an —“

„Stimmt auffallend. Das gute Schiff bei dieser Gelegenheit war unsre alte ‚Anne-Marie‘, hatte schon 'n bißchen mürbe Knochen und war zum Tanzen nicht mehr recht aufgelegt. Aber das half alles nichts. Heidi! ging's los! Ein Hopser, daß Maste und Raaen nur so bersten und krachen, endlich ein Luftsprung und 'n Stoß vorwärts, daß die halbe Mannschaft auf dem Kopf zu stehen kommt. Damit ist's aus. Festgetanzt hat sie sich, die ‚Anne-Marie‘. Auf einem Felsen sitzt sie und hat 'n Loch im Bauch, daß Wagen und Pferde hindurch können. Hals über Kopf vom Wrack herunter, heißt's da, aber ‚Tod hinten, Tod vorn,‘ denkt jeder, der ins

Boot springt, und man sieht nichts als kreideweiße Gesichter. Nur der Schiffsjunge, der lacht von Ohr zu Ohr. ‚Jung, wat lachste?‘ fährt der Kapitän ihn an. ‚Deubelsjung, wat häst de to lachen?‘ ‚Hi hi!‘ kichert der Junge, von einem Bein aufs andre springend vor Vergnügen, ‚Kaptein, ick denke man so, wenn wi nu all in't Boot in sitt und dat Boot slächt um und wi möt all versuppen, wenn dann Ehre Näs in't Water kummt, wo dat woll zischt!‘“

Mit dieser wahrheitsgetreuen Erzählung war dem alten Bardewiek über die Hitze und Mühe des Weges weggeholfen.

„Ha ha ha! Wo dat woll zischt,“ wiederholte er einmal über das andre, und seine Heiterkeit war noch in nichts abgeschwächt, als der Bürgerpark in Sicht kam. Jetzt aber fühlte er sich plötzlich am Ärmel gezupft.

„Aufgepaßt!“ flüsterte Hinrich Janssen. „Da gehen sie — da, gerade vor uns!“

Des Alten Miene verwandelte sich jäh. Ernst, fast ängstlich nahmen seine Blicke die bezeichnete Richtung.

„Die da mit der Schleppe die Straße fegt —“ wollte sein Begleiter zu erklären anfangen.

„Schrei doch nicht so, ich kann mir's schon denken!“ ward er ärgerlich unterbrochen. „Wenn sie was merken, dann ist die ganze Sache ja verpfuscht!“

Hinrich Janssen nickte befriedigt. Er hielt nur zu gern den Mund. Je weniger man mit heiklen Dingen zu thun hatte, desto besser.

Kapitän Jakob Bardewiek verließ sich derweilen auf seine vortrefflichen Augen und seinen gesunden Menschenverstand.

Diejenige, die mit ihrer Schleppe die Straße fegte, daß man bei jedem Atemzug einen Mundvoll Bacillen zu schlucken bekam, war Frau Hillerns, die Stiefmutter der Lene — das lag ja auf der Hand. Dicke, kurzhalsige Person nebenbei, miserabel zu Fuß. Die Kleine, die sie untergefaßt hielt, hatte ein sauer Stück Arbeit, sie vorwärts zu lotsen. Sicherlich ihr eigen Fleisch und Blut — die Kleine. Nicht, daß sie ihr glich, so von hinten gesehen! Nein, sie war ein ganz hübsch gewachsenes, zierliches Ding mit einem famosen dicken, braunen Haarzopf im Nacken, aber sie kriegte mitunter so von der Seite her einen freundlichen Blick und ein Kopfnicken. Die Stieftochter ward ganz ignoriert. Denn die an der Linken der Madame war selbstverständlich die Stieftochter — die Lene. Es war mindestens ein halbes Meter Luft zwischen ihr und der Dicken, daran allein sah man's schon. Sie wußte, daß sie so recht nicht dazu gehörte, und wollte sich auch nicht aufdrängen. Ein ganz richtiger Stolz. Etwas Gedrücktes, Demütiges war überhaupt an dem Mädchen nicht. Schon wie sie auf dem schlanken Hälschen den Kopf trug, daran merkte man's gleich, sie ließ sich nicht unterkriegen. Und dann wie sie ging! Das war kein Trippeln wie bei der Kleinen, kein Watscheln wie bei der Alten, das war ein vornehmer, ruhig sicherer Schritt, der nicht einmal den Kleidersaum in Bewegung brachte. Nein, nein, die ließ sich nicht unterkriegen, die wußte ganz genau, was sie wollte.

Groß und schlank gewachsen war sie auch — eine Taille zum Umspannen und ein Haar, so krullig kraus, es mußte einem unter den Händen knistern! Und nicht

fuchsig dabei — Gott bewahre! — das reine Gold, es flimmerte ja ordentlich in der Sonne!

„Wenn nun das Gesicht nur stimmt,“ dachte der alte Bardewiek und, mit seinem stummen Begleiter in einiger Entfernung hinter den drei Damen herschreitend, wartete er fast unter Herzklopfen, fast wie ein schmachtender Jüngling, daß sich ihm ihr Antlitz zuwende.

Allein wohlerzogene junge Mädchen sehen sich nicht um, und so dauerte es denn noch ein Weilchen, bis er Glück hatte. Das Trio bog in den Park, verfolgte eine Zeitlang den Hauptweg, wandte sich plötzlich in einen Nebenpfad, an dessen Ende es ein sonnengeschütztes Plätzchen wußte, fand dieses besetzt und machte nun erst kehrt.

„Donner!“ entfuhr es Kapitän Jakob Bardewiek, und damit stand er stockstill.

„Donner!“ entfuhr es ihm, und dieser Ausdruck seiner fast bestürzten Bewunderung kam dem Gegenstand derselben zu Ohren. Ein kleiner Schalk blitzte der jungen Schönheit aus den Augen und spielte ihr um die Mundwinkel, doch nur auf einen Augenblick. Als sie an den beiden Männern vorüberkam, da dankte sie Hinrich Janssen, der nach einem vergeblichen Versuch, seinen Freund von der Stelle zu bewegen, nun notgedrungen mit Front machte, für sein höfliches Hutlüften mit einem ehrbaren Gruß. Auch das zweite Fräulein neigte freundlich ihr feines, dunkles Köpfchen, die dicke Frau Hillerns aber begnügte sich, anscheinend ungnädig gestimmt, mit einem kaum merkbaren Senken der Augenlider.

Da gingen sie hin, waren aber im Begriff, wieder in die Hauptallee zu biegen, als ihnen ein lachendes, kreischendes Baby entgegengetrippelt kam. Es war offenbar auf der Flucht vor der gestrengen Wärterin, denn es blickte mit den Schelmenäuglein über die Schulter, statt vor die kleinen Füße. So geriet es über einem Stein ins Stolpern, und plötzlich lag es da, schreiend, als ob es am Spieße stäke.

Die dunkle, junge Dame hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie dem Kinde zu Hilfe eilen, allein die blonde war ihr zuvorgekommen. Sie kniete bereits mitten im Staube des Weges, tröstete, streichelte und küßte mit gutem Erfolg. Das Kindchen lachte, als es seiner Wärterin wieder eingehändigt ward. Die reizende Blondine lachte auch, als sie sich von den Knieen erhob und durch eine kleine Kopfwendung, die sie, ganz unversehens wie es schien, machte, kam auch dies entzückende Lachen, das die blitzendsten Zähne zeigte, den beiden Männern zu gute. Gleich darauf hatte sie sich wieder abgewandt, und nun ging sie mit ihrem gelassenen Königinnenschritt den Damen entgegen, die stehen geblieben waren, und von denen die ältere sie mit einem Stirnrunzeln empfing.

Dafür ward ihr von dem alten Bardewiek ein wütender Blick. „Alte Giftkatze!“ stieß er durch die Zähne.

Stockstill stand er noch immer, noch bis die Drei bei einer Biegung des Weges verschwunden waren, dann that er einen tiefen Atemzug, und mit strahlendem Gesicht streckte er dem Freunde die Hand hin.

„Abgemacht!“ rief er aus. „Die Verlobung feiern wir beide zusammen gemütlich im Ratskeller!“

„Bist wohl nicht recht gescheit, Jakob?“ entgegnete der andre mißbilligend. „Soweit sind wir denn doch noch lange nicht.“

„Du meinst, sie könnte uns Nein sagen?“

„Ganz abgesehen davon, du kennst sie ja noch gar nicht. Erst wägen, dann wagen.“

„Da ist nichts mehr zu wägen, ich weiß Bescheid!“

„Unsinn, Jakob. Komm, sei vernünftig, guck sie dir wenigstens mal erst in der Nähe an!“

„Unverschämt lett nich good, alter Junge. Angeglotzt habe ich sie nachgerade genug, und gemerkt hat sie's auch. Hast nicht gesehen, wie sie den alten Narren auslachte?“

„Fräulein Lene? Keine Miene hat sie verzogen!“

„So? Meinst du? Na, da habe ich denn doch noch Gott sei Dank bessere Augen. Als sie die kleine Krabbe aus dem Sand aufgelesen hatte, da drehte sie sich um und lachte mir gerade ins Gesicht.“ Und er schmunzelte vergnügt in der Erinnerung an dieses reizende Lachen.

„Was?“ rief Hinrich Janssen in einem Ton, der zwischen Entrüstung und Belustigung die Mitte hielt. „Die hast du für Fräulein Lene gehalten und die wolltest du mit deinem Sohn verloben?! Na, das fehlte gerade noch!“

„Hm! Sie war's also nicht?“ entgegnete Kapitän Jakob betreten. „Ja, wer war's denn?“

„Eine, die unser Prinzipal nur aus Barmherzigkeit ins Haus genommen hat, 'ne Bruderstochter von ihm. Vater war Kaufmann in Sydney, lebte auf gewaltig großem Fuß, machte Bankerott und erschoß sich — Mutter war kurz vorher am Herzschlag gestorben.“

„Armes Kind!“

„Ach was! Die bedaure nur nicht noch lange, die ist über das alles längst weg.“

Das ward mit äußerster Geringschätzung gesprochen. Doch der Alte hörte, mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, nicht danach hin.

„'ne Brudertochter?“ reflektierte er, „'ne Hillerns also auch. Und wie ist der Vorname?“

„Ruth.“

„Sieh mal an! Klingt höll'sch apart!“

„Ja, und sie selber ist auch apart, das weiß Gott.“

„Sollte sie vielleicht schon“ — hier bekam des Fragestellers Stimme fast einen ängstlichen Klang — „verlobt sein?“

„Wo denkst du hin? Bis sich die 'nen Bräutigam angelacht und geäugelt hat, darüber fließt noch viel Wasser den Berg hinunter. Die jungen Leute hier in der Stadt sehen aufs Solide, und wenn eine nebenbei keinen Pfennig im Vermögen hat —“

„Schafsköpfe alle miteinander — aber mir kann's recht sein,“ fiel ihm Kapitän Jakob vergnügt auflachend ins Wort. „Den Bräutigam schaff' ich ihr!“ Und sich auf dem Absatz umdrehend, fing er an mit Riesenschritten dem Ausgang zuzustreben.

So rasch die kleineren Beine ihn tragen wollten, war der andre ihm nach. „Jakob,“ rief er, sich dem Hünen breitspurig in den Weg pflanzend, „du bist wohl nicht recht bei Trost?“

„Doch!“ lautete die gemütliche Entgegnung. „Kannst dich beruhigen.“

„Mit der Australierin willst du deinen Fritz verheiraten?“

„Jawohl, wenn sie selber nichts dagegen hat.“

„Thu's nicht, Jakob! Komm, sei gescheit, sieh dir wenigstens die richtige Lene erst einmal an.“

„Ist schon besorgt. 'ne ganz niedliche Deern mit ihrem braunen Haarschopf, nur 'nen Kopf zu kurz geraten. Der Fritz und sie — das gäbe ein lächerliches Paar. Wir nehmen die Blonde.“

Es geschah selten, daß Hinrich Janssen sich ereiferte, jetzt aber stand er plötzlich da, dunkelrot vor Zorn.

„Das verantworte, wer kann,“ stieß er heraus. „Ich thu's nicht.“

„Ich nehme es auch schon allein auf mein Gewissen,“ erklärte der Alte gelassen lächelnd.

„Herrgott nochmal, Mensch,“ schrie der andre, „so hab' doch Vernunft und mach' deinen einzigen Sohn nicht aus reinem Pläsier zeitlebens unglücklich! Die Australierin taugt nicht für ihn, sag' ich dir, die taugt für keinen, ist 'ne kokette, leichtfertige Person, die —“

„Halt!“ fiel ihm Kapitän Jakob Bardewiek stirnrunzelnd ins Wort. „Leichtfertig? Wieso? Ist was Ernstliches auf das Mädchen zu sagen?“

„Ernstlich?“ entgegnete der Gefragte zögernd, in mürrischem Ton. „Was heißt ernstlich? Ich finde es schon ernstlich genug, daß sie nicht über die Straße gehen kann, ohne daß alle Männerköpfe nach ihr herumfahren. Wenn sie 'n bescheidenes Mädchen wäre und die Augen sittsam niedergeschlagen hielte, dann käme das nicht vor.“

„Alter Hansnarr,“ rief der Hüne höchlichst belustigt. „Geh mir mit deinen sittsam niedergeschlagenen Augen! Dahinter steckt der wahre Teufel. Wenn der Herrgott eine so schön gemacht hat wie die, dann merkt sie's beizeiten und freut sich darüber.“

„Doch nicht aller Welt so frech ins Gesicht!“

„Ha ha ha!“ lachte der Alte dröhnend heraus. „Das nennt so'n griesgrämiger Junggesell nun frech! Ich nenne 's offen und ehrlich. Wenn aber eine thut, als wüßte sie gar nicht, daß sie hübscher ausschaut wie die übrigen und es läge ihr auch auf der Welt nichts daran, das nenne ich duckmäuserisch.“

„Jakob Bardewiek, nun besinn dich mal! Was hättest du gesagt, wenn dir damals bei Siedenburgs deine Lene auch solche Augen gemacht hätte?“

„Ja, meinst du denn, das hätte sie nicht gethan?“ verwunderte sich der also feierlich Interpellierte. „Wie wäre ich blöder Tölpel von 'nem Kerl dann wohl an ihren Tisch gelangt, wenn sie mir nicht 'n bißchen Mut zugezwinkert hätte?!“

„Na, meinetwegen,“ rief Hinrich Janssen erbost, „thu, was du nicht lassen kannst. Schick das Mädchen mit nächster Mailpost nach Sukawangi hinüber und sieh zu, ob es dem Fritz Spaß macht, wenn seine Frau andern Männern Mut zuzwinkert.“

„Oho! so ist's nicht gemeint,“ lautete die unwillige Entgegnung. „In der Ehe hört das von selbst auf. Ich hätte meiner Lene den Standpunkt klar machen wollen, wenn —. Aber bah! Es wäre ihr ja nicht eingefallen!“

„Müßte mich gewaltig täuschen, wenn es der Australierin nicht einfiele.“

Es hatte fast den Anschein, als wollten diese mit großer Überzeugung gesprochenen Worte des Alten schönes Vertrauen noch zu guterletzt ins Wanken bringen. Eine Falte grub sich zwischen seine Brauen, sekundenlang stand er, wie betroffen vor sich hinstarrend. Auf einmal aber lächelte er wieder.

„Bange machen gilt nicht, Hinrich,“ sagte er. „Sie hat so was im Gesicht, das kann nicht trügen, und dann — wie sie das Kind aufhob und abküßte, das bewies doch auch, daß sie Herz hat und — kurz und gut, ich bin entschlossen! Wenn du jetzt noch hinter irgend einem Busch dein Fräulein Lene anschmachten willst, so thu' dir keinen Zwang an. Ich laß mir in dem Palast da noch 'n Glas Bier geben, und dann mache ich, daß ich nach Hause komme. Habe hier in der Gegend weiter nichts verloren.“

Drittes Kapitel.

Ruth Hillerns war schlank und hoch genug gewachsen, um über das Stirnrunzeln hinwegsehen zu können, mit welchem, nach dem Samariterdienst, den sie dem Kinde geleistet, die gestrenge Tante sie empfing, allein die zornigen Worte, die jene ihr entgegenwarf, verletzten ihr Gemüt und Gehör zugleich. Sie war in beiden Punkten ein wenig reichlich empfindlich. Ein häßlicher Stimmklang verursachte ihr Qual, ein leises Nadelgeprickel von einer boshaften Zunge, und ihr Stolz bäumte sich wie ein edles Rassepferd. Frau Sophie Hillerns aber hatte, ganz abgesehen davon, daß ihre Zunge seltener leise prickelte, als derbe zustach, ein grausam rasselndes ostfriesisches „R“ in ihrem Abc, sie sprach überhaupt ein Hochdeutsch, so platt wie sich's nur sprechen läßt.

Sie war eine Landmannstochter aus den Marschen, aber der Chef der Firma Hillerns und Söhne hatte sehr wohl gewußt, was er gethan, als er sich die zweite Frau aus dem Bauernhause geholt hatte. Denn dies Bauernhaus stand bereits seit mehr als einem halben Jahrtausend, und gleichfalls seit mehr als einem halben Jahrtausend häufte sich der Reichtum der Besitzer. Der gegenwärtige Besitzer aber hatte nur ein Kind, eben diese Tochter Sophie.

Sie war allezeit klein und rundlich, blaßäugig und stumpfnäsig gewesen. Daß ihre Anziehungskraft nicht in ihrer Persönlichkeit lag, hatte sie früh begreifen gelernt, und als der bereits etwas angegraute, aber immer noch recht stattliche Hillerns gekommen war, ihr seine Hand anzutragen, da hatte sie klar eingesehen und auch sehr vernünftig und in der Ordnung gefunden, daß seine Hunderttausende nach ihrer Million schmachteten. Wo Geld war, da mußte mehr Geld hin, da konnte niemals zuviel Geld sein.

Sie war ihrem Manne gar keine üble Frau geworden, hatte ihm sechs Kinder geschenkt und hatte sich seiner Tochter aus erster Ehe mütterlich angenommen. Sie machte ihm auch gesellschaftlich keine Schande, denn die Bildungstünche, die sie vor Jahren in einem städtischen Institut empfangen, saß noch ganz hübsch fest. Sie konnte

knixen, sich nach dem werten Befinden erkundigen, die Schändlichkeit der Dienstboten ins rechte Licht setzen, den lieben Nächsten durchhecheln — ganz so gut wie die andern, und wenn sie im Eifer der Rede ein bißchen mit den Präpositionen in Konflikt geriet, wenn sie eine Hausmagd „bei's Horchen“ attrapierte, oder eine liebe Freundin sich vor Verzweiflung „ins Haar wühlen“ ließ, so war dies am Ende kein Verbrechen.

Nein, sie war eine ganz vortreffliche Frau, aber sie hatte ihre Antipathien. Menschen, die keinen roten Heller ihr eigen nannten und dabei doch die Erde traten, als ob sie ihnen gehöre, und dabei doch den Kopf so hoch trugen, als ob sie erwarteten, alle Welt müsse vor ihnen dienern und niederknieen, solche Menschen konnte sie in den Tod nicht ausstehen. Zu diesen Menschen aber zählte sie ihre Nichte, Ruth Hillerns.

Keine Möglichkeit, dem Mädchen klar zu machen, daß es auf der Erde nur eine Macht gebe, und daß diese Macht das Geld sei. Sie lachte einfach dazu, lachte, als ob sie sagen wollte: „Geh mir mit deiner Macht! Ich habe in meinen Augen eine größere und hole mir mit diesen, sobald es mir Spaß macht, so viel von deinem lumpigen Geld zusammen, daß du dich wundern sollst!“

Eine schamlose Eitelkeit, die in dem Mädchen steckte! Und daß das dumme Männervolk sie noch darin bestärkte, war vollends zum Rasendwerden. Keine Gesellschaft, in die man sie führte — und man war, leider Gottes, gezwungen, sie in Gesellschaft zu führen, Hillerns litt es nicht anders — wo sich nicht die Herren um sie scharten und sie anschmachteten wie ein Götzenbild. Und wenn sie noch stumm geblieben wäre wie ein Götzenbild. Aber sie hatte ein Mundwerk bei solchen Gelegenheiten — von Religion, Politik, von Litteratur und Wissenschaften, von allem schwatzte sie mit und es mochte netter Unsinn sein, den solch ein Guckindiewelt zutage förderte, aber die Männer schnitten natürlich bewundernde Grimassen und murmelten: „Geistreicher Kopf!“ — „Hübsches Gesicht!“ war, was sie im Grunde sagen wollten.

Eine fatale Zugabe zu den täglichen Plackereien, dieses hübsche Gesicht! Es brauchte sich nur am Fenster zu zeigen, gleich fingen auf dem jenseitigen Trottoir Gymnasiasten, Comptoirjünglinge und andre grüne Bengel an, vorüber zu defilieren. Das Klingeln an der Thür wollte auch kein Ende mehr nehmen, und wenn man in seiner Ungeduld hinausging, um nachzusehen, was der ewige Lärm zu bedeuten habe, so war zehn gegen eins zu wetten, daß einem das Hausmädchen mit einem Blumenstrauß entgegenkam oder mit einem Billet in der Hand. Für wen? Für Fräulein Ruth natürlich. Diese aber, wenn man ihr in sprachloser Entrüstung das Objekt unter die Augen hielt, that noch doppelt so entrüstet. „Dieser schändliche Herr Soundso! Wie darf er es nur wagen? Habe ich ihm nicht neulich erst seinen Standpunkt klar gemacht? Übrigens Tante, über Meta muß ich mich auch beschweren, aufs strengste hatte ich ihr verboten, etwas Derartiges für mich anzunehmen.“ In diesem hohen Ton nahm sie es, und wenn Hillerns nach Hause kam, der stimmte mit ein, ging womöglich noch weiter in seinem Zorn und verlangte, daß man daraufhin dem Mädchen den Dienst kündige, dem besten Hausmädchen, das man seit Jahren gehabt!

Ja, Hillerns war immer auf ihrer Seite. Die einzige Tochter seines einzigen

Bruders, des edelsten Menschen, der je gelebt — so sprach er von dem Bankerotteur und Selbstmörder — daß die es nur gut bei ihm hatte, das war sein alleiniger Gedanke. Nicht um Haaresbreite durfte sie hinter seiner eigenen Tochter zurückstehen, was Leni hatte, sollte auch sie haben, und wenn Leni spazieren ging, sollte auch sie spazieren gehen. Auf diesem letzten Punkt hatte er vorhin erst mit vielem Nachdruck bestanden. Eine Sünde und eine Schande sei es, ein junges Geschöpf an solch einem Nachmittag in das Haus zu bannen, hatte er behauptet und ordentlich eine kleine Scene dazu gemacht.

So war denn das lästige Anhängsel mitgekommen, um ihr (Frau Sophie) den schon an und für sich unleidlichen Gesundheitsspaziergang noch mehr zur Qual zu machen. Dies beständige Herumfliegen der Herrenköpfe — wer nicht schon nervös war, der wurde es davon. Und halbtot ärgern mußte man sich über Bewunderungsrufe, derart wie der alte Schiffer, oder was er vorstellte, soeben einen ausgestoßen hatte, denn die waren danach angethan, das Mädchen vollends aus der Haut fahren zu machen vor Eitelkeit.

Man sah es auch schon deutlich genug an dem Schritt, mit dem sie jetzt daherkam, daß sie sich wieder einmal so recht was einbildete. Keine Eile — oh! Gott bewahre! — „Ihr könnt warten, bis es mir paßt.“ — Das lag in dem Gang und auch in dem Lächeln, dem fatalen Lächeln!

Ungefähr aus diesem Gedankengang heraus empfing Frau Sophie ihre Nichte mit einem zornigen: „Wo bleibst du? Meinst du, wir wollen hier stundenlang nach dir herumstehen?!“

„Konntet ihr denn nicht vorausgehen, Tante?“ lautete die in noch ziemlich ruhigem Ton gestellte Gegenfrage.

„Und dich deine Komödie in Ruhe weiter spielen lassen?“ klang es höhnend zurück. „Ja, das hätte dir sicher gepaßt.“

„Komödie?“ wiederholte Ruth die Brauen zusammenziehend und mit einem Aufflammen im Blick.

„Liebe Mama“ — wollte hier die dunkle junge Dame ins Gespräch fallen.

„Ach was! Schweig du nur still!“ ward sie von der einen Seite angefahren. „Du bist gerade wie dein Vater, redest ihr bei jeder Gelegenheit das Wort.“

Und von der andern Seite hieß es: „Ja, schweig still um Gotteswillen, Leni, du könntest dir wieder die Zunge verbrennen wie neulich.“

Allein die tapfere Kleine ließ sich nicht beirren. „Liebe Mama,“ begann sie wieder mit ihrer sanft beschwichtigenden Stimme, „das Kind fiel hin, gerade Ruth vor die Füße. Was konnte sie da anders thun, als es aufheben?“

„Ach was! Du verstehst gar nichts davon!“ ward sie mütterlicherseits wieder zur Ruhe verwiesen. „Aufheben mochte sie das Gör, aber das Kopfdrehen und das Grinsen nach den beiden Zuschauern hin, das konnte sie gefälligst bleiben lassen.“

Ruth wollte zornig auffahren, allein noch rechtzeitig machte ihr das Gewissen klar, daß sie das Kopfdrehen und das sogenannte Grinsen nach den beiden Zuschauern hin allerdings hätte bleiben lassen können. So schwieg sie denn und ward ein bißchen rot.

Leni öffnete derweilen ihre hübschen Augen weit. „Ich bitte dich, Mama,“ entgegnete sie etwas ungläubig, „davon habe ich ja nichts gesehen!“

„Nein, du Engelskind,“ warf ihr Ruth zärtlich hin, „du siehst so etwas nicht, aber geschehen ist's darum doch — das schwarze Verbrechen!“

Das Schuldbewußtsein, das sie eben noch gefühlt, kam ihr rasch abhanden. Ein kleiner Schalk setzte sich in ihre reizenden Mundwinkel, und plötzlich lachte sie so hell, so heiter, so kindlich natürlich, daß man schon ihre Tante Sophie sein mußte, um nicht mit einzustimmen. Dann fuhr sie in drolliger Treuherzigkeit fort:

„Die Versuchung war aber auch gar zu stark. In Australien nämlich hatten sie mir gesagt, daß es hier in Deutschland noch solche Männer gäbe, solche Recken wie aus dem Nibelungenlied. Ich hatte es nicht recht glauben wollen, und nun stand der Alte auf einmal da, ein ins Gutmütige übersetzter Hagen von Tronege — ein prachtvoller, ein ganz prachtvoller Mann!“

„Mann,“ wiederholte Frau Sophie mit irritiertem Gesichtsausdruck. „Mann! Wie du das Wort sagst, klingt's förmlich unpassend!“

Ruth zog in heller Verwunderung die Brauen hoch und sah dann nach der Cousine hin, als ob sie fragen wollte: „Begreifst du, was sie damit meint?“ Als ihr von dieser Seite kein Licht kam, wandte sie den Kopf ab mit einem spöttischen Zucken der Lippen, das zu sagen schien: „Bah! Mir ist's auch gleichgültig.“

Man fand nach einigem Hin- und Hersuchen an sonnengeschützter Stelle einen Tisch und ein paar Stühle, bestellte Kaffee und ließ sich nieder. Der älteren Dame hatten — man merkte es an ihrer Atemlosigkeit und an der dunkeln Röte, die ihr auf dem Gesichte lag — der Weg, die Hitze und vor allem der gehabte Ärger stark zugesetzt, doch nahm sie sich nur eben die Zeit, ein paarmal nach Luft zu schnappen, dann zerrte sie auch schon die feuchten Handschuhe von den dicken Fingern und förderte eine Häkelei an das Tageslicht. Leni folgte ihrem Beispiel und warf dabei einen zaghaften Blick nach Ruth hin, die mit stillen, schlanken, im Schoß gefalteten Händen da saß und träumerisch in die Ferne sah.

Eine Minute lang herrschte tiefes Schweigen, aber die wilde Hast, mit der Frau Hillerns ihre Häkelnadel handhabte, prophezeite nichts Gutes. Plötzlich fuhr es ihr heraus:

„Ruth! Wo ist deine Arbeit?“

Die Angerufene brachte ihre Blicke langsam zur Stelle und schien nun erst mit einiger Verwunderung die Geschäftigkeit ihrer Begleiterinnen zu gewahren.

„Mein Gott,“ murmelte sie. „Ich hatte verstanden, dies sollte ein Erholungsspaziergang sein.“

„Nun? Und wenn auch! Man kann recht gut Handarbeit machen, während man sich erholt,“ ward sie im schärfsten Ton belehrt.

„Ach! Wirklich?“

„Mädchen, du bist von einer Impertinenz —“

„Mama — Mama!“ fiel Leni der erbost Auffahrenden in die Rede. „Es ist ja nicht, daß Ruth an deinem Worte zweifelt, sie wundert sich ja nur. Sie ist eben noch zu fremd im Land, um unsre Gewohnheiten zu kennen.“ Und mit bebenden Fingern aus ihrem Beutelchen ein Stück Batist hervorziehend, hielt sie es der

Getadelten hin. „Sieh, Ruth,“ sagte sie bittend, „hier ist meine angefangene Stickerei. Wenn du mir ein bißchen daran arbeiten wolltest —“

„Es fehlte gerade noch,“ lachte die andre heiter auf, „daß ich dir dein kleines Kunstwerk verdürbe! Nein, mein Kind, laß ruhig stecken, meine Hände sind zu ungeschickt für solch zierliches Gestichel.“

„Ruth, du kannst alles, was du willst.“

„So? Nun, dann will ich nicht, Herzensschatz; ich will mich an eurem Frühling freuen. An eurem Winter habe ich mich genug geärgert, der machte es auch gar zu schlimm. Den ersten Schnee freilich, den ließ ich mir gefallen. Er war so weiß, so rein und obendrein ein alter Bekannter. ‚Weißt du noch‘, erinnerte er mich, ‚wie du als Kind mit dem Vater durch die Blauen Berge rittest? Da oben, ganz oben lag ich auch so silberweiß.‘ Aber euer Winter war so furchtbar kalt, ward auch so schmutzig grau mit der Zeit, und die Natur — die sah aus zum Erbarmen. Die Blumen alle fort, kein Blatt an den Bäumen, wie lauter Ruten für unartige Kinder, so starrten sie zum Himmel. Und wie das immer und immer länger dauerte, da nahm ich's symbolisch. ‚Das ist der Tod,‘ sagte ich mir schaudernd, ‚und die Natur zeigt's uns klar, aus dem Tode gibt's kein Erwachen, jenseits des Grabes keine Auferstehung.‘ Heute weiß ich's besser!“

Träumerischen Blickes, lächelnden Mundes hatte sie gesprochen, jetzt brach es wie die helle Sonne aus den goldbraunen glänzenden Augen. Sie sprang auf und wollte mit raschen Schritten weiter hinein in das junge Frühlingswunder.

„Was hast du vor?“ hielt die Tante sie stirnrunzelnd auf.

„Ich wollte mir die kleine Eiche da drüben ein wenig näher ansehen,“ erklärte sie freudig erregten Tones. „Eine ganz ähnliche hatte nämlich in unserm Garten in Sydney der Vater gepflanzt. Sie wollte nicht recht gedeihen, die Sonne war ihr wohl zu heiß. Doch der Vater hegte und pflegte sie. Sie sei ihm wie ein Gruß aus der Heimat, sagte er.“

„Faselei und kein Ende! Nicht weit von dem albernen kleinen Busch steht ein Tisch, und an dem Tisch sitzt eine Herrengesellschaft, von der willst du dich anschmachten lassen — weiter nichts.“

Die sonnige Heiterkeit war wie mit einem Schlage fort aus dem Antlitz des schönen Mädchens. Ihr Kopf bog sich in den Nacken. „Tante!“ rief sie mit vor Entrüstung bebenden Lippen.

„Thu nur nicht so,“ höhnte jene, „ich weiß, was ich sage.“

„Nein, du weißt nichts Derartiges, du schiebst mir nur wieder einmal falsche Motive unter. Die Menschen da“ — die Sprecherin streifte mit kaltem Blick den erwähnten Tisch — „hatte ich noch gar nicht gesehen.“

„Ja, wer dir's glaubt!“

„Wie?! Habe ich dich schon einmal belogen?!“

„Einmal? Bah! Wer weiß wie oft!“

Es war, als habe man dem Mädchen einen Schlag in das Gesicht versetzt. Ihre Wangen flammten, aus ihren Augen brach ein wildlodernder Zorn, und wie sie nun vortrat, mit einem weiten raschen Schritt auf die Frau zu, da war es nicht ausgeschlossen, daß sie diese an den Schultern fassen und schütteln würde.

„Ruth!“ rang es sich angstvoll von Lenis Lippen.

Die Angerufene schrak zusammen. Langsam, mühsam lösten sich ihre Blicke von dem dicken, roten Gesicht da vor ihr. Sie schluckte ein paarmal, als müsse sie ihren Grimm hinunterwürgen, bevor sie sprechen konnte.

„Dank,“ murmelte sie dann nach der zitternden Kleinen hinübernickend, „das wäre häßlich geworden.“ Und sich ihrem Stuhl zuwendend: „Aber du magst es nun leugnen, wie du willst, Leni, eine schlechte Frau ist sie, und dabei bleibe ich.“

Der Frau, die sie meinte, war es unter den flammenden Blicken des Mädchens nicht geheuer gewesen, nun jedoch fand sie blitzschnell ihren Mut und ihre Sprache wieder.

„Schlechte Frau?“ erboste sie sich. „Na, warte, das sollst du mir bezahlen — ja, das sollst du! Sobald ich nach Hause komme, stehenden Fußes gehe ich zu deinem Onkel hin — ja, das thue ich. Und dann wollen wir doch sehen, ob er nicht endlich zur Vernunft kommt — ja, das wollen wir! Schlechte Frau! Von der Straße hat man sie aufgelesen — gekleidet und gefüttert hat man sie mit den eigenen Kindern — aus Gnade und Barmherzigkeit hat man's gethan und gar nichts dafür von ihr verlangt, nicht eine Handreichung, nicht ein Wort des Danks, und nun kommt sie einem so!“

Ruth hatte unter dem Wortgerassel erst wie verzweifelt um sich geblickt, dann Miene gemacht, die Hände gegen die Ohren zu pressen, plötzlich aber sich kerzengerade emporgerichtet.

„Aus Gnade und Barmherzigkeit?“ stieß sie außer sich hervor. „Ich dächte, seitdem ich die Schularbeiten der Knaben überwache, spartet ihr das Fräulein, das ihr früher gehalten?“

„Ja, das hat dein Onkel dir weis gemacht,“ lautete die hohnlachende Entgegnung. „Fräulein, die hatte mehr zu thun, als die paar lumpigen Schularbeiten nachzusehen. Die wusch mir die Kleinen und zog sie an, die half mit in der Küche und flickte und stopfte bis in die Nacht hinein. Und was kriegte sie dafür? Zweihundert Mark im Jahr. Ja, reiß nur die Augen auf! Gerade viermal soviel geben wir für deine Garderobe aus. Nettes Sparen das! Ha ha ha!“

Ruths stolzes Auge hatte sich jäh gesenkt. Entsetzt fuhr ihr Blick über das Kleid hin, das sie trug. Es war von grauem Tuch, so einfach wie nur möglich, allein es steckte Geld in dieser Einfachheit. Der gesuchteste Schneider der Stadt hatte ein kleines Kunstwerk daran geliefert, und hinter diesem einen Kunstwerk tauchten andre auf in ihrer Erinnerung. Gott, was hatte sie nicht an Gesellschaftstoiletten verbraucht in diesem einen Winter, den sie in Bremen war! „Onkelchen, ein neues Ballkleid müssen wir notwendig haben, Leni sowohl wie ich,“ hatte sie schmeichelnd gesagt. Der gute Onkel aber hatte es nicht anders gemacht wie der Vater früher, lächelnd und freundlich hatte er seine Börse gezogen. Ihr selber war dies ganz natürlich erschienen, gar nichts dabei gedacht hatte sie sich — die Frau da drüben desto mehr. Sie hatte die täglichen Leistungen gegen den täglichen Lohn abgewogen und gar kein Verhältnis gefunden. Es war auch keines. Sie mußte sich schämen — gräßlich, sich vor solch einer Frau schämen zu müssen!

Mit todblassem Gesicht, mit fest zusammengepreßten Lippen und einem starren Blick im Auge hatte Ruth sich plötzlich erhoben.

„Wohin gehst du?“ rief Leni erschrocken.

„Nach Haus,“ antwortete die Gefragte in hartem Ton. „Ich will selbst mit dem Onkel reden. Er soll mir mehr zu thun geben, oder mich schlechter bezahlen, oder mir irgendwo eine Stelle als Gouvernante verschaffen.“

Damit ging sie auch schon.

Mehr bestürzt als entzückt über die Wirkung ihrer Worte sah Frau Sophie ihr nach. Wenn das Mädchen wirklich ausführte, was es verheißen hatte, dann stand ihr selber ein höchst ungemütlicher Abend bevor. Ihr sonst so ruhiger Gatte war im stande und machte ihr eine arge Scene, wenn er erfuhr, daß sie der Nichte, auf die er die Affenliebe, die er für den Bruder gehegt, übertragen zu haben schien, seine Wohlthaten vorgeworfen hatte.

„Lauf rasch hinter ihr her, Leni,“ befahl sie ziemlich kleinlaut aus ihrer Herzensangst heraus „und sieh zu, daß sie keine Dummheiten macht.“

Leni ließ es sich nicht zweimal sagen; wie der Wind war sie auf und davon.

„Ruth,“ bat sie, neben der Cousine anlangend, „komm doch wieder mit! Sie hat es ja so schlimm nicht gemeint.“

Allein hiermit erreichte sie nicht einmal, daß die andre ihren raschen Gang mäßigte.

„Ruth,“ fuhr die Kleine schmeichelnd fort, „nimm es ihr doch nicht so übel. Du hattest sie gereizt, siehst du, und da hat sie mehr gesagt, als sie sagen wollte. Sie ist ja auch sonst nicht so. Hat sie dir nicht neulich zu deinem Geburtstage eine reizende Brosche geschenkt?“

„Gerechter Himmel!“ — erinnerte sich Ruth, voll Entsetzen stehen bleibend. „Das ist wahr! Die unglückliche Brosche — ich habe sie genommen und mir nichts, aber auch gar nichts dabei gedacht.“

„Gedacht?“ wiederholte Leni verwundert. „Was hättest du dir denn auch dabei denken sollen?“

„Daß ich damit ganz unnützerweise eine neue Verpflichtung auf mich lüde. Wahrhaftig, mein Konto bei ihr war schon lang genug, die Brosche brauchte nicht mehr darauf zu stehen!“

„Thorheit, Ruth!“

„Ja, dir ist's Thorheit, ihr aber bitterer Ernst. Hast du nicht gehört, wie sie mir mein ‚Futter‘, wie sie's nannte, vorwarf, und wie sie mir meine Kleider berechnete — hoch genug und doch — wer weiß — vielleicht nicht zu hoch. Denn, wenn ich's recht bedenke, die letzte Balltoilette, die entzückende elfenbeinfarbige, muß an und für sich schon fast mehr gekostet haben, als euer Fräulein im Jahre bekam. Oh!“ Die Sprecherin preßte die Hand auf das Herz und atmete schwer. „Ich bin abgrundtief in ihrer Schuld, und es ist mir eine Last auf der Seele, daß ich es nicht sagen kann! Ich gehe deshalb auch gleich zum Onkel hin —“

„Thue es nicht! Liebe gute Ruth, thue es nicht! Du würdest Papa nur außer sich bringen und hinterher zwischen den Eltern einen unangenehmen Auftritt verursachen.“

„Leni,“ rief Ruth im Tone der Entrüstung, „du glaubst doch nicht, daß ich mich so weit erniedrigen werde, Onkels Frau bei ihm anzuschwärzen? Mit keiner Silbe werde ich ihrer erwähnen. Daß ich bei reiflichem Überlegen zu der Einsicht gekommen sei, ich hätte kein Recht auf seine Börse, er solle mich Gouvernante werden lassen, werde ich ihm sagen — weiter nichts.“

„Er wird dir einfach antworten, daß er für seines Bruders Tochter nie genug thun könne.“

„Ja, das wird er vielleicht in seinem Edelmut, aber ich werde doch bei meiner Bitte beharren.“

Leni maß die entzückende Erscheinung neben sich mit einem zärtlich bewundernden Blick. „Du — Gouvernante?!“ stieß sie heraus. „Es klingt geradezu lächerlich!“

„Nein, trostlos klingt's und traurig,“ entgegnete Ruth mit einem Zucken der Lippen. „Kleine, unartige Kinder abrichten — es ist das Gräßlichste, was ich mir auf der Welt denken kann. Doch — wer weiß? — vielleicht habe ich Glück, und es finden sich für mich irgendwo ein paar intelligente Backfische. Jedenfalls sehe ich kein andres Mittel von der fürchterlichen Frau fortzukommen.“

„Ruth!“

„Wenn sie deine leibliche Mutter wäre, Leni, so würde ich mich bemühen in deiner Gegenwart für sie einigen Respekt zu heucheln, aber so —“

„Sie ist nicht schlecht, Ruth.“

„Für dich ist eben niemand schlecht, doch mir ist's gewiß, wenn uns der große Gott im Himmel so nach Verdienst den Sonnenschein zurechnen würde, wie sie mir ihr Geld, dann würde sie ewig im Finstern sitzen. Was mich nur freut, ist, daß ich ihr wenigstens die Brosche wieder zustellen kann!“

Hiermit schickte sich Ruth an, ihren Weg fortzusetzen.

„Geh nicht! Bitte, bitte, komm wieder mit!“ flehte Leni, ihr den Arm um die schlanke Taille legend.

„Ich kann nicht, Kleine,“ lautete die feste Entgegnung. „Ich fürchte mich vor mir selber, wenn ich mit ihr zusammen bin. Sie ist nur eine beschränkte Person, allein sie weiß, wie man's macht, um den Teufel in einem Menschen zu wecken, den häßlichen Teufel, an dessen Existenz man am liebsten nicht glaubte. Sie rüttelt ihn wach, und wenn der Unhold dann dasteht, so graut einem vor einem selber und mehr noch vor ihr. Ich habe nicht viele Antipathien, aber die Frau hasse ich!“

„Und sie ist doch nicht schlecht,“ murmelte Leni betrübt. „Ihr versteht einander nicht, das ist das ganze Unglück. Sie denkt sich nicht in deine, du dich nicht in ihre Seele hinein.“

„In ihre Seele — ich?!“ rief Ruth mit spöttischem Auflachen. „Nein, Kind, in Mauselöcher zu kriechen, ist mir eine Unmöglichkeit!“ Und sie reckte sich zu ihrer ganzen, stolzen Höhe empor.

„Wir sollen niemand verachten, Ruth,“ mahnte die Kleine schüchtern.

„Das predigt der Herr Pastor in der Kirche, willst du sagen! Ja, liebste Leni, so ein Pastor predigt mancherlei, das er selber nicht befolgen kann. Wir sind Menschen, keine Engel. Solange wir den Himmel über und die Erde unter uns haben, müssen wir zu etwas empor und auf etwas hinabsehen. Das ist nun einmal

nicht anders. Ich ziehe entschieden das Emporblicken vor. Mitunter aber kommt einem, wenn man die Augen in den Wolken hat, so ein dicker, grober Stein des Anstoßes in den Weg. Für den wird man doch wohl noch einen Fußtritt haben dürfen?"

Sie sprach's in einem spöttisch überlegenen Ton, und dann ging sie wirklich, den schönen, stolzerhobenen Kopf so voll von zornigen, hochmütigen Gedanken, wie er zur Zeit nur fassen wollte.

Keine schlechte Frau — diese häßliche, dicke Person, die ihr Lügen vorwarf — ihr, Ruth Hillerns? Um sich vor dem Schaffot zu retten, hätte sie ja keine Lüge über die Lippen gebracht! Und dies nicht zu wissen, dies ihr nach monatelangem Zusammenleben mit ihr noch nicht angemerkt zu haben, dazu mußte man genau so dumm, so gemein und niedrigdenkend sein, wie sie eben war, die Tante.

Ihr Gehirn hatte in einer Nußschale Platz, Herz besaß sie nur für ihre nächsten Angehörigen. — Nun, es machte auch sonst niemand Anspruch an ihre Zuneigung. Es kam noch sehr darauf an, von wem man geliebt wurde. In den Augen einer solchen Frau als vortrefflich dazustehen, hätte für sie — Ruth — gar nichts Schmeichelhaftes gehabt. Daß sie dem Mädchenideal nicht glich, welches jene ihr täglich vor Augen hielt, dafür dankte sie dem Himmel. Dieses Ideal war genau so nüchtern und hausbacken wie die Tante selber. Es dachte über seine vier Wände nicht hinaus, es kochte, strickte, häkelte und rechnete — rechnete vor allen Dingen.

Dies abscheuliche Rechnen — sie hatte es nicht gelernt. In ihrem Elternhause hatte man sich verpflichtet gefühlt, wenn man geben durfte. Es lag ja auch etwas so Beglückendes darin. Die Sonne der Herzensfreude aus Menschenaugen strahlen zu machen — gottähnlich mußte sich derjenige vorkommen, der dazu im stande war. Dankesworte konnten ihm seinen Genuß nur schmälern, durch Gegendienste ward er ihm ganz und gar verdorben.

Die Tante war andrer Ansicht. Sie gab, um wieder zu nehmen, verlangte Geldeswert für Geldeswert — häusliche Verrichtungen für Kleider und Brot. — Gräßlich! Gräßlich! Das Brot, das sie genossen hatte, war ja allenfalls mit den Diensten bezahlt, die sie im Schulzimmer geleistet hatte, aber die Kleider, die vielen Kleider konnte sie nie abbezahlen — nie und wenn sie sich aufrieb mit arbeiten, und wenn sie Sklavendienste verrichtete!

Ewig in der Schuld dieser Frau zu bleiben, in den qualvollen Gedanken mußte sie sich finden irgendwie, allein tiefer hineingeraten in diese Schuld, das brauchte sie wenigstens nicht. Nein, Leni mochte schmeicheln und bitten, der Onkel sich sträuben — es half alles nichts. Von dem Entschluß, Gouvernante zu werden, ging sie nun nicht wieder ab.

Die wilde Hast, mit der diese Gedanken in Ruths schönem, zornigem Kopf arbeiteten, teilte sich ihren Füßen mit. Sie war in ihres Oheims Hause angelangt, bevor sie sich dessen versah.

Es war ein altes Haus, an einer jener engen Straßen in der Flußnähe gelegen, wo die moderne Bauwut bislang noch nicht umgeht wie ein brüllender Löwe, um zu suchen, was sie verschlinge, ein schöner, etwas düsterer Renaissancebau von drei Stockwerk Höhe, mit gekuppelten Fenstern, zweigeschossigem Ausbau und horizontalen,

verzierten Quaderstreifen an den Wandflächen. Durch das weite Rundbogenthor eintretend, hatte man rechts und links die Comptoir- und Geschäftsräume, vor sich aber die große Diele, auf der in der Urväterzeit die von der Straße hereingefahrenen Waren abgeladen und mittels Winden durch Luken in die oberen Stockwerke oder in die Kellerräume befördert worden waren. Jetzt bildete sie eine mit Fliesen belegte hohe Eingangshalle, aus der eine glattgebohnte Eichenholztreppe in die Wohnräume der Familie hinaufführte.

Schon auf dieser Treppe kam Ruth ein rotwangiges Dienstmädchen in höchster Erregung entgegengestürzt.

„Frau Hillerns nicht mitgekommen?“ stieß sie enttäuscht heraus. „Du lieber Gott im Himmel! Was fange ich nun an? Da hat sich die Meta, die unvorsichtige Deern, 'nen Kessel voll kochend Wasser über den Arm gegossen, dann ist sie weinend zum Doktor gerannt, und nun steh' ich hier, ich Unglücksmensch, und weiß nicht, was zuerst angreifen. Die Großen wollen ihr Abendbrot, die Kleinen müssen gebadet und zu Bett gebracht werden. Ich kann mich doch nicht in Stücke reißen!“

Mit durchaus apathischer Miene hatte Ruth diesen Erguß über sich ergehen lassen. Achselzuckend wollte sie jetzt an der Magd vorüber, plötzlich aber machte ein Gedanke ihren Fuß stocken.

„Die Kleinen baden und zu Bett bringen,“ sagte sie mit einem ironischen Kräuseln der Lippen, „das könnte ich ja besorgen.“

„Fräulein Ruth?!“ Es war neben ungläubigem Staunen fast etwas wie respektwidrige Heiterkeit in dem Ausruf.

„Nun? Warum nicht?“ lautete die Entgegnung, die von einem stolzverweisenden Blick begleitet war.

„Ach, ich meine man!“ stammelte die Erschrockene. „Fräulein sind das so gar nicht gewohnt!“

„Gewohnt oder nicht, ich werde es thun.“

Damit stieg die Sprecherin die letzten Treppenstufen hinan, bog links in den Korridor und verschwand in der Thür ihres Schlafgemachs.

Das Mädchen hatte ihr mit hämischen Blicken nachgesehen. Jetzt, indem es sich in die Küche zurückbegab, karikierte es, den Kopf, soweit der kurze Hals es erlaubte, in den Nacken biegend, Ruths vornehm anmutige Bewegungen.

„So 'ne Prinzessin!“ zischte es durch die Zähne. „Als sie zu uns kam, konnte sie sich noch nicht mal die Strümpfe selber anziehen, und nun will sie — Na, paß man mal auf! Wird 'nen netten Spektakel geben in der Kinderstube.“

Diese Voraussetzung sollte sich als richtig erweisen. Schon Ruths bloßes Erscheinen dort wirkte staunenerregend. Gretchen und Lili, die jüngsten Sprößlinge des Hauses, gehörten nicht gerade zu ihren Lieblingen. Sie waren zwar im allgemeinen ganz hübsch artig und verständig für ihr Alter (die eine zählte vier, die andre drei Jahre), aber sie verletzten mit den wasserblauen Äuglein, Stumpfnäschen und übertrieben roten Backen, die sie von der Mutter ererbt hatten, Ruths Schönheitssinn. Es gäbe schon so viele häßliche alte Leute auf der Welt, pflegte sie zu sagen, Kinder seien deshalb eigentlich verpflichtet hübsch zu sein, kleine, rosige Engelchen, die man küssen und liebkosen könne. Wenn sie daher nach den beiden Würmchen

hinsah, so war es immer mit etwas wie einem stummen Vorwurf im Blick. Kinder aber sind scharfsichtig, und wo sie Abneigung wittern, da tragen sie ihre Liebe nicht hin. Gretchen und Lili hatten sich nie darüber geäußert, aber wenn sie sich die bösen schönen Stiefmütter in den Märchen, die Leni ihnen erzählte, vorzustellen suchten, so dachten sie beide unwillkürlich an Cousine Ruth.

Und nun diesen Gegenstand ihrer bangen Scheu plötzlich in die Kinderstube treten zu sehen, in einem Moment, da Meta abwesend war und kein mütterlicher Schutz in der Nähe! Blaß konnten sie so leicht nicht werden vor Schrecken, die Kleinen, aber die Puppen, mit denen sie still im Winkel gespielt hatten, fielen ihnen aus den Händen. Die Herzchen fingen an zu klopfen, und die Äuglein öffneten sich so weit, daß man rund um die Pupillen herum das Weiße sah.

Da ging sie hin, so furchtbar groß wie sie war! Ihr Gesicht war ganz blaß, den Mund hatte sie fest zugemacht, und die Augen sahen böse aus — schrecklich böse! Nach der Badewanne ging sie hin — was sie da wohl wollte? Die Hand steckte sie hinein — warum denn? Jetzt nahm sie die große Kanne vom Boden auf und goß noch mehr Wasser dazu, jetzt drehte sie sich um, jetzt kam sie daher, jetzt —

„Komm, Lili," sagte Ruth, „ich will dich zu Bett bringen." Ihre Miene war kalt und ernst, ihre Stimme vibrierte noch etwas von der gehabten Erregung, aber der Ton war nicht unfreundlich. Sie hätte sich ja in die Erde geschämt, ihren Zorn an Unschuldigen auszulassen. Durchaus sanft war auch ihre Berührung, als sie nun das Kleinste vom Boden aufnahm und auf ihren Schoß setzte, um es zu entkleiden.

Die Kinder aber hatten ein Gefühl, als seien sie dem bösen Menschenfresser in die Klauen geraten. Einstimmig erhoben sie ein ohrzerreißendes Klagegeheul.

„So ist's recht," sagte sich Ruth ironisch, „das ist die passende Ouverture zu meiner Gouvernantenlaufbahn." Und mit nervös zusammengezogenen Brauen, mit bebenden Fingern machte sie sich daran, Knoten und Haken zu lösen, ein Bemühen, gegen das das Kind in ihren Armen sich mit Händen und Füßen wehrte.

„Mama!" schrie es gellend, „Mama!"

„Meta," heulte aus ihrem Winkel Gretchen dagegen. „Meta soll kommen!"

„Mama ist ausgegangen, und Meta hat sich den Arm verbrüht," erklärte Ruth, sich gewaltsam zur Geduld zwingend.

„Mama!" „Meta!" gellte es nach wie vor.

„Wenn du mir nun nicht still hältst, Lili," warnte Ruth, „so bekommst du einen Klaps."

Aber Lili hielt ihr nicht still, und den Klaps bekam sie auch nicht, „denn," fiel es Ruth noch rechtzeitig ein, „wenn ich mich an den Kindern vergriffe, so könnte die Frau sich ja einbilden, ich hätte mich an ihr rächen wollen."

So nahm denn das Geheul und Gebrüll, das Zappeln, Stampfen und Umsichschlagen seinen Fortgang.

„Wie sie den Mund aufreißen," dachte Ruth schaudernd, „er geht ihnen fast von Ohr zu Ohr, und wie sie die Augen einkneifen — Schlitze sind es nur noch, bloße Gedankenstriche!"

Nie im Leben war ihr ästhetisches Gefühl so beleidigt worden, und als endlich

der Kampf so weit bestanden war, daß die beiden Rebellen mit krebsroten, verschwollenen Gesichtern in der Badewanne saßen und die erschöpfte Natur nur noch leise wimmerte aus ihnen, da ging es mit ihrer Kraft auch auf die Neige. Sie zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub, während sie ihr Werk vollendete und ihre unglücklichen Opfer in das Bett steckte. Wie sie dann aber mit wankenden Knieen auf die Thür zu wollte, erinnerte sie sich plötzlich, daß die beiden trotz ihres heidnischen Gebahrens doch sogenannte Christenkinder seien, die nicht ohne Gebet in den Schlaf dürften, und nun machte sie mit innerem Widerstreben nochmals kehrt, richtete Lili im Bett auf, preßte ihr die Händchen zusammen und begann ihr mit abgewandtem Gesicht, in grollendem Ton vorzusprechen: „Müde bin ich, geh' zur Ruh —"

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und Leni trat ein.

„Ruth!" rief sie, außer sich vor Erstaunen. „Was machst du hier, Ruth?"

Die Angeredete lachte hart auf. „Mir fiel ein," antwortete sie mit bitter sarkastischer Miene, „daß es zu den Obliegenheiten eures Fräuleins gehört hätte, die Kinder zu Bett zu bringen — ich fand auch, daß ich gar nicht besser thun könne, als mich beizeiten für meinen zukünftigen Beruf vorbereiten. Aber das sage ich dir, Leni" — hier kam ein zorniges Beben in ihre Stimme — „bevor ich zu kleinen Kindern gehe, ertränke ich mich in der Weser. Sie sind das Abscheulichste, das es auf der Welt gibt, ich — ich hasse sie!"

„Du hassest sie und willst sie beten lehren?"

Der sanfte Vorwurf traf. Ruths schlanke Finger lösten sich jäh von den kleinen Händen, die sie krampfhaft umschlossen gehalten, scheu wich sie von dem Bettchen zurück.

„Du hast recht," murmelte sie. „Ein häßliches Stück Heuchelei, das ich da in Scene setzte."

Mit einem hörbaren Aufschluchzen, an dem aber die körperliche Erschöpfung wohl reichlich so viel Anteil hatte, wie das plötzlich erwachte Reuegefühl, drehte sie sich um und verließ das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Ruth hatte sich, nachdem sie von einem der jungen Vettern erfahren, daß ihr Onkel, der irgendwo im Freundeskreise seine Whistpartie mache, heute abend nicht mehr zu sprechen sein werde, sogleich für die Nacht zurückgezogen. In dem gemeinschaftlichen Schlafgemach fand Leni sie einige Stunden später.

Im weißen Frisiermantel, mit aufgelöstem Goldhaar, die Arme um die Kniee geschlungen, saß sie mitten auf dem Teppich am Boden und ließ die Blicke äußerst trostlos zwischen dem Chaos herumirren, das sie geschaffen hatte. Ihre Schrankthür stand nämlich geöffnet, und rings um sie her, auf den Betten ausgebreitet, über Stuhllehnen und auch direkt auf die Erde geworfen, lagen Kleider — einfache Hausroben, Ball- und Gesellschaftstoiletten.

Müde wandte sie bei Lenis Erscheinen den Kopf über die Schulter.

„Ach, da bist du ja endlich!“ murmelte sie. „Sag einmal, was meinst du wohl, das mir für all den Firlefanz hier eine Trödlerin geben würde?“

„Gar nichts,“ antwortete Leni mit großer Bestimmtheit. „Es kommt dir hierorts schon gar keine Trödlerin — ich weiß dies von Emmi Müller, die hat mir's neulich im Vertrauen erzählt — es kommt ein elegant gekleideter Herr, ein Mensch wie ein Tanzmeister. Der macht dir ein furchtbar feines Kompliment, mustert deine armen Fähnchen durch seine goldene Lorgnette, lächelt ironisch und sagt, so ganz von oben herab: ‚Was ich für den Kram biete? Eine Reichsmark, mein Fräulein, mehr ist er mir nicht wert.‘“

„Oh, mein Gott!“ seufzte Ruth aus bitterster Enttäuschung heraus. „Ich hatte so gehofft, daß ich ihr wenigstens einen Teil ihres Geldes würde zurücker— Halt! was hast du vor?“ unterbrach sie sich, als Leni sich ruhig anschickte, die Kleider wieder in den Schrank zu hängen.

„Nun, da dies alles ja doch keinen Zweck mehr hat —“

„Es hat aber Zweck,“ versicherte Ruth heftig. „Um Himmelswillen rühre mir die Sachen nicht an! Kommen sie mir aus den Augen, so bin ich im stande und verliere meine Schuld aus dem Gedächtnis und meinen Entschluß, Gouvernante zu werden, auch. Die häßlichen kleinen Gnomen in der Kinderstube haben schon genug gethan, ihn mir zuwider zu machen. O Leni, wie sie schrieen! Es ging mir durch den Kopf, es ging mir durch die Seele, es füllte mich mit einem Ekel — daß ich dir's nicht beschreiben kann! Und wie sie aussahen dabei! Diese verschwollenen, blauroten Gesichter, diese verrunzelten —“

„Ruth,“ fiel ihr Leni unwillig in das Wort, „du sprichst von meinen Schwestern.“

Die andre öffnete die Augen weit, wie im Erstaunen. „Richtig,“ gab sie zögernd zu. „Deine Schwestern sind sie ja, sozusagen, aber —“ hier umfaßte sie mit zärtlichem Blick das feine, blasse Antlitz der Kleinen, „wer euch zusammen sieht, der glaubt's einfach nicht. Sie haben nichts von dir und nichts von dem Onkel, die Schreihälse. Sie sind Fleisch von dem Fleisch und Geist von dem Geist der gräßlichen Mutter.“

„Die auch die meine ist.“

„‚Und auf die ich nichts kommen lasse‘ — wolltest du das nicht noch hinzusetzen?“ erkundigte sich Ruth ironisch.

„Jedenfalls,“ entgegnete Leni tapfer, „ist sie immer gut gegen mich gewesen.“

„Du machst es den Leuten eben unmöglich, schlecht gegen dich zu sein, du kleines Stückchen Vollkommenheit. Wenn ein Teufel aus der Hölle käme, er könnte dir nichts anhaben, er würde einfach hinknieen und anbeten.“

„Pfui, Ruth!“

„Nein, ernstlich. Immer selbstlos, immer hilfsbereit, immer liebenswürdig, immer: ‚Ja, Mama, du kannst dich darauf verlassen‘ und ‚Gewiß, Mama, ich werde es thun — verzeih nur, daß ich nicht selber schon daran gedacht hatte.‘“

„Nun höre aber endlich auf!“

„Gleich. Erst laß mich dir noch sagen, daß mir's anfangs gar nicht so recht gefallen wollte. Es ist übermenschlich, dachte ich — und wird wohl auf Scheinheiligkeit beruhen.“

„Aha!“

„Doch bald schämte ich mich des schwarzen Verdachts bis in die Erde hinein, und, wie gesagt, der Teufel kniete hin und betete an. Allein sich umschaffen nach deinem Heiligenbilde, das vermochte er nicht, und, aufrichtig gestanden, das wollte er auch gar nicht.“

Der Sprecherin kam plötzlich ein schelmisches Lachen. Sie sprang auf und warf ihre lange Goldmähne mit trotziger Anmut in den Nacken.

„Nein, siehst du, Leni,“ fuhr sie hastiger redend fort, „mich bescheiden in die Ecken zu drücken, meine keimenden Wünsche gleich im Busen zu begraben, dazu bin ich nicht gemacht — einfach nicht gemacht. Der liebe Gott schnitzt die heiligen Lenis aus anderm Holz. Als er mich schuf, da wollte er ein begehrliches Menschenkind machen. Ja, das wollte er — warum wäre ich sonst wie ich bin? — Und weil er's wollte, so muß er auch wohl an solchen seine Freude haben, trotz Mönchen und Asketen. Ach!“ — Hier preßte sie leuchtenden Blicks beide gefalteten Hände gegen die Brust — „Wie mir die Sonne lacht und was sie mir alles in das Herz scheint, das ahnst du ja nicht, du armes, entsagungsvolles Nönnchen — und auch nicht, was mir nachts die flimmernden Sterne erzählen, was mir im Traum für Wunderländer winken, und wie mich morgens, wenn ich vor den Spiegel trete, mein eigen Bild erfreut, weil es jung und schön ist, und wie ich mir für dies junge, schöne Bild — ja, lache nur, es klingt schrecklich eitel — dann ein großes, riesengroßes Glück wünsche mit Schlössern und Equipagen und Gold und Edelsteinen und herrlichen Kleidern —“

„So!“ fiel ihr die Kleine, die mittlerweile emsig aufräumend hin und hergehuscht war, heiter in die schwärmerische Rede. „Die herrlichen Kleider, die hier eben noch herumlagen, hängen sämtlich wieder im Schrank, wie du siehst!“

„Leni, du bist von einem Ungehorsam —“

„Ruth, du hättest inmitten der Konfusion ganz gewiß noch schlechter geschlafen wie ich.“

Ruth zuckte die Achseln und ging, sich auf ihren Bettrand zu setzen. „Meinetwegen,“ murmelte sie, „laß hängen, was da hängt! Mich stündlich an meinen Entschluß zu erinnern, ist ja am Ende auch die Tante da.“

„Du bist doch nicht ernstlich böse?“ fragte die Kleine schüchtern.

„Mit dir? Unsinn, Leni! Ich denke nur, was für eine verkehrte Welt es doch ist. Du mit deinem anspruchslosen Herzchen — ein reiches Mädchen, und ich mit meinem ewigen, nimmersatten Verlangen — eine Gouvernante!“

„Bah! Du bist noch nicht so weit!“

„Noch nicht, aber —“

„Und wirst auch nie so weit kommen, Papa gibt nun und nimmermehr seine Einwilligung.“

„Er wird schon müssen.“

„Warten wir's ab, und einstweilen reden wir von hübscheren Dingen, von deinem großen, riesengroßen Glück zum Beispiel.“

Die Kleine hatte sich vor dem Spiegel das reiche, dunkle Haar gelöst und begann nun, es für die Nacht in einen dicken Zopf zu flechten.

„Komm, Ruth,“ rief sie, als die andre schwieg, ermunternd über die Schulter,

„wir waren noch nicht halb damit fertig. Schlösser sollte es dir bringen, sagtest du, Equipagen, Gold, Edelsteine und herrliche Kleider. Was weiter?“

„Muß denn weiter noch etwas sein?“

„Das sollte ich doch meinen!“

„Nun, so magst du noch Reisen in ferne Länder hinzufügen, wo die Natur und die Menschenhand Wunder geschaffen haben.“

„Und dann?“

„Eine Bibliothek, kleine Neugierde, die in Kalbslederbänden das Wissen aller großen Geister beherbergt, die jemals gelebt, so ein Raum, den man mit scheuer Andacht betritt und mit einem Hochgefühl in der Brust wieder verläßt.“

„Gut — und dann?“

„Nimmersatt!“ rief Ruth auflachend. „Vielleicht noch eine Gemäldegalerie mit einem Rembrandt darin und ein paar Velasquez und, wenn's irgend möglich wäre, einem göttlichen Lionardo.“

Leni schüttelte leicht mißbilligend das Köpfchen — was sie zu wissen wünschte, hatte sie doch noch nicht erfahren. Sie nahm sich jetzt die Zeit, ihren Zopf zu Ende zu flechten, dann trat sie dicht an das Bett, in das die andre mittlerweile geschlüpft war.

„Ruth,“ fragte sie mit ernstester Wißbegier in den hübschen, feinen Zügen, „was denkst du dir nun — von welcher Seite müßte es dir kommen, dies große Glück?“

„Hahaha!“ lachte Ruth. „Wie wichtig sie's gleich nimmt, wie feierlich! Von welcher Seite, Schatz? Nun, ich mache ihm durchaus keine Vorschriften. Möge es zu dieser oder zu jener Thür hereintreten, ich werde es mit offenen Armen empfangen. Übrigens“ — hier hob sie sich auf den Ellenbogen und blinzelte schelmisch unter halbgesenkten Wimpern hervor — „ich fürchte fast, daß ihm zu mir nicht allzuviele Wege offen stehen. Verwandte besitze ich nicht außer euch. Über den Grabhügel einer guten, alten Erbtante, eines in der Fremde verschollenen Onkels oder Vetters kann es also unmöglich gestiegen kommen — nein — wenn es überhaupt je erscheint, so wird es wohl — hahaha! — statt einer Citrone einen Verlobungsring in der Hand tragen.“

„Einen Verlobungsring,“ rief Leni, vergnügt mit dem Kopfe nickend. „Das lasse ich mir gefallen. Aber dann hast du vorhin bei Aufzählung der Dinge, die dein Glück dir bringen sollte, das beste vergessen — eine große Liebe nämlich.“

Ein belustigter Blick flog zu der Sprecherin hin. „O du sentimentales deutsches Mägdelein,“ spöttelte Ruth. „Muß es denn gerade eine große sein?“

„Für dich doch sicherlich.“

„Da irrst du, für mich thut's just eine kleine — ja, ich bin auch schon mit weniger zufrieden, mit einer hübschen, soliden Freundschaft zwischen mir und meinem Zukünftigen.“

„Ruth, das ist dein Ernst nicht!“

„Mein heiliger Ernst. Was ich so in Romanen von der ‚großen‘ Liebe lese, gefällt mir geradezu schlecht. Wenn ‚er‘, vor ihr auf den Knieen liegend, um ihre teure Hand winselt und sich hinterher, weil sie ihn nicht haben will, die Haare rauft

vor Verzweiflung, so finde ich ihn einfach abgeschmackt, und wenn sie ihrerseits sich um einen andern, der wieder von ihr nichts wissen will, die Wangen blaß und die Augen hohl grämt, so nenne ich sie eine alberne Person. Wozu die Sache so bis ins lächerliche Extrem treiben? Nein, geh mir weg mit deiner großen Liebe, Leni — ich für meine Person will nichts mit ihr zu schaffen haben."

„Wenn sie nun aber eines schönen Tages bei dir anklopfte — wie dann?"

„Dann würde ich ihr zwischen Thür und Angel deutlich meine Meinung sagen, ‚Also Sie sind die berühmte große Liebe,' würde ich sagen, ‚die sich den armen Romanheldinnen ins Herz schleicht, um alles, was die Bedauernswerten als kostbare Schätze und Kleinodien darin aufgespeichert hatten seit ihrer Geburt, hinauszufegen, damit Platz werde für einen großen, bärtigen Mann? Wissen Sie, daß ich dieses Betragen abscheulich von Ihnen finde?'"

„Ha ha ha!" lachte Leni. „Wenn du ihr dies mit derselben reizenden Schelmenmiene sagst wie mir jetzt, dann wird sie sich weiter nichts draus machen und ruhig —"

„Ruhig aus ihrer Tasche den Adonis herausziehen, den sie für meinen Herzensaltar bestimmt hatte, meinst du? Nun, laß sie nur, es soll ihr wenig nützen. Betrachten werde ich mir ihn und sprechen: ‚In der That, er ist soweit nicht übel. Der schwarze Schnurrbart steht ihm sogar vorzüglich, und wenn ich ihn billig haben könnte, d. h. wenn ihm und Ihnen, meine Verehrteste, mit einem bescheidenen Plätzchen in meinem Herzen gedient wäre, neben oder besser hinter der Sonne, den Sternen und andern schönen Dingen, so würde ich mir die Sache vielleicht überlegen. Da ich aber voraussetzen muß, daß Sie nach Ihrer Gepflogenheit die ganze Räumlichkeit für sich beanspruchen, so bedaure ich, meine sehr geschätzte große Liebe, Ihnen mitteilen zu müssen, daß mir für diese schnurrbärtige Männlichkeit der Preis denn doch zu hoch ist. Bitte, dieselbe also gefälligst wieder beizustecken und anderweitig zu veräußern. Leben Sie wohl — auf Nimmerwiedersehn!'"

„O Ruth, Ruth," rief Leni lachend. „Wenn dir nur im geeigneten Moment diese ganze schöne Rede nicht in der Kehle stecken bleibt!"

„So überwältigend, fürchtest du, könnte der Anblick des schwarzen Schnurrbarts auf mich wirken? Ach nein, Liebchen, damit hat's keine Gefahr. Ich habe doch schon recht viele gesehen in meinem Leben und — nun, ich will ja nicht gerade behaupten, daß der eine schwarze Schnurrbart so ziemlich denselben Eindruck mache wie der andre, aber —"

Jetzt fängt sie auch noch an geringschätzig von den Männern zu reden! Das rächt sich früher oder später."

„Leni, wo denkst du hin?" entgegnete Ruth in drollig gespielter Entrüstung. „Ich — geringschätzig von den Männern reden, von dem großen, gewaltigen, starken Geschlecht, das dem unsern so unendlich überlegen ist?!"

„Ruth, du Bösewicht, du glaubst ja gar nicht, was du da sprichst."

„Aber sie glauben es, die klugen Herren der Schöpfung, und sie müssen es am Ende doch am besten wissen. Sie betrachten uns mitleidig vom Scheitel bis zur Sohle und meinen kopfschüttelnd: ‚Solch erbärmlich schwach gebaute Geschöpfe, was sollten die nun wohl leisten können?' Sie gucken uns neugierig unter die Schädel-

decke und konstatieren: ‚So und soviel Gramm weniger Gehirn wie bei Goethe, Schiller, Eduard von Hartmann und Friedrich Nietzsche! Daß Gott erbarm! Und da wollen diese unglücklichen, von der Natur vernachlässigten Wesen nun studieren, es uns gleichthun — uns!‘ Im stolzen Bewußtsein ihres höheren Werts setzen sie sich dann hin und schreiben lange Abhandlungen und dicke Bücher, um uns unsern schwachsinnigen Standpunkt klar zu machen und uns aufzufordern, zu heiraten und nochmals zu heiraten. Daß bei der starken Überzahl der Frauen hin und wieder einmal zwei auf einen Mann kommen würden, verschlägt nichts — bei den Türken ist das ja ähnlich.“

„Ruth, du Spötterin!“

„Leni, du ungläubiger Thomas, meinst du nun wirklich, daß ich die großen, edeldenkenden Männer für im stande halte, nur aus Brotneid, nur aus Angst, wir könnten sie in ihrem Gewinn beeinträchtigen, solch einen gräßlichen Lärm um die Sache zu machen?“

„Ich meine, Ruth, dir könnte der Lärm gleichgültig sein, denn du willst ja heiraten und nicht studieren.“

„Leni, ich habe studiert — alles was sich in Sydney nur studieren ließ. Warum? Zum Teil, weil es mir Spaß machte, und zum Teil, um einen dummen Jungen zu bekehren und beschämen, der mir gegenüber den geistig überlegenen Herrn der Schöpfung herauskehren wollte. Beschämt habe ich ihn denn auch — gründlicher als mir lieb war. Denn, während ich so viele Prüfungen bestand, daß der Vater schließlich lachend meinte: ‚Sie stellen dich noch als Universitätsprofessor an,‘ fiel mein Freund mit Aplomb durch sein Examen.“

„Und das höre ich alles heute zum ersten Mal?“ rief Leni in hellem Erstaunen.

„So? Nun, am Ende ist's ja auch früh genug heute, und mich in dem famosen Barett und dem langen Gelehrtentalar zu bewundern, den ich mir damals das Recht erwarb zu tragen, hast du selbst morgen noch Zeit. Du wirst die Augen aufreißen, Leni! Kleidsameres gibt's nämlich nicht. Jetzt aber mach, daß du zu Bett kommst, wir haben genug geschwatzt.“

Hiermit warf sich die Sprecherin in ihre Kissen zurück, lächelte, nickte und wiederholte ihre Aufforderung: „Mach, daß du zu Bett kommst!“

Langsam den Kopf hin- und herwiegend, wandte sich die Kleine zum Gehen. „Nein, so etwas!“ murmelte sie. „Man denkt, man kennt ihre ganze Lebensgeschichte und dann —.“ Sie unterbrach sich mit plötzlichem Auflachen. „Eines aber weiß ich jetzt so genau wie nur möglich,“ rief sie über die Schulter zurück.

„Was denn?“ erkundigte sich die andre.

„Wie sehr du die Männer schätzest.“

„Leni, ich schätze sie wirklich,“ versicherte Ruth in ihrem feierlichsten Ton, während ihr der Schelm aus den Augen blitzte. „Eine Welt ohne Männer — etwas Langweiligeres kann ich mir nicht denken. Sie hören so andächtig zu, wenn wir plaudern, sie lassen sich so artig nach Erfrischungen, nach vergessenen Fächern und Shawls schicken. Sie können auch so hübsch tanzen — einige wenigstens — und alle können sie etwas, das keine Frau kann.“

„Nun?“

„Uns schön finden, Leni, ihrem eignen Schopenhauer zum Trotz.“

Eine Viertelstunde später war es dunkel im Zimmer und still. Man hörte nur Lenis leises Atmen, die kaum, daß sie ihr Köpfchen niedergelegt hatte, sanft eingeschlummert war.

Ruth schlief nicht. Die Schelmerei war ihr rasch wieder abhanden gekommen. Sie dachte an die „abscheuliche“ Tante, an die „gräßliche“ Zukunft, die ihrer als Erzieherin harrte, und warf sich seufzend von der einen Seite auf die andre. Plötzlich ward ihr auch die Finsternis unerträglich. So streckte sie denn den Arm aus und raffte den schweren Fenstervorhang neben ihrem Bett so weit zurück wie sie nur konnte.

Nun lugte der Mond herein, setzte flimmernde Lichtchen an die Wand und auf den weißen Kachelofen in der Ecke einen wunderlichen Reflex. Es gehörte Phantasie dazu, aus diesem Reflex eine Menschengestalt herauszusehen, aber Phantasie besaß Ruth die Fülle. Sie hatte kaum einen Blick ofenwärts geworfen, da wußte sie schon Bescheid, und weil sie in ihrem heiteren Egoismus auch den süßesten Schlaf in andern nicht respektierte, so hatte sie sich rasch zu Leni hinübergebeugt und diese unter Lachen wach gepurrt und gerüttelt.

„Ach! sieh doch,“ rief sie, „am Ofen den Wiederschein, er ist's ja ganz unverkennbar!“

„Wer — wer?“ stammelte die Kleine, schlaftrunken in die Höhe fahrend.

„Aber Leni, daß du noch fragen kannst! Wie er leibt und lebt, steht er doch da — der Herr Janssen aus euerm Comptoir. Das heißt — ha ha ha! — jetzt steht er nicht mehr, jetzt fängt er gar an zu marschieren! Sie nur, Leni, wie er die Beinchen schwingt und mit den Armen fuchtelt. Zum Totlachen — rein zum Totlachen ist's.“

Die tolle Lustigkeit der einen wirkte so ansteckend, daß die andre wohl oder übel ein Weilchen mitlachen mußte, dann meinte sie aber: „Eigentlich ist's abscheulich von uns. Ein so netter Mann!“

„Nett?! Mich sieht er immer an, als ob er mich am liebsten spießen möchte mit seinen runden Fischaugen.“

„Ach! Ruth, das kommt — er haßt die Frauen, er hat nämlich einmal —“

„Nun?“

„Eine unglückliche Liebe gehabt.“

„Eine unglückliche — ha ha ha ha! In wiefern denn?“

„Sie ward ihm untreu.“

„Ha ha ha! Das kann ich ihr wirklich nicht verdenken!“

Fünftes Kapitel.

„So! Die Rangen wären glücklich in die Schule expediert!“ Mit diesen Worten trat Ruth am nächsten Morgen in das Zimmerchen, das ihr und Leni als Wohngemach diente. Heiter war der Klang ihrer Stimme, heiter wie der junge Tag erschien sie selber, und die Sonne, die alles Heitere liebt, schickte gleich — so schwer

ihr's wurde hier in der Flußgegend, wo man ihr mit himmelhohen Giebeldächern den Weg so unfreundlich verbaut hatte — einen kleinen, feinen Strahl ab zu ihrer Begrüßung. Der berührte liebkosend das prächtige Goldhaar und fand sich dann nicht mehr weg von der reizenden Erscheinung — nein, so geschäftig diese sich auch hin und her bewegte, Stühle rückte, Pflanzen auseinander schob, eine Staffelei zurecht stellte, immer blieb er bei ihr, wenn er auch in einem fort den Standpunkt wechselte, jetzt über das lichtblaue Kattunkleid, jetzt über die schlanken Hände hinhuschte, jetzt durch sein neugieriges Hineinblicken das braune Auge aufleuchten machte wie einen Diamanten.

So ward er denn die äußere Veranlassung, daß Leni, die an ihrem Schreibtisch am Fenster die Feder gehandhabt hatte, als sie sich jetzt plötzlich umwandte, aus innigem Herzenswohlgefallen heraus rief:

„Ruth, du Sonnenkind! Sag, was hast du eigentlich vor? Warum rückst du unsre Fächerpalmen so auf einen Haufen?"

„Weil sie dir als Hintergrund dienen sollen, mein Schatz. Du wirst dich nämlich auf den Stuhl da setzen und von mir malen lassen."

„Ruth, ich bitte dich!"

„Leni, ich bitte dich gar nicht, ich befehle es dir einfach."

„Mama wird unzufrieden sein und sagen —"

„Laß sie sagen was sie will, die Krone der Frauen. Hier komm her und setz' dich hin."

Leni kam nach einigem Zögern, ließ sich von den Palmen überschatten und äußerte mit einem kleinen Kopfschütteln:

„Was für Einfälle du hast!"

„Sehr schlaue Einfälle," versicherte Ruth. „Ich schlage gleich zwei Fliegen mit einer Klappe, siehst du, wenn ich dich male. Ich schaffe mir angenehme Gesellschaft für meine Mußestunden später und erleichtere mir zugleich mein Erziehungswerk. So oft meine Zöglinge gefehlt haben, führe ich sie vor dein Bild hin und sage: ‚Da schaut euch Leni an, die nie im Leben eine Gouvernante betrübte.' Wenn sie sich da nicht bessern, dann weiß ich's nicht."

Die Miene der Kleinen war tief unglücklich geworden.

„So leicht nimmst du es heute?" rief sie aus. „Ach, Ruth, als ich dich so fröhlich aufstehen sah, da hoffte ich, du hättest deinen dummen Entschluß aufgegeben."

Ruth, die vor ihrer Staffelei Platz genommen hatte, blickte schelmisch lächelnd hinter der aufgespannten Leinwand hervor und sagte, den Kopf ein wenig seitwärts wendend: „Da betrachte dir mein Profil einmal. Das Kinn springt ordentlich ein bißchen vor, nicht wahr? Nun, siehst du, Leni, wer ein solches Kinn hat, der kann seine Entschlüsse nicht wieder aufgeben — nein, und wenn er auch noch so gern wollte."

Damit zog sie das schöne, aber auch wirklich sehr fest und energisch geformte Kinn wieder außer Sicht und fuhr fort:

„Ich habe gleich nach dem Frühstück den Onkel bitten lassen, mir im Laufe des Vormittags eine kurze Unterredung zu gewähren und soeben, auf dem Wege hierher, habe ich der Tante meine Bereitwilligkeit erklärt, ihr irgendwelche Näharbeit

abzunehmen. Sie hat mich keiner Antwort gewürdigt. Nun, wenn sie mir keine Beschäftigung weiß, hier habe ich eine, die mir zusagt. Halte den Kopf still, Leni!"

„Ruth, Ruth, ich begreife dich nicht! Gestern noch diese Abneigung gegen Kinder —"

„Die war thöricht, Leni, heute früh beim Erwachen ist mir dies klar geworden. Die Sonne schien gerade so hüsch zum Fenster herein, draußen war der Himmel tiefblau, und über die hohen Giebeldächer flatterten schneeweiße Tauben. ‚Die Welt ist doch schön,' sagte ich mir da, und Der die Welt so schön gemacht hat, Der will gar nicht, daß unser Leben häßlich sei. Wie oft habe ich nicht schon vor Angst gebebt, und es kam doch nichts Schlimmes. Es ward noch alles gut, und es wird auch diesmal noch alles gut werden. Was gibt's nicht für reizende Kinder auf der Welt, Kinder mit lachenden Blauaugen und süßen Wangengrübchen! Wer weiß, ob nicht irgendwo solch ein paar auf mich warten? Meinetwegen dürften es übrigens auch ein paar Backfische sein, lustig, lebensfroh und lernbegierig, wie ich einer war. Und durchaus nichts dagegen hätte ich, wenn diese dann in England wohnten — denn nach England wollte ich schon immer gern einmal hin — und die Töchter eines reichen Lords wären, der auf seinem prächtigen Schloß ein heiter geselliges Leben führte. Geradezu verlockend aber würde die Sache, wenn Mylord neben seinen Töchtern auch noch einen Sohn und Erben hätte, einen jungen Menschen mit liebenswürdigem Charakter und passablem, schwarzem Schnurrbart, der — ha ha ha! Merkst du was, Leni?"

Die Gefragte war sehr weit davon entfernt, in das fröhliche Lachen der andern einzustimmen. „Jawohl, ich merke etwas," stieß sie aus ihres Herzens Bitterkeit hervor, „daß du dich bereits freust, von mir fortzukommen nämlich."

Ruth, die nach einem Stück Kohle gegriffen hatte und sich nun anschickte, die ersten Konturen auf die Leinwand zu werfen, ließ in maßlosem Erstaunen die Hand in den Schoß sinken.

„Aber, Leni," sagte sie in strenger Mißbilligung, die Brauen zusammenziehend, „wie kommst du mir denn vor? Das sieht dir ja gar nicht ähnlich. Sonst predigst du mir immer Vernunft und Ergebung ins Schicksal, und nun ich dir einmal die Mühe abnehme und es für mich selber thue, nun lobst du mich gar nicht ein bißchen, sondern suchst mich irre zu machen!"

„Ach, Ruth!" schluchzte die Kleine, der jetzt die hellen Thränen über die Wangen liefen. „Du weißt ja nicht, wie öde mein Leben war, bevor du kamst!"

„Ja, liebste Leni, man soll aber doch nicht immer nur an sich denken," entgegnete naiv unwillig die junge Schönheit, für die das eigne Ich bisher noch stets und überall im Mittelpunkt des Interesses gestanden hatte. „Du kannst doch unmöglich von mir verlangen, daß ich dir zu Liebe an den Wohlthaten deiner Stiefmutter weiter würge." Sie wartete ein paar Sekunden, seufzte dann, als sich ihre Hoffnung, des armen Kindes Thränen würden versiegen, trügerisch erwies, und sagte mit resigniertem Achselzucken: „Ich merke schon, es wird heute aus dem Bilde nichts werden, denn wenn du dir so das Gesicht entstellst, kann ich dich natürlich nicht malen."

Hiermit legte sie die Kohle aus der Hand und wollte sich erheben, nun aber war Leni rasch aufgesprungen und hatte ihr den Arm um den Nacken gelegt.

„Ruth! Liebe, gute Ruth," schmeichelte und schluchzte sie, „sei mir nicht böse — und bitte, bitte, bleib sitzen und da —." Sie nahm mit zitternden Fingern die Kohle und stopfte sie in die leicht widerstrebende Hand der andern — „da nimm und fang noch einmal an. Ich weine nicht mehr, du kannst dich drauf verlassen."

„Wirklich?" fragte Ruth zweifelhaft.

„Ganz gewiß. Sieh nur her, ich lache ja schon wieder!" Und die kleine Märtyrerin versuchte mit zuckenden Lippen ihr Wort wahr zu machen.

Dafür erhielt sie einen Kuß auf die Wange. „So ist's brav und vernünftig," ward sie in mütterlich gütigem Tone belobt. „Nun wollen wir uns die Zukunft hübsch aus dem Sinne schlagen und uns der Gegenwart freuen, nicht wahr?"

Leni mußte ein paarmal krampfhaft schlucken, bevor sie ein „Ja" herauspressen konnte.

„Gut!" nickte Ruth befriedigt. „Dann nimm nur rasch wieder Platz! Den Stuhl ein klein wenig weiter nach rechts und das Köpfchen auch. Vortrefflich! Jetzt aber die Lippen nicht so ernst geschlossen — nein, lächeln sollst du nicht, Herzenskind — wenn du so recht munter ein bißchen plaudern wolltest, das wäre mir das liebste."

Der Kleinen war's das schwierigste, allein sie gab sich rechte Mühe, ein Gesprächsthema zu finden, und nachdem sie sekundenlang in stummem Brüten dagesessen hatte, fand sie auch eines.

„Der dumme Junge, Ruth, von dem du gestern abend sprachst, wie hieß der?" fragte sie leise.

Ruth, die zu zeichnen begonnen hatte, zog erst wie unangenehm berührt die Brauen zusammen, lachte dann kurz auf und antwortete: „Pops."

„Was für ein wunderlicher Name!"

„Sein eigentlicher Name war Frank Pospischill. Für meinen Privatgebrauch machte ich ‚Pops' daraus. Wir kannten einander nämlich schon von der Kinderzeit her. Übrigens, Leni," — hier räusperte sich die Sprecherin leicht — „ein dummer Junge im eigentlichen Sinne war er nicht; weil er mir gegenüber den Prahlhans gespielt hatte, nannte ich ihn nur so."

„Ja, aber er fiel doch durch das Examen?"

„Freilich that er das! Aber, liebstes Kind, wie viele dumme Jungen gibt's nicht, die ihre Prüfungen glänzend bestanden haben! Für mich gehören alle diejenigen Jünglinge zu der Kategorie, die sich bocksteif, linkisch und schüchtern in den Salonecken herumdrücken, die ihre Hände und Füße nicht zu lassen wissen, die dunkelrot werden, sobald eine Dame nur nach ihnen hinsieht, und denen alle Bücherweisheit, die sie eingesogen haben, nicht zu der armseligsten kleinen Plauderei verhelfen will. Da war doch Pops ein ganz andrer. Von bestechendem Äußern, Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, ward er, wo er sich nur zeigte, sofort zum heiteren, liebenswürdigen Mittelpunkt der Gesellschaft. Und wenn er keine Belesenheit hatte, mitsprechen konnte er von allen Dingen, sein Mutterwitz ließ ihn erraten, was andre im Schweiße ihres Angesichts erlernen. Mitunter verstieg er sich wohl ein wenig in

kecken Behauptungen, allein wie durch ein Wunder hatte er dann alsbald seinen Schnitzer entdeckt und war der erste, aber auch der letzte, darüber zu lachen."

„Merkwürdig," verwunderte sich Leni, „daß du mir von diesem interessanten Menschen nie gesprochen hast."

„Ja," gab Ruth kopfnickend zu, „Pops hätte mir früher einfallen können."

„Also hübsch war er auch?" hub die Kleine neugierig wieder an. „Blond oder dunkel?"

„Dunkel. Klassischer Typus. Schwarzes Kraushaar, feingeschnittene Züge, wohlproportionierte athletische Gestalt. In allen Leibesübungen war er Meister, einen besseren Reiter und Cricketspieler gab es in ganz Neu-Süd-Wales nicht. Und die Briefe, die er schrieb — Leni, die hättest du lesen müssen! Sie waren ja nicht immer grammatikalisch richtig, aber sie sprudelten förmlich über von Witz und toller Laune."

„Wie? Ihr habt zusammen korrespondiert?" rief Leni.

„Ja, Kind, ja! Verändere nur nicht vor lauter Erstaunen deine Stellung, ich bin jetzt gerade so hübsch im Zuge. Korrespondiert haben wir eine Zeitlang. Er verließ nämlich, nachdem er im Examen so kläglich gescheitert war, Sydney und begab sich nach England, um dort Offizier zu werden. Von Woolwich schrieb er mir, und ich antwortete ihm. Das ging so hin und her etwa ein Jahr lang. Da ereignete sich etwas Komisches."

Trotzdem sie so hübsch im Zuge war, ließ hier Ruth die Hand in den Schoß sinken und lachte.

„Es traf sich nämlich," fuhr sie fort, „eines schönen Tages, als der Papa auch gerade abwesend war, daß ich an ihn und Pops gleichzeitig schrieb, in der Eile aber die Briefumschläge verwechselte. Der gute Vater sah in der Anrede ‚Pops' nur ein töchterlich zärtliches Diminutiv für Papa und dachte sich bei der ganzen Epistel nichts Arges, im Gegenteil, er hatte seinen Spaß daran. Denn als er zurückkehrte, war gleich sein erstes Wort an mich: ‚Sonst bin ich von dir nur ziemlich nüchterne Briefe gewohnt, Mädel, über den letzten aber habe ich Thränen gelacht.' Darauf gab er mir diesen und jenen Passus, der ihm besonders behagt hatte, zum besten, und nun kam ich hinter mein Versehen. Äußerst belustigt klärte ich ihn darüber auf, doch statt über das drollige Quiproquo mitzulachen, zog er jetzt auf einmal ein ernstes Gesicht. ‚Liebe Ruth,' sagte er, ‚du bist achtzehn Jahre alt, und ich denke nicht daran, deine Freiheit in irgend einer Weise beschränken zu wollen. Du magst tanzen, reiten, rudern, korrespondieren, mit wem du willst. Aber, wenn du dich auf meine Bitte hin herbeiließest, den brieflichen Verkehr mit dem jungen Pospischill aufzugeben, das wäre etwas, wofür ich dir dankbar sein würde.' — ‚Ich bitte dich, Papa, warum denn?' rief ich außer mir vor Erstaunen. — ‚Weil ich ihn für einen Windbeutel halte,' antwortete er. — ‚Damit thust du ihm unrecht,' erklärte ich hitzig. — ‚Meinst du?' entgegnete er trocken. ‚Ich bezweifle es. Übrigens, wie schon erwähnt, ich übe keinen Zwang, ich spreche nur einen Wunsch aus.' Das," schloß Ruth, sich wieder an die Arbeit machend, „war das Ende vom Liede. Des Vaters Wunsch mußte ich natürlich respektieren, allein um Pops that es mir leid, und daß er den ‚Windbeutel' nicht verdiente, davon bin ich überzeugt."

„Und hast du auch durch andre nie wieder von ihm gehört?“ fragte Leni.

„Niemals. Doch nun, wenn du nichts dagegen hast, Kleine, wollen wir ein Weilchen ganz mäuschenstill sein. Das Schwatzen beeinträchtigt doch das Schaffen, wie ich merke, und schade wäre es —“

Ruth brach, durch ein Geräusch an der Thür veranlaßt, erschrocken ab und wandte ahnungsvoll den Kopf. Richtig, die dort auf der Schwelle erschien, kirschrot im Gesicht und atemlos von der Anstrengung des Treppensteigens, war ihre Tante Sophie. Sie trug unter dem Arm einen Korb voll wollener Socken und zwischen den Händen einen Stapel Servietten.

„Na, das merkt man ja gleich,“ begann sie in ironischem Ton, „daß ihr beide absolut nicht wißt, was ihr mit eurer Zeit anfangen sollt. Die eine legt die Hände in den Schoß, die andre —“

„Ruth malt mein Bild, Mama,“ fiel ihr Leni, die aufgesprungen war, ängstlich in das Wort.

„Wirklich?“ rief, indem sie vor der Leinwand Halt machte, hohnlachend Frau Sophie. „Das sollst du sein? Auf die Fratze kannst du dir was einbilden — wahrhaftig!“

„Mama, es ist ja nur erst der Entwurf!“

„Beste Leni, gib dir meinetwegen keine Mühe,“ bat Ruth, die Lippen kräuselnd. Sie hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt und wartete nun, die Arme über der Brust gekreuzt, der Dinge, die da kommen sollten, mit einer Hochmutsmiene, die nicht danach angethan war, die gestrenge Kritikerin milder zu stimmen.

„Zum Davonlaufen,“ urteilte diese kopfschüttelnd weiter. „Striche wie Besenstiele! Das Geld, das du fürs Malenlernen ausgegeben hast, das kannst du dir man wieder geben lassen.“

„Mama —“ hob die Kleine wieder an, aber ein stolzbefehlendes: „Leni!“ aus Ruths Munde brachte sie zum Schweigen.

„Ja, das kannst du,“ nickte die dicke Frau emphatisch. Dann setzte sie mit einem Ächzen den Korb auf den Tisch und den Serviettenstapel daneben. „So! Da habt ihr nützlichere Beschäftigung,“ sagte sie. „Du —“ mit einem Seitenblick auf die Nichte — „bist wohl so gut und zeichnest in jedes Stück vom Dutzend hier ein G. H. hinein, Leni mag unterdessen ihren Brüdern die Socken da stopfen.“

Die Kleine stand rasch auf und machte sich an die Arbeit. Ruth fragte, ohne sich vom Fleck zu rühren, in eiskaltem Tone, wo denn Feder und Tinte seien.

„Was willst du damit?“ lautete die erstaunte Entgegnung.

„Zum Wäschezeichnen,“ antwortete Ruth, „habe ich mir immer eingebildet, gehörten eine Gänsefeder und waschechte Tinte.“

Frau Sophie wußte für den Moment nicht, was sie von dem Mädchen zu denken habe. War es bodenlose Frechheit, die aus ihm sprach, oder ebenso bodenlose Dummheit? Auf Frechheit ließ der Gesichtsausdruck schließen, auf Dummheit die mangelhafte Erziehung, die es genossen.

„Ja, bist du denn auf den Kopf gefallen?“ rief sie, sich für die Dummheit entscheidend, mit empörter Miene. „Oder glaubst du, ich hätte meine neuen Servietten vom feinsten Hausmacherleinen auf der Straße gefunden?! Gänsefeder —

waschechte Tinte?! Muß 'ne nette, schlampige Wirtschaft gewesen sein bei euch zu Haus. Tintengeklecks im Tischzeug — da hört denn doch alles auf!"

Hier gab der Eintritt des Stubenmädchens, das einen Besuch zu melden kam, ihren Gedanken eine andre Richtung.

„Wie? Wer? Die Senatorin Schmidt?" rief sie, sich entsetzt mit beiden Händen nach den Schläfen fahrend. „Und ich noch nicht frisiert? Was fällt denn den Leuten ein, so früh zu kommen?"

„Laß dich entschuldigen, Mama," schlug Leni schüchtern vor.

„Womit? Daß ich 'ne Tochter habe, die mich den ganzen Morgen allein im Hause herumarbeiten läßt, und 'ne Nichte, die mir auf der Welt gar nichts nützt? Nein, so was zu sagen, geniert man sich denn doch. Da ist's noch immer besser, man —"

Den Schluß des Satzes verschlang die bereits hinter ihr in das Schloß fallende Thür.

Minutenlang nach ihrem Abgang herrschte Totenstille im Zimmer. Mit blinkenden Thränen im Auge und einem schmerzlichen Reuegefühl in dem weichen Herzchen handhabte Leni ihre Stopfnadel. Ruth jedoch saß noch immer in ihrem Stuhl zurückgelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt, nur zeigte ihre Miene statt des Hochmuts einen finsteren Haß, der ihr den Blick starr machte und die Lippen fest zusammenpreßte.

Plötzlich sprang sie auf, stieß die Staffelei gegen die Wand, daß das leichte Brettergefüge fast umgeschlagen wäre, trat an den Tisch, riß eine der Servietten aus dem Haufen und warf sie vor Leni hin mit einem kurzbefehlenden: „Wie wird's gemacht?"

„Es ist gar nicht schwer," versicherte die Kleine in ängstlich begütigendem Ton, „gar nicht. Sieh, hier in der Ecke das Monogramm — vorgezeichnet ist's ja bereits — das stickst du ganz einfach in Plattstich."

„Zwölfmal dasselbe Monogramm," zischte Ruth, „es ist zum Verrücktwerden!" Dann zog sie sich geräuschvoll einen Stuhl herbei und ließ sich ebenso geräuschvoll darauf nieder: „Wozu hat man eigentlich seinen Geist hier im Hause? Nur, um ihn mit Häkel- und Nähnadeln tot zu stechen, wie mir's scheint."

„Ruth, ich — ich hatte verstanden," stammelte Leni, „daß du Mama um Näharbeit gebeten hättest."

„Das habe ich auch gethan," entgegnete Ruth mit zornfunkelndem Blick, „in der allerhöflichsten Weise, aber in der allerunhöflichsten Weise, mit einem stummen Achselzucken hat sie mir den Rücken gekehrt. Keine Antwort ist auch eine Antwort, habe ich mir da gedacht, du bist frei, zu thun und zu lassen, was du willst, und frohen Herzens habe ich mich daran gemacht, dich zu malen. Wie ich aber nun so recht im Zuge bin, so recht das Gefühl habe, als ob mir heute gelinge, was mir vielleicht nie wieder gelingen werde, da tritt sie herein mit ihren ver—wünschten Servietten!"

Das Exemplar, das die Sprecherin gehalten hatte, flog zu einem Knäuel geballt auf den Tisch. Leni ergriff es mit zitternder Hand, glättete es so gut es ging, und begann, an dem Monogramm zu sticken.

Sekundenlang sah Ruth ihr stirnrunzelnd zu. „Laß das!“ rief sie dann gebieterisch, und als die Kleine keine Miene machte, ihr zu gehorchen, sprang sie auf und entriß ihr die Arbeit mit den bebend hervorgestoßenen Worten: „Es fehlte gerade noch, daß die arme geduldete Anverwandte die Tochter des Hauses zu ihrer Dienerin machte!“

„Pfui, Ruth,“ rief Leni vorwurfsvoll, „wie bitter das klingt, und wie thöricht es auch ist! Komm, bitte — bitte, gib wieder her! Ich sticke ja so gern und darf es ja auch so ohne Skrupel, denn einen Geist — ha ha ha! — den ich mit meiner Nähnadel todstechen könnte, besitze ich ja gar nicht.“

Die schelmische, kleine Schlußwendung trieb der andern das heiße Blut in die Wangen. Förmlich bestürzt stand sie da.

„Weißt du, was du mir da eben gesagt hast?“ murmelte sie.

„Nun?“

„Daß ich ein eitles, eingebildetes Geschöpf bin.“

„Aber,“ stieß Leni empört hervor, „nichts war doch ferner von meinen Gedanken!“

„Man trifft oft unversehens den Nagel auf den Kopf.“

„Du — eitel, du —?“

„Schweig still, Leni, und stopfe weiter an deinen häßlichen, groben Socken! Ich werde sticken.“

„Da du doch aber so gar keine Lust hast —“

„Schweig still, sage ich dir! Ich kann bei Lichte besehen für jede Gelegenheit, die sich mir bietet, von meiner fatalen Kleiderschuld ein paar Groschen abzuverdienen, dem Himmel nur herzlich dankbar sein.“

Mit diesen Worten und einem spöttischen Auflachen ließ Ruth sich wieder auf ihren Stuhl nieder. Von herzlicher Dankbarkeit gegen den Himmel war in ihren Zügen nichts zu lesen. Mit verächtlicher Miene und spitzen Fingern nahm sie das unglückliche Monogramm in Angriff. Ein paar Stiche, dann entflog ihr die Nadel, ward stirnrunzelnd auf dem Teppich gesucht und wieder aufgehoben. Jetzt wollte der Faden sich nicht zum zweitenmal durch das Öhr bequemen, jetzt verwirrte und verdrehte er sich in der Stickerei, ward abgerissen und zornig beiseite geschleudert und — jetzt kam zum Glück eine Unterbrechung. Es hatte leise an die Thür geklopft.

„Herein!“ rief Ruth, in gespannter Erwartung den Kopf drehend. Als auf diese Aufforderung hin der bartlose Jüngste aus dem Comptoir in das Zimmer gedienert kam, lächelte sie sofort ganz sonnenheiter. Sie zeigte sich stets gnädig gegen schüchterne Anbeter, und dieser hier war der mutmaßliche Verfasser eines etwas holperigen anonymen Geburtstagslobliedes, das sie sehr gerührt und noch mehr belustigt hatte.

„Ah! Guten Morgen, Herr Jahns,“ rief sie. „Ist Onkel jetzt für mich zu sprechen?“

„Ja, Fräulein Ruth. Wenn Fräulein Ruth so freundlich sein wollten, sich in das Privatcomptoir zu bemühen —“

„Ich komme sogleich!“

Der Jüngling dienerte wieder hinaus. Ruth sprang auf, schüttelte sich ein paar Fädchen vom Kleide, trat vor den Wandspiegel hin und zupfte und schob an ihrem Stirnhaar. Als dieses zu ihrer Zufriedenheit saß, wandte sie sich heiteren Blickes gegen Leni.

„So, Schätzchen," sagte sie, „nun werden wir sehen!"

„Papa gibt seine Zustimmung nicht — ich weiß bestimmt, er gibt sie nicht," murmelte die Kleine, die gleichwohl ein wenig blaß geworden war.

„Warten wir's ab," entgegnete Ruth, und in stolzer Zuversicht den Kopf hebend, verließ sie das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

War der eine feine Sonnenstrahl schon vor Ruth fortgeflogen, oder hatte sie ihn mitgenommen? Jedenfalls war es merkwürdig dunkel im Zimmer, nun Leni sich darin umsah.

Seufzend schob die Kleine ihren Stopfkorb beiseite und bückte sich nach der Serviette, die der Aufspringenden entglitten war. Flink ward die Nadel eingefädelt, und dann war es eine Freude zu sehen, wie ihr die Arbeit von der Hand ging. Immer hübsch glatt und gleichmäßig einen Stich neben den andern gefügt und ja nicht aufgeblickt! Ein Monogramm wenigstens mußte fertig liegen, wenn Ruth zurückkehrte.

Die liebe Ruth! Kein Wunder, daß ihr das Sticken nicht zusagte, es war auch keine Arbeit für sie — fand Leni. Die Mama war sonst so vernünftig, aber in Ruth konnte sie sich nun einmal nicht hineinfinden. Und alles an ihr war doch so begreiflich, so natürlich, so ganz wie es sein mußte. Was die Natur aus ihr gemacht hatte und die freieste Erziehung, die sich denken ließ, das war sie.

Die Natur hatte ein wunderschönes Menschenkind geschaffen, ohne Tadel vom Scheitel bis zur Sohle, und als der Verstand dem holden Geschöpf erwacht war, da hatte die Mutter ihm gesagt: „Thue, was du willst, nur nichts, was deinem Gewissen widerstrebt und dein Gefühl beleidigt. Die Sünde ist ein häßlicher Fleck, den nichts wieder fortwäscht." Und der Vater: „Lerne soviel oder so wenig du willst, aber bedenke, daß allein der Geist es ist, der den Menschen über das Tier erhebt." Im übrigen hatte man vom zartesten Alter an ihre Wünsche konsultiert und ihre Meinung eingeholt, und der strengste Tadel, den sie je gehört, war gewesen: „Ich hätte es nicht so gemacht an deiner Stelle."

Ob dieses Erziehungssystem sich bei einer andern bewährt hätte? Bei jeder andern gewiß nicht, meinte Leni, aber Ruth war Ruth geworden auf diese Weise — ein edles, kluges, freidenkendes und freihandelndes Geschöpf.

Und so wie sie geworden, war sie in dieses Haus gekommen vor sechs Monaten, und wie sie sich darin umgesehen, da hatte sie gelächelt — halb bewundernd, halb ironisch. „So etwas findet man in ganz Australien nicht," hatte sie gesagt. „Es wird einem ordentlich romantisch zu Mute, man möchte sich gleich hinsetzen und den Musäus aufschlagen oder den E. T. A. Hoffmann. Aber weißt du, Leni, ein bißchen

eng ist's doch, so recht frei heraus atmen kann man nicht. Die niedrigen Balken drücken, und die bunten Fensterscheiben, die das Licht aussperren, wehren auch der Luft den Eingang. Ja, ja, man merkt's, die Männer, die dies Haus hier bauten, sie mochten den Glaubenszwang glücklich los sein, allein sie seufzten doch noch unter allerlei Druck von oben her und unter der Tyrannei des Althergebrachten."

Noch enger wie das Haus war ihr bald der Geist erschienen, der darin waltete. Anfangs hatte sie gelächelt, wenn sie mit dem raschen Fuß, mit der stolzen jungen Stirn gegen eine Schranke gestoßen war. Wie sich ihr aber diese Schranken überall entgegengestellt hatten, wo sie ging und stand, da hatte sie immer und immer wieder zornig verlangt, daß man ihr den Weg freigebe. So hatte es schlimme Scenen gegeben zwischen ihr und der Mama, und gestern —

Der Kleinen schossen die Thränen in die Augen.

Ach! Ruth war es ja nicht zu verdenken, wenn sie darauf bestand, sich ein andres Heim zu suchen, aber sie — Leni — verlor soviel, verlor fast alles mit ihr. Wie einsam war ihre Kindheit, ihre erste Jugend gewesen, wie unbeschreiblich hatte sie sich nach einer Gefährtin gesehnt! Denn ein entsagungsvolles Nönnchen — da hatte Ruth unrecht — das war sie nicht. Sie lechzte förmlich nach Glück, nach Lebenslust, sie konnte nur mit eigenen Mitteln so recht nichts Derartiges finden. Die düstere Seite der Dinge fiel ihr rasch genug in das Auge, die heitere Kehrseite mußten ihr andre zeigen. Und das verstand Ruth — Gott! wie sie das verstand! Die nüchternsten Alltäglichkeiten boten ihr noch Stoff für ihre frohe Laune, und über das Schöne, das Herrliche konnte sie sich freuen, daß man sich mitfreuen mußte, bloß wenn man sie ansah. Die köstlichsten Tage hatte dieser letzte Winter gesehen und die vergnügtesten Nächte, Nächte, in denen man sich in den Schlaf geschwatzt und gelacht hatte, um, ach! so lustig zu träumen.

Mit dem lustigen Träumen war es aus, wenn Ruth ging, und mit dem Schwatzen und Lachen auch. Die stillen einsamen Nächte, die früher gewesen, kehrten zurück und die trostlos langen, öden Tage. —

Leni hatte, trotz thränenverdunkeltem Auge, das erste Monogramm fertig gestickt und schickte sich eben an, das zweite zu beginnen, als ein Schritt auf der Treppe hörbar wurde. Nun ließ sie die Arbeit in den Schoß sinken und saß gespannt aufhorchend.

Es war Ruths Schritt, ganz ohne Zweifel war er es. Aber, wenn sie vorhin wie ein Vogel hinuntergeflogen war — wie langsam, wie merkwürdig bedächtig kam sie jetzt wieder heraufgestiegen! Das klang — ein freudiges Zucken ging durch der Kleinen Herz — das klang nach einer Enttäuschung. Sicher hatte der Papa ihr auf ihre Bitte ein entschiedenes Nein geantwortet!

Nun war sie oben — nun vor der Thür. Ehe sie die Klinke aufdrückte, zögerte sie noch einen Moment.

Da — endlich stand sie auf der Schwelle, aber — von Enttäuschung merkte man ihr nichts an, im Gegenteil! Sie hatte einen seltsamen Glanz im Auge, ein seltsam träumerisches Lächeln auf den Lippen. Als sei ihr etwas Wunderbares passiert, etwas kaum faßbar Herrliches, so sah sie aus.

„Ruth, was ist dir?" stammelte Leni betroffen.

Die Angeredete lachte, ein kurzes, leises Lachen. Dann zog sie die Thür hinter sich in das Schloß, sank auf den nächstbesten Stuhl hin und saß nun, die Hände im Schoß gegen einander gepreßt, das Kinn leicht erhoben, immer noch mit verklärtem Blick das rätselhafte Wunder schauend.

„Sprich, Ruth! Ich bitte dich!“ flehte Leni.

Abermals, statt aller Antwort, nur das kurze, leise Lachen.

„Sei doch nicht so grausam! Du spannst mich ja auf die Folter. Sag, hat Papa dir seine Einwilligung gegeben?“

Erst war's, als müsse sich Ruth aus einem Traum wach rütteln, dann schien ihr staunender Blick die vier Wände zu fragen: „Ist's möglich? Noch alles beim alten hier?“

Plötzlich wandte sie sich mit einer Schelmenmiene an Leni. „Du hast doch neulich den Kindern die Geschichte von Aschenputtelchen vorgelesen,“ sagte sie. „War's eigentlich ein gläserner oder ein goldener Pantoffel, den sie auf dem Ball verlor?“

„Ach, laß doch jetzt die Thorheit!“

„Oho! Das ist keine Thorheit, sondern eine furchtbar ernste Frage. Sprich, war er von Glas oder von Gold?“

„Ich weiß es nicht.“

„Leni?!“

„Ich weiß es wirklich nicht mehr!“

„Nun, damit hat's doch jedenfalls seine Richtigkeit, daß der Prinz ihn fand, ihn alle Schönen des Landes anprobieren ließ, und daß er keiner passen wollte als nur dem Aschenputtel?“

„Ruth, du Plagegeist, was soll das alberne Märchen?“

„Es ist mein Märchen, ich bin Aschenputtel.“

„Unsinn! Du hast doch keinen Pantoffel verloren!“

„Das mag sein, aber der verlorene, oder gefundene, oder eingebildete Pantoffel paßt mir wie angegossen — da, sieh nur her!“ Und die Schelmin schob unter dem blauen Kleide einen schmalen Fuß hervor, an dem zwar kein Pantoffel, aber doch ein zierlicher Halbschuh wie angegossen saß.

„Ruth,“ sagte Leni zwischen Lachen und Schmollen, „ich glaube wahrhaftig, du bist ein bißchen übergeschnappt!“

„Leni,“ entgegnete Ruth mit übermütig blitzenden Augen, „wenn ich es ganz und gar wäre, ein Wunder könnte man's kaum nennen.“ Und plötzlich aufspringend flog sie auf die Kleine zu, riß diese von ihrem Sitz empor und wirbelte sie im tollen Walzer durch das Zimmer.

„Aber Ruth,“ rief Leni atemlos, „Ruth, das geht ja nicht! Da sieh doch nur hin — Mamas Servietten — die schönen, neuen Servietten — sie sind sämtlich auf die Erde gefallen — wir treten darauf herum, Ruth, wir —“

Die Ausgelassene ließ ihr Opfer fahren, raffte, einen lachenden Kobold im Blick, die Servietten vom Boden auf, stürzte damit nach dem Ofen hin, riß die Klappe auf und machte Miene, die Prachtstücke vom feinsten Hausmacherleinen in die russige Höhlung zu werfen.

„Um Gotteswillen! Was hast du vor?“ schrie Leni, ihr entsetzt in den Arm fallend.

„Ha ha ha!“ lachte Ruth. „Hast du nicht gelesen, was Gudrun that, als der Verlobte sie zu retten kam? Die Wäsche, die sie der Teufelin Gerlinde reinigen sollte, warf sie vergnügten Herzens ins Meer. Ähnlich — ha ha ha! — mache ich's nun auch. Das Meer habe ich zwar nicht zur Hand, allein ein Schwefelhölzchen ist rasch entfacht und —“

„Ruth, du wirst — du kannst doch nicht —! Die schönen, neuen Tücher, Ruth, eine Sünde wäre es ja! Komm — komm, „sei vernünftig — gib wieder her! Ruth, ich bitte, ich beschwöre dich, gib wieder her!“

Mit diesem jammervollen Flehen war es nicht genug, sie mußte ernstlich noch ein wenig kämpfen, bevor sie ihren Schatz wieder erlangte. Als sie diesen dann auf dem Tisch in Sicherheit gebracht hatte, wandte sie sich mit einem großen, bangen Blick an die andre zurück, die jetzt lachend auf einem Schemel saß und sich mit dem weißen Schürzchen Kühlung fächelte.

„Was — war das mit dem Verlobten, Ruth?“ stammelte sie. „Es — es hat doch nicht etwa jemand um deine Hand angehalten?“

„Das wäre gar nicht so unmöglich,“ entgegnete die Gefragte mit vergnügtem Blinzeln.

Die Kleine kam ein Zittern an, sie mußte sich nun auch ihrerseits hastig setzen.

„Die bloße Vorstellung scheint dich über den Haufen zu werfen,“ spottete Ruth.

„Ach!“ murmelte Leni mit blassen Lippen. „Es ist mir ja so unerwartet, und ich weiß ja auch von niemand — du fandest alle unsre Herren hier immer so fade. Ruth! Liebe, gute Ruth, sei endlich barmherzig! Erkläre — erzähle mir alles!“

Der Blick, der die letzten Worte begleitete, wirkte herzbewegend.

„Nun denn, meinetwegen,“ lächelte Ruth, „da du meine hübschen Gleichnisse nicht verstehen willst oder kannst, so sollst du die Sache jetzt in nüchternster Prosa haben und zwar von Anfang an. Ich gehe also, wie du dich erinnerst, auf des Onkels höfliche Einladung vorhin hinunter, trete in das Hauptcomptoir und habe die unbeschreibliche Genugthuung, daß sechs Federn bei meinem Erscheinen den Dienst versagen, daß drei galante Jünglinge wie auf Kommando von ihren hohen Sitzböcken herunterspringen und nach meinen Befehlen fragen. Nur dein Schützling, der Mann mit der unglücklichen Liebe, thut, als gehe gar nichts Weltbewegendes vor, nickt kaum mit dem Kopfe — der Bär! Nun, ich werde auch ohne ihn fertig. Der kleine Jahns hat mir bereits die Thür zu Onkels Sanctum geöffnet. Mit der Würde einer Königin überschreite ich die Schwelle. ‚Guten Morgen, Onkel,‘ beginne ich in meinem liebenswürdigsten Ton. ‚Es ist sehr gütig von dir, daß —‘. Hier erstirbt mir vor grenzenlosem Erstaunen das Wort auf der Lippe, denn wie ich jetzt merke, ist der Onkel nicht allein. Von dem glatten Ledersofa, seinem Pult gegenüber, erhebt sich eine Gestalt und wächst — wächst — wächst bis fast an die Decke. Wer ist's? Herr Hagen von Tronege —“

„Ruth!“

„Nein, faktisch, Kleine, der Mann aus dem Bürgerpark gestern — ein Kapitän Bardewiek, wie sich's herausstellt.“

„Und was wollte der Herr?"

„Um meine Hand anhalten."

„Ein Mann, der dein Großvater sein könnte?!"

„Und der sehr gern mein Schwiegervater werden möchte."

„Ruth! Ruth!" rief Leni, die Hände ringend in der Verzweiflung über die leichtfertige Weise der andern. „Wie kannst du nur so reden? Ein Heiratsantrag ist doch am Ende eine furchtbar wichtige Sache!"

„In der That," nickte die Unverbesserliche, „deshalb habe ich mir den Alten, während er mit tiefer Baßstimme und einer Schüchternheit, die ihm sehr gut stand, seine Wünsche vorbrachte, auch ganz ernstlich und gewissenhaft darauf angesehen, ob er sich wohl für den von ihm ersehnten Posten eignen werde. Der Schluß zu dem ich kam, war: ‚Vortrefflich.'"

„Mein Gott — mein Gott!" stöhnte die Kleine. „Es handelt sich doch nicht um den Vater, sondern um den Sohn! Wer ist er, und woher kennt er dich?"

Ruth lachte. „Ja, siehst du, Schätzchen!" sagte sie, „das ist das Drollige an der Sache. Er kennt mich ebenso wenig, wie ich ihn, hat bis zur Stunde meinen Namen noch nicht gehört."

Leni fuhr sich mit beiden Händen nach den Schläfen. „Es ist, um den Verstand zu verlieren," murmelte sie.

„Ach nein, Kind," tröstete Ruth, „so schlimm ist's nicht. Herr Friedrich Bardewiek, Plantagenbesitzer auf Java, wünscht sich zu verehelichen, und weil seine Geschäfte ihm nicht erlauben, eine Reise nach Deutschland zu machen, so hat er seinen Vater beauftragt, für ihn Brautschau zu halten, der aber hat sich gestern im Bürgerpark at first sight in mich verliebt. Ist das nicht einleuchtend wie die Sonne?"

„Ja, aber du wirst doch nicht einen Mann heiraten, den du nicht kennst?" rief Leni außer sich.

„Er ist ein Ehrenmann, sagt der Onkel. Im übrigen, beste Leni, was ist an den Männern viel zu kennen? In der Hauptsache sind sie sich alle gleich. Wenn man nur ein bißchen hübsch ist und gerade nicht auf den Kopf gefallen, so wickelt man den klügsten, wie den dümmsten, sehr bald um den Finger."

„Ruth, das ist frivol, das ist abscheulich und — deshalb ist's auch nicht deine Meinung! Nein, du sprichst nur so, um mich zu quälen, du nimmst die Sache nicht ernst."

„Leni, ich weiß nicht, ob ich dir's schon sagte, der Mann besitzt Millionen, und Millionen nimmt man immer ernst, wenn man wie ich keinen Pfennig im Vermögen und die allerkostspieligsten Neigungen hat."

„Du — den ersten, besten ums Geld heiraten? Ich kann's und will's nicht glauben!"

„Warum nicht?" entgegnete die andre mit lächelndem Gleichmut. „Ich bin Ruth und arte nach meinem Namen. Schlag nur einmal in der Bibel nach, wie es die erste Ruth machte. ‚Dein Volk soll mein Volk sein' — das liest sich rührend. Man traut dem holden Kinde nur lauter ideale Handlungen zu, aber sie ist praktisch. Wie der alte Boas mit dem langen Geldbeutel kommt, da hat sie nichts Eiligeres

zu thun, als sich ihm an den Hals zu werfen. Ja, ja, so sind wir nun einmal, wir Ruths, das mühsame Ährenlesen auf andrer Leute Feldern ist auf die Dauer unsre Sache nicht."

„Großer Gott! Wie leichtfertig — und wie inkonsequent zugleich! Ruth, bedenke, was für eine drückende Schuld dir gestern noch die Kleider waren, die die Eltern dir geschenkt, und nun willst du dir dieses Mannes Millionen schenken lassen?!"

„Oho!" rief Ruth im höchsten Grade belustigt. „Was schwatzt die Kleine da? Es ist noch kein Jahr her, da galt ich als das schönste Mädchen in Sydney — sollte ich denn alt und runzelig geworden sein auf einmal?" Sie sprang auf, trat vor den Spiegel hin und bog, ihr Bildnis scherzhaft inspizierend, den reizenden Kopf nach rechts und nach links. „Nein," urteilte sie in heitrer Befriedigung zurückkehrend, „es ist noch alles so ziemlich beim alten, Herr Friedrich Bardewiek kann über seinen Handel nicht klagen — er wird es auch nicht."

Leni faßte, von einer plötzlichen Angst gepackt, die Hand der Vorüberstreifenden. „Und wenn er es nun doch thäte?" stieß sie heraus. „Ruth, verzeih, es ist mir ja kaum denkbar, so schön, so lieb wie du bist, aber der Geschmack ist nun einmal verschieden und — und — wenn er dich nun gar nicht möchte, Ruth?"

Zwischen den Brauen des schönen Mädchens zuckte es wie von Unwillen, gleich darauf aber lächelte sie wieder.

„Oh! Er wird mich schon mögen," entgegnete sie siegesgewiß. „Ich ziehe meine hübschesten Kleider an, mache ihm mein freundlichstes Gesicht, merke mir, ohne daß er es gewahr wird, seine Schwächen, seine kleinen Eitelkeiten und dann — Aber nein," unterbrach sie sich mit schalkhaftem Kopfschütteln, „das ist Geschäftsgeheimnis, thäte dir auch nicht gut, darin eingeweiht zu werden, nein" — hier schloß sie die Kleine zärtlich in ihre Arme — „solche Rezepte sind nicht für heilige Lenis. Die heiraten ja, wenn sie nicht ins Kloster gehen, immer nur den Mann ihrer ‚großen Liebe'. Möge er, ‚der Herrlichste von allen', dir bald erscheinen! Ich nehme mittlerweile Boas — gottlob, daß er noch nicht gar so alt ist! — und wenn er will, so soll er's gut bei mir haben!"

„Du nimmst ihn also gewiß?"

„Ich habe mir acht Tage Bedenkzeit ausgebeten. Für die Ruths von heutzutage, siehst du, schickt sich's nicht, daß sie gleich so naiv mit beiden Händen zugreifen wie die Ruths von dazumal."

Sie lachte und wandte sich der Thür zu. „Ich will jetzt nur schnell einmal unten im Bücherschrank nachsehen, ob ich nicht irgend ein Werk über Java finde," sagte sie. „Auf Wiedersehen, Schätzchen!"

Damit war sie hinaus.

Leni aber, die stille Leni, warf in leidenschaftlichem Schmerze die Arme auf den Tisch, preßte ihr kleines, blasses Antlitz in die Hände und weinte herzbrechend.

Siebentes Kapitel.

Ruth las, was sie nur an Werken über Java auftreiben konnte, und je mehr sie las, desto verlockender erschien ihr die Zukunft, die ihrer harrte.

„Die Tropenglut, die Naturherrlichkeit, die Pflanzenpracht, die wunderbare Tierwelt, das seltsame Völkergemenge da drüben, das alles zu sehen wird Seligkeit für mich sein,“ sagte sie der immer wieder in Jammer ausbrechenden Leni „und du behauptest, mich zu lieben, und willst mir die Seligkeit nicht gönnen?“

Dem Onkel aber, der es für seine Pflicht hielt, sie väterlich gütig zu ermahnen: „Überlege dir den Schritt wohl, Ruth, bevor du ihn thust, es ist einer von denen, die man nicht zurückmachen kann“ — entgegnete sie mit schalkhaftem Augenblinzeln: „Hand aufs Herz, Onkel! Rätst du mir ab?“ Und wie seine Kaufmannsseele in Anbetracht der Millionen des Mannes auf Java kein Ja als Antwort fand, da lachte sie ausgelassen und rief: „Ich merke es wohl, Onkel, dir geht's wie mir, du denkst in deinem Sinne: Es ist doch ein fabelhaftes Glück, das dem Mädchen da in den Schoß gefallen ist.“

Daß auch die Tante dieses Glück für fabelhaft hielt und sich im stillen weidlich darüber ärgerte, das merkte sie ebenfalls zu ihrer nicht geringen Schadenfreude.

Es war alles in allem eine recht übermütige Woche, die sie verlebte. Ernsthaft wurde sie erst, als sie nach Ablauf der Bedenkzeit dem alten Bardewiek wieder gegenüber stand.

Dieser Hüne, dessen kraftvolle Männlichkeit sie entzückte, hatte zugleich in der einfachen Natürlichkeit seines Wesens etwas, das sie rührte, das ihr wunderlich an das Herz griff.

So antwortete sie denn auf seine schüchtern hervorgebrachte Frage mit einer Bescheidenheit, die sie an sich selber kaum kannte:

„Ich danke Ihnen, Herr Kapitän, danke Ihnen herzlich für Ihr großes Vertrauen. Ich werde versuchen, mich desselben würdig zu erweisen. Ja, ich nehme den Antrag Ihres Sohnes an und will ihm eine gute Frau sein, ich verspreche es Ihnen.“

Als aber nun der Alte verlegen und ein wenig täppisch in seiner Herzensfreude nach ihrer Hand greifen wollte, hob sie sich in ihrer reizenden Anmut auf die Zehenspitzen und berührte seine braune Wange mit ihren Lippen.

„Ich habe einen Vater verloren,“ murmelte sie, eine Thränenperle im Auge, „nun bekomme ich einen wieder.“

Dann trat sie einen Schritt zurück, maß ihn mit bewundernden Blicken vom Scheitel bis zur Sohle und fragte, leicht errötend: „Gleicht er Ihnen wohl ein bißchen, Ihr Sohn — ist er wohl ungefähr so groß wie Sie, meine ich?“

„Genau so groß,“ versicherte Kapitän Jakob. „Sie haben auf Java keinen Zweiten von der Länge.“

„Ach! Das ist herrlich,“ rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Nun bin ich ganz zufrieden!“

Fast noch zufriedener als sie, war der Alte. Wenn je in seinem Leben — so

hatte er diesmal seine Sache gut gemacht — in dem erhebenden Bewußtsein setzte er sich, kaum zu Hause angelangt, hin, um dem Fritz auf Java, der immer Glück hatte, nun auch dieses neueste größte Glück zu melden. Ordentlich ärgerlich ward er während des Schreibens über die deutsche Sprache, oder doch über den Wortschatz derselben, der ihm bisher für seinen Privatgebrauch noch immer genügt hatte. Eine Schönheit zu schildern, die so ganz einzig in ihrer Art war, wie die von Ruth Hillers, dazu gehörten Eliteausdrücke, die er nicht fand. Kopfschüttelnd versiegelte er endlich den Brief. Der Fritz war im stande zu glauben, es handle sich um ein ganz gewöhnliches hübsches Mädchen, wenn er das hölzerne Satzgedrechsel las.

Friedrich Bardewiek aber mußte doch wohl imstande gewesen sein, zwischen den Zeilen zu lesen, denn aus seinem Antwortschreiben, das ein paar Monate später einlief, klang neben herzlicher Erkenntlichkeit eine gewisse Unruhe heraus.

„Sie ist doch nicht zu schön,“ schrieb er, „zu hochgebildet und vornehm für mich, Vater? Ich habe in meiner Person gar zu wenig zu bieten, mußt Du bedenken. An meinem äußern Menschen ist nicht viel; was ich weiß, habe ich mir selbst erworben, feine Formen u. s. w. sind bei mir nicht zu finden.“ Und gegen den Schluß des Briefes hieß es: „Verzeih, Vater, aber ich gehöre nun einmal zu den Leuten, die alles etwas schwer nehmen. Der Gedanke, das schöne Geschöpf könnte durch eine Vereinigung mit mir unglücklich werden, quält mich in einem Grade, daß ich fast bereue, den Heiratsgedanken gefaßt zu haben.“

Der Alte lachte, lachte herzlich, als er zu Ende gelesen hatte. Es war doch zu komisch, daß ein Mensch, von dem alle Welt die höchste Meinung hegte, von sich selber so bescheiden dachte.

Mehr spaßeshalber, als weil er sich durch die ausgesprochenen Bedenken des Sohnes verpflichtet hielt, nahm er den Brief, um ihn Ruth vorzulegen. Auch auf diese wirkte er belustigend.

„An seinem äußern Menschen soll nicht viel sein?“ rief sie aus. „Und dabei gleicht er seinem Vater! Was er weiß, will er nur sich selber zu verdanken haben? Ja, gibt's denn etwas Verdienstvolleres?“

Was sie von dem Mangel an feinen Formen las, machte sie zwar momentan stutzen. Gleich darauf aber meinte sie mit freundlicher Nachsicht: „Nun, ich kann mir ja denken, daß einem der gesellschaftliche Schliff ein bißchen abhanden kommt in halbcivilisierten Ländern, doch der ist am Ende leicht wieder erlangt. Übrigens,“ setzte sie lächelnd hinzu, „habe ich selber heute morgen auch einen Brief von ihm bekommen.“

„Sieh mal an!“ rief der Alte erfreut.

„Ja, einen sehr schönen, der selbst Leni gefallen hat, und die ist schwer zu befriedigen. Sie sagte gleich, nachdem sie ihn gelesen hatte: ‚Ein guter Mensch ist er, Ruth‘.“

„Na, das wollte ich denn doch auch meinen!“

„Natürlich, wir wissen das ja,“ entgegnete Ruth begütigend auf diesen halbgekränkten Ausruf hin, „aber sie hatte sich eben allerlei verkehrte Gedanken gemacht. Doch jetzt ist sie überzeugt, sie meint nur —“

„Nun?“ fragte er aufmunternd, als sie stockte.

„Ob mir's da drüben nicht gar zu still sein werde.“

„Still?“

„Das Leben, meint sie. Er spricht nämlich in dem Briefe von der großen Einsamkeit dort — Weltabgeschiedenheit nennt er es sogar. Aber — das ist wohl ein wenig übertrieben? Ganz in der Einöde kann doch Sukawangi nicht liegen?“

Ein etwas ängstlicher Blick begleitete diese Frage.

„I, Gott bewahre!“ rief er förmlich empört. „Bandong ist ja ganz in der Nähe — sehr leicht mit dem Wagen zu erreichen wenigstens — und in Bandong wohnt der holländische Resident — was so das größte Tier in der ganzen Provinz ist, ein Herr, der 'ne sehr liebenswürdige Frau haben und ein ziemlich großes Haus machen soll. Dann ist auch in Bandong 'ne schöne Societät, das ist so 'ne Art Kasino für die Europäer. Da halten sie denn alle Sonnabend und auch wohl noch öfter ihre geselligen Zusammenkünfte. Es wird geschwatzt, getanzt, musiziert, es werden Theaterstücke aufgeführt, Picknicks verabredet, Landpartien geplant. Ja, was will man denn eigentlich noch mehr?“

„Gar nichts,“ versicherte Ruth jetzt schon wieder in ihrer heitersten Gemütsverfassung, „ich bin mit alledem so zufrieden wie nur möglich, und ich schicke durch die nächste Post einen Brief nach Sukawangi ab, in dem ich erkläre, daß ich mir nicht bange machen lasse und fester entschlossen bin wie je, Frau Friedrich Bardewiek zu werden.“

In dem Gefühl einer kleinen Königin, die Gnaden austeilt, sagte sie das, und in demselben Gefühl schrieb sie ein paar Tage später ihren Brief. Nichts konnte ihr zarter schmeicheln als der Gedanke, daß dieser Mann, der aus eigener Kraft so Bedeutendes war, dieser Besitzer selbsterworbener Millionen sich ihrer nicht würdig erachtete.

So nahmen denn die Ereignisse ihren Lauf. Als sich der August zu Ende neigte, lag Ruths Aussteuer fertig. Sich diese von den Verwandten schenken lassen zu müssen, darüber tröstete sie sich mit dem Gedanken: „Dem Onkel schulde ich's gern, der Tante verehre ich, sobald ich nur selber etwas besitze, irgend einen Schmuck, der alle die lumpigen Kleider zehnfach aufwiegt. Dann sind wir fürs Leben quitt.“

Die Abreise war auf Anfang September festgesetzt und sollte, dies war wenigstens die ursprüngliche Absicht, mit einem der Lloyddampfer erfolgen, die den monatlichen Maildienst zwischen Bremen und Batavia versehen. Nur scheute man sich begreiflicherweise, das junge, schöne Mädchen ganz mutterseelenallein in die Welt zu schicken, und sah sich doch auch vergebens nach einer Familie oder älteren Dame um, die dasselbe Reiseziel hatte und unter deren Schutz man es hätte stellen können. Da machte fast im letzten Moment noch ein Telegramm aus Java dieser Verlegenheit ein Ende. Friedrich Bardewiek teilte mit, daß sein Freund Henry Burnand, von der Handelsfirma Burnand, Tyler & Co. in Batavia, mit dem P. & O. (Peninsular and Oriental)-Steamer „Poonah“, der am 5. September Southampton verlasse, seine junge Schwester aus London erwarte.

So bot sich, statt der Duenna, doch wenigstens eine Gefährtin, und mit dem Wechsel der Reiseroute war Ruth selber sehr zufrieden, denn nun begleitete der

Onkel sie nach London, und sie bekam, bevor sie Europa verließ, noch ein Ziel ihrer Sehnsucht, die Riesenstadt an der Themse mit all ihren Wundern zu schauen.

Diese frohe Aussicht erleichterte ihr auch nicht wenig die Trennungsstunde. Zwar flossen ihre Thränen heftig beim Abschied von dem alten Bardewiek und von Leni, jedoch sie flossen nicht lange. „Denn," wie sie der schluchzenden Kleinen in das Ohr flüsterte, „wozu sich solch häßliche rote Nasen machen, Liebchen? Es ist wirklich nur, um die Leute zu amüsieren, die gaffend herumstehen — uns nützt's gar nichts. Es muß ja nun einmal geschieden sein, und am Ende ist's doch auch nicht auf ewig. Früher oder später, das sollst du sehen, überrede ich meinen Bären, daß er einmal auf eine Weile seinen Schlupfwinkel verläßt und mich nach Deutschland führt und zu dir. Oder — weißt du, was noch herrlicher wäre? Du nähmst ihn — deine große Liebe, meine ich" — hier mußte sie mitten aus ihrem Schmerz heraus lachen — „nur unter der Bedingung, daß er Pflanzer auf Java würde, dann wäre uns für das ganze Leben geholfen. Da! Überleg' dir's! Und nun, Schatz — süßer Schatz, laß gut sein. Leb wohl — behalte mich lieb, wie ich dich. Ich schreibe dir unterwegs ein dickes Tagebuch, und sobald ich drüben anlange, einen Brief!"

Achtes Kapitel.

Aus Ruths Tagebuch.

An Bord des P. & O.-Dampfers „Poonah",
den 6. September.

„Guten Morgen, Leni! Wie geht's? Schön geschlafen? Ja? Freut mich! Fast kann ich von mir dasselbe sagen, nur war die Pritsche reichlich hart, an das Stampfen der Maschine, das Trampeln und Rasseln auf dem Verdeck mußte ich mich erst gewöhnen und an die Gesellschaft auch. Anfangs kann man doch solch ein wildfremdes Menschenkind in der Intimität seines Schlafgemachs nicht recht gebrauchen.

May Burnand heißt sie. May — allerliebster Name. Wie ich mir den für gewöhnlich personifiziert denke? Zierliche Gestalt, holde Anmut, blonde Haare, rosige Wangen und Lippen. Allein damit ist's nichts in ihrem Falle. Magere, schmalschultrige, hüftlose Figur, muß es heißen, Rabenhaar, Lilienblässe, Märchenaugen.

Sie lächelte gleich ganz holdselig gestern abend, als sie mir vorgestellt wurde, schob zutraulich ihren Arm in den meinen und ließ sich von mir auf das Verdeck führen. Was hier herumwimmelte, war größtenteils angelsächsischer Nationalität und männlichen Geschlechts. Daß wir tüchtig angestarrt wurden, kann ich nicht leugnen. Die Tante hätte es geärgert, mich ließ es ziemlich kalt, meiner Begleiterin schien es Spaß zu machen. Als ein langbeiniges Individuum, das gerade an ihr vorüberstelzte, ein „Bless my soul! What eyes!" in seinen Graubart brummte, kicherte sie leise und stieß mich an. Das hätte sie lieber lassen sollen, fand ich, die Herren der Schöpfung sind schon keck genug, man braucht sie nicht noch aufzumuntern.

An einen bequemen Deckstuhl gelangt, ließ sie sich sachte hineingleiten. Da kein zweiter Sessel in der Nähe war, nahm ich auf der Holzbank neben ihr Platz.

„Ein bißchen hart,“ meinte sie liebenswürdig besorgt, „geht es auch?“

Gewiß, es ging vortrefflich. Ich bedauerte nur, daß Old England bereits in den Nebel der Ferne getaucht war, ich hatte nämlich vorgehabt, die entschwindende Küstenlinie für dich zu skizzieren. Nun war nichts sichtbar als Wasser und flatternde Möven. Ich ließ also Buch und Bleistift in den Schoß sinken und wandte den Blick auf meine Begleiterin, was ich ungestört thun konnte, denn ihre Aufmerksamkeit war bei dem Publikum.

Sie trug eine barettartige gehäkelte Kopfbedeckung etwas schief auf dem einen Ohr, ein blaues Kleid, das überall gerade da Fältchen schlug, wo keine hingehörten, allein sie wirkte trotzdem malerisch. Das machte die hingegossene schmale Gestalt, das dunkle Haar, das weiße Gesicht, das machten vor allem die Augen.

Sie waren blau — tiefblau, fast schwarz, mächtig groß und leuchtend. „Die müssen Wunderdinge zu erzählen wissen,“ dachte ich, und „Aus alten Märchen winkt es empor mit weißer Hand“ — ging mir's durch den Sinn. So kam's, daß ich ganz unwillkürlich plötzlich fragte:

„Kennen Sie Heine, Miß Burnand?“

Hätte ich gesagt: „Kennen Sie Dostojewskij?“, sie hätte mich nicht erstaunter ansehen können.

„Wer ist das?“ erkundigte sie sich.

„Er war ein deutscher Dichter.“

„Good gracious!“ rief sie belustigt. „Ich lese ja nicht mal englische. Alles Gereimte ist mir langweilig.“

„Und ich hatte schon geglaubt, Sie reimten insgeheim selber!“

Sie lachte laut. „Das sollte mir fehlen, ich habe schon Mühe genug mit der Prosa. Wissen Sie, wie ich es in der Pension mit meinen Aufsätzen machte?“

„Nun?“

„Ich schickte das Thema an einen guten Freund, der gegenüber wohnte. Er arbeitete mir's aus, und ich hatte bloß abzuschreiben.“

„Ja, ging denn das nur so — das Hin- und Herschicken?“

„Die Köchin war eine diskrete Person.“

„Und die Aufsätze fielen immer befriedigend aus?“

„Das sollte ich meinen! Er ist ein so kluger Kopf. Ich bekam stets die besten Nummern und am Ende des Jahres als Preis ein dickes Litteraturwerk von — Gott weiß von wem, ich habe es noch kaum aufgeschlagen.“

Was meinst du, Leni? Nun hätte ich über ihren inneren Menschen so ziemlich Bescheid wissen sollen, nicht wahr? Aber ich konnte wirklich noch nicht glauben, daß hinter den Prachtaugen nichts wie Schalheit stecke. So forschte ich denn weiter: „Sie lesen wohl überhaupt nicht gern?“

„O doch!“ rief sie aus. „Romane sind meine ganze Passion. Die waren natürlich auch verboten in der gräßlichen Pension, aber“ — mit einem triumphierenden Kopfnicken — „sie wurden eingeschmuggelt.“

„Durch das Küchenfenster?“

„Ja. Es ging vortrefflich. Wir machten ihnen unverdächtige Einbände aus

alten Schulbuchdecken und lasen sie in den Lehrstunden unter dem Tisch, auch abends im Bett."

„Erlaubte Vergnügungen gab es wohl kaum?"

„O! Die alte Kröte, d. i. die Vorsteherin, führte uns dann und wann einmal durch eine Gemäldegalerie — wenn Sie das Vergnügen nennen?"

„Ein großes sogar."

„Ich nicht, ich kann selber keinen geraden Strich zeichnen und verstehe absolut nichts von der Malerei. Da wirkt dann das Bilderbesehen auf die Dauer langweiliger wie alles."

„Was mich nur wundert," entgegnete ich mit einigem Sarkasmus, „daß Sie es ausgehalten haben in dieser trostlosen Pension und nicht eines schönen Tages durch das Küchenfenster davongelaufen sind."

„Ja, sehen Sie," erklärte sie naiv, „er hatte eben kein Geld, sonst —"

„Wer? Ihr Gegenüber?"

„Ja, er war wirklich ein einzig netter Mensch, aber mit ihm zu hungern hatte ich doch keine Lust. So mußte ich mich denn mit der Musik trösten, so gut es ging."

„Aha! Sie sind also musikalisch," rief ich aufspringend. „Dann müssen Sie mir etwas vorspielen! Bitte, bitte, Miß Burnand, im Salon steht ein großer schöner Flügel."

Sie sträubte sich zwar anfangs ein bißchen, ließ sich aber schließlich aus ihrem Sessel emporziehen und schritt etwas schleppenden Ganges und unter den halbgesenkten Lidern hervor unausgesetzt die Passagiere beobachtend neben mir über das Verdeck. Im Salon angelangt, spielte sie „Waldesrauschen," ein deutsches Stück, wie sie sagte.

Euren deutschen Wald rauschen zu hören, dazu habt ihr mir leider die Gelegenheit nicht geboten, Leni, allein daß und wie er es kann, weiß ich aus des Vaters schwärmerischen Schilderungen und besonders aus euern Dichtern. Was für Wunderlieder lassen die ihn nicht in die Welt jubeln und klagen, was für süßtraurige Märchen und Sagen aus alter Zeit! Meine Erwartungen waren hochgespannt, aber — ach! — was unter Miß Mays unheimlich gewandten Fingern zu Worte kam, war nur ein künstlicher Wald, der im Papageienton gezierte Phrasen drechselte. Ich ertrug noch einen „Maienzauber" von ähnlicher Beschaffenheit, dann hielt ich es nicht länger aus, durfte mich auch ohne Skrupel entfernen, denn an Zuhörern fehlte es jetzt nicht.

Von den Klängen gelockt, hatte sich ein großer Teil der Passagiere hereingestohlen, und speziell ein dicker Herr schien bei der Musik sehr seine Rechnung zu finden. Er saß dicht neben dem Klavier, die Augen zusammengekniffen, das Lächeln der Seligen auf dem breiten Gesicht, und nickte den Takt wie ein verzückter Mandarin. Von zwei jungen Damen jedoch, die Arm in Arm vor mir die Treppe hinaufstiegen, flüsterte die eine — sie hatte einen Tituskopf und sehr pikante Züge — der andern kichernd in das Ohr: „Du, die hat die Musik nur in den Handgelenken!"

Ja, Leni, so ist's, in der Seele hat sie sie nicht. Die Märchenaugen sind große, strahlende Humbugs.

Wir hatten einen herrlichen Sonnenuntergang, und als all das Rot und Gold am Himmel verblaßt war, da stand dort oben zart und bleich eine feine Mondsichel.

„Ach, wie süß!“ rief Miß May, die sich wieder zu mir gesellt hatte, „solch eine Brosche möchte ich haben in Brillanten.“

So wird sie mir nun während der ganzen Reise die Stimmung verderben — ist's nicht eine gräßliche Aussicht, Leni?

Den 7. September.

Vorgestern von Southampton abgefahren und jetzt — es ist 4 Uhr nachmittags — schon fast durch den Golf von Biscaya hindurch, Schätzchen! Lobenswert von der Poonah — was?

Wir haben herrliches Wetter. Der Wind weht angenehm kühl und gibt uns Gelegenheit neben dem Dampf noch fünf Segel zu benutzen. Die See geht freilich höher wie gestern, und die große Länge des Schiffes begünstigt das Rollen. Das Resultat ist verminderte Teilnahme an den Mahlzeiten, vermehrtes Ächzen und Stöhnen aus den Kajüten. Auch Miß May hat sich zurückgezogen, nicht weil sie krank war, sondern weil sie es zu werden fürchtete. Nun liegt sie in ihrer Koje, die sie sich durch mitgebrachte Daunenkissen zum schwelgerischen Pfühl umgestaltet hat, und liest den „Robert Elsmere“, den ich ihr geliehen habe. Es geht ihr also nichts ab als höchstens eine Flirtation, und davon hat sie gestern, als das Meer noch ruhiger war, mehr als genug gehabt. Es war zehn Uhr als sie auf dem Verdeck erschien, und es ging gerade recht lebhaft her in dem Moment. Ein Huhn, das gerupft werden sollte, war dem Koch entschlüpft. Infolge dessen große Hetzjagd, an der sich sämtliche Herren beteiligten. Lustige Ereignisse aber führen die Menschen zusammen. Als der Sport vorüber war, saß Miß May in dem Deckstuhl von gestern, auf den Lippen ihr kleines fades Lächeln und in den Augen strahlende Liebenswürdigkeit. Um sie herum aber standen fünf männliche Individuen, darunter der dicke Mandarin vom Abend vorher.

Sie machte mir ein Zeichen mit der Hand, daß ich kommen und mich ihres Erfolges mitfreuen sollte, allein ich zog vor zu bleiben, wo ich war, nämlich auf der Kommandobrücke in Gesellschaft der jungen Dame mit dem Tituskopf und des Kapitäns, der uns auf unsre wißbegierigen Fragen sehr verbindlich Rede und Antwort stand. Als wir glücklich in Erfahrung gebracht hatten, daß wir, bei einem Kohlenverbrauch von 35 bis 40 Tonnen, täglich 260 Meilen machten und voraussichtlich am 9. nachmittags in Gibraltar eintreffen würden, stiegen wir hinab, und der Tituskopf — Ada Macdonald aus Boston — bat um die Erlaubnis, mich seiner Mutter und Schwester vorstellen zu dürfen.

Wir fanden die beiden im Schatten eines der hängenden Rettungsboote sitzend. Die ältere, eine zur Korpulenz neigende schöne Dame von Kreolentypus politisierte, die Hände im Schoß gefaltet, mit dem langbeinigen Herrn, der sich am vergangenen Abend so begeistert über Miß Mays Augen ausgesprochen hatte. Die jüngere Dame, Miß Flora Macdonald, eine mittelgroße Erscheinung mit blassem Gesicht und unmodischem, langem Lockengeringel, das ihr aber nicht schlecht steht, zeichnete mit Eifer in ihr Skizzenbuch. Es scheint, sie ist Malerin, hat sich mit Mutter und Schwester zwei Jahre in Deutschland aufgehalten und geht nun, sich an der Farbenpracht des Orients zu entzücken. Belustigend ist's, daß in den zwei Jahren nur die Mutter

deutsch gelernt hat. Miß Flora behauptete zu stark mit ihrer Kunst beschäftigt gewesen zu sein, Miß Ada erklärte mit drolligem Ernst:

„Es war ganz merkwürdig, aber ich brauchte bloß deutsch gedruckte Lettern anzusehen, sofort konnte ich mich mit Migräne zu Bett legen. Dazu kam, daß mein Ohr die gesprochenen Laute kaum faßte und daß meine ganze Mund- und Kehleinrichtung nicht geschaffen schien, sie zu reproduzieren."

Ein amüsantes Mädchen, diese Ada, mit ihren vor Geist und Lebenslust sprühenden Augen. Die Schwester ist stiller, aber auch durchaus nicht auf den Kopf gefallen. An Schönheit kann freilich keine von beiden mit der Mutter konkurrieren. Das scheint auch der langbeinige ältliche Herr zu finden. Er ist gleichfalls Yankee — was schon aus seiner näselnden Sprechweise erhellt und dem beständig wiederkehrenden „I guess" als Satzeinleitung — stammt aus Baltimore, heißt Stephenson, reist nach Gibraltar, Algier, Tunis, Tripolis und von dort in einigen Monaten heimwärts via Italien und Frankreich.

Über meine Nationalität behaupteten die vier sich vom ersten Augenblick an den Kopf zerbrochen zu haben. Mr. Stephenson hatte, wie es scheint, meiner Haar- und Hautfarbe wegen auf eine Engländerin gewettet, Mrs. Macdonald wegen der, trotz meiner Jugend so großen Sicherheit des Auftretens (dies sind ihre Worte) auf eine Amerikanerin. Die Überraschung war groß, als ich mein Geburtsland nannte.

Mr. Stephenson fragte lächelnd an, wie lange es wohl noch dauern werde, bis wir in Australien ein 1776 in Scene setzten.

„Das hat Zeit," antwortete ich, „bis man anfängt, uns irgendwelchen Druck fühlbar zu machen. Einstweilen tragen wir noch ziemlich leicht an unsrer Abhängigkeit. Nach unsern Rechten schaut unser eigen Parlament, und daß wir noch als Briten auf Englands Ruhm und Größe, seine Dichter, Denker u. s. w. stolz sein dürfen, hat auch seine Vorteile, denn als Australier haben wir uns noch nichts Gleichwertiges geschaffen."

„Hm hm!" machte der Yankee augenzwinkernd. „Aber wie ist's mit der Deceased wife's sister bill? In Bezug auf die könnten sie im alten England doch wohl ein bißchen gefälliger sein — was?"

„Deceased wife's sister bill?" wiederholte Ada. „Das klingt ja kurios."

„Ist auch kurios," gab er zu. „Jahr für Jahr dringt nämlich von Australien herüber die rührende Bitte an das Ohr des englischen Parlaments, doch dem armen verwitweten Kolonisten gestatten zu wollen, daß er die Schwester seiner verstorbenen Frau eheliche. Allein vergebens. Die Bill wird mit wunderbarer Konsequenz immer wieder verworfen."

„Aber warum kapriziert sich denn der australische Kolonist allemal gerade auf seine Schwägerin?" rief Ada belustigt. „Gibt's nicht noch andre Mädchen?"

„Allzuviel Auswahl wird sich ihm auf seiner einsamen Schaffarm wohl nicht bieten. Die junge Schwägerin jedoch ist in den meisten Fällen zur Stelle. Sie war, der Schwester zur Stütze und freundlichen Gesellschaft, dem Paar gleich nach der Hochzeit über den Ocean gefolgt. Nun ist die Frau tot, und der Mann denkt: ‚Wer wäre wohl besser im stande, meinen Kindern die Mutter zu ersetzen, als Annie, oder Mary, oder wie sie gerade heißen mag?'"

„Ein sehr begreiflicher Gedanke," nickte Mrs. Macdonald, „und den darf er nicht ausführen, Miß Hillerns?"

„Oh doch!" versicherte ich. „Für Australien hat das Gesetz längst Gültigkeit."

„Kehrt aber die Familie nach England zurück," lächelte Mr. Stephenson, „so ist die Frau wieder Fräulein, und ihre Kinder sind nicht erbberechtigt."

„Schändlich genug," entgegnete ich hitzig, „und ganz allein die Schuld der albernen englischen Frauen. Die machen Stimmung gegen das Gesetz, weil sie befürchten, wenn es eingeführt würde, so möchten ihre Männer sie unter die Erde wünschen, um desto schneller zu ihren Schwestern zu gelangen."

„Und das nennen Sie albern?" rief Ada mit komischem Entsetzen. „Da bin ich andrer Meinung. Wenn Flora sich jemals unterstehen sollte, meinen Witwer zu heiraten, so würde mein Geist ihr und ihm keine ruhige Stunde lassen."

„Reg dich nur nicht unnötig auf," riet ihr Flora lachend. „Erstens sind abgelegte Kleider durchaus nicht meine Passion, zweitens fragt sich's noch, ob du jemals in der Lage sein wirst, einen Witwer zu hinterlassen. Bis jetzt hast du ja noch nicht einmal einen Bräutigam."

„Das ist auch wahr," erinnerte sich Ada, die Unterlippe wie in der Bestürzung zwischen die blitzenden Zähne klemmend „und dabei werde ich nächstens schon neunzehn Jahre alt. Übrigens," setzte sie mit einem Schelmenblick auf mich hinzu, „Miß Hillerns hat auch noch keinen Bräutigam, will ich wetten, sonst würde sie die eifersüchtige Schwäche der englischen Frauen nicht so hart verdammen."

Da mußte ich denn wohl oder übel erklären, daß ich verlobt sei.

„Aha!" rief Flora triumphierend. „Ada, was sagst du nun?"

„Daß Miß Hillerns keine Schwester besitzt," lautete die prompte Entgegnung.

Hierin hatte sie natürlich recht, und nun waren die Lacher auf ihrer Seite.

Du siehst, es sind nette Leute an Bord. Ganz und gar bin ich auf die Gesellschaft meiner Miß May nicht mehr angewiesen.

Heute ist freilich von den Macdonalds nur auf einen Moment Ada oben erschienen. Sie that einen Blick in das Wasser, machte mit wehmütigem Kopfschütteln kehrt und stieg wieder treppab. „Der Golf von Biscaya hat einen schlechten Ruf," sagte sie, „ich merke, daß er ihn verdient. Leben Sie wohl, Miß Hillerns, bis wir den alten Sünder im Rücken haben."

An Unterhaltung hat mir's trotzdem nicht gefehlt. Einige Herren ließen sich mir vorstellen durch Mr. Stephenson, der mir später privatim mitteilte, er habe dem Drängen nicht länger widerstehen können. Es waren ihrer drei: Ein Dr. Harris, der nach Manila reist, ein dunkelbärtiger, krausköpfiger Mensch, der mir Fadheiten auftischte; ein kleiner Reverend, Mr. Downing, der voller Begeisterung in die Heidenmission nach China geht und mit seinem hübschen Knabengesicht, dem jugendlichen Feuer seiner Rede so angenehm zu sehen wie zu hören war; last not least ein Herr von Senden, gewesener preußischer Lieutenant, jetziger Pflanzer auf Sumatra, der mir im Grunde am besten gefiel.

Er spricht außer deutsch nur noch holländisch, fühlt sich daher wie ein Fisch außer Wasser auf diesem stockenglischen Schiffe und glaubte, weil er die Abschiedsworte überhört hatte, die ich mit dem Onkel getauscht, in mir eine Landsmännin

begrüßen zu dürfen. Er ist hochgewachsen, starkgebräunt, blond, blauäugig und liefert den Beweis dafür, daß einer in der Wildnis leben kann, ohne seinen weltmännischen Schliff zu verlieren. Fast mitten in der Wildnis lebt er nämlich. Sein Haus wird nächtlich von wilden Tieren umheult, denke dir das. Wie er mir die trostlose Einsamkeit dort schilderte, kam mir wieder ein bißchen die Angst in Bezug auf Sukawangi, und ich fragte zaghaft bei ihm an, ob es wohl auf Java auch solche Einöden gäbe.

„Java," entgegnete er mir, „ist mit Sumatra verglichen ein hochkultiviertes Land, gnädiges Fräulein, Einöden gibt es freilich auch dort. Die Berghöhen sind fast ausnahmslos noch mit pfadlosem Urwald bedeckt." Dann wollte er wissen, von welchem Teile Javas ich redete. Als ich ihm die Preanger Residentschaften nannte, geriet er in Extase. Das sei auf der schönsten Insel der Welt die schönste Provinz, sagte er. Eine Fruchtbarkeit sondergleichen finde sich dort und daneben ein beständiger entzückender Wechsel zwischen den Landschaftsbildern, so daß das Auge des Reisenden auf Schritt und Tritt ein Fest feiere. Hier herrlichst bebauter Boden, dort wilder Wald, jähes Gebirge und überall aus dem üppigen Grün der Vegetation hervorleuchtend reizende Dörfchen. Wenn es in den Preanger Ländern Einöden gäbe, trostlos sei jedenfalls keine davon.

Ich dankte ihm für die Mitteilung und fand es dann nicht mehr wie artig, ihn über mein lebhaftes Interesse an der Sache aufzuklären. Als ich ihm sagte, daß ich im Begriff stehe, einen in der Nähe von Bandong lebenden Pflanzer zu heiraten, blickte er nur überrascht, aber als ich ihm meinen Verlobten nannte, Leni, da wuchs ich ordentlich in seinen Augen. Ja, wahrhaftig, ich merkte es, bis jetzt war ich für ihn nur ein hübsches Mädchen gewesen, jetzt ward ich auf einmal zur Respektsperson. Herr Bardewiek von Sukawangi war ihm zwar nur dem Namen nach bekannt, aber dieser Name mußte auch auf Sumatra einen trefflichen Klang haben, denn er fragte in merkwürdig ehrerbietigem Tone an:

„Gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch ausspreche?"

„Warum nicht?" entgegnete ich heiter. „Wenn Sie Ursache dazu sehen."

„Das sollte ich meinen!" rief er förmlich begeistert. „Herr Bardewiek von Sukawangi — alle Achtung vor dem!"

So etwas ist doch angenehm zu hören, meinst du nicht, Leni?

Den 8. September.

Eine gewissenhaftere Correspondentin, wie ich bin, kann's doch nicht geben, Schätzchen, das mußt du mir bezeugen. Da ich den Tag über nicht einen Moment zum Schreiben fand, so widme ich dir rasch noch die letzte Stunde vor dem Schlafengehen. Um 10 Uhr wird nämlich das Licht gelöscht.

Wir hatten heute herrliches Wetter, trotz starken Windes große Wärme. Die Küste von Portugal war stellenweise selbst durch den Operngucker nur in undeutlichen Umrissen sichtbar, aber ziemlich klar trat Cintra heraus, ein äußerst malerisches Städtchen auf steil abfallendem Hügel, dessen höchste Spitze ein altes Kloster krönt. Mit allen Segeln fuhren wir blitzschnell an den uns begegnenden Schiffen vorüber.

Die Schwankungen der ‚Poonah‘ waren unbedeutend, die gestern so leidenden Reisegefährten sämtlich frisch und froh auf Deck anwesend.

Miß May lag wieder der Länge nach ausgestreckt in ihrem bequemen Sessel und flirtete nach allen Seiten hin. Sie hatte zu ihrem Hofstaat, der gestern nur fünf Personen zählte, noch den Dr. Harris hinzubekommen. Der getreuste ihrer Getreuen, der dicke Mandarin, kein Chinese übrigens, sondern ein Holländer, Mynheer van Ravenstein, Großhändler aus Batavia, saß zu ihrer Rechten und hielt ihr den „Robert Elsmere“, den sie aus der Hand gelegt hatte. Bei all ihrer Passion für das Romanlesen scheint ihr das Romanmachen doch ungleich amüsanter.

Was höre ich dich da ausrufen, Leni? Leute, die in Glashäusern wohnen, sollen nicht mit Steinen werfen? Ganz richtig, Kleine, aber mich trifft das nicht. Denn erstens flirte ich nun nicht mehr, hab's aufgegeben, weil sich's für ein verlobtes Mädchen nicht ziemt und — na, kurzum aus Prinzip — und zweitens, als ich es noch that, da betrieb ich die Sache denn doch in etwas andrer Weise als diese Miß May. Ein Kreuzfeuer lustiger Reden war es zwischen mir und meinen Anbetern. Ich neckte sie auch und plagte sie weidlich, aber mit zärtlich schmachtenden Blicken habe ich sie nie traktiert. Das thut sie. Sie manövriert fast nur mit ihren Augen. Zu sagen hat sie so gut wie nichts; wenn sie einmal den Mund öffnet, so ist's zu einer Albernheit, die gleichwohl von ihrem dankbaren Auditorium mit lautem Entzücken begrüßt wird. Der dicke Mandarin besonders —

Aber was geht's mich an! Ich gönne den Leuten von Herzen ihr Vergnügen, freue mich nur, daß ich mich meinerseits sehr viel angenehmer unterhalte. Die Macdonalds sind wirklich liebenswürdige Menschen, Leni, das fangen auch andre an zu merken. Herr von Senden bat mich heute nachmittag, ihn der Familie vorzustellen.

„Gern,“ antwortete ich, „aber keines der jungen Mädchen spricht deutsch.“

„Dann würde es freilich nicht viel nützen,“ meinte er bedauernd und ging seiner Wege, weil er Ada auf mich zukommen sah.

„Ein Deutscher?“ fragte sie, ihm nachschauend.

Ich nickte bestätigend.

„Und ein Gentleman,“ sagte sie, „das merkt man gleich.“

„Ein Gentleman, der sich nach der Bekanntschaft der Damen Macdonald sehnt,“ teilte ich ihr lächelnd mit.

„Nun — und warum stellen Sie ihn uns nicht vor?“

„Weil er kein Englisch gelernt hat.“

„Aber ich bitte Sie,“ rief sie fast indigniert aus, „Mama spricht ja für ihr Leben gern deutsch.“

Zu diesem angenehmen Zeitvertreib verhalf ich daraufhin der Mama, und Herr von Senden schien sich bald in dem kleinen Kreis so gemütlich zu fühlen, wie nur möglich.

Er erzählte von seinem Heim auf Sumatra, von Tiger- und Büffeljagden, und ich bin gar nicht so fest überzeugt, daß was er sprach, nur Mrs. Macdonald und mir zu gute kam. Ada lachte allemal mit, wenn es etwas zu lachen gab, und Flora ließ wiederholt den Bleistift ruhen, scheinbar um besser horchen zu können.

Wir zeichneten nämlich in unsre Skizzenbücher, sie und ich. Ada hatte uns eine Preisaufgabe gestellt. Mit einem Augenzwinkern, das uns belehrte: „Ich mache Spaß, Mama soll sich bloß ein bißchen ängstigen," hatte sie derjenigen von uns, welche die beste Karikatur entwerfen werde, die Perle aus ihrer Mutter Autographensammlung, Richard Wagners eigenhändige Unterschrift, verheißen.

Mrs. Macdonald war denn auch richtig in die Falle gegangen; mit einem entsetzten „Aber Ada!" war sie in die Höhe gefahren, und erst unser Lachen hatte sie belehrt, daß wir es nicht ernstlich auf ihren Schatz abgesehen hätten.

Wir zeichneten also bloß um die Ehre. Flora hatte einen der anglikanischen Geistlichen — wir haben ihrer fünf an Bord, stelle dir das vor! Mit so viel Heiligkeit als Ladung kann doch unser Schiff unmöglich untergehen! — aufs Korn genommen, einen zwei Meter langen, dürren Gesellen mit enormem Schlapphut, einem Hals, der braun und kragenlos aus einem schwarzen Rock herausstak, dessen Schöße fast bis auf die Erde fielen, und der in der Taillengegend mit einem Ledergürtel, an dem ein Feldstecher hing, fest umschnürt war. Ich setzte aus lauter Gedankenstrichen eine in einem Deckstuhl ruhende Mädchengestalt zusammen, gab ihrem schmalen Gesicht ein Paar schmachtend verdrehte, übergroße Augen und placierte als Gegenstand ihres Schmachtens neben sie auf einen zweiten Deckstuhl eine dicke Biertonne mit Schwefelholzbeinchen, ebensolchen Ärmchen, die sich vergebens bemühten, die stattliche Rundung vorn zu umspannen, und einem Kopf, der seiner Halslosigkeit wegen die Wendung nach der Huldin hin auf halbem Wege aufgeben und sich begnügen mußte, nur die breiten Lippen in ihrer Richtung süßlich zu verziehen.

Es war ein schlechter kleiner Scherz, der unverdient vielen Erfolg hatte. Man erkannte sogleich, um wen es sich handelte, und man lachte, daß es gar kein Ende nehmen wollte. Mrs. Macdonald, Flora und Ada mußten sich immer wieder die Heiterkeitsthränen trocknen, Herr von Senden wand sich auf seinem Stuhl hin und her, Mr. Stephenson, der dazugekommen war, wiederholte in einem fort: „Capital! Capital!" und schlug sich auf die Kniee, daß es schallte.

Da erschien die Nemesis. Kein Mensch hatte sie nahen sehen, aber wie aus der Erde gewachsen stand sie auf einmal vor mir in ihrer dürftigen Schlankheit, mit ihrem kleinen, faden Lächeln.

„Darf ich auch einmal sehen?" bat sie, die Hand ausstreckend.

Die Lustigkeit ringsum war jäh verstummt, aller Augen warteten auf mich. „Gleichviel," sagte ich mir, „was ein Mensch von einem denkt, aus dem man sich gar nichts macht," und trotzig reichte ich ihr das aufgeschlagene Skizzenbuch.

„Ach! Wie drollig," murmelte sie, die Karikatur betrachtend, „eine kleine Biertonne mit einem Mondgesicht und Händen und Füßen! Aber was daneben sitzt — soll das eine Frau sein? Good gracious! So etwas Dünnes gibt's doch wohl auf der Welt nicht? Nein, beste Miß Ruth, glauben Sie mir, da haben Sie denn doch ein bißchen übertrieben."

Hiermit händigte sie mir überlegen lächelnd mein Machwerk wieder ein, nickte freundlich und ging die Kajütentreppe hinunterzusteigen.

Mir aber brannte plötzlich alles Blut in den Wangen, ich riß das alberne Blatt aus dem Buch, ballte es zu einem Klumpen und warf es in das Meer.

„Schade!“ erscholl es im Kreise, und Ada rief: „Ja, warum denn nur? Sie hat sich ja gar nicht erkannt, Miß Hillerns!“

„Eben deshalb,“ entgegnete ich ärgerlich. „Sie traut mir absolut keine Schändlichkeit zu, nickt und lächelt so freundlich wie zuvor. Da muß man sich ja wie die erbärmlichste Heuchlerin vorkommen.“

Mr. Stephenson meinte lachend, mit solch einem zarten Gewissen, wie ich besäße, käme ich nicht durch die Welt. Mrs. Macdonald reichte mir mit ihrer schönen Herzlichkeit die Hand und sagte: „Zeichnen Sie so viele Karikaturen von mir, wie Sie wollen, Miß Hillerns, ich will Ihnen um den Spaß, den sie mir machen, die Schändlichkeit gern verzeihen,“ und Ada fragte schalkhaft an, ob ich auch gegen den Mandarinen Rücksichten zu beobachten hätte, sonst möchte ich ihr den Gefallen thun und das himmlische Viertönnchen noch einmal zeichnen als keepsake für sie.

Indem ich mich anschickte, ihr zu willfahren, drangen aus dem Salon Musikklänge herauf.

„Mama, halte die Ohren zu!“ rief Ada im Ton des Entsetzens.

„Weshalb?“ erkundigte sich Mrs. Macdonald.

„Miß Burnand spielt den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin.“

„Nun — was weiter?“

„Er ist von Wagner, wenn du es vergessen haben solltest.“

„Richtig,“ nickte Mr. Stephenson, „das beste, was der Mann gemacht hat, meiner Meinung nach.“ Damit stand er auf und schien nicht übel Lust zu haben, sich dem dicken Holländer anzuschließen, der, von den Tönen gelockt, treppab stapfte.

„Mr. Stephenson,“ erklärte Ada mit gutgespielter Entrüstung, „es thut mir leid, aber ich muß Ihnen die Freundschaft kündigen.“

„Tausend nochmal! Wieso denn?“

„Einen Wagnerianer können wir in unserm Kreise nicht dulden!“

„Wagnerianer?!“ lachte der Yankee. „Das ist, weiß Gott, ein bißchen zu stark ausgedrückt. Mit den meisten von des Gentleman Kompositionen können Sie mich zum Hause hinausjagen. Aber was hat er Ihnen denn gethan, Miß Ada?“

„Fragen Sie Mama!“ lautete die feierlich ernste Entgegnung.

„Ada, laß die Possen!“ befahl Mrs. Macdonald halb lachend, halb ärgerlich.

„Possen nennt sie das!“ seufzte der Kobold mit indigniertem Augenaufschlag. Dann zu Mr. Stephenson: „Ich ersuche Sie, sich Mama einmal anzusehen!“

Dies ließ der Yankee sich nicht zweimal sagen.

„So wie sie da sitzt,“ fuhr die Sprecherin im Grabestone fort, „bleich, hohlwangig —“

„Frühzeitig ergraut,“ schaltete Flora lachend ein.

„Ist sie ein Opfer Wagners,“ vollendete Ada.

Mr. Stephenson, der wie wir andern, nur eine blühend schöne Frau dasitzen sah, in deren Rabenhaar sich noch kein Silberfaden zeigte, that bestürzt.

„I, was Sie sagen,“ brummte er.

„Ein Opfer Wagners,“ wiederholte Ada mit schwermütigem Kopfnicken. „Wir brachten nämlich den vergangenen Winter in München zu. Mama ist Musikschwärmerin, die Oper that es ihr an. Sie hörte den Tannhäuser und kam verklärt

nach Haus, sie hörte Lohengrin und fand sich in den siebenten Himmel versetzt. Nun reifte der fürchterliche Entschluß in ihr, den Nibelungenring durchzumachen. Wir warnten, wir flehten, wir rauften uns die Haare — vergebens! Sie ging hin und kaufte sich sämtliche Textbücher, denn ‚Wagner will auch als Dichter verstanden sein', sagte sie. Das Resultat war jammervoll genug. Sie nahm das ‚Rheingold' zu sich, sie genoß die ‚Walküre', dann versagten ihr die Kräfte. Wir mußten ihr den Rest des fürchterlichen Ringes verbieten und sie aufs Land schaffen. Hier erkrankte sie schwer —"

„An der Influenza," vollendete Mrs. Macdonald trocken.

„Nun ja," nickte Ada, „nominell erkrankte sie an der Influenza — die Ärzte sind eben nicht allwissend — in Wahrheit aber hatte Richard Wagner ihre Gesundheit untergraben. Im Theater hatte sie ihm die halben Nächte geopfert, im Salon die ganzen Tage. Den Schlaf hatte sie sich verkürzt, Essen und Trinken sich versagt, um im Dictionär heidnisch klingende Wörter nachzuschlagen —"

„Von denen sie," fiel hier Flora ein, „beiläufig bemerkt, die eine Hälfte gar nicht finden konnte und die andre — hahaha! — am liebsten nicht gefunden hätte."

„Kinder, Kinder," rief Mrs. Macdonald, „wie könnt ihr nur so reden?!"

„Letztere Thatsache, liebste Mama," versicherte Flora, „hast du selber mir errötend gestanden."

„Mr. Stephenson," wandte sich die schöne Frau lachend an diesen, „was würden Sie thun, wenn Sie zwei solche Töchter hätten?"

„Gott würde ich danken, gnädige Frau," lautete die enthusiastische Versicherung, „daß er mich bis an mein Lebensende vor der Langweile gesichert hätte."

„Ach! Sie haben gut reden!"

„Mama," fragte Ada gekränkten Tones an, „du wirst doch unsern hohen Wert nicht leugnen wollen? Wer hat dich mit Aufopferung gepflegt und wer führt dich jetzt zu deiner Erholung nach Ägypten, Palästina und in andre schöne Länder, wo es keine bösen Wagners gibt?"

„Nun wird's aber arg," erklärte Mrs. Macdonald entrüstet. „Wissen Sie, warum wir reisen, meine Herrschaften? Weil Flora, wie sie sich ausdrückte, in München kein Körnchen Futter für ihren Pinsel mehr fand."

So ging der lustige Wortkampf hin und her, während um uns herum langsam die Dämmerung herabsank. Außer uns befand sich niemand mehr auf dem Verdeck. Wer den Lockungen der Musik nicht gefolgt war, den hatte die zunehmende Abendkühle hinuntergetrieben. Jetzt aber kam plötzlich jemand heraufgestiegen, ein Mann im Havelock, den Hut tief in die Stirn gezogen. Er stutzte bei unserm Anblick, wandte sich blitzschnell um und entfernte sich in der Richtung des Hinterdecks.

„Wer war denn der?" fragte Ada verwundert.

„Ich sah das Gesicht nicht deutlich," antwortete ich.

„Und ich so deutlich wie nur möglich," berichtete Flora, „klassische Züge, dunkle Augen, Byrontypus."

„So etwas gibt's nicht an Bord," versicherte Ada mit ihrem kleinen entschiedenen Kopfschütteln.

„Oho!" machte Flora indigniert. „Erstens bin ich nicht blind, und zweitens

haben wir hier auf dem Schiff einen Passagier, der sich, wie unsre Jungfer sagt, ‚sehr apart‘ hält und immer nur dann auf dem Verdeck erscheint, wenn es völlig menschenleer geworden ist.“

„Wie weiß denn Mary das?“

„Sie hat's von dem Steward, der ihn bedient, und der schließt aus der Eleganz der Toilettenutensilien, die der Geheimnisvolle mit sich führt, aus seiner Wortkargheit und seiner Freigebigkeit mit Kleingeld auf ein Mitglied der hohen englischen Aristokratie.“

„Ich glaube gar!“ rief Ada wie elektrisiert in die Höhe fahrend. „Wie heißt er denn?“

„Howard.“

„Gütiger Himmel, das ist ja der Familienname der Herzöge von Norfolk! Hast du's gehört, Mama? Endlich blüht unser Glück. Vergebens haben wir ganz London nach einem lebenden Lord abgesucht, und nun reisen wir in der Gesellschaft eines Herzogssprößlings nach dem Orient. Was werden sie in Boston sagen?!“

Neuntes Kapitel.

Sonntag, den 9. September,
12 Uhr mittags.

Heute nacht setzte plötzlich stürmisches Wetter ein, die ‚Poonah‘ wand und wälzte sich in schauerlicher Weise. Seit 7 Uhr früh thut sie nun wieder lammfromm.

Aus der Kajüte herauf tönen ernste Kirchenlieder. Warum ich mich an dem Gottesdienste nicht beteilige, fragst du befremdet an. Ich habe mir's reiflich überlegt, Kleine, aber im Salon war es gar zu düster, und ich dachte auch, der liebe Gott würde mir's um so eher verzeihen, wenn ich mich aus dem Staube machte, weil mein Lenichen doch wohl heute morgen in den Dom gehen und für mich mitbeten würde. Und nun ich hier oben so einsam sitze, ist mir's, als wäre ich auch in der Kirche, in einer weit schöneren, als die da unten.

Die Maschine stampft und pfeift, sonst ist's ganz still. Nicht das leiseste Ächzen im Tauwerk, denn kein Lüftchen regt sich. Der Wind hält Sonntagsruhe und das Meer auch. Andachtsvoll hat es sein tiefblaues Auge zum Himmel emporgeschlagen, der segenverheißend herniederschaut.

Ja, der Nachmittag wird so schön werden, wie der Morgen. Der Himmel sagt es, und ich traue auf ihn. Um 3 oder 4 Uhr langen wir nämlich in Gibraltar an, und ich fahre ans Land, das ist beschlossene Sache. Die Hinreise nach Deutschland habe ich über Brindisi gemacht, und nun lasse ich mir dieses Eckchen Spanien nicht entgehen, mögen auch sämtliche Reverends scheel blicken zu meinem Sonntagsvergnügen.

Schon seit heute früh sind wir auf allen Seiten von Schiffen umgeben, großen und kleinen. Jetzt, um 12 Uhr 15 Minuten, kommt die ferne Küste in Sicht, zugleich aber scheint's mit der Andacht unten zu Ende zu sein. Verschiedene Individuen

steigen nacheinander die Kajütentreppe herauf. Aha! da ist auch Herr von Senden mit einem bitterbösen Gesicht. Was er hat? Wird sich gleich offenbaren.

Hahaha! Ich muß noch lachen. Er war ganz außer sich, der Ärmste. Hatte, einen Brief an die Seinen unter der Feder, an dem langen Tisch im Salon gesessen und sich in kindlicher Harmlosigkeit bei den vielen parat liegenden Gebetbüchern gar nichts gedacht. Auf einmal wird um ihn herum Stimmengemurmel hörbar, und wie er überrascht den Kopf dreht, hält ihm die gutmütige Hopfenstange, die der Rev. James Merryweather zur Frau hat, ein aufgeschlagenes Büchlein hin. Anfassen solle er und mit ihr einschauen, wird ihm bedeutet. Notgedrungen greift er zu und muß nun mitmachen „den ganzen langweiligen Krempel von A bis Z“, wie er sich unehrerbietig ausdrückte. Am Ende seines „langen speeches“ angelangt, macht dann der Reverend noch die tröstliche Mitteilung, daß mit der Erlaubnis des Kapitäns von nun an jeden Morgen ein kurzer Gottesdienst stattfinden solle. Wenn aber er, der Erboste, wieder dabei betroffen werde, so wolle er „Matz“ heißen. Hier öffnete ich (die Zuhörerin) meine Augen weit vor Erstaunen.

„Ei, ei!“ rief ich aus, „die Schlußmitteilung des Reverend haben Sie also verstanden? Dann hat ja diese Andachtsübung, von der Sie als Christ so wenig Genuß hatten, Ihre Sprachkenntnisse wunderbar erweitert!“

Er lachte und ward rot, was ihm bei seiner dunkeln Hautfarbe gar nicht übel stand. „Ich habe mich dem gnädigen Fräulein gegenüber gestern nicht klar ausgedrückt,“ sagte er. „Es ist wohl noch vom Schulunterricht her etwas Englisch in meinem Kopf haften geblieben, sprechen kann ich's nur nicht, ohne mich lächerlich zu machen.“ Hierauf erklärte er, mich nicht weiter stören zu wollen, und ging seiner Wege.

Nun ist er zu Ada getreten, die drüben an der Balustrade lehnt. Wird er sich an ihrem stummen Indaswasserstarren beteiligen? Nicht doch, er redet sie an — auf deutsch — und sie antwortet ihm — auf Englisch. Das geht, dann und wann von Lachen unterbrochen, in ziemlich flotter Wechselrede hin und her.

Abends 9 Uhr.

Wir langten um 4 Uhr 15 Minuten bei herrlichstem Wetter in Gibraltar an. Die Festung liegt auf einem hoch in die Wolken ragenden Felsen, der auf der afrikanischen Seite sein noch höheres Gegenstück hat. Alle Achtung vor der Muskelkraft des biederen Herkules, der diese beiden Säulen gesetzt haben soll!

Kaum stoppte die Maschine, da stiegen wir auch schon ins Boot — Flora, Ada und ich, chaperoniert von Mr. Stephenson, begleitet von Herrn von Senden und Dr. Harris. Der würdige Yankee hat Mrs. Macdonald feierlichst versprechen müssen, uns drei binnen zwei Stunden frisch und gesund wieder bei ihr abzuliefern. Er selber kehrt nämlich an Bord zurück, reist, statt direkt nach Algier, erst ein bißchen nach Port Said mit. Merkst du was?

Ja, Leni, es unterliegt leider keinem Zweifel, deine langweilige „Große Liebe“ hat sich mit uns eingeschifft. Vorderhand macht sie freilich nur den Herren zu schaffen, das starke Geschlecht soll ja zugleich auch das entzündlichste sein. Mr. Stephenson glüht für Mrs. Macdonald, die völlig ahnungslos scheint, und Dr. Harris flammt für Miß May, die recht gut Bescheid weiß und sich's angelegen sein läßt,

mit holden Blicken das Feuer zu schüren. An das Land aber ließ sie sich von ihm nicht locken, da hatte er seine flehentlichen Bitten vergebens.

„Good gracious!“ rief sie schaudernd aus. „Ich — in dem Sonnenbrand an der steilen Wand dort herumklettern? Nein, Dr. Harris, das ist wirklich zu viel verlangt.“

Alles, was sie für ihn thun konnte, war, daß sie ihm, als er schon im Boot saß, mit der Hand einen freundlichen Abschiedsgruß winkte. Der Mandarin, der behaglich grinsend neben ihr stand, fühlte sich veranlaßt, gleichfalls zu winken, was dem armen Doktor die Zornesglut in die Wangen jagte. Hätte er nicht gefürchtet, sich eine Blöße zu geben, ich glaube fast, er hätte Gibraltar Gibraltar sein lassen und wäre die Schiffsleiter wieder hinangestürmt. So aber biß er die Zähne aufeinander und fuhr mit — um drüben alles scheußlich zu finden.

Daß ich selber viel Vergnügen an dem Ausflug hatte, kann ich nicht gerade behaupten, Kleine, man spannt seine Erwartungen gewöhnlich zu hoch. Erstens war uns die Zeit so knapp bemessen, daß an ein Besichtigen der Citadelle schon von vornherein nicht gedacht werden konnte, dann wurden wir gleich bei der Landung in unerträglicher Weise von allerlei zerlumpten Leuten belästigt, die uns durchaus herumführen wollten, als wir endlich die Stadt erreichten, herrschte steifste Sonntagsruhe drinnen. In den schmalen Gassen, die mir sämtlich englische Namen zu führen schienen, waren nur die Tabaksläden geöffnet. Hin und wieder lief uns eine holde Doña in der Spitzenmantille, mit der Rose im Haar, über den Weg, weit öfter noch stießen wir auf englische Soldaten. Es wimmelt hier förmlich davon, und überraschend genug wirkt's, wenn man aus dem militärisch straffen Deutschland kommt, daß die Offiziere fast ausnahmslos in Civil herumschlendern, was jedoch nicht hindert, daß sie beim Passieren eines Wachtpostens allemal mit den vorschriftsmäßigen Honneurs begrüßt werden.

Ob es gar nichts wirklich Sehenswertes gab? Doch, Leni, einen herrlichen öffentlichen Garten mit Palmen und riesenhaften Kakteen, nur gewährt das Promenieren darin kein ungemischtes Vergnügen, der Steilheit und Schattenlosigkeit der Pfade wegen, auf die den ganzen Tag lang die glühende Sonne herniederbrennt. Gleichwohl verspäteten wir uns hier, und wir mußten eilen, um rechtzeitig wieder an Bord zu gelangen. Auf dem Wege nach dem Quai zurück ward uns noch ein schauerlicher Anblick: die Leiche eines in einer Schlägerei getöteten Matrosen, die blutüberströmt auf offener Straße lag. Und während unser Boot über die Wellen flog, nahm eine der schwarzen Wolken, die schon seit Stunden von dem afrikanischen Felsen herübergedroht hatten, rasch die Gelegenheit wahr, sich bis auf den letzten Tropfen über unsern Häuptern zu entleeren.

„Da, Kinder, das habt ihr nun davon,“ rief Mrs. Macdonald, als wir pudelnaß das Deck der ‚Poonah‘ wieder betraten.

Den 10. September.

Nun steuern wir auf Malta los, Leni! Das Wetter ist sonnenklar, die See liegt spiegelglatt. Soeben tummelt sich ein Delphin darauf. Ha! jetzt ist er verschwunden. Das war für dich und mich der erste, Kleine, während der ganzen Fahrt.

Sonst nichts Neues? Nur die spaßige Geschichte, die mir Mr. Stephenson vorhin erzählte. Sie betrifft den Mann im Havelock, welcher fortfährt, sich in einer Weise zu isolieren, die ihn zum Gegenstand der abenteuerlichsten Vermutungen macht. Ein Geheimnis hat überall seinen Reiz, und nun gar hier erst in der Langweile des Schiffslebens.

Die meisten von uns sind mit Ada für den Herzogssohn. Daß er sich seine Mahlzeiten in der eigenen Kajüte, die nebenbei die beste des Schiffes ist, servieren läßt, daß er immer nur auf dem Verdeck erscheint, wenn er dieses für völlig menschenleer halten muß, spricht durchaus für unsre Annahme. Je erhabener der englische Gentleman nämlich, desto geflissentlicher meidet er alles Britische auf Reisen, aus Furcht, mit dem fatalen Shopkeeper zusammenzustoßen.

Der Shopkeeper aber — Geldprotz und Schmarotzer in einer Person — opfert seine arme Seele, um bei der Heimkunft prahlen zu können: „Ich sagte zu Lord Soundso: ‚Mylord,‘ sagte ich, ‚es ist schönes Wetter heute,‘ und Se. Herrlichkeit antworteten mir: ‚Ja!‘“ Zu diesem „Ja“ zu gelangen, steckt er das Unmögliche an moralischen Ohrfeigen ein.

Einen Shopkeeper dieser Art haben wir nun auch hier auf der ‚Poonah‘ in der Gestalt eines Mr. Jones, Gevatter Schneider aus London, der nach H' Egypt reist und sich auf dem Rückweg H' Italy ansehen will (dem Cockney kommt bekanntlich stets zur Unzeit ein „H“ in die Kehle).

Dieser Jones nun steigt heute morgen vor Tau und Tage auf das Verdeck, denn er wittert einen großen Moment. Er hat auch, oben angelangt, noch nicht lange herumgeblinzelt, da gewahrt er den, welchen er sucht, auf der Kommandobrücke stehen und nach der Richtung hinschauen, in der sogleich die Sonne aufgehen wird. Ganz sachte, auf Katzensohlen, schleicht er, Jones, sich hin zu dem Gegenstand seiner Sehnsucht, und neben ihm angelangt, räuspert er sich heftig.

Der Geheimnisvolle zuckt zusammen, fährt herum und stößt heraus: „Was wünschen Sie?“

„Ich,“ antwortet katzebuckelnd der edle Jones, „wollte mir nur erlauben — hihi! — ganz gehorsamst zu bemerken — hihihi! — daß Mylord sich da einen herrlichen Aussichtspunkt gewählt haben.“

„Mylord?“ wiederholt der andre, stirnrunzelnd und in wütendem Ton. „Es scheint, Sie haben sich in der Person geirrt, mein Name ist Howard — Mr. Howard!“

Spricht's, kehrt dem Schmarotzer den Rücken mit einer Mißachtung, die ganz danach angethan ist, diesen in seiner als irrig bezeichneten Meinung noch zu bestärken, verläßt die Kommandobrücke und taucht hinab in die Kajüte.

Den 11. September.

Kind, was erlebt man nicht alles! Du wirst staunen, wie ich gestaunt habe, wie ich noch immer staune, denn die Erde mag ja klein sein, aber es ist doch merkwürdig viel Platz darauf, und —

Halt! rufst du? Ich soll dir deinen Kopf nicht konfus machen und hübsch ordentlich von Anfang an erzählen? Gut denn!

Der gestrige Nachmittag war unerträglich heiß und außergewöhnlich langweilig.

Flora schlummerte, Ada gähnte, die Herren rauchten stumpfsinnig vor sich hin, bis auf Mr. Manning vom indischen Civil Service, der mich von seinen Lieblingsspeisen unterhielt. Eine lange Reihenfolge lukullischer Gerichte ließ er an meinem Geiste vorüberdefilieren, und dann vertraute er mir seufzend an, der Hammelbraten aber sei seine ganze Aversion, und gerade mit diesem traktiere uns die P. & O. Company so unverantwortlich häufig.

Dies war mir noch nicht aufgefallen, allein ich verschwieg die Thatsache, die mich wahrscheinlich in seinen Augen herabgesetzt hätte, und er fuhr schwermütig fort:

„Und das wird noch schlimmer werden, Miß Hillerns. Mit dem andern Fleisch geht's auf die Neige, und es sind noch fünfzehn lebende Schafe an Bord.“

„Nur fünfzehn,“ schwebte mir auf der Zunge, doch ich unterdrückte die Bosheit.

Daß nach solch einem Nachmittag ein lustiger Abend not that, ist einleuchtend. Der kam denn auch. Wir hatten uns mit Leichenbittermienen zum Diner niedergesetzt, die Suppe war eben bewältigt, die gebratene Gans erschien. Mr. Manning war der erste zu schmunzeln, aber auch der erste aufzuhören. (Er ist nach seinem eigenen Geständnis ein Märtyrer der Seekrankheit.) Kaum hatten wir nämlich Zeit gehabt, uns zu bedienen, da sauste mitten in die Meeresstille hinein der Sturm, der Spaßvogel, und fing an, mit der ‚Poonah‘ Fangball zu spielen. Da auf dem Tisch keinerlei Vorkehrungen getroffen worden waren, um das Geschirr zu sichern, so schoß, flog und krachte alles durcheinander. Und nun das Entsetzen ringsum, Leni, das wilde Indiehöhefahren, das Hin- und Herhaschen von Händen, die retten wollten und nicht konnten. Ich habe selten so gelacht, und weil ich so unbändig lachen mußte, entging mir eine ganze Reihe von Karikaturen. Eine nur zeichne ich dir hierher. Du siehst, es ist der Mandarin. Er hat die volle Ladung seines Tellers in den Schoß bekommen, und statt nun den schmierigen Greuel abzuschütteln, sitzt er und starrt in blöder Verwunderung darauf nieder.

Es sind verschiedene Toiletten vernichtet worden, ich kann noch von Glück sagen, indem mir nur der Champagner, den sich mein Nachbar bestellt hatte, in den Ärmel meines Waschkleides lief. Das längste Gesicht wird übrigens wohl die P. & O.-Gesellschaft machen. Als sei ein Elephant in einem Porzellanladen herumgestapft, so sah es auf dem Fußboden des Speisesaals aus. Es sind an Tellern und Gläsern u. s. w. in dem einen Moment auf dem Schiffe circa siebenhundert Stück zerbrochen worden, das denke dir einmal! Solch ein kostspieliger Sturm. Der beste Teil der Mahlzeit war natürlich auch dahin, allein das kümmerte niemand. Die Mehrzahl der Passagiere war in die Staatskabinen gefegt worden, lag dort bereits in den Kojen ausgestreckt und gab Töne von sich, bei denen dem Rest der Appetit verging.

Ich gehörte zu dem Rest und begab mich auf das Verdeck. Als ich im Begriff stand, den schmalen Steg zu betreten, der nach dem Hinterteil des Schiffes hinleitet, erwischte mich der gute, alte Kapitän.

„Miß Hillerns,“ sagte er mit väterlicher Miene, „Sie thäten entschieden besser, in den Salon zurückzukehren.“

„Herr Kapitän,“ entgegnete ich lächelnd, „ich habe im vorigen Jahre die Reise um die halbe Welt gemacht und bin so ein bißchen Schütteln schon gewohnt.“

„Das bißchen Schütteln,“ meinte er, „ist schon mehr ein tüchtiges Wackeln.“

„Gleichviel, über Bord falle ich nicht. Da sehen Sie her, wie fest ich mich halte.“ Und ich umklammerte mit beiden Händen das Kettengeländer des Stegs.

„Ein Unglück ist bald geschehen.“

„Aber es geschieht keines. Ich will mir nur da hinten das Toben der Wellen ein wenig ansehen, in zehn Minuten bin ich zurück.“

„Gut denn, auf zehn Minuten! Kommen Sie nicht, so gehe ich Sie holen.“

„Abgemacht.“

Ich lachte, er schmunzelte und meinte: „Sie hätten einen tüchtigen Schiffer abgegeben, Miß Hillerns. — Freilich,“ setzte er, sich zum Gehen wendend, halblaut für sich hinzu, „die Welt wäre dann um eine der reizendsten Frauen gekommen.“

Der Wind sorgte dafür, daß auch diese Worte an mein Ohr schlugen. Daß sie mir mißfielen, kann ich nicht behaupten.

Die Kapuze meines Gummimantels über den Kopf ziehend, vorsichtig schreitend, die Geländerketten rechts und links nicht aus den Händen lassend, gelangte ich bald glücklich dorthin, wo ich sein wollte, und weil mir hier der Wind das Aufrechtstehen zur Unmöglichkeit machte, so setzte ich mich, stemmte den Rücken gegen die Wand eines dachartigen Ausbaues und umschlang mit dem Arm einen eisernen Pfosten, um den allerlei Tauwerk geballt lag.

Es war ein wonniges Gefühl, so dem Toben der Elemente zuzuschauen. Am Himmel oben jagten sich die Wolken. Jetzt waren sie da, jetzt, vom Sturm zerrissen, zerstoben. Und rund um mich her brauste, toste und zischte das Meer. Kampfwütig kamen die Wogen daher gerollt, eine hob ihr feindliches Haupt noch drohender wie die andre, alle wollten sie mich verschlingen. Doch ich spottete ihrer. Das Schiff war gut, und das bißchen ohnmächtigen Gischts, das mir um den Kopf schlug, lief an meinem Gummimantel wieder ab.

Stunden hätte ich so sitzen können, allein ich hatte mich an zehn Minuten gebunden. Es ward auch dämmerig.

So erhob ich mich denn, vorsichtigerweise erst auf die Kniee. Stand ich einmal, so kam natürlich sogleich der Wind die Vorteile auszunützen, die meine flatternden Kleider ihm gaben. Indem ich nun eine halbe Körperwendung machte, um mit den Augen an der Holzwand hinter mir irgend einen Vorsprung zu suchen, an dem ich mich festklammern könnte, während ich mich vollends emporrichtete, durchfuhr mich ein sonderbarer Schreck. Ich war nicht allein, ein paar Schritte von mir entfernt, neben einem der riesigen Ventilatoren stand der Mann im Havelock.

Er bedurfte keiner Stütze, stand auf dem schwankenden Deck wie auf einem Felsen, die Arme über der Brust gefaltet, den Blick starr in die Ferne gerichtet. Von meiner Gegenwart hatte er offenbar nicht die leiseste Ahnung, so ließ ich mir denn Zeit, sein Profil zu betrachten. Es waren kühne, prächtige Züge, wie in einen gelblichen Stein scharf und klar hineingemeißelt. Ich sah sie hier auf dem Schiff zum erstenmal, aber nicht zum erstenmal in meinem Leben, das war mir sofort klar. Nur schien mir etwas Fremdes in das Gesicht hineingeraten, etwas, das mich hindern wollte, den Mann zu erkennen. Ich sann in wunderlicher Erregung nach, was wohl dies Fremde sein könne. Plötzlich hatte ich es. Der Bart, der ihm Kinn und

Wangen umgab, dieser übrigens auch erst im Entstehen begriffene Vollbart, den mußte ich mir fortdenken, dann —

„Pops!“ stieß ich in grenzenloser Überraschung hervor.

Nie habe ich einen Menschen so erschrecken sehen — nie, Leni! Er fuhr herum, sah mich an mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen und geriet ins Taumeln.

„Um Gotteswillen!“ schrie ich auf, denn ich glaubte nicht anders, als der Sturm werde ihn packen und von dem Verdeck hinwegfegen.

Da hatte er, nach einem Halt haschend, den Ventilator gefaßt und klammerte sich daran, allein die Hände zitterten, die Kniee wankten ihm noch, und sein Antlitz war leichenfarben.

Nun die Gefahr beseitigt schien, fing die Sache an, mir spaßhaft vorzukommen.

„Lieber Himmel!“ bemerkte ich spottend. „Da standen Sie eben noch wie ein Fels in der Brandung, und nun will solch ein unbedeutendes kleines Wiedersehen Sie über den Haufen werfen?“

„Es — es kam zu unerwartet,“ stotterte er.

„Schwache Nerven,“ fuhr ich in demselben Tone fort, „oder, wer weiß —,“ dies mit einem argwöhnischen Blick, denn mir fiel ein, daß er sich hier auf dem Schiff ja als ein vornehmer Engländer gerierte — „vielleicht auch ein schlechtes Gewissen.“

Wenn er nun nicht Pops gewesen wäre, sondern ein beliebiger Fremdling, so hätte mir, in der prekären Lage, in der ich mich befand, angst und bange werden müssen. Mit gerade solch einer wutverzerrten Miene, wie er sie für den Moment zur Schau trug, stürzt sich der gereizte Bösewicht im Sensationsroman auf sein Opfer und schleudert es in den Abgrund.

„Was — wollen Sie damit sagen?“ stieß er heiser hervor.

„Daß ich's gar nicht so unnatürlich finden würde,“ entgegnete ich mit kühler Gelassenheit, „wenn Ihnen beim Anblick einer alten Bekannten ein wenig Schamgefühl gekommen wäre, der Eitelkeitskomödie wegen, die Sie den Leuten hier vorführen.“

„Eitelkeitskomödie?!“

„Sie nennen sich Howard, spielen den Aristokraten —“

„Das ist nicht wahr!“

„Grob, aber deutlich!“

Bei dem zornsprühenden Blick, den ich ihm zuwarf, besann er sich auf seine guten Manieren. „Verzeihung!“ murmelte er.

„O!“ machte ich sarkastisch. „Wenn Ihnen der Gentleman abhanden gekommen ist, das ist Ihr Verlust, nicht der meine.“

„Zürnen Sie mir nicht, Ruth, ich bin — wie Sie ganz richtig vermuteten — ein bißchen nervös und — die ungerechte Anklage — denn ich habe, weiß Gott, nie daran gedacht, den Aristokraten zu spielen.“

„Und haben sich auch nie Mr. Howard genannt?“

„Doch,“ nickte er, „Howard heiße ich.“

„Frank Pospischill!“ rief ich indigniert, den Kopf in den Nacken biegend.

Er schrak zusammen. „So dürfen Sie mich nicht nennen,“ stammelte er erregt,

„so nicht mehr. Ich heiße Howard — bin durch — eine testamentarische Verfügung gezwungen worden, den — den andern Namen abzulegen.“

„Durch eine testamentarische —? Das verstehe, wer kann!“

„Ich werde Ihnen alles erklären, nur nicht hier —. Sie müssen selbst einsehen, daß hier nicht der geeignete Ort ist?“

„Gut, suchen wir uns einen besseren,“ erwiderte ich, mich aus meiner kauernden Stellung emporrichtend. „Gehen Sie nur voran, ich folge!“

„Darf ich Ihnen nicht behilflich sein?“

„Besten Dank! Ich bin glücklich hierhergelangt und werde meinen Weg auch wohl zurückfinden.“

Fast bereute ich das kühne Wort, als ich anfing, mich in Bewegung zu setzen. Der Wind hatte sehr an Heftigkeit zugenommen, ich fühlte auf der schmalen Stegplanke kaum ein einziges Mal so recht den Boden unter meinen Füßen, doch ich erreichte ungefährdet das Hauptverdeck.

„Dort auf der Bank neben der Kajüte ist einigermaßen Schutz vor dem Sturm, wollen wir uns da setzen?“ schlug Pops vor.

Ich nickte zustimmend, nahm Platz und sah ihn erwartungsvoll an.

„Ich hatte eine reiche Tante in Schottland, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, Ruth?“ begann er.

Nein, ich erinnerte mich dieser Thatsache nicht, aber ich hörte ihm mit einiger Belustigung zu, während er mir von besagter Tante erzählte. Sie war — um dir ihre Porträt- und Charakterskizze in kurzen Worten zu geben, Leni — wie es scheint, eine Miß Howard von Ravensbrooke Castle in Dumfriesshire, ein altes Jüngferchen mit einem Eulengesicht, ein Original von der Sorte, die die Menschen hassen und die Tiere lieben. Von allen Tieren liebte nun Miß Howard am meisten ihre Katzen, die, zwölf an der Zahl, auf hohen Kinderstühlen um ihren Tisch herumsitzend, mit ihr dinierten und, in schneeweißverhangenen Himmelbettchen liegend, in ihrem eigenen Schlafgemach nächtigten. Von allen Menschen aber haßte sie am giftigsten den seligen Herrn Pospischill (Pops Vater), der ihr die junge Stiefschwester (Pops Mutter) entführt hatte, die ihrem Herzen teuer gewesen war, bevor es sich faute de mieux an die Katzen gehängt hatte. Und weil sie den Mann so haßte, deshalb hatte sie geschworen, daß keiner, der den Namen Pospischill trage, je einen Pfennig ihres Geldes erben solle. Nun aber nahm der junge Pops, zu dessen schlechten Eigenschaften, beiläufig bemerkt, die Schüchternheit nie gezählt hat, eines schönen Tages Ravensbrooke Castle im Sturm, und fast gleichzeitig eroberte er sich die Tante, denn erstens hatte er im Äußeren gar nichts von seinem Vater, sondern war das genaue Ebenbild seiner Mutter. Zweitens machte er sich, wir er selber lachend versicherte, nicht die geringsten Skrupel daraus, eine schwärmerische Zuneigung für die ganze Tierwelt, insbesondere für das Katzengeschlecht an den Tag zu legen. Die Folge davon war, daß die Tante ihn gerührt in das Haus nahm, ihn mit der Pflege ihrer Lieblinge betraute und ihn vor ihrem sanftseligen Dahinscheiden zum Universalerben einsetzte, freilich, um ihren Schwur nicht zu brechen, unter der Bedingung, daß er fortan den Namen Howard führen solle. Kam er dieser Bedingung nicht nach, fuhr

er fort, sich Pospischill zu zeichnen, oder auch nur auf den Pospischill zu hören, so fiel ihr Hab und Gut an andre Verwandte.

Was meinst du, Leni? Eine phantastische Geschichte — was? Nun ja, das gebe ich zu, und reichlich phantasievoll ist auch Pops von jeher gewesen, aber am Ende hat's auch von jeher verrückle Katzenjungfrauen gegeben, speziell in Großbritannien, wo es von alten Mädchen wimmelt, und dann — auf irgend eine Weise muß doch der Mensch zu dem vielen Geld gelangt sein, denn er war bettelarm und ist steinreich, das gestand er mir selber ein.

„O ja," antwortete er mir auf eine diesbezügliche Frage, „Geld genug hätte ich schon, wenn mich die verwünschte Howardsippe es nur ruhig genießen ließe!"

„Was heißt das?"

„Nun, sie ist eben auf jede erdenkliche Weise bemüht, mir mein Erbe wieder abzujagen. Erst forderte sie vom Gericht die Ungültigkeitserklärung des Testaments unter dem Vorwande, die Alte sei nicht bei Sinnen gewesen, als sie es gemacht habe. In diesem Punkte abschlägig beschieden, fing das Pack dann an, mich zu umschnüffeln und zu umlauern. Ich mußte immerfort auf meiner Hut sein, denn verschnappte ich mich einmal beim Sprechen, oder unterzeichnete ich mich aus alter Gewohnheit mit meinem früheren Namen, dann war ich natürlich verloren. Dies beständige Inangstschweben setzte meiner Gesundheit stark zu und brachte meine Nerven schließlich so herunter, daß der Arzt mir die Alternative stellte: ‚Heilanstalt oder Seereise?' Ich zog die Seereise vor."

„Statt sich nun aber von der Seeluft die kranken Nerven stählen zu lassen, bringen Sie den lieben langen Tag unter Deck zu," entgegnete ich spottend, „Sie wittern wohl hier an Bord auch noch Spione?"

„Nicht doch, die Menschen sind mir nur nach meinen jüngsten Erfahrungen dermaßen zuwider, daß ich ihren Anblick schlecht ertrage."

„Aha!" machte ich und mußte dann wohl oder übel lachen.

„Meine Geschichte scheint Ihnen spaßhaft vorzukommen," bemerkte er mit finsterem Stirnrunzeln.

„Nehmen Sie mir's nicht übel," erwiderte ich, „aber einigermaßen komisch wirkt es immer, wenn man einen Menschen wie ein Häuflein Unglück dasitzen und jetzt mit dem einen, jetzt mit dem andern Auge nach dem Damoklesschwert hinschielen sieht, das über ihm hängt. Und daß gerade Sie dieser Mensch sein müssen, Sie, Pops, der stärkste der Starken und der tapferste der Tapferen, der berühmteste Athlet in ganz Neusüdwales!"

„Ja, wenn es auf Muskelkraft ankäme!" brummte er, um mißtrauisch hinzuzusetzen: „Sie werden meine spaßhafte Geschichte Ihren Bekannten hier preisgeben — sich auf meine Kosten mit ihnen lustig machen?"

Kannst du dir eine größere Impertinenz denken, Leni? Ich stand plötzlich wie emporgeschnellt, ihn mit zornigen Augen anblitzend. „Habe ich Ihnen jemals Ursache gegeben, mich für eine Verräterin zu halten?" fuhr ich ihn an.

„Verzeihung!" stammelte er.

„Ihr Benehmen ist ganz und gar unverzeihlich!"

„Ich weiß es, trotzdem — lassen Sie Gnade für Recht ergehen, Ruth, üben Sie Barmherzigkeit —“

„Schon gut! Schon gut!“

„Sie wollen nicht?“

„Meinetwegen. Unser Gespräch hat übrigens jetzt lange genug gedauert, es wird auch spät. Gute Nacht!“

Damit wandte ich mich zum Gehen. Er aber hatte sich gleichfalls erhoben und war mir nun rasch auf den Fersen.

„Für den Fall, daß ich morgen an der Tafel erscheinen sollte,“ fragte er bebenden Tones an, „dürfte ich da hoffen, daß Sie mich Ihren Freunden als Mr. Howard vorstellen würden?“

„Selbstverständlich,“ antwortete ich, ungeduldig mit dem Fuß aufstampfend, „da Sie ja doch nun einmal so heißen.“

„Dank, Ruth! Aber, nicht wahr, bei dem ‚Pops‘ bleibt's? Der ist ja am Ende auch so unverfänglich.“

„Nein, weder bei dem ‚Pops‘ noch bei der ‚Ruth‘. Sie sind für mich Mr. Howard, und ich bin für Sie Miß Hillerns.“

„Schade! Weshalb denn nur?“

„Aus Gründen, die ich Ihnen so in der Eile nicht auseinandersetzen kann. Es wird gleich zehn schlagen. Nochmals: Gute Nacht!“

Zehntes Kapitel.

Den 12. September.

Der Sturm nahm zu mit vorrückender Nacht. Die Bewegung des Schiffes ward so stark, daß ich Mühe hatte, mich in meinem schmalen Bettchen zu halten. Ich schlief deshalb nur wenig und dachte desto mehr nach über Frank Pospischills merkwürdige Geschichte. Ich zog auch eine Moral daraus, die alte, triviale: „Laß dir genügen an dem, das du hast“, und mir ward bange. In Sydney hatte es keinen lebensfroheren Menschen gegeben, als Pops, den Leichtfuß und Habenichts. Aber er war der festen Überzeugung gewesen, daß ihm zu seinem Glück das Geld noch fehle, mit mir um die Wette hatte er gewünscht, steinreich zu sein. Nun saß er griesgrämig und menschenscheu in seinem Mammon — und was würde mir der meine bringen?

Ja, Grillen dieser thörichten Art fing ich, bis mir über der Beschäftigung endlich doch die Augen zufielen. Da träumte mir von einem herrlichen Schloß in Schottland, einem Schloß am Fuß hoher Berge, im Kranz üppiger Gärten und Parks, Ravensbrooke Castle hieß es, aber zahme Katzen waren nicht darin, auch keine alte Jungfern mit Eulengesichtern, nur bildergeschmückte Galerien und Prachtsäle, voll von Kunstwundern aller Art. Und als ich erwachte, da sagte ich mir: „Nein, dieser Pops! Ein richtiger Hansnarr ist er mit all seinen Ängsten. Als ob es menschen-

möglich wäre, sich zu verschnappen oder gar zu verschreiben, wo solch ein Besitz auf dem Spiele steht!"

Heute beim Lunch erschien er. Ich stellte ihn der Gesellschaft als Mr. Howard, einen alten Bekannten aus Sydney vor, den ich erst gestern abend an Bord entdeckt hätte. Der „alte Bekannte" wollte mir zu dem „Mr. Howard" nicht passen, indem ich sprach, und ich errötete dummerweise. Dies fiel jedoch nicht auf, denn Ada und verschiedene andre, die mit ihr an den Herzogssohn geglaubt hatten, folgten meinem Beispiel. Es war ein großes Staunen und hie und da ein halbunterdrücktes Lächeln, was alles die Befangenheit, die Pops schon mitbrachte, noch sichtlich steigerte. Allein der ungemütliche Moment ging vorüber. Ich erzählte von unserm Wiedersehen in Sturm und Graus, er selbst fand seine Zunge wieder, und die Unterhaltung ward allgemein.

Als ich nach Tisch auf dem Verdeck stand und mir vergebens die Augen ausguckte, um an der Küste von Afrika die Ruinen Karthagos zu erspähen, traten die Schwestern Macdonald zu mir. Flora äußerte sich bewundernd über Mr. Howards äußere Erscheinung, nie habe sie einen schöneren Menschen gesehen, sagte sie, bei erster Gelegenheit werde sie sich sein Gesicht für ihr Skizzenbuch stehlen. Ada verlangte mit einem Schalk in der Miene zu wissen, warum er sich wohl bisher in solch geheimnisvolles Dunkel gehüllt habe.

Ich hielt es nicht für geraten, mich in Erklärungen einzulassen, zuckte deshalb nur die Achseln und schaute noch angelegentlicher durch meinen Operngucker als zuvor.

„Du scheinst eine Ahnung zu haben," erwiderte Flora neugierig. „Nur heraus mit der Sprache!"

„Hahaha!" lachte Ada. „Sein Bart konnte das Licht noch nicht vertragen."

„Richtig," rief die andre belustigt, „dieser neukultivierte Vollbart, der mußte natürlich erst aus dem Stoppelstadium heraus sein. Darum also eine volle Woche in der Isolierzelle! Nein, über die Eitelkeit der Männer!"

Den 13. September.

Gestern gegen 2 Uhr p. m. Ankunft in Malta!

Das Schiff war im Nu von einer Unzahl von kleinen Booten umringt, deren Führer sich unter ohrbetäubendem Geschrei und Gekeife Passagiere zu werben suchten. Wir unsrer fünf Damen (darunter diesmal auch Mrs. Macdonald und Miß May) und sieben Herren standen bereit, an das Land zu fahren. Doch es hieß, sich gedulden. Ein Quarantäneoffizier und verschiedene andre wichtigthuende Individuen kamen an Bord und vertrödelten eine gute Stunde mit Besichtigen von allerlei Papieren. Es war 3 Uhr vorüber, als man uns in die Boote ließ.

La Valetta hat einen der schönsten Häfen der Welt. Während draußen das Meer noch bewegt genug war, flogen wir wie über einen glatten Spiegel dahin. Die Stadt mit ihren prächtigen Kirchen und schimmernden Palästen gewährt von der Seeseite den reizvollsten Anblick. Das Promenieren in den steilen, lavagepflasterten Straßen wird einem durch das bettelnde Gesindel und durch den Staub, der nicht zu bewältigen zu sein scheint, obgleich unaufhörlich gesprengt wird, ja einigermaßen verleidet; trotzdem waren Flora, Ada und ich noch sehr schaulustig, als Mrs. Macdonald und May plötzlich erklärten, von dem Herumklettern jetzt mehr als genug zu

haben. Nolens volens schleppten wir die stöhnenden Opfer noch bis an die schöne St. Johanniskirche, die übrigen Sehenswürdigkeiten mußten wir schweren Herzens im Stich lassen und einen Wagen besteigen, der uns nach den Gärten des heiligen Antonius hinausfuhr.

Sehr blumenreich diese Gärten, Leni, aber schattenlos und reichlich steif mit ihren gepflasterten Pfaden, ihren von Staketen umhegten und von Soldaten bewachten Orangenhainen. Nach La Valetta zurückgekehrt, dinierten wir im Hotel. Dann, während Mrs. Macdonald und May Siesta hielten, schlenderten wir drei noch eine Weile durch die Straßen der Stadt. Flora fand in dem durch Miß May zur Disposition gestellten Dr. Harris einen Kavalier, Ada an Herrn von Senden, den ich mir gern gegen den kleinen Downing eingetauscht hätte, der an meiner Seite schritt. So bewunderungswürdig er nämlich ist, der junge Heidenapostel, mir wird auf die Dauer stets ein bißchen ungemütlich in seiner Gesellschaft. Was ihn begeistert, läßt mich kalt, und daß es mich kalt läßt, beschämt mich dann wieder. Ich wandele sorglos blumenpflückend durch die bunte Lebenswiese, und er zieht als kühner Gottesstreiter in Kampf und Tod. Das wirkt wie ein Vorwurf auf mich, und ich mag die Vorwürfe nicht.

Es war ein buntes Leben und Treiben in den Straßen, ein Hin- und Herhasten fremdländisch ausschauender Menschen. Was Schönheit betrifft, so muß ich konstatieren, daß auf Malta das männliche Geschlecht dem weiblichen den Rang abläuft, aber in der Unreinlichkeit stimmen beide Geschlechter auf das glücklichste überein. Im Bilde jedoch wirken Schmutz und Lumpen oft unbeschreiblich malerisch, und mehr wie ein Bild, auf den goldenen Abendhimmel gemalt, war für uns Zugvögel ja im Grunde La Valetta nicht. Was mich mit Staunen erfüllte, war die Unzahl von Priestern und Mönchen aller Gattungen, die an uns vorüberstrich.

„Das Geschäft geht gut hier, die Herren sind ausnahmslos wohlgenährt," wandte ich mich scherzend an meinen Begleiter. „Fühlen Sie keinen Brotneid in sich aufsteigen, Mr. Downing?"

„Nein," antwortete er lachend.

„Es fragt sich aber sehr, ob Sie in solch blühender Körperverfassung aus China heimkehren werden."

„Und wenn ich dort zum Skelett abmagerte, was läge daran?"

„Es könnte Ihnen aber auch noch Schlimmeres passieren in dem greulichen Land."

Während ich dies sagte, erschrak ich, denn uns entgegen kam, gleichsam ein böses Omen, ein Zug Leidtragender, die einem Sarge folgten, der, hellgestrichen, unter einem Glaskasten auf niedrigem Wagen stand.

„Meinen Sie das?" fragte der kleine Downing nach dem Sarge hindeutend, und als ich bejahte: „Es schreckt mich nicht — im Gegenteil. Sterben müssen wir alle, und der Tod für den Glauben — einen schöneren gibt es nicht."

„Sie sind ein kühner Mann," sagte ich, „ich thäte es Ihnen wahrlich nicht nach."

„Nur weil Sie einen andern Beruf in sich fühlen."

„Welchen meinen Sie?"

„Den, einem Mann das ganze Dasein zu verschönen, und Hunderttausenden, die Ihnen auf Ihrem Lebenspfade begegnen, eine glückliche Stunde zu bereiten."

„Wenn Sie sich da nur nicht irren!" rief ich lachend.

„Miß Hillerns, wo Sie sich auf unserm Schiffe auch nur zeigen, da hellt gleich das griesgrämigste Gesicht sich auf."

„In der That? Und weshalb denn wohl?"

„Weil Sie für jeden einen sonnigen Blick, ein freundliches Lächeln, ein liebenswürdiges Wort haben."

„Aha! Und Sie glauben, aus allgemeiner Menschenliebe hätte ich das? Weit gefehlt! Ich kann eben die griesgrämigen Gesichter durchaus nicht leiden. Mich freut's, wenn die Leute sich freuen. Bloß um mir die eigne Stimmung zu erhöhen, suche ich sie aufzuheitern."

Aber er schüttelte den Kopf, der wunderliche kleine Mann, und blieb fest bei seiner Meinung, daß es mir um das Glück all dieser wildfremden Menschen ernstlich zu thun sei.

Bald darauf stießen die andern zu uns, und wir schlugen den Weg nach der Opéra comique ein. Der kleine Reverend ging mit, er ist zu aufgeklärt, um in dem Theater des Teufels Haus zu sehen.

„Don Pasquale" wurde gegeben. Und wie?

Hier hast du Herrn von Sendens Kritik: „Kolossaler Reinfall. Sämtliche Darsteller, den Tenor ausgenommen, was Spiel und Gesang betrifft, unter allem Karnickel!" Etwas muskulös ausgedrückt, Leni, aber ein durchaus gerechtes Urteil. Über das Orchester ist auch nichts Lobenswertes zu sagen. Der Kapellmeister, ein gebeugter Greis, stand nicht, wie anderwärts üblich, hinter dem Souffleurkasten — diesen Platz nahmen zwei Brummbässe ein —, sondern dirigierte schwächlich aus dem Hintergrunde. Das Zusammenspiel war sehr oft keines, und ein Trompetensolo wird mir durch die Virtuosität, mit welcher der nebenbei zahnlose Bläser seinem Instrument die falschesten Töne entlockte, ewig unvergeßlich bleiben.

Erst um 10 Uhr 45 Minuten schloß die Vorstellung, und es gab einen förmlichen Wettlauf nach dem Hafen zurück, bei dem die arme Mrs. Macdonald ganz außer Atem kam.

„Einmal und nicht wieder!" stöhnte sie, indem sie von Mr. Stephenson gestützt in das Boot wankte.

„Nach Malta in die Oper," vollendete Ada lachend, „Mama, das sage ich mit."

Um 11 Uhr 10 Minuten setzte die ‚Poonah' ihre Reise fort.

Den 14. September.

Wetter stürmisch. Zwei Drittel der Passagiere unsichtbar. Wegen des Hin- und Hertaumelns des Schiffes Schreiben eine Unmöglichkeit. Adieu, Kleine! Ich steige auf das Verdeck.

Abends 7 Uhr.

Nun geht es wieder. Das Meer hat sich wie ein artiges Kind um 6 Uhr schlafen gelegt, gleichzeitig sind sämtliche fehlende Passagiere aus ihren Kabinen auferstanden. Viel Lärm und Geschwätz jetzt auf dem Verdeck. Heute morgen, als ich oben erschien, hatte nur der Sturm das Wort. Ich setzte mich in einen geschützten Winkel und zog die Kapuze über den Kopf. Der Kapitän breitete mir zum Schutz gegen den sprühenden Gischt seine Theerjacke über die Kniee. Dann schloß ich die

Augen, und das Sausen und Brausen in Luft und Wasser, das Knarren und Pfeifen im Tauwerk hatten mich sehr bald sacht eingelullt.

Als ich aufwachte, stand Pops vor mir.

„Guten Morgen, Miß Hillerns,“ sagte er.

Ich erwiderte die Begrüßung und erkundigte mich in trockenem Ton, warum wir denn gestern das Vergnügen seiner Gesellschaft nicht gehabt hätten. „Die Fahrt nach La Valetta ward mir verleidet,“ erklärte er, finster vor sich niederblickend.

„Hm!“ machte ich ironisch. „Wohl durch den Gedanken an irgend einen von der sogenannten ‚Howardsippe‘, der dort in Garnison liegt?“

„Nein,“ antwortete er scharf, „durch eine schmerzliche Nachricht, die ich am Morgen erhalten hatte.“

„Ah so! Bedauere!“

Sekundenlanges Schweigen, dann stieß er grollend heraus:

„Sie sind verlobt, wie ich höre!“

„Ja,“ nickte ich, „wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Das weiß Gott,“ erwiderte er mit einem harten Auflachen, „daß ich etwas dagegen habe.“

„In der That? Und weshalb?“

„Als ob das einer Frage bedürfte! Als ob Sie nicht noch von Sydney her wissen müßten, wie wahnsinnig ich Sie liebe!“

„Von Sydney her?“ wiederholte ich nachdenklich. „Richtig — ich erinnere mich — Sie erboten sich eines schönen Tages, mir Ihre Liebe zu beweisen, indem Sie vor meinen Augen vom Dach unsres Hauses auf das Straßenpflaster sprängen. Daß in dem Vorschlag etwas wie Wahnsinn war, kann ich nicht leugnen, denn unser Haus hatte außer dem Erdgeschoß noch zwei Stockwerke. Glücklicherweise entsagten Sie Ihrer gräßlichen Absicht und kehrten zur Vernunft zurück, als ich Sie auslachte.“

„Jawohl,“ knirschte er, „im Auslachen haben Sie immer etwas geleistet.“

„Mr. Howard,“ sagte ich, jetzt ärgerlich werdend, „so reden Sie doch nicht solch ungereimtes Zeug. Hätten Sie wirklich eine ernste Liebe zu mir gehegt, so wären Sie nicht so federleichten Herzens von Sydney abgereist. Ich sehe Sie noch vom Schiff aus Ihren Abschiedsgruß winken. Ihr Gesicht strahlte.“

„Dann log mein Gesicht. Ich war tief unglücklich, als ich Australien verließ, und mein erster Freudentag in England war der, an dem Ihr erster Brief anlangte. Was mir diese Korrespondenz gewesen ist, das ahnen Sie nicht, aber ein kurzes Jahr, da war's auch hiermit aus. Weshalb?“ Er sah mich eine Erklärung heischend an. Als ich schwieg, schloß er sarkastisch: „Weil die Sache angefangen hatte, Sie zu langweilen.“

„Nicht doch,“ fühlte ich mich jetzt verpflichtet, zu entgegnen. „Ich wüßte in der That nichts, das mich je besser unterhalten hätte, als Ihre Briefe. Der Vater war's, der den Wunsch äußerte, unsre Korrespondenz abgebrochen zu sehen.“

„Ihr Vater?“ stieß er überrascht hervor. „Und warum?“

„Wenn Sie denn durchaus den Grund haben müssen, weil er nicht die allerbeste Meinung von Ihrem — Charakter hegte.“

Früher wäre er über eine derartige Mitteilung mit einem selbstgefälligen Lachen hinweggekommen, jetzt schoß ihm jäh das Blut in die Stirn. Im nächsten Moment stand er leichenblaß. So that er mir leid.

„Pah! Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen," sagte ich, „auch den Klügsten läßt seine Menschenkenntnis mitunter im Stich." Und als dieser Trost nicht verfangen zu wollen schien, fügte ich in dem Bemühen, ihn auf andre Gedanken zu bringen, hinzu: „Wie wär's, wenn Sie sich auf das maître de plaisir-Amt besännen, das Sie in Sydney so sehr zur allgemeinen Zufriedenheit ausübten? Wir sind gegen die einfachen Freuden, die uns das Schiffsleben bietet, schon alle ein wenig abgestumpft, wünschen Neues, wären dankbar für einen lustigen Vorschlag."

„Werde nicht verfehlen," murmelte er finster, den Blick am Boden. Dann, als er Herrn von Senden herantreten sah, empfahl er sich hastig und ging.

Den 15. September.

Weißt du, was das Neueste ist? Ein Kostümball, der am Vorabend unsrer Ankunft in Port Said, also übermorgen, stattfinden wird. Die Idee ist natürlich von Pops. Er hat sich als maître de plaisir glänzend bewährt und ist bei den Damen nun Hahn im Korbe, was den Herren zu mißfallen scheint, speciell Dr. Harris und Herrn von Senden.

Ersterer ging freilich unglücklicherweise gerade vorüber, als die begeisterte Miß May mir zujubelte: „Nein, dieser Mr. Howard ist doch ein ganz süßer Mensch!"

Warum aber auch Senden scheel auf Pops blickt, kann ich wirklich nicht ergründen.

Den 16. September, 9 Uhr p. m.

Heute ist Sonntag. Dreimal war Gottesdienst angesetzt — dreimal! Hast du von solcher Frömmigkeit einen Begriff? Herr von Senden rettete sich durch zeitiges Verschwinden in seine Kajüte, ich habe tapfer mitgemacht. Und weißt du, was ich in der Zwischenzeit getrieben habe? Sag's ja nicht wieder, die fünf Reverends kündigen mir sonst die Freundschaft, und zur Zeit sind sie so sehr gut auf mich zu sprechen. In meiner Kabine habe ich, oder besser haben wir — denn Flora, Ada und May waren meiner Sünde teilhaftig — gesessen und unsre Kostüme für morgen zusammengestichelt.

Es war ja gräßlich, und unser gut anglikanisch geschultes Gewissen verklagte uns hörbar, doch es half ihm nichts, wir schneiderten dagegen an, denn fertig mußten wir werden. Übrigens, wenn ich sage „wir schneiderten", so nehme ich Miß May aus, die mit ihren Fingern durchaus nur Klavier trommeln kann. Sie las uns vor, den „Robert Elsmere", der ja am Ende eine Art Sonntagsbuch ist, und wir verfertigten ihr tant bien que mal einen Peplos, aus einem Stück Kaschmir, den ich bei mir führte. Du kennst ihn, Leni, er ist elfenbeinfarbig und köstlich fein. Das Herz blutete mir eigentlich, ihn herleihen zu müssen, aber es ließ sich doch nicht gut vermeiden. Sie ist mir zwar schrecklich unsympathisch, aber sie nennt mich beständig ihre Freundin, lächelt mich holdselig an und — na, du verstehst! Sie wird uns übrigens Ehre machen als Griechin, die losen Draperien verhüllen ihre Magerkeit. Aus Ada wird die entzückendste kleine normannische Fischerfrau, mit rotgestreiftem

Röckchen und hoher weißer Flügelhaube, aus Flora eine zierliche Carmen. Was wir insgesamt an Schmuck besitzen, hängen wir ihr um. Und ich? Ich muß aus mir eine Sonnenblume machen und machen lassen, da nützt kein Widerstreben. Die sei für mich denn doch gar zu charakteristisch, behaupteten alle.

„Charakteristisch oder nicht,“ wandte ich ihnen seufzend ein, „sie wird mir nicht stehen, und das geht mir nahe.“

Herrlich werde sie mir stehen, lautete die enthusiastische Versicherung. Dann brachte die eine von irgendwoher orangegelben Kattun, die andre braunen Sammet, und das Zusammensetzen der Blütenkelche begann, ohne daß von meinen Seufzern weiter Notiz genommen worden wäre. Das grüne Kleid soll ich dazu tragen, das weichfallende, „ästhetische“ weißt du, nach Burne Jonesscher Manier. Die Blumen werden daran befestigt, und einen Riesenkelch bekomme ich als Kopfputz. Gelbe Blütenblätter und gelbe Haare — ich schaudere, wenn ich an die Zusammenstellung denke. Aber hoffen wir das beste!

Noch begieriger wie auf mein eignes Kostüm bin ich auf die der Herren. Einen Schneider haben wir nicht an Bord, außer Mr. Jones, der selbstverständlich auf seinen Beruf nicht einmal angeredet werden darf.

Im Hafen von Port Said, den 19. September.

Nun ist alles vorüber, die Freude und auch der Schmerz, denn nach dem Ball kam das Abschiednehmen — gestern sind die Macdonalds nach Kairo weitergereist. Es flossen heiße Thränen beim Lebewohl, Ada besonders schluchzte herzbrechend. Aber ich fange da wieder einmal mit dem Ende an. Du bist natürlich begierig auf den Ball.

Es war hübsch, Leni — ja, das läßt sich nicht leugnen. Ein mit Fahnen und Fähnchen festlich geschmücktes und nebenbei noch strahlend erleuchtetes Verdeck stelle dir vor. Wir hatten neben dem guten Mond am Himmel noch buntfarbige chinesische Papierlaternen, die in Festons an den Eisenstäben befestigt waren, welche bei Tage das Sonnenzelt tragen.

Dann die Kostüme! Einige waren ja sehr grotesk. Die lange Mrs. Merryweather z. B. hatte sich (Gott weiß, wo sie ihn hergenommen) einen Pfauenbalg über den Kopf gezogen und einen Pfauenschwanz an den Saum ihres ganz gewöhnlichen Gesellschaftskleides geheftet. Dieser Vogel war ein Anblick für Götter. Schade nur, daß er kein Rad schlagen konnte, sein langer Schweif war den Tanzenden überall im Wege.

Die Herren, abgesehen von den fünf Reverends, die übereingekommen waren, daß sie es der Würde ihres Standes schuldig seien, im Frack zu erscheinen, hatten mit beschränkten Mitteln Hübsches geleistet. Sie stellten aus dem guten Grunde, daß Lumpen leichter zu beschaffen sind, als seidene Gewänder, vorzugsweise Individuen aus der niederen Volksklasse dar, als da sind: Neapolitanische Fischer, Mausefallenhändler, reisende Handwerksburschen und Musikanten. Wir hatten auch einen gehörnten und geschwänzten Teufel von grausiger Naturwahrheit.

Entschieden der Löwe des Abends aber war Mynheer van Ravenstein, der, wie verlautete, bloß in seinen Koffer hatte zu greifen brauchen, um das Kostüm eines

chinesischen Hohenpriesters herauszuziehen! Leni, ich mußte doch lachen. Kein Mandarin also, sondern ein Hoherpriester, im übrigen alles echt an dem Mongolen, die hervorstehenden Backenknochen, die feisten Wangen, die Schlitzäuglein, die Glatze. Und zu dieser wundervollen Maske nun noch der rotseidene, golddurchwirkte Mantel, dessen Rückseite in unnachahmlicher Stickerei die graphische Darstellung der Schöpfung und die acht chinesischen Symbole zeigte! Miß May war förmlich „weg“ in den bezaubernden Anblick, und daß Dr. Harris als ganz gemeiner Mausefallenhändler für den Abend keine Chancen hatte, ist nur zu begreiflich.

Auch Herr von Senden hatte nur in seinen Koffer gegriffen, „aus gänzlichem Mangel an Phantasie,“ wie er sagte. Er trug, was er zweifellos auf Sumatra alle Tage trägt, den weißen Pflanzeranzug mit Helmhut, aber er hätte sich gar nicht vorteilhafter kleiden können. Pops sah ebenfalls hübsch aus, oder wohl richtiger schön. Selbst Ada, die sonst am wenigsten lobend auf ihn zu sprechen ist, gab dies bewundernd zu. Er stellte etwas zwischen einem Tiroler und einem Räuberhauptmann vor, d. h. von letzterem wollte er selbst durchaus nichts wissen. Als jemand, ich glaube es war der kleine Downing, ihn scherzweise Fra Diavolo anredete, that er förmlich beleidigt. Liebenswürdig war er überhaupt nicht, mich hat er in einer Weise geärgert — doch ich rede lieber nicht davon.

Unter den Damen gefiel mir am besten Mrs. Macdonald als stattlich schöne Römerin — Mr. Stephenson, der einen alten Seebären mit Theerjacke und Südwester aus sich gemacht hatte, schien meinen Geschmack zu teilen. Flora, Ada, May habe ich dir bereits vorgeführt. Die übrigen Herrschaften kennst du nicht, ihre Masken interessieren dich daher auch nicht. Du bist nur neugierig auf die Sonnenblume, ich merke es schon.

Du kannst dich beruhigen, Kleine, sie fiel besser aus, als ich gefürchtet hatte. Ich weiß nicht, ob dem Mond, oder den Papierlaternen das Verdienst gebührt, gütigst verhindert zu haben, daß das Gelb auf dem Gelb abscheulich wirkte, Thatsache ist jedenfalls, daß alle Welt sich entzückt über meine Erscheinung äußerte, und daß sogar ziemlich laut geflüstert wurde, ich sei — doch das ist Unsinn, braucht also auch nicht wiederholt zu werden.

Ob es ein lustiger Ball war? Zu Anfang, ja. Eine aus den Stewards — die auf diesen Dampfern alle ein bißchen musikalisch sein müssen — zusammengesetzte Kapelle spielte gar nicht übel auf, und da das Meer sich artig verhielt, ging das Tanzen flott von statten. Bald nach Mitternacht jedoch stellte sich bei diesem und jenem der Katzenjammer bereits ein, der doch gemeinhin das Ende des Festes abzuwarten pflegt.

Zuerst meldete er sich bei Herrn von Senden. Wir hatten soeben zusammen gewalzt und ruhten nun aus auf einer Bank neben der Balustrade. Der Mond stand gerade über uns im dunkeln Ätherblau und schnitt ein spöttisches Gesicht. Mir schien's so wenigstens, und ich sprach es aus.

„Spöttisch? Weshalb denn nur?“ erkundigte sich mein Partner.

„O! Er mokiert sich eben über unsern Mummenschanz,“ antwortete ich lächelnd. „Die eine und die andre Maske für sich betrachtet, läßt er ja gelten, aber in der Zusammenstellung mit einer zweiten wirkt sie sofort grotesk und verletzt sein ästhetisches

Gefühl. ‚Die zierliche Carmen neben dem grinsenden Neger,‘ denkt er, ‚die schöne Römerin Arm in Arm mit dem Mausefallenhändler, die antike Griechin, die sich mit dem mittelalterlichen Teufel im Kreise dreht‘ — Ungereimtheiten und Anachronismen, wohin man nur sieht!“

„Meinen gnädiges Fräulein wirklich, daß der alte Knabe so peinlich ist, was den Schönheitssinn betrifft?“ fragte Herr von Senden mit mehr Ernst, als der Gegenstand eigentlich verdiente.

„Ja, das meine ich,“ erwiderte ich kopfnickend, „und es ist ja auch nur natürlich, solch ein Künstler ohnegleichen, wie er ist. Seitdem sie den Pinsel führen, suchen es ihm die Herren Maler nachzuthun, doch bis heute ist's noch keinem gelungen, mit so wenigen Farben solch unvergleichliche Wirkung zu erzielen.“

„Aber Humor soll er doch auch haben, und lachen thut er gern, wie man versichert. Warum dann nicht lieber heute den Kunstkritiker einstecken und eine lustige Reiseerinnerung mitnehmen für späteren Gebrauch — in den Urwäldern von Sumatra z. B.? Da langweilt er sich nämlich sträflich, ich habe ihm das manch liebe Nacht angemerkt und es sehr begreiflich gefunden.“

„Ei, ei, Herr von Senden! Begreiflich gefunden? Wer schwärmte denn neulich von dem herrlichen Urwald, der sein Heim umrauschte?“

„Das that vielleicht ich, aber —“

„Wer fand in der Arbeit seine höchste Freude, hatte niemals Zeit, Langeweile zu fühlen, konnte sich überhaupt kein idealeres Leben denken, als das des Pflanzers auf Sumatra?“

„Freilich ist's ideal und freilich macht die Arbeit Freude, aber, gnädiges Fräulein, wir sprachen doch vom Mond, nicht wahr? Wenn der am Himmel steht, dann pflegt die Arbeit zu ruhen, und wenn die Arbeit ruht, dann gäbe man die Gesellschaft von hunderttausend stillen Bäumen gern hin für die eines einzigen lieben, fröhlichen Menschen.“

„Ah! So war's gemeint? Sie Ärmster, ja, das kann ich Ihnen nachempfinden; aber gegen dieses Übel gibt's wohl leider kein Heilmittel?“

„Ich — wüßte schon eines,“ preßte er etwas beklommen hervor.

„Nun?“

„Wenn ich mich — verheiratete.“

„Um Gotteswillen!“ rief ich außer mir vor Entsetzen. „Sie werden doch in solch eine fürchterliche Einöde eine Frau nicht hineinschleppen wollen? Herr von Senden, das wäre ja grausam — herzlos!“

Das Blut schoß ihm in die Wangen, ich sah es deutlich selbst in dem fahlen Licht.

„Wenn mir persönlich vor etwas graut,“ setzte ich, mich schüttelnd hinzu, „so ist's vor dem Gedanken an ein Dahinvegetieren in völliger Einsamkeit.“

Er rückte ein paarmal unruhig auf seinem Sitz hin und her. „Sie hätte doch am Ende — mich,“ gab er mir dann schüchtern zu bedenken.

„Sie?“ entgegnete ich, jetzt förmlich empört. „Aber Sie sind ja, nach dem, das Sie mir neulich sagten, den ganzen Tag auf Ihrer Plantage beschäftigt, die von

Ihrer Wohnung beträchtlich weit abliegt. Die arme Frau wäre also die endlos langen Stunden auf sich ganz allein angewiesen!“

„Das ist wahr,“ nickte er, seufzte schwer auf und sah vor sich nieder mit der Miene eines Menschen, dem seine schönsten Hoffnungen zerstört worden sind.

Nun fing ich an, mir ein wenig unfreundlich gegen ihn vorzukommen. „Herr von Senden,“ beeilte ich mich deshalb in einiger Erregung zu versichern, „ich wünsche Ihnen ja alles Glück, aber ich konnte wirklich nicht gut umhin, auszusprechen, was ich dachte.“

„Natürlich nicht,“ erwiderte er dumpf, „und um Ihre ehrliche Meinung war mir's zu thun.“

„Sie dürfen es nur nicht dabei bewenden lassen,“ fuhr ich durch die Verzweiflung in seinem Ton peinlich berührt, fort, „Sie müssen über den Punkt auch noch andre Ansichten einholen!“

„Die Ihre wird wohl die allgemeine sein.“

„Und wenn auch! Die einzige ist's doch vielleicht nicht. Alle Mädchen sind nicht wie ich. Es gibt welche, die aus purer Liebhaberei ins Kloster gehen, und — wenn ich's recht bedenke — ja, wahrhaftig, wenn ich's recht bedenke, ich kenne sogar selber eine kleine Person, die einem Manne, immer vorausgesetzt, daß sie ihn liebte —“ hier mußte ich unversehens lachen — „ohne langes Zögern in die wüsteste Wildnis folgen würde.“

Du merkst, auf wen ich anspielte, Leni, er merkte es natürlich nicht, aber wie ein jäher Freudenstrahl brach es aus seinem Auge, und atemlos stammelte er hervor:

„Wer — wo ist sie?“

„Diese kleine Ausnahme von der Regel wohnt in Bremen.“

Alles Licht erlosch in seinem Blick. Nimm's ihm nicht übel, Leni, er kennt dich ja nicht! So bitter enttäuscht sah er mich an, daß ich ein wenig ironisch sagte:

„Sie glaubten wohl gar, ich hätte sie hier gleich zur Hand? Bedauere, Herr von Senden! Hier auf dem Schiff gibt's bekanntlich außer meiner Wenigkeit nur drei unverheiratete Damen, und daß eine von den dreien für den Urwald zu haben wäre, das bezweifle ich denn doch sehr. Da ist z. B. Miß May Burnand. Die würde, so wie ich sie kenne, bei dem bloßen Vorschlag schon Zeter und Mordio schreien. Dann zweitens Miß Flora Macdonald, die passionierte Porträt- und Genremalerin. Der dürften im Urwald bald die Sujets ausgehen. Und drittens Miß Ada, der fröhliche Schmetterling, der in München von Vergnügen zu Vergnügen, vom Ball ins Konzert, vom Konzert in das Theater geflattert ist. Mir dieses Weltkind par excellence auch nur in Gedanken in die Gesellschaft von hunderttausend stillen Bäumen zu versetzen, das bringe ich nicht fertig — nein, so hartherzig ist meine Phantasie nicht!“

Ich hatte mit einem leisen Auflachen geschlossen, allein jetzt, wie ich das Auge zu ihm hob, durchfuhr mich der Schreck. Wie mit einem Schlage ward mir alles an seinem Gesichtsausdruck klar — —

„Herr von Senden!“ rief ich außer mir.

„Um Gotteswillen, nicht so laut!“ beschwor er mich mit aufgehobener Hand.

„Wie — war's denn nur möglich?“

„Weiß ich's?“

„Ada — gerade Ada, die für das rauschende Leben und nur dafür geschaffen ist?!“

„Meinen Sie, ich hätte mir das nicht selber hundertmal wiederholt?“ preßte er heraus. „Aber was kann der Mensch gegen die Liebe — die Liebe?“

Du mußt mich nicht für hart halten, Leni, er that mir ja im Grunde leid, aber: „Was kann der Mensch gegen die Liebe?“ Das klang mir denn doch gar zu kläglich, es funkelte dabei auch etwas in seinem Auge, das merkwürdig nach einer Thräne aussah. Ein Mann — und weinen?

Eine Minute später gefiel er mir schon besser. Da hatte er sich erhoben und stand vor mir, zwar noch immer mit tiefniedergeschlagener Miene, allein männlich, entschlossen.

„Es war eine Thorheit,“ sagte er dumpf, „ich muß, ich will sie mir aus dem Sinn schlagen. Sie werden mir mein Geheimnis wahren, Miß Hillerns?“

Ich versprach es, ihm die Hand reichend, die er an seine Lippen führte. Dann ging er, die Kajütentreppe hinabzusteigen. Sein Schritt war etwas schwer und schleppend, doch den Kopf trug er hoch. Es hat keine Gefahr, Leni. Er wird sich von der dummen Liebe nicht unterkriegen lassen.

Ich hatte nun von dem Thema eigentlich übergenug, aber eine Viertelstunde später fuhr der böse Geist in Pops und veranlaßte ihn, mir seine Liebeslitanei von neulich zu wiederholen und ihr einige so impertinente Betrachtungen folgen zu lassen, daß ich, ihm den Rücken kehrend, erklärte, ich verzichtete auf jedes Privatgespräch mit ihm für den Rest der Reise.

Wieder ein Weilchen später, als ich im Begriff war, mich in meine Kabine zurückzuziehen, und den Fuß schon auf der obersten Treppenstufe hatte, erwischte mich Ada beim Ärmel.

„Auf einen Moment, Ruth, liebste Ruth,“ bat sie mit zitterndem Stimmchen, „ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Resigniert ließ ich mich von ihr nach einer Bank in einem stillen Winkel ziehen. „Nun?“ forschte ich, als wir saßen.

Sie sah mich an, öffnete die Lippen, schloß sie wieder, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

„Ada!“ rief ich bestürzt.

„Ruth,“ schluchzte sie, „ich bin das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne!“

„Beste Ada, was ist denn nur so plötzlich geschehen?!“

„Plötzlich nichts — es war ja am Ende — vorauszusehen, man — man ist nur immer so vertrauensselig — aber daß zu all dem Elend nun auch noch dieses kommen mußte!“

„Was denn nur?“

„Er hat sich in Mama verliebt, der greuliche Mensch!“

„Aha! Mr. Stephenson? Das wußten Sie nicht?“

„Hatte keine Ahnung bis vor etwa zehn Minuten. Da flüstert mir Flora plötzlich ins Ohr: ‚Du! schau dir doch mal den alten Stephenson an!‘ — ‚Fühle keine Versuchung,‘ entgegne ich, ohne den Kopf zu wenden, ‚er sieht aus wie der gemeinste Matrose in der scheußlichen Theerjacke.‘ — ‚Ach! wenn's weiter nichts

wäre,' seufzt sie, ‚aber er stapft beständig hinter Mama drein, verschlingt sie mit den Augen, grinst von Ohr zu Ohr, so oft sie das Wort an ihn richtet!' — Wie ich das höre, Ruth, da ist's doch gerade, als ob der Blitz vor mir einschlägt!"

„Bah! Regen Sie sich nicht unnötig auf, Ada. Sie macht sich gar nichts aus ihm."

„Das ist durchaus nicht gesagt, sie flirtete vorhin entschieden ein bißchen mit ihm, und zu verdenken wäre es ihr auch nicht einmal, wenn sie ihn nähme. Sie ist noch jung, sehr hübsch, und hat's gar nicht besonders gut auf der Welt."

„Ich denke, sie besitzt alles, was ihr Herz begehrt: Geld, Gesundheit, zwei liebenswürdige Töchter —".

„Die sind's eben, die ihr zu schaffen machen."

„Wieso denn?"

„Ja, sehen Sie, Ruth, sie ist für die Gemütlichkeit, und wir lassen ihr so recht keine Ruhe. Engelsgut wie sie ist, kann sie niemand ‚Nein' sagen, und am wenigsten uns. So haben wir sie denn unser Leben lang tyrannisiert und um den Finger gewickelt. Geklagt hat sie ja nie, aber wundern sollte es mich nicht im geringsten, wenn sie jetzt dächte, daß sie es bei diesem Stephenson vielleicht besser haben würde, als bei uns."

Ist's nicht köstlich, Leni, wie in der Familie Macdonald zwischen Mutter und Kindern die Rollen vertauscht sind? Ich mußte zu dem letzten Stoßseufzer wohl oder übel lachen; als jedoch die Kleine wieder bitterlich zu weinen anhub, beeilte ich mich, mit Entschiedenheit zu versichern: „Sie denkt nichts Derartiges, Ada, davon bin ich überzeugt. Aber selbst wenn auch, sie brauchte bloß von Ihrem Kummer etwas zu merken —"

„Das soll und das wird sie eben nicht," fiel sie mir heftig in das Wort. „Wir sind ihr in Nebendingen oft genug entgegen gewesen, in einer Sache, von der ihr ganzes Wohl und Wehe abhängt, dürfen wir sie nicht beeinflussen. Darin ist Flora ganz meiner Meinung — freilich" — dies mit einem trostlosen Kopfschütteln — „Flora verliert nicht, was ich verliere! Ihr bleibt ihre Kunst, ich habe nur Mama!"

„Und Sie werden sie behalten."

„Ich hoffe nichts mehr — gar nichts! Ich bin zum Unglück ausersehen —."

„Thorheit, Ada!"

„Alles — alles schlägt mir fehl! Wie hatte ich zum Beispiel gewünscht, Sie, Ruth, würden uns nach Kairo begleiten!"

„Und wie gern käme ich Ihrem Wunsche nach, trotzdem ich schon einmal dort war, aber es ist ja keine der Damen zu bewegen, den Abstecher mitzumachen. So wäre ich also für die Rückfahrt einzig auf Herrengesellschaft angewiesen."

„Ich weiß," nickte sie, „ach Gott! ich weiß es ja. Es ist schrecklich hart. Wir hatten uns so innig aneinander geschlossen, und nun — morgen schon ein Lebewohl auf ewig!" Sie preßte ihr Taschentuch an die Augen. Dann nach einer Pause in leisem, bebendem Ton: „Wer sind die Herren, die mit uns fahren?"

„Der kleine Downing und noch ein paar von den Reverends, Mr. Manning und Dr. Harris."

„Sonst — niemand?“

„Nein.“

„Ich dachte mir's,“ flüsterte sie, erhob sich hastig und reichte mir abgewandten Gesichtes die Hand. „Gute Nacht, Ruth — süße, liebe Ruth,“ sagte sie in von Thränen halberstícktem Ton.

„Gute Nacht, liebe Ada! Soll ich Sie hinunter begleiten?“

„Dank!“ murmelte sie kopfschüttelnd und entfernte sich rasch.

Bis die zierliche Gestalt in der Kajütenöffnung verschwunden war, wartete ich, dann stieg auch ich hinunter, mich in meine Koje zu legen. Daß ich nicht zur Ruhe kam, dafür sorgte anfangs Miß May, die mir von den Schmeicheleien, die man ihr im Laufe des Abends gesagt hatte, leider keine einzige vorenthielt, späterhin allerlei unangenehmer Gedankenkram, den ich aus dem Kopf nicht los ward. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als mir endlich die Augen zufielen.

Den ganzen gestrigen Tag verbrachte ich in der Gesellschaft der Macdonalds. Die Mutter war so schön und so ernstfreundlich, wie sie immer ist. Flora ließ sich von ihrem Kummer nichts anmerken, Ada war und blieb still und in sich gekehrt. Um zwölf Uhr nachts fuhren sie mit dem winzigen ägyptischen Postdampfer nach Ismailia ab. Als sie eben im Begriff waren, die ‚Poonah‘ zu verlassen, kehrte Herr von Senden, der sich seit dem Ball nicht hatte blicken lassen, aus der Stadt zurück. Sehr blaß, aber völlig selbstbeherrscht, reichte er Ada zum Abschied einen Blumenstrauß. Während beide so einen Moment lang nebeneinander standen, dachte ich bedauernd bei mir:

„Warum muß er auch gerade in der Wildnis leben? Sie hätten ein so hübsches Paar gegeben!“

Elftes Kapitel.

Im Hafen von Port Said, den 20. September.

Die Macdonalds haben meine ganze frohe Laune mit fortgenommen. Ich entbehre sie in einer Weise, daß ich es kaum begreifen kann. Das klettenhaft Anhängliche liegt doch sonst nicht in meiner Natur.

Freilich, sie waren liebenswürdig — besonders Ada — und unterhaltend. Ja, unterhaltend, dahinter wird's wohl stecken. Ich langweile mich zu abscheulich. Herr von Senden ist sehr einsilbig geworden, kann stundenlang dasitzen, ohne den Mund aufzuthun, und immer im Geiste mit dem kleinen Downing die Chinesen zu bekehren, dazu habe ich keine Lust.

In Port Said war ich heute morgen mit Miß May — kurzweg May muß ich sie übrigens jetzt nennen, sie hat sich's ausgebeten in der überschwenglichen Dankbarkeit dafür, daß ich sie für den Ball so schön gemacht — mit May also und einigen der Herren. Die Stadt hatte ich noch von der letzten Reise her als abscheulich in der Erinnerung, zu ihrem Vorteil verändert hat sie sich seitdem nicht. Das europäische Viertel besteht aus wenigen, sich am Meere hinziehenden Straßen,

die Einwohnerschaft aus europäischen Beamten, einer ägyptischen Wache, Obst-, Gemüsehändlern und Bettlern.

O diese Bettler, Leni! Mir schaudert noch die Haut, wenn ich an sie denke. Schmutzstarrend, in scheußlichste Lumpen gehüllt, fast ausnahmslos mit den fürchterlichsten Gebrechen behaftet, die sie uns so augenfällig wie nur möglich zu machen suchten, folgten sie uns „Backschisch!" schreiend und murmelnd auf Schritt und Tritt. Dazu kam die Glut der Atmosphäre und die Fliegen, die sich in Schwärmen auf uns stürzten. Es ward bald unerträglich. Vor dem großen Sandplatz, der das europäische von dem arabischen Viertel trennt, machten wir Kehrt und eilten, immer verfolgt von dem grausigen Menschenschwarm, zum Hafen zurück. Da war ein Unglücklicher, der Elephantiasis an der rechten Hand hatte, und einen Zeigefinger von zwölf bis fünfzehn Zoll Länge und entsprechender Dicke emporhielt. Ich warf ihm abgewandten Gesichtes alles Geld zu, das ich bei mir hatte, und lief dann, was ich laufen konnte. Die Zähne klapperten mir jetzt trotz der Hitze. Gott, daß es solche Häßlichkeit auf der Welt geben darf!

Sues, den 22. September.

Durch den trostlos langweiligen Kanal wären wir glücklich hindurch. Heute abend kehren die Ausflügler von Kairo zurück, morgen früh fahren wir in das Rote Meer hinein. Ob es nun wieder lustiger wird?

Den 23. September.

Sues ist längst außer Sicht. Rechts und links ragen öde, graue Felsen, völlig tier- und pflanzenlos. Und die Hitze, Leni, die Hitze!

Als ich noch in eurem kühlen Norden war, da pflegte ich zu sagen, ich könne gar nicht Sonne genug bekommen. Jetzt, wenn ich mir vorstelle, daß mein zukünftiges Heim auf einer Insel liegt, auf welche das ganze Jahr lang die Sonne ihre Strahlen vertikal hinabsendet, so —.

Aber ich tröste mich mit der Hoffnung, daß über Java doch wohl mitunter kühlende Winde hinwehen werden. In diesem Höllenschlund hier regt sich kein Lüftchen. Wie eine starre Kuppel von glühendem Metall wölbt sich der Himmel über uns, das Meer da unten ist wie dickflüssiges, geschmolzenes Glas, und von Meer und Himmel geht ein Gleißen, ein immerwährendes unerbittliches Flammen und Leuchten aus, das die Augen foltert und entzündet.

Den 24. September.

Fern am Horizont verschwimmt der Höhenzug des Sinai. Wir atmen Feuer nach wie vor. Die Gesellschaft ist merkwürdig still. Auf Bänken und Stühlen lang ausgestreckt liegen die Reisegenossen herum, lassen schlaff die Arme hängen, halten die Augen, die trotz des doppelten Zeltdaches das Übermaß von Licht blendet, geschlossen. Verschönernd wirkt sie nicht, diese gräßliche Hitze, die sich weich, feucht und schwer um die Glieder legt, und den Körper auflösen zu wollen scheint. Wohin man blickt, hartrote, schweißüberströmte Gesichter, vertrocknet schmachtende Lippen, feuchtklebende Haare.

In dieser heißen Wasserwüste liegen Inseln, Leni — wir passierten vorhin

wieder eine — nackte, kahle, grauenhafte Inseln, die den ganzen Tag im Sonnenfeuer stehen. Keine Pflanze kann darauf gedeihen, aber — Menschen leben dort, die Wärter der Leuchttürme. Nicht einmal in Gedanken mag ich mir die Existenz dieser Ärmsten malen. Möge ihnen ihr Allah das kühle, grüne Paradies gewähren, von dem sie ohne Zweifel träumen.

Herrn von Senden habe ich vorhin mit dem Mark Twain beglückt, den mir Ada vermacht hatte. Ich war mit der Lektüre zu Ende und hatte den Band neben mich hingelegt, da sah ich, wie mein Pflanzerfreund ihn mit hungrigen Augen verschlang.

„Hier,“ sagte ich, ihm das Buch hinreichend, „ich habe keine weitere Verwendung dafür. Lesen Sie and erweitern Sie Ihre Sprachkenntnisse.“

Er ward rot, während er mir seinen Dank stammelte. Nun sitzt er mit den „Innocents Abroad“ vor der Nase, aber da er zu dem spaßhaften Inhalt keine Miene verzieht, so wird er wohl so wenig davon verstehen, wie ich von dem Rig-Veda. Was für Narren sie doch aus vernünftigen Menschen macht, deine berühmte „große Liebe!“

Den 25. September.

Die Hitze nimmt eher zu, als ab. Um Mitternacht hatten wir noch neununddreißig Grad — davon mache dir einen Begriff, wenn du kannst.

Wir schlafen natürlich auf dem Verdeck, wenn man schlafen nennen darf, was eigentlich nur ein halbbewußtes Vorsichhindämmern ist. Das Zeltdach ist nachts fort. Man hat über und um sich das Gewirr und Gewimmel der Sterne. Das ist ein Flammen von oben her, ein Flimmern und Leuchten aus dem Meer herauf — prächtig zwar, aber beunruhigend. Selbst wenn ich die Augen schließe, völlig dunkel wird's nicht vor meinem Blick — daher der Halbschlaf, die schreckhaften Träume.

Von euren Sternen in Bremen pflegte ich mißbilligend zu sagen, daß sie ihre Pflicht nicht thäten. Darnach wirst du mir's kaum glauben, daß ich eurem großen Bären gestern einen Seufzer nachgeschickt habe, Thatsache ist's jedoch. Nacht für Nacht war er ein Stückchen weiter am Horizont hinabgestiegen, gestern winkte er mir mit der linken Hintertatze — oder war's die rechte Vordertatze? — Ade und verschwand. Da seufzte ich denn und dachte: „Es ist doch zu traurig, daß du so weit fortziehst von deiner kleinen Leni. Wärst du nun als Gouvernante nach England gegangen, so hättest du nur den Katzensprung über die Nordsee bis zu ihr.“ Und dann stellte ich mir den reichen Lord vor, den ich vielleicht geheiratet hätte, und das Schloß, dessen Herrin ich geworden wäre — — Pfui!

Den 26. September.

Pfui?

Ja, das galt mir. Mein Leben lang war ich gegen mich und andre aufrichtig gewesen, gestern auf einmal ertappte ich mich beim Heucheln. Meine Gefühle wollten mir nicht mehr so recht präsentabel erscheinen, da begann ich ganz sachte, sie für Leni ein wenig zurechtzustutzen. Doch das darf nicht sein. Vor mir selbst darf und will ich mich nicht erniedrigen.

Du magst es mir nun übel nehmen, oder nicht, meine Kleine, der letzte

Bruchteil meines Tagebuchs, den du je von mir erhalten wirst, ist von Port Said an dich abgegangen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Um nun der Wahrheit die Ehre zu geben, wo begann die Heuchelei? Bei dem Seufzen nach Leni. Ich habe es ja lieb, das Cousinchen, soweit ich jemand lieb haben kann, aber geseufzt habe ich nach ihm nur am allerersten Reisetage. Da kam Ada, kamen die übrigen als angenehmer Ersatz. Alles bewegte, ja drehte sich um mich. Ich, die ich in Bremen, dank der Xanthippe von einer Tante, so manche böse Stunde durchlebt hatte, sah mich als der bewunderte, verhätschelte Liebling der ganzen Gesellschaft. Eine Närrin wäre ich ja gewesen, wenn ich noch nach irgend jemand hätte seufzen wollen. Ich dachte auch gar nicht daran, ich war die lustigste der Lustigen, freute mich der Reiseeindrücke, freute mich der Zukunft, freute mich meines Daseins überhaupt.

Da erschien Pops, das heißt sein bloßes Erscheinen verdarb noch nichts, auch sein ererbter Reichtum that es nicht, und nur ganz wenig sein Schloß in Schottland. „Was er hat, das werde auch ich haben,“ sagte ich mir, „und wenn mein Schloß, statt in Schottland, in Java steht — was liegt daran?“

Ja, ich war mit Herrn Bardewiek und meinem Los noch wohl zufrieden bis zu der letzten Unterredung, die ich mit Frank Pospischill hatte — in der Ballnacht.

Mitten in seiner Liebes-Jeremiade hielt er nämlich plötzlich inne und verlangte zu wissen, wo ich meinen Verlobten kennen gelernt hätte. Als ich der Wahrheit gemäß erklärte, daß er mir persönlich noch fremd sei, und sich die ganze Sache brieflich arrangiert habe, entsetzte er sich, schrie Ach! und Weh!, konnte nicht fassen, nicht begreifen, wie ich, Ruth Hillerns, die Schönste, die Herrlichste, die zu erlangen ein andrer zu Fuß um die Erde gepilgert wäre, sich jeder Mühsal unterzogen hätte, für einen Mann zu haben sein könne, der mich einer Reise nach Europa nicht einmal wert halte, der mich zu sich bescheide, gemächlich, ohne sich vom Platz zu rühren, mit einem Handwink, wie ein Sultan eine neue Sklavin, oder richtiger mit ein paar Federstrichen, wie ein Kaufmann seine Warenballen u. s. w.

Die Worte trafen mich wie Peitschenhiebe, mein Stolz bäumte und krümmte sich darunter. Ich gebot dem Unverschämten zwar Schweigen und drehte ihm den Rücken, aber die abscheuliche Rede hatte sich mir in die Seele gebrannt, und mehr und mehr, wie ich so darüber nachdachte und mich damit quälte, verwandelte sich vor meinem Geiste der gute, edle, großmütige Mann, der dem armen Mädchen seine Hand und seinen Reichtum bot, in den Sultan, der sich eine Sklavin herbeiwinkte, in den Kaufmann, der sich eine Ware verschrieb.

Daß ich nicht von Port Said aus geradeswegs nach Deutschland zurückkehrte? Daran hinderte mich die Furcht, mich lächerlich zu machen, hier vor den Reisegefährten, dort vor den Verwandten — und dann vor allen Dingen mein verpfändetes Wort.

Kapitän Bardewiek, der gute Alte, hat mein Wort ohne Arg von mir gefordert, und ich habe es ihm ohne Arg gegeben. Meine Arglosigkeit war meine Dummheit, die muß ich nun büßen. Ein Versprechen ist heilig. Aber ich mag mich jetzt noch so krampfhaft bemühen, meine Verlobung im alten Licht zu sehen, es gelingt mir

nicht. Ich hasse den Mann auf Java, ich hasse Java, mir graut vor der Ankunft dort.

Ich denke auch, wie schön, wie wunderschön alles hätte werden können, wenn mir nicht das Schicksal diesen bösen Streich gespielt, und dann, so wie gestern Nacht, steigt jenes Schloß vor mir auf, das nicht, wie ich log, in England liegt, sondern in Schottland und auch keinem Lord gehört, sondern Frank Pospischill. Für die englischen, die schottischen Schlösser habe ich von jeher geschwärmt, und Großbritannien selber — wir thun ja mitunter recht stolz und erhaben, wir Australier, wenn wir davon sprechen — aber unser Mutterland ist's doch, und wir mögen es uns eingestehen oder nicht, das Land unsrer stillen Sehnsucht ist's auch.

Ja, ich kann mir's nicht leugnen, um die Herrin seines Schlosses zu werden, hätte ich Pops mit in den Kauf genommen, obgleich er mir jetzt, nun er reich ist, persönlich weit weniger gefällt, als damals, da er gar nichts hatte. Der Frohsinn, der lachende Übermut, der ihn zum angenehmsten Kameraden machte, ist einer finsteren Verschlossenheit gewichen, sein offener Blick ist scheu geworden. Ich weiß ja, daß diese Scheu durch die Angst, in der er schwebt, sein Erbe einzubüßen, verursacht wird, aber alle Angst ist häßlich, und gerade Pops, den früher ein wahrer Löwenmut auszeichnete, steht die Feigheit ganz besonders schlecht.

In der äußeren Erscheinung hat er sich freilich nicht verändert, und neulich, als wir vor Port Said ankerten, und ich den ganzen Tag das Grauen vor dem Unglücklichen mit der mißbildeten Hand nicht los ward, da flüchteten meine Augen unwillkürlich immer wieder zu Pops, um sich für die Qual, die sie durchgemacht, an seiner Schönheit zu entschädigen. Natürlich ertappte er mich schließlich auf solch einem Blick, und sofort zog er seinen Vorteil daraus. Ich hatte ihm auf dem Ball das Wort verboten, nun knüpfte er wieder an mit Bitten um Verzeihung und Besserungsgelöbnissen. Seither läßt er mir keine Ruhe. Vorhin sagte er mit seiner düstersten Miene, ohne mich habe das Leben für ihn nicht den geringsten Wert, ich solle mir's reiflich überlegen, ob ich seinen Tod auf mein Gewissen nehmen wolle.

„Das bedarf gar keiner Überlegung,“ entgegnete ich gelassen. „Nur frisch drauf los! Ich bin zu allem bereit.“

Frank Pospischill aus Liebesgram einen Selbstmord begehen! Ich glaube gar!

Den 27. September.

Ich muß meiner Sache doch wohl nicht so ganz sicher gewesen sein, als ich den Schlußsatz gestern hinschrieb, sonst wäre ich vorige Nacht nicht so dumm in die Falle gegangen.

Es schlief schon alles auf dem Verdeck — ich ausgenommen. Da kam die Kajütentreppe herauf ein Schritt, den ich kannte, und nach dem ich mich aus irgend einem Grunde veranlaßt fühlte, hinzuhorchen. Es war ein ungleicher, jetzt zögernder, jetzt rasch ausholender Schritt, der bald aus dieser, bald aus jener Deckgegend hörbar wurde, und der mich bereits in nervöse Erregtheit versetzt hatte, als er auf einmal dicht vor mir stockte. Nun wußte ich, daß Frank Pospischills Augen an meinem Gesicht hafteten, und dies trieb mir das zornige Blut in die Wangen. Den Gefallen, die Lider zu ihm aufzuschlagen, that ich ihm nicht, aber eine ungeduldige Bewegung

machte ich. Als er daraufhin seine Wanderung fortsetzte, war aus meiner Unruhe Angst geworden. Ich mußte ihm jetzt mit den Blicken folgen, ich mochte wollen oder nicht. Wenn er irgendwo in den Schatten tauchte, so setzte mein Herz seine Schläge aus, wenn er wieder sichtbar wurde, so war es ein ohrbetäubendes Hämmern in meiner Brust, und als er plötzlich, wie von einem verzweifelten Entschluß vorwärts getrieben, auf das Geländer zueilte, da stieß ich einen Schrei aus, daß alle Schläfer ringsumher erwachten. Es gab eine ganz alberne Scene, während welcher der Pseudoselbstmörder sich hastig in der Richtung der Kajütentreppe entfernte. Alle Welt wollte wissen, was mir geschehen sei, und als ich in meiner Beschämung und meinem Verdruß gar keine Worte fand, riet die gute Mrs. Merryweather, die neben mir kampiert, auf einen Albdruck, den mir die Hitze verursacht haben müsse, welche Erklärung der Gesellschaft einzuleuchten schien.

Zwölftes Kapitel.

Den 28. September.

Um Mitternacht präcise rasselten die Ankerketten ins Wasser — wir waren vor Aden angelangt. Um vier Uhr begann die ‚Poonah‘ unter entsetzlichem Gepolter Kohlen zu laden. Alsbald wurden sämtliche Fenster, Luken und Luftlöcher geschlossen, und in meiner Kabine entwickelte sich eine backofenartige Hitze — ich hatte mich nämlich, weil die Temperatur am Abend vorher etwas kühler geworden, in meiner Koje zum Schlafen ausgestreckt. Jetzt hieß es blitzschnell in die Kleider fahren und auf das Verdeck stürzen.

Hier war die Hitze nicht so groß, allein es regnete Kohlenstaub. Eine dicke, schwarze Schicht lag bereits auf den Schiffsplanken, auf den Sesseln und auf dem Gesicht Mynheers van Ravenstein, der das Doppelkinn auf die Brust gesenkt, eine breite Faust gegen jedes Knie gestemmt, unbeirrt von Lärm und Schmutz, den Schlaf des Gerechten schnarchte, was ganz besonders May Burnand ergötzte.

Ich hüllte mich in meinen Gummimantel und zog die Kapuze bis an die Nasenspitze. Bald gab es auch etwas zu sehen.

Der Osten färbte sich mit einem matten Rosa, das überraschend schnell die Runde des Horizonts machte. Ein Sonnenaufgang von wunderbarer Pracht folgte. Dann lag das Ufer da, genau so wie ich es von der letzten Reise noch in der Erinnerung hatte. Eine sonngedörrte Landschaft, kein Baum, kein Strauch, wohin man auch blickte. Drüben die blendende Wüste im Dunst der Ferne verschwimmend, geradeaus schwarze vulkanische Felsen hart auf den hartblauen Himmel gezeichnet, und von diesen Felsen, auf deren einem die englische Garnison sich schmoren läßt, eingeschlossen, wie in einem Höllenkessel liegend, die Stadt. Mir fiel ein, daß Java dem Äquator doch noch mindestens um ein halbes Dutzend Grade näher sei, als selbst diese glutatmende Erde von Aden, und ich legte schaudernd die Hand über die Augen, um dann den Blick in das Wasser zu senken, das durch den Kontrast frischer, flüssiger geworden zu sein schien. Auch hier war nichts Neues zu schauen, aber doch etwas,

das erheiternd wirkte. Gerade wie im vorigen Jahre umschwammen auf allen Seiten Negerjungen das Schiff, mit beredten Augen Geld verlangend. Warf man eine kleine Münze, dann war's ein Tauchen danach um die Wette, ein froschartiges Hinunterzappeln und blitzartiges Wiedererscheinen unter Gekreisch und Gelächter. Die meisten Gestalten waren hübsch und selbst einige der Gesichter. Eines glaubte ich wieder zu erkennen. Ich winkte, schleuderte meinen Obolus. Im Nu war das Bürschchen verschwunden, und im nächsten Moment wieder da. Seinen Fund schob es lachend in den Mund, der bei allen die mangelnde Geldbörse ersetzt. So ging das lustig eine ganze Weile — die Herren waren mit kleiner Münze wohlversehen — bis plötzlich ein Goldstück an mir vorüberflog.

Entsetzt drehte ich mich um. Wie ich mir's gedacht, der Werfer war Pops. Gestern den ganzen Tag hatte ich Luft gesehen, wo er war, jetzt fuhr es mir zornig heraus: „Abscheulich! Aus der neidlosen Fröhlichkeit wird nun natürlich eine häßliche Balgerei!"

Er murmelte etwas von „sich vergriffen haben", aber ich weiß es besser, bloß um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, hat er die Narrheit begangen. Das ganze Schauspiel war mir dadurch verleidet, ich kehrte ihm den Rücken und ward von einem der schmierigen Händler attackiert, die jetzt das Verdeck unsicher machten. Durchaus und durchaus sollte ich ein Paar Antilopenhörner von zweiundeinhalb Fuß Länge kaufen. Mr. Manning befreite mich von dem Lästigen.

„Hierher, Isaak — oder Jakob!" befahl er, und als sich der Mann mit hündischer Unterwürfigkeit zu ihm hinwand: „Was kostet der Krempel?"

„Sechzehn Schilling," ward ihm bedeutet.

Mr. Manning legte verächtlich lächelnd fünf Schilling auf seine flache Hand und hielt sie dem Händler hin. Der wehrte sich ein Weilchen mit Verzweiflungsgebärden gegen den Schleuderpreis, steckte ihn jedoch endlich schmunzelnd ein.

Auch der Käufer schmunzelte. „Sehen Sie wohl, so muß man's machen, Miß Hillerns," belehrte er mich selbstgefällig. „Hauen einen sonst übers Ohr — die Kerls. Ein Paar Prachthörner übrigens."

Den 2. Oktober.

Zahllose Schwärme von fliegenden Fischen, in allen Regenbogenfarben schillernd, begleiten uns. Im übrigen geht ein Tag hin wie der andre. Das Wetter ist immer gleichmäßig schön, und — mir graut immer gleichmäßig vor Java.

Den 3. Oktober.

Rein zufällig geriet ich heute morgen in den Salon, der jetzt fast immer verödet liegt. Für den Moment befand sich ein Pärchen darin, bei dessen Anblick ich schleunigst Kehrt machte und mich in meine Kajüte zurückzog.

Hier auf dem winzigen Kanapee saß ich, noch ganz verdutzt von dem eben Geschauten, da trat May ein, kichernd, aber bemüht, die Unbefangene zu spielen.

„Beste Ruth," rief sie aus, „warum liefen Sie denn nur gleich wieder fort? Wir hatten — hihihi — ja keine Geheimnisse — Dr. Harris und ich."

„Das konnte ich eben nicht wissen," entgegnete ich trocken.

„Durchaus keine Geheimnisse," versicherte sie mit der treuherzigsten Miene, die ihr zu Gebote stand. „Er erzählte gerade von Afrika, Sie hätten gern bleiben dürfen."

„Besten Dank, ich interessiere mich nicht besonders für Afrika."

„Aber die Löwenjagden, Ruth, die sind doch angenehm gruselig anzuhören."

„So? Hat der Herr Doktor eine Löwenjagd mitgemacht?" erkundigte ich mich in skeptischem Ton.

„Eine? Ich bitte Sie, wenigstens ein Dutzend!"

„Die Löwen werden dort zu Lande umherlaufen wie bei uns in Australien die Kaninchen."

„Nun," meinte sie etwas zweifelhaft, „so massenhaft vielleicht nicht, aber es ist doch nicht geraten, sich ohne Flinte in den Wald zu wagen, wie es scheint."

„Dr. Harris wird immer bis an die Zähne bewaffnet gegangen sein."

„Sie sagen das in so — einem Tone, Ruth, Sie mögen ihn am Ende nicht gern?"

„Weder gern, noch ungern," antwortete ich stirnrunzelnd. „Aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich ihm nicht gestatten, den Arm um mich zu legen."

„Nun, natürlich nicht!" rief sie keck weiter heuchelnd, „das sollte er bloß einmal wagen."

„Als ich vor fünf Minuten in den Salon trat, wagte er es."

„Unmöglich!" protestierte sie. „Liebste Ruth, das hätte ich doch merken müssen!"

„Sie waren eben zu sehr in die Löwenjagd vertieft, die er Ihnen schilderte."

Sie warf mir einen blinzelnden Seitenblick zu, wollte die Unterlippe zwischen die Zähne klemmen, brach aber plötzlich in Gekicher aus.

„Hihihi," lachte sie, „Ihnen streut so leicht niemand Sand in die Augen. „Übrigens, Ruth" — dies mit kindlichster Naivetät — „so — furchtbar schlimm war's doch am Ende nicht?"

„Daß Sie sich von einem wildfremden Manne umarmen ließen?"

„Wildfremd? Himmel! Ruth, ich kenne ihn ja nun schon über drei Wochen, und er ist so nett gegen mich."

„Das heißt, er füttert Sie den ganzen Tag mit Schmeichelreden."

„O! Er hat mir auch aus Kairo etwas mitgebracht."

Ich fiel beinahe von der Bank vor Überraschung, sie aber, das unglaubliche Geschöpf, griff seelenvergnügt in ihren Koffer und warf mir eine Handvoll Raritäten in den Schoß. Da waren einige von den Dingelchen, die in Birmingham fabriziert werden, und die man in dem guten Glauben, daß sie den Mumiengräbern entstammen, auf der Pyramidenspitze kauft, da war eine schreiend bunte türkische Geldbörse, da war ein Fläschchen Rosenöl und last not least ein Armband, nicht sehr kostbar vielleicht, aber von Gold.

„Nicht süß?" fragten die Märchenaugen.

„May," stieß ich außer mir hervor, „wie konnten Sie sich von diesem Dr. Harris beschenken lassen?"

„Ja, lieber Himmel,“ gab sie mir unschuldsvoll zu bedenken, „er hatte die Sachen nun einmal für mich gekauft, da durfte ich sie doch nicht zurückweisen.“

„Sie durften es nicht nur, Sie mußten es sogar!“

„Aber Ruth! Eine solche Unhöflichkeit!“ Sie sah mich ordentlich indigniert an.

„So denken Sie doch einmal ein bißchen vernünftig nach, May,“ forderte ich peremptorisch von ihr. „Geschenke verpflichten, nicht wahr? Nun also, was haben Sie für die Scharteken da dem Herrn Doktor zu bieten?“

„Er wird doch nicht gleich etwas wieder haben wollen?“ stieß sie verblüfft hervor.

„Natürlich will er etwas wieder, da er bis über die Ohren in Sie verliebt ist. Er ist ja auch schon dabei, sich bezahlt zu machen. Heute nahm er die Umarmung, morgen fordert er Ihre Hand.“

„Na, die bekommt er natürlich nicht,“ erwiderte sie mit einem Lachen, für das ich sie hätte ohrfeigen mögen. „Ich bitte Sie, er hat ja weder Vermögen noch Praxis.“

„Aber wenn er auch mittellos ist, Sie entblöden sich nicht, Geschenke von ihm anzunehmen,“ rief ich aufspringend, um das Zimmer zu verlassen. „O, es ist schändlich!“

„Ruth — Ruth, seien Sie doch nicht so furchtbar böse,“ jammerte sie mir nach. „Was soll ich denn nur thun?“

„Sich nicht weiter in Vertraulichkeiten mit ihm einlassen,“ befahl ich zornig von der Schwelle her, „und ihm den Plunder, den er die Impertinenz gehabt hat, Ihnen anzubieten, vor die Füße werfen!“

„Lieber Himmel,“ stammelte sie. „Das — wäre ja entsetzlich —“

„Unhöflich!“ vollendete ich und warf die Thür hinter mir in das Schloß.

Hat man eine Ahnung von solch niedriger Gesinnung?

Den 4. Oktober.

Uns fehlt jetzt ein Mittelpunkt für die Geselligkeit. Mrs. Macdonald verstand es, die Leute um sich zu sammeln. Wo sie saß auf dem Verdeck, da war der Salon, in dem ihre Liebenswürdigkeit jeden willkommen hieß. Dafür, daß sich auch jeder angenehm unterhielt, sorgte dann der Geist und die frohe Laune der Töchter.

Die gute Merryweather besitzt nicht dies Talent. Sie ist so langweilig wie sie lang ist. Die übrigen an Bord anwesenden „Damen“ gehören in die Schneider Jonessche Sphäre. Bliebe also für mich nur die Unterhaltung der Herren, oder die Einsamkeit. Allein die Gespräche der fünf Reverends sagen mir nicht sonderlich zu. Wir mögen starten von welchem Punkt wir wollen, wir geraten schließlich immer in das Klerikale hinein: High Church, Low Church, Ritualism u. s. w. Auch der dicke Mr. Manning hat nur ein Thema, das fatale gastronomische, Herr von Senden dagegen, der Ärmste, hat gar keines mehr, so hat ihn die „große Liebe“ auf den Mund geschlagen. Und die Einsamkeit? Die gönnt mir Frank Pospischill nicht; ich mag mich wenden, wohin ich will, gleich ist er mir auf den Fersen. Um vor dieser Belästigung sicher zu sein, vertrauere ich nun den größten Teil meiner Tage unter dem Flügel der Mrs. Merryweather. Erst wenn ich es hier gar nicht mehr aushalte, gehe ich wohl hin und lasse mir von Herrn von Senden den Mark Twain

vorlesen. Es gewährt ihm ein melancholisches Vergnügen, und ich brauche es ja mit dem Korrigieren seiner Aussprache nicht so grimmig ernst zu nehmen. Ich thue es wenigstens nicht, ich starre die meiste Zeit in das Wasser und denke meinen Teil. Gewöhnlich sind's schlechte Gedanken, denn das Meer hat es jetzt einmal so an sich, daß es mir nichts Gutes eingibt.

Vorhin, als ich die Wellen so heranrollen sah, da dachte ich:

„So wie sie heute kommen, so kamen sie, bevor du warst, so werden sie noch kommen, wenn du längst gewesen bist. Was ist dein kurzer Tag gegen diese Ewigkeit, was dein winziges Ich gegen diese Unermeßlichkeit? Glaube mir's doch, auf die Null im Weltall, die du bist, hat niemand acht, und wenn du jetzt hingehst und den kurzen Tag dieser Null so glücklich machst, wie du ihn nur machen kannst, so wird dir's niemand verargen."

Darauf malte ich mir Ravensbrooke Castle am Fuße seiner Berge, inmitten seiner Parks und Seeen, und als mir hierbei Pops einfiel, da sagte ich mir voll Zuversicht: „Ich würde ihn schon kurieren von seiner Feigheit und von seiner mürrischen Laune. Ich habe ihn immer gelenkt, immer beherrscht, und mein gehorsamer Diener würde er auch ferner sein. Wenn ich kaufen wollte, da müßte er kaufen, wollte ich reisen, so müßte er reisen, und keine Saison in London wollte ich ihm schenken, kein Theater, keinen Ball, keine Gesellschaft —"

So hätte ich wohl noch eine Weile weiter phantasiert, wenn hier nicht gerade Herr von Senden in seinem Radebrechen an ein Wort gelangt wäre, über das er stolperte — es war das ominöse Wort conscience — Gewissen. Ich setzte ihn im bildlichen Sinne auf die Füße und gewann zugleich mein eignes moralisches Gleichgewicht wieder.

Gewissen! Ja, da hapert es. Was die Unermeßlichkeit da unten nicht hat, das hat das winzige Ich, die Null hier oben, nämlich die Stimme Gottes in ihrer Brust. Wollte ich dieser Stimme zum Trotz mein Wort brechen, ich gelangte nun und nimmer zum Glück, ich kenne mich ja. Verliere ich einmal meine Selbstachtung, so würde aus jeder Freude, die in der Zukunft zu winken scheint, für mich ein Fluch.

Den 5. Oktober.

Ich zittere noch an allen Gliedern, die Feder bebt mir in der Hand. O dieser furchtbare Moment!

Es war vor etwa einer Stunde. Mitten in seinem Vorlesen unterbrach sich Herr von Senden. „Da ist ein Haifisch," sagte er. Ich folgte mit den Blicken der Richtung, die sein deutender Finger mir gab, und erkannte das Ungetüm. In einiger Entfernung lag es auf der Oberfläche des Wassers. Erst die stärkere Wellenbewegung, die unser Schiff verursachte, störte es in seinem Schlummer oder seinen Betrachtungen. Es hob den häßlichen Kopf hoch, tauchte unter und verschwand.

Im selben Augenblick fast erscholl der gräßliche Ruf: „Mann über Bord!"

Ein Tumult sondergleichen folgte. Das Verdeck war sofort schwarz von Menschen, aus allen Kajüten liefen sie zusammen. Ich stürzte blindlings vorwärts nach dem Geländer hin, that einen Blick in das Wasser, sah nichts im ersten Moment, sah dann ihn mit den Wellen ringen — ihn, Frank Pospischill! Ich hatte ihm am

Morgen bittere Dinge gesagt. „Mörderin!“ schrie es nun in mir, und alles drehte sich mit mir im Kreise. Ich krampfte meine Finger um die Balustrade und wäre doch hingesunken, wenn mich der kleine Downing nicht gestützt hätte.

„Mut!“ redete er mir zu, „Mut, Miß Hillerns! Es ist so arg nicht. Der Mann wird gerettet werden — ist es im Grunde schon — er hat ihn ja bereits gefaßt.“

„Wer?“ fragte Herr von Senden.

„Mr. Howard. Ich sah's von weitem. So wie der Mensch — es ist einer von den indischen Matrosen — über Bord sprang, war er ihm nach. Eine kühne — edle That.“

„Das weiß Gott!“

„Ein famoser Schwimmer nebenbei, der Herr. Welche Kraft und Gewandtheit! Er hat beides nötig. Dem Mann ist's grimmig ernst mit seinem Selbstmordversuch, wie es scheint. Er wehrt sich noch immer gegen die rettende Hand. Doch jetzt kommt Hilfe, das Boot stößt ab. Sehen Sie's, Miß Hillerns? Gleich werden sie auf dem Trockenen sein.“

Es gehörte Zeit dazu, bis in das Chaos meiner Gedanken auch nur einiges Licht kam. Dann aber, als ich den Sinn dessen erfaßte, das um mich herum gesprochen wurde, da schlug meine Angst in Begeisterung um. Wie ein Rausch stieg es mir zu Kopf. Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge, die sich nach der Schiffsleiter hingedrängt hatte, und als dem Geretteten, der heraufgetragen werden mußte, der Retter folgte, da war unter den Dutzend Händen, die sich ihm entgegenstreckten, auch die meine, und ich glaube fast, daß er nur meine sah.

„Das war schön — das war herrlich!“ stieß ich hervor, und ich fühlte es, wie mir die Thränen in die Augen sprangen.

In sein blasses Gesicht — er war totenblaß, aber mit den wirr in die Stirn hängenden feuchten Haaren schön wie nie zuvor — schoß eine tiefe Röte.

„Sie beschämen mich, Miß Hillerns,“ sagte er. „Hatten Sie denn vergessen, daß ich schwimmen kann?“

„Schwimmen?“ wiederholte ich entrüstet. „Als ob es darauf allein angekommen wäre! Es befanden sich Haifische in der Nähe.“

„Brrr!“ machte er, sich lachend schüttelnd. „Ein Glück, daß ich's nicht ahnte, sonst hätte ich mich vielleicht besonnen.“

Ich glaube es ihm nicht, es glaubt ihm überhaupt niemand. Er, der bisher von vielen — aus dem einen und dem andern Grunde — scheel angesehen wurde, hat jetzt nur enthusiastische Lobsprecher.

Mir selber wird's nun hinterher freilich ein bißchen bänglich, ich meine, ich hätte mit meinen Beifallsbezeugungen zurückhaltender sein sollen. Aber mein Herz wollte sich Luft machen, ich konnte nichts dagegen. Nach der ausgestandenen Angst war die Freude so überwältigend groß.

— —

(Hier am Abend vor der Ankunft in Point de Galle endet Ruths Tagebuch.)

Dreizehntes Kapitel.

„Ceylon!“ sagte, nach dem Horizont hindeutend, der Kapitän der ‚Poonah‘.

„Schon?“ murmelte Ruth, die Treppe zur Kommandobrücke hinansteigend.

„Jawohl! Nun naht die Trennungsstunde.“

„Unfreundlich genug von Ihnen,“ meinte sie lächelnd, „daß Sie Ihre besten Passagiere in Point de Galle auf den ‚Nizam‘ absetzen. Wenn man Sie nun recht artig bäte, würden Sie uns dann nicht noch ein Streckchen weiterführen — so etwa bis nach Singapore hin?“

„Geht nicht! Muß nach Kalkutta!“ Der Kapitän that, als zerdrücke er eine Thräne im Auge.

„Ob Ihr Schmerz wohl so recht glaubhaft ist?“ Sie blinzelte ihn schalkhaft von der Seite an. „Am Ende ist doch für den Kapitän eines P. & O.-Dampfers Scheiden und Meiden das tägliche Brot.“

„Gewiß, aber man scheidet nicht täglich von einer Miß Hillerns.“

Sie lachte, nahm ihm sein Fernrohr aus der Hand und setzte es an das Auge. „Ach! Ich hab's!“ rief sie, als sie nach einigem Suchen etwas wie einen Nebelstreifen am Horizont gewahrte. „Also das ist Ceylon — übrigens noch recht fern?“

„In einer Stunde werden wir angelangt sein,“ versicherte er in einem drolligen Grabestone. Dann nach einer Pause, ernster und etwas zögernd: „Ich sah da vorhin in einem Kreise von Bewunderern eine kleine Photographie die Runde machen — auf solch ein Erinnerungskärtchen darf ich wohl keinen Anspruch erheben?“

„Sie nicht, der Mann, der uns an hunderttausend Klippen und Sandbänken glücklich vorübergesteuert hat? Ich glaube gar!“ rief sie in liebenswürdiger Entrüstung und lief, das Gewünschte herbeizuholen.

Daß sie, um ihm zu willfahren, einen bereits zugeschnallten Koffer zu öffnen, zu entleeren und von Grund aus noch einmal zu packen und bei der Beschäftigung ein bißchen gemurrt und auf ihn gescholten hatte, verriet sie ihm nicht, als sie nach einer ziemlichen Weile wieder oben erschien.

Jetzt war die Küste schon bedeutend näher gekommen. Was vorhin am Horizont nur wie ein Nebelstreifen gewesen, wuchs nun unter dem wolkenschweren Abendhimmel empor wie ein Wald von Kokospalmen, von hohen, steifen, schlanken Stämmen, die ihre Federkronen stolz im Äther wiegten. Kein Stückchen kahlen Felsens, nackten Erdreichs ward sichtbar, nur üppig dunkles Grün, so weit der Blick reichte, die kraft- und saftvolle, alles überwuchernde Vegetation der Tropen.

Rote Sonnenuntergangsreflexe flimmerten über das Meer, verfärbten sich und wurden zu einem glänzenden Violett. Am Himmel oben war's ein Chaos von Licht und Farbe, im Osten, unter und zwischen den phantastischen Wolkengebilden, ein Durcheinanderspielen von Violett, Grün, Orange, im Westen ein mattes Rosa. Auf einmal war alles verblaßt, erstorben. Nur noch von den Wellen schien ein geisterhaftes Licht auszugehen, und bei diesem Licht sah man es auf dem Wasser plötzlich lebendig werden. Ein Heranwimmeln war es von Menschen in wunderlich gestalteten

Booten, ein Näherkommen unter betäubendem Geschrei, ein Erklettern der Schiffsseiten — dann, wie mit einem Schlage, war alles in Dunkelheit gehüllt.

Da die ‚Poonah‘ erst am Mittag des nächsten Tages weiter zu dampfen beabsichtigte, ließen sich die meisten Passagiere an das Land rudern, um dort eine Nacht im bequemen Hotelbett zuzubringen. Die Damen Ruth und May, die Herren von Senden, Howard, Downing, Harris, van Ravenstein, deren nächstes Reiseziel Singapore war, wurden gleich vom Schiff aus mit ihrem Gepäck nach dem in der Nähe ankernden ‚Nizam‘ befördert. Da sich's aber herausstellte, daß auch dieser erst am folgenden Mittag Point de Galle den Rücken zu kehren gedachte, so stand seitens dieser Herrschaften nun ebenfalls einem Andaslandfahren nichts im Wege. Man ließ sich also rasch eine Kabine anweisen, raffte einige Toilettenutensilien zusammen und schickte sich dann an, in die etwas ängstlich schmalen Boote hinabzusteigen, welche die Eingeborenen bereit hielten.

„Wissen Sie was,“ flüsterte Ruth, auf das Verdeck gelangt, May zu, „mit Ihnen allein wage ich mich in solch ein Ding nicht hinein. Ich nehme mir Herrn von Senden zum Begleiter, Sie sich den kleinen Downing!“

„Warum denn gerade den?“ fragte May lachend.

Ruth entgegnete nichts. Sie sah Mr. Howard auf sich zukommen und hatte nur eben noch Zeit, den neben ihr stehenden Herrn von Senden auf ihr hastig hervorgestoßenes: „Nicht wahr, Sie nehmen mich unter Ihre Flügel?“ ein einfaches „Selbstverständlich, gnädiges Fräulein,“ erwidern zu hören, da war auch der andre schon zur Stelle.

„Ein Rudel aufdringlicher Bettler erwartet uns am Ufer,“ sagte er, „ich weiß das noch von früher. Wollen Sie sich meinem Schutz anvertrauen, Miß Hillerns?“

„Besten Dank,“ antwortete sie auf ihren Nachbar deutend, „ich werde bereits beschützt, wie Sie sehen.“

Eine Wolke auf der Stirn wich er zur Seite, mit wild pochendem Herzen stieg sie die Schiffsleiter hinunter. Der Sitzplatz in dem Boot, das ihrer harrte, war so schmal, daß sie, trotz ihrer Schlankheit, ein Knie vor das andre schieben mußte.

„Daß eines dieser singhalesischen Fahrzeuge umschlägt, kommt nicht vor,“ beeilte sich Herr von Senden, indem er ihr gegenüber Platz nahm, beruhigend zu versichern.

Sie nickte nur stumm. Als hinter ihr ein Ruderschlag in das Wasser fiel, schrak sie zusammen uud wandte den scheuen Blick über die Schulter. Beim Schein der Laterne, die an der Schiffsseite herabhing, erkannte sie May Burnand, die sich zu ihrem Ritter den Dr. Harris gewählt hatte.

„Das Mädchen thut ihr Möglichstes, um sich zu kompromittieren,“ fuhr es Ruth durch den Sinn. Gleich darauf war sie schon wieder anderwärts mit ihren Gedanken. Schweigend in den Wald von Masten starrend, durch den das Boot sich hinwand, saß sie da. Erst als man dem Ufer schon ziemlich nahe war, preßte sie plötzlich etwas verlegen hervor:

„Nicht wahr, ich darf doch auf Sie als Tischnachbar rechnen beim Diner, Herr von Senden?“

„Gnädiges Fräulein kommen mir immer zuvor!“ rief er ärgerlich lachend. „Ich war eben im Begriff, um die Ehre zu bitten.“

„Dank," murmelte sie, „es ist mir nur wegen der vielen Fremden, die voraussichtlich im Hotel anwesend sein werden —"

In diesem Moment legte das Boot an, und kaum, daß man den Fuß auf das Trockene gesetzt hatte, sah man sich umringt von nackten Singhalesen, die sich als Führer anboten und nebenbei noch allerlei unnützen Kram an den Mann zu bringen trachteten. Herr von Senden hatte gut wiederholen, daß er weder für Bastkörbe noch für Zahnstocher Verwendung habe und den Weg nach dem Oriental-Hotel so gut kenne, wie nur irgend einer, erst als er den Spazierstock drohend hob, stob die Bande heulend auseinander.

Die Schwüle war fast unerträglich, die Luft berauschend voll von Blütenduft, die Dunkelheit ward nur hin und wieder von Gaslaternen erhellt, bei deren Licht man die barfüßigen Eingeborenen lautlos an sich vorüberhuschen sah.

Das Hotel war bald erreicht. Ruth ließ sich sofort ein Zimmer anweisen. Der lange Korridor, durch den sie schritt, wimmelte von indischen und singhalesischen Dienern. Das Schlafgemach war groß, weißgetüncht und enthielt in seiner luftigen Kahlheit neben zwei Eisenbettstellen hinter Moskitonetzen nur noch das nötige Waschgerät und einige Rohrsessel.

Ruth streifte das blaßblaue Foulardkleid ab, das sie trug, und ging, sich vor dem Spiegel das Haar zu kämmen und ordnen. Sie war mit diesem anmutigen Geschäft gerade fertig, als May eintrat, atemlos, erhitzt und kichernd.

„Hihihi," lachte sie, „hihihi! Was habe ich nicht alles erlebt!"

„Ein Glück, daß Sie überhaupt noch am Leben sind," bemerkte Ruth sarkastisch über die Schulter, „ich fürchtete schon, Sie wären ertrunken."

„Hihihi! Nein, nur verirrt hatten wir uns. Erst war's ein Spaß, aber als wir nicht mehr aus noch ein wußten zwischen den Laubgängen, da kriegte ich eine gräßliche Angst, und Mr. Harris tröstete mich und sagte, wir würden das Hotel schon finden, und beschützen wollte er mich auch schon, und er liebte mich ja mehr wie sein Leben, und er würde — hihihi! — auch nie eine andre heiraten, und — ob ich — hihihi! — nicht endlich versprechen wollte, seine Frau zu werden."

Ruth hatte sich langsam umgedreht. „Nun?" fragte sie, die Sprecherin mit großen, ernsten Blicken betrachtend. „Und was haben Sie ihm geantwortet?"

„Ich habe mir — hihihi! — vierzehn Tage Bedenkzeit ausgebeten."

„Schändlich!"

Dieser empörte Ausruf bewirkte, daß May zu kichern aufhörte und sich ein wenig erschrocken erkundigte:

„Wieso denn — schändlich?"

„Weil Sie einen Mann, der es ehrlich mit Ihnen meint, zum Narren halten, denn heiraten werden Sie diesen Dr. Harris nie!"

„Oho! Das ist noch gar nicht gesagt! Er ist sehr nett, und ich mag ihn gern, und er hat die weißesten Zähne, die mir je vorgekommen sind."

„Von dem Anblick seiner Zähne können Sie doch nicht leben?"

„Nein — hihihi! — das kann ich nicht, aber das thut auch gar nicht nötig. In Manila läßt sich in kurzer Zeit eine Masse Geld verdienen."

„Das denkt er sich?"

„Das weiß er ganz bestimmt.“

Mit einem Achselzucken und einem verächtlichen Kräuseln der Lippen wandte Ruth sich ab.

Während sie das Kleid, das sie vorhin ausgezogen hatte, wieder anlegte, dachte sie: „Vierzehn Tage Bedenkzeit? Beim Abschied in Singapore also erhält er seinen endgültigen, natürlich abschlägigen Bescheid. Bis dahin kann sie seine Schmeichelreden und — wer weiß? — vielleicht auch seine Umarmungen nicht gut missen.“

Die Geringschätzung, die ihr die Reisegefährtin von Anfang an eingeflößt hatte, war für den Moment in entschiedenen Widerwillen verwandelt. Aber als diese plötzlich vor sie hintrat und mit weinerlicher Stimme bettelte: „Ach! liebste, beste Ruth, bitte, bitte, zupfen Sie mich ein wenig zurecht! Ich komme mir so schauderhaft unelegant vor,“ da gehorchte sie ohne Zögern, zupfte aber nicht nur, sondern steckte, hakte und gab sich alle erdenkliche Mühe, aus einer unordentlichen eine augenerfreuende Erscheinung zu machen.

Als jedoch die andre dankbar murmelte: „Sie sind ein Engel, Ruth!“ da blickte sie förmlich beleidigt und entgegnete in ihrem schroffsten Ton: „Was fällt Ihnen ein? Ich thue es mir zu Liebe. Alles Häßliche, Geschmacklose ist mir ein Greuel, ja, mich empört's schon, Sie mit Ihrem blassen Gesicht in dem kalkweißen Kleid hier zu sehen. Haben Sie gar nichts Farbiges — kein Band — keine Schleife?“

„N—ein,“ stotterte May, „hier nicht.“

Ruth sah sich ratlos im Zimmer um und gewahrte auf einem Tisch einen Blütenzweig, den ihr, des herrlichen Duftes wegen, Herr von Senden vorhin im Dunkeln von einer Hecke gebrochen hatte.

„Die Blumen sind zufällig rosa,“ nickte sie befriedigt, „das trifft sich gut.“

Und mit den rosa Blumenkelchen begann sie der andern Haar und Brust zu schmücken. Als sie fertig war, lächelte sie — in reiner Künstlerfreude über das hübsche Bild, das sie geschaffen hatte, May aber fiel ihr mit einem jubelnden „Und Sie sind doch ein Engel!“ stürmisch um den Hals.

Der Hafen draußen war voll von Schiffen aller Nationen, der große Speisesaal des Oriental-Hotels faßte deshalb kaum die Zahl der Gäste. Man sah Spanier, Holländer, Franzosen, korpulente Inder von geschmeidigem Wesen, in europäischer Tracht, und natürlich Engländer, in tadellosem Gesellschaftsanzug, ruhig in der Sprache, korrekt in den Manieren, selbstbeherrscht, aber auch nicht wenig selbstbewußt. Die großen, roten Punkahs bewegten sich luftfächelnd zwischen den weißen Wänden. Massen leuchtender Blumen schmückten die Tische, und um die Tische herum und zwischen ihnen durch schlüpften und huschten, lautlos auf nackten Sohlen, die diensteifrigen Singhalesen in enger, weißer Kleidung, den Schildpattkamm im Chignon.

Der Eintritt der beiden Mädchen erregte Aufsehen. Die hin- und herschwirrende Unterhaltung geriet fast überall ins Stocken. Ruth, die in dem lichtblauen Kleide, dessen weiche Falten um die Taille herum ein breiter Gürtel zusammenhielt, besonders reizend war, blieb auf der Schwelle ein wenig zaghaft stehen, nicht weil die vielen bewundernden Blicke sie beirrten, sondern weil sie fürchtete, in der großen Menschenmenge Herrn von Senden nicht zu entdecken. Doch er hatte sie bereits gesehen. Fast im selben Moment, als neben May Dr. Harris auftauchte, stand er vor ihr.

„Dank, daß Sie gekommen sind," flüsterte sie, seinen Arm nehmend.

„Sie dachten wohl gar, ich würde Sie im Stich lassen," lächelte er.

„Nein, ich fürchtete nur, daß Sie mich vielleicht in dem übervollen Raum nicht finden würden. Welch ein Gewimmel! Sind noch Plätze zu haben?"

„Ich habe zwei belegt, zwei vortreffliche, von denen aus wir den ganzen Saal —"

Er brach verwundert ab beim Anblick der Mrs. Merryweather, die in einem Kleid von feuerroter Seide auf die beiden zugesegelt kam.

„Ach! Herr von Senden, liebster Herr von Senden," rief sie flehend schon von weitem, „nicht wahr, Sie thun mir einen Gefallen?"

„Sofern dies in meiner Macht steht, gnädige Frau," antwortete der Angeredete höflich.

„In Ihrer Macht steht's schon. Sie brauchen nur ein bißchen selbstlos zu verzichten auf die Gesellschaft unsrer einzigen Miß Ruth hier. Wir haben ihr nämlich an unserm Tisch dort drüben ein Plätzchen reserviert. An Sie, bester Herr von Senden, dachten wir leider nicht, sonst — doch, nicht wahr, Sie verzeihen — und entsagen? Es ist ja nur für diesen einen Abend! Sie reisen mit dem lieben Kind noch weiter in die Welt hinein, während wir — ich mag gar nicht daran denken, uns morgen früh, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, von ihm trennen."

Der also Bestürmte blickte fragend auf Ruth, die mit einem bittenden: „Sie entschuldigen?" ihren Arm aus dem seinen zog. Für die Liebenswürdigkeit, mit der er dann sofort beiseite trat, erhielt er von Mrs. Merryweather einen dankbaren, echt-englischen Händedruck.

„Ein netter, junger Mensch," raunte die Befriedigte im Davongehen unsrer Freundin in das Ohr, „ein wirklicher Gentleman. Von allen Deutschen, die einem auf Reisen begegnen, kann man das nicht sagen."

„O, was das betrifft," entgegnete Ruth heiter, „von allen Engländern auch nicht."

„Natürlich nicht, das ist auch wahr," gab die gute Dame lachend zu, „daran denkt man eben nicht. — Aber hier wären wir angelangt! Lauter alte Bekannte von der ‚Poonah' wie Sie sehen, Liebling, Mrs. Manning ausgenommen, die ihrem Gemahl bis Point de Galle entgegengereist ist. Mrs. Manning — Miß Hillerns."

Ruth verneigte sich gegen eine in keusches Weiß gekleidete Vierzigerin mit rotblonden Haaren und nahm dann mit heftigem innerem Widerstreben das ihr reservierte Plätzchen ein. Es war nämlich das allerletzte im Saale, das sie selber sich gewählt hätte, denn es gab ihr zum Tischnachbarn — Mr. Howard. Sie war so entsetzt und so verwirrt von seinem unerwarteten Anblick, daß sie den Anfang einer kleinen Rede, die von ihrem Tischende her Mrs. Manning an sie richtete, vollständig überhörte. Erst auf einen verstohlenen Wink der Mrs. Merryweather begann sie erschrocken aufzuhorchen.

Es erhellte aus den freundlichen Worten, daß Mr. Manning seiner Frau Ruths Lob gesungen habe, daß jene sehr gespannt auf die Bekanntschaft des jungen Mädchens gewesen sei und nun nur bedauern werde, wenn diese Bekanntschaft gleich mit dem heutigen Abend wieder enden sollte. Ob sich nicht Ruth für alle Fälle die Adresse: Fairy Cottage, Nuwara Eliya, merken wolle. In diesem 2000 Meter über dem Meere

gelegenen entzückenden Ort sei nämlich das Manningsche Ehepaar daheim, und hier würde man den schönen, liebenswürdigen Gast jederzeit mit offenen Armen empfangen.

Ruth bedankte sich errötend und zog ihr Büchelchen aus der Tasche, um sich die Adresse aufzuschreiben. Der kleine Downing, der sie im Laufe des Tages wiederholt Notizen dieser Art hatte machen sehen, erkundigte sich lächelnd: „Einladung Nr., wieviel ist dies nun, Miß Hillerns?“

„Die fünfte,“ antwortete Ruth und hielt ihre schlanke Rechte empor, „an jedem meiner Finger hängt eine.“

Ihr Ton war scherzhaft, allein ihre Stimme bebte. Sehr zufrieden war sie's, daß jetzt die Speisen kamen, und daß während der Tafel die Damen sich's angelegen sein ließen, sie zu unterhalten.

„Stellen Sie sich vor, Liebling, daß Mrs. Manning und ich Pensionsgefährtinnen waren,“ begann Mrs. Merryweather.

„In der That?“

„Ja, ich hatte keine Ahnung, was aus der kleinen Mary Clarke geworden sei, da treffe ich sie hier in diesem Saal als Mrs. Manning wieder.“

„Die Welt ist eben nur klein,“ lächelte die Genannte.

„Und die Entfernung von London bis Point de Galle doch groß genug,“ erwiderte die andre. „In London war es nämlich, wo wir auf derselben Schulbank saßen, oder richtiger in Streatham. Kennen Sie Streatham, Miß Hillerns?“

Ruth verneinte.

„Ein weitläufiges Villenquartier am Südende der Metropole, das noch einen großen Common, eine Gemeindeweide, einschließt. Hierher wurden wir täglich spazieren geführt.“

„Wie die Schafe,“ schaltete Mr. Merryweather trocken ein.

„John, werde nicht impertinent,“ mahnte ihn die Gattin, während Mrs. Manning lachend erklärte: „Nein, nein, die Schafe lustwandeln lange nicht so manierlich, wie wir es notgedrungen thaten, immer zwei und zwei hintereinander und um Himmelswillen nicht aus der geraden Linie gewichen, sonst gab's hernach zu Haus ein Strafpensum —“

„Ein Stück Fénelon auswendig zu lernen,“ vollendete Mrs. Merryweather. „Ja, sie war furchtbar streng, die gute Smith und sehr fromm dabei — doch nicht ohne eine gewisse Eitelkeit —“

„Eine gewisse? Beste Susy, die Eitelkeit war groß genug. Denken Sie doch nur an die Hobelspanlocken, die sie sich drehte, und an die Moiré antique Kleider mit zwei Meter langen Schleppen, in denen sie uns Stunde gab. Auch prahlte sie ja beständig mit ihren vornehmen Bekanntschaften.“

„Hm! Das ist wahr. Sie führte immerfort Lords und Ladies im Munde und stammte dabei aus einem einfachen Kramladen — die Schwester hat später einen kleinen Droguisten geheiratet.“

„Was? Miß Lizzy, die gutmütige, die uns Kuchen und Süßigkeiten zusteckte, wo sie nur konnte?“

„Ja. Der kleine Droguist aber — Webster hieß er, wenn ich nicht irre —

war nicht auf den Kopf gefallen, wie es scheint. Er erfand irgend ein Medikament, das sein und ihr Glück machte."

„Websters berühmte Gichtpille am Ende gar?" erkundigte sich der kleine Downing.

Ruth, die nach dem durchaus nicht allgemein interessanten Gespräch ein wenig gelangweilt hingehört hatte, ward hier durch ein klirrendes Geräusch veranlaßt, den Kopf nach ihrem Nachbar rechts zu wenden.

„Pardon — meine Gabel!" murmelte Mr. Howard, sich unter den Tisch bückend, um mit dunkelrotem Gesicht wieder aufzutauchen.

„Er ist außer sich," dachte Ruth, „weil ihm nicht Gelegenheit wird, auch nur ein Wort mit mir zu reden."

Drüben entgegnete indes Mrs. Merryweather nachdenklich:

„Hm! Die Gichtpille, die in allen Blättern ausposaunt wird — die habe ich allerdings mit Miß Lizzys Gatten nie in Verbindung gebracht, aber warum sollte sie im Grunde nicht von ihm herrühren?"

„Ich halte dies sogar für sehr wahrscheinlich," mischte sich hier ein dritter der Reverends, der hagere, kragenlose Mr. Blackwell, dessen Karikatur Flora einmal gezeichnet hatte, in die Unterhaltung. „Der Gichtpillen-Webster, dessen Schächtelchen, nebenbei bemerkt, bis nach Island und Sibirien gedrungen sein sollen, stammte aus Streatham. Ich kannte ihn persönlich. Er ist vor etwa zwei Jahren gestorben und hat seiner Gattin das nette Sümmchen von zwanzig Millionen Pfund Sterling hinterlassen, von seinen riesigen Vermächtnissen an Hospitäler und fromme Stiftungen gar nicht einmal zu reden. Er gehörte übrigens nicht zu den Leuten, die sich erst im Sterben auf ihre lieben Nächsten besinnen, hatte immer eine Hundertpfundnote bereit, wenn man für einen guten Zweck zu betteln kam, der ehrliche Sir James."

„Sir James?" wiederholte verwundert Mrs. Manning.

„Er war von der Königin geadelt worden eben seiner großartigen Wohlthätigkeit wegen."

„Hahaha! Da möchte ich doch wissen, wie der kleinen, runden Miß Lizzy die Mylady zu Gesichte steht?"

„Nun, sehr glaubwürdig nicht," antwortete lächelnd Mr. Blackwell, „aber dafür, daß sie den Titel zu würdigen weiß, bürgt eine kostbare kleine Anekdote, die in Umlauf ist. Sie soll nämlich gleich nach der Rangerhöhung ihren Bedienten zu sich gerufen und ihm gesagt haben: ‚William, damit Sie's nur wissen, je öfter Sie mich vor den Leuten Mylady anreden, desto beträchtlicher wird das Legat, das ich Ihnen aussetzen werde.'"

„Alte ehrliche Haut! Auf ihr Wohl!" rief Mr. Manning. Man that ihm lachend Bescheid in Champagner, den man aus Wassergläsern trank. Dann schien seiner Gattin plötzlich eine Erinnerung zu kommen.

„Wie ist mir denn?" murmelte sie, grübelnd die Hand an die Stirn legend. „Von einer Lady Webster habe ich doch heute irgend etwas in der Zeitung gelesen — oder gehört? Nein, gehört," besann sie sich. „Der alte Mr. Samuelson erzählte mir's im Eisenbahncoupé auf dem Wege hierher. Er hatte es aus einem Briefe seiner Tochter, daß eine Lady Webster von — von Maida Hill —?"

„Das stimmt,“ nickte Mr. Blackwell.

„. . . . arg bestohlen worden sei.“

„Der Palast reizt die Einbrecher.“

„Nein, nein, nicht durch Einbruch. Durch Veruntreuung, das ist eben das Empörende an der Sache. Sie hatte — wie ich es mir von unsrer warmherzigen Miß Lizzy nur zu gut denken kann — aus reiner Barmherzigkeit den mittellosen Sohn einer Jugendfreundin zu sich ins Haus genommen, ihn zum Sekretär oder Hausverwalter gemacht und ihm, durch seine glatte Außenseite bestochen, schrankenloses Vertrauen geschenkt. Der junge Mensch aber hat, wie es scheint, im stillen allerlei noblen Passionen gehuldigt, ist in Schulden geraten und hat, um diese zu decken, in die Kasse seiner Wohlthäterin gegriffen. Na — und wie das dann so geht: Was zum erstenmale gelingt, pflegt auch zum zweiten und drittenmale noch zu glücken, endlich aber kommt die Entdeckung. In diesem Falle nun hat der Spitzbube das Nahen der Nemesis leider so früh gewittert, daß ihm vor dem Verduften noch Zeit genug geblieben ist, sich die Taschen bis zum Bersten mit Banknoten und Wertpapieren zu füllen. Es handelt sich, wenn ich nicht irre, um ein Defizit von fünfzigtausend Pfund Sterling.“

„Schändlich! Ist man dem Dieb wenigstens auf der Spur?“

„Er soll nach Amerika fort sein, oder nach Australien. Mr. Samuelson meinte, letzteres sei kaum anzunehmen.“

„Natürlich nicht,“ brummte Mr. Manning, „der Kerl müßte ja ein Dummkopf erster Klasse sein, wenn er sich auf britischen Boden wagte. Wie heißt er gleich?“

„Ja, wie heißt er?“ grübelte seine Gemahlin. „P — Ponsonby — Porringer — Pondicherry? Ich weiß es nicht, Fred, es war ein wunderlich klingender Name, ich hatte ihn nie vorher gehört, und er ist mir im Gedächtnis nicht haften geblieben.“

Man sprach noch eine Weile hin und her über das Thema, dann ward die Tafel aufgehoben. Mr. Merryweather schlug einen Spaziergang durch die nächtlichen Straßen vor, und da hiergegen niemand etwas einzuwenden hatte, so schritt die Gesellschaft lebhaft plaudernd der Thür des Saales zu.

Mr. Howard und der kleine Downing bildeten den Nachtrab. Letzterem fiel so im Gehen die ungewöhnliche Bläſſe seines Begleiters auf.

„Sie sind doch nicht krank, Mr. Howard?“ erkundigte er sich gutherzig.

„Krank? Wieso?“ stotterte der Angeredete heraus.

„Nun, Sie kommen mir ein wenig bleich vor — hatten ja auch schlechten Appetit, wie ich merkte.“

„Das — macht die schwüle Luft, der — der Blütenduft, der noch durch die geschlossenen Jalousien berauschend hereindringt.“

„Ja, ja, sie steigen dem Neuling zu Kopf — unsre balsamischen Düfte,“ sagte Mrs. Manning, welche die Bemerkung überhört hatte, sich lächelnd zurückwendend. „Ist Ihnen mit etwas Riechsalz gedient, Mr. Howard?“

Er nahm das Fläschchen, das sie ihm bot, hielt es gegen die feine Nase und erstattete es mit gemurmeltem Dank der Eigentümerin zurück. Die Herrschaften möchten ihn entschuldigen, bat er dann, er könne sich an dem Spaziergang nicht gut beteiligen, habe vor dem Schlafengehen noch einen Brief zu schreiben.

Mrs. Manning folgte ihm mit bewundernden Augen, während er sich in der Richtung seines Zimmers entfernte.

„Ein bildschöner Mensch, Miß Hillerns,“ flüsterte sie, ihren Arm in den des jungen Mädchens schiebend.

Ruth errötete heftig.

Vierzehntes Kapitel.

Es war eine Nacht von wunderbarer Schönheit. Die Wolken, die sich vorhin getürmt, hatten sich längst entladen, am Himmel leuchteten die Millionen Sterne des Äquators in unbeschreiblicher Pracht. Die Luft war schwer von Wohlgerüchen, feucht und sehr warm. Die Straßen, durch die man schritt, schienen Laubgänge eines nächtlichen Gartens, hinter dem undurchdringlichen Schirm der gewaltigen Vegetation schlummerten die Menschenwohnungen verborgen. Rechts und links, wohin man sah, ragten wie Riesenphantome die Bäume, die Farne. Leuchtkäfer flirrten durch die Luft.

„Wenn nur die Gesellschaft ein kleines Weilchen den Mund halten wollte,“ dachte Ruth ungeduldig bei sich. „Es ist eine Nacht, schöner wie der schönste Traum. Die Seele ahnt die Nähe des Göttlichen, sie neigt sich in frommer Scheu, sie lauscht — da fangen die Herren wieder an, auf ihren langweiligen Gladstone loszuhacken, während die Damen sich über einen Backfischstreich totlachen wollen, den sie vor einem Vierteljahrhundert der französischen Lehrerin gespielt haben. Ich halte es nicht länger aus!“

Sachte, ganz sachte zog sie ihren Arm aus dem der Mrs. Manning, die in ihrer ausgelassenen Lustigkeit, an welcher der viele bei Tisch genossene Champagner wohl nicht ganz unbeteiligt sein mochte, gar nichts merkte. So wich Ruth ein paar Schritte zurück, dann noch ein paar und wieder ein paar — das banale Geschwätz drang immer noch zu deutlich herüber.

So! Jetzt waren wenigstens die Worte nicht mehr vernehmbar. Weiter entfernen durfte sie sich auch nicht aus der schützenden Nähe der Freunde. Das Stimmengeräusch mußte sie schon notgedrungen im Ohr behalten.

Dies that sie auch eine ganze Weile, während sie, die Hände lässig an den Seiten herabhängend, die Lippen leicht geöffnet, den träumerischen Blick zum Sternenzelt emporgehoben dahinwandelte. Aus der Ferne hatte das Lachen und Plaudern gar nichts Verletzendes für ihr Ohr, im Gegenteil, es stimmte fast harmonisch zu den übrigen Tönen der Nacht, denn die Nacht war nicht lautlos, sie merkte das erst jetzt. Myriaden von Insekten summten und zirpten ringsum im Gesträuch. Was diese kleinsten der Kleinen sich nicht alles noch zu erzählen hatten, und wie sie sich zu überschrillen trachteten!

Ruth lachte leise auf und stand still, um zu horchen. Dann ging sie wieder, um nach einem Weilchen nochmals stillzustehen. Diesmal war die Veranlassung ein

herrlicher Jasminduft, der über eine Hecke drang, und den sie in langen Zügen erst einatmen mußte, bevor sie weiter konnte.

Als sie nach Sekunden ihren Weg fortsetzte, übertönte das Geräusch, das die Insekten machten, ein undefinierbarer, klagender Laut. Er kehrte wieder und wieder, klang aus der Ferne und kam von irgend einem Vogel, einem Tier des Waldes, war aber so voll von Melancholie und Sehnsucht, daß er in der Menschenbrust einen Wiederhall wecken mußte. Ruths emporgewandte Stirn senkte sich langsam, ihre linke herabhängende Hand fand den Weg nach dem Herzen und blieb dort liegen, fest aufgepreßt.

Nun war sie auf einmal weit, weit weg von dem heißen Tropenlande, nun schritt sie durch die Kieswege des Parkes von Ravensbrooke Castle, das ach! so unbeschreiblich an Reiz für sie gewonnen hatte in den letzten Tagen. Neulich war ihr der Gedanke, daß sie einen Feigling würde heiraten müssen, um zu diesem herrlichen Besitz zu gelangen, doch noch abstoßender gewesen, als sie sich selber hatte eingestehen wollen. Nun fand sich's, daß dieser Feigling nur in ihrer Phantasie existiert hatte. Vorübergehende Nervosität war gewesen, was sie Frank Pospischill als moralische Schwäche angedichtet hatte. Er war nach wie vor der kühnste der Kühnen, und mehr als das, er war, wofür sie ihn eigentlich früher nie gehalten, der Edelsten und Besten einer. Ohne Zögern, dem schönen Impulse folgend, stürzte er sich in ein Meer, das von Haifischen wimmelte, um den Wellen ein Leben abzuringen, das für viele kaum höheren Wert, als das einer Katze hatte, das Leben eines gemeinen indischen Matrosen.

Es war nicht zu sagen, wie er in ihrer Achtung gestiegen war seit gestern. Bis dahin hatte sie immer im Geiste auf ihn hinabgeschaut. Warum? Weil sein Kopf nicht viel Wissen faßte. Und was lag im Grunde daran? Ließ ihn je sein Mutterwitz im Stich, wo es liebenswürdige Unterhaltung zu machen galt? Wenn man sich aber in diesem Punkte seiner in keiner Gesellschaft zu schämen brauchte, in jedem andern konnte man doch stolz, überstolz auf ihn sein. Wo fand er an Schönheit seinesgleichen — wo an Muskel- und Sehnenkraft — wo gar an edlem Wagemut?

Ja, ein Mann unter Tausenden war er, ein Mann wie geschaffen für sie. Und sehnsüchtig genug streckte er die Hand nach ihr aus, diese Hand, die gerade alles hielt, was auf der Welt ihr Herz begehrte. Aber sie durfte ja nicht zugreifen, mußte ihm den Rücken kehren, ihm und seinem Schloß in Schottland — ihm und jedem Erdenglück! Fort mußte sie — nach dem gräßlichen Java — zu jenem andern, der ihr heimtückisch ihr Jawort gestohlen hatte!

Gott — Gott! Wie sie ihn haßte, diesen andern — wie sie ihn verabscheute!

Ihre Zähne setzten sich hart aufeinander, ihre Augen sprühten Funken, dann plötzlich fühlte sie ihre Wangen thränenüberrieselt.

Doch sie besann sich erschrocken auf die Leute, die mit ihr waren. Daß die nur um Himmelswillen nichts merkten!

Hastig fuhr sie sich mit dem Tuch über das Gesicht, scheu spähte sie die Straße hinauf. Ja, wo waren sie denn nur plötzlich hingekommen, ihre Begleiter? Niemand mehr zu sehen — niemand mehr zu hören — sie ganz allein an dem wildfremden Ort? Fatal! Was nun? Vorwärts? Zurück?

Sekundenlang stand sie überlegend, endlich machte sie Kehrt. Das Hotel konnte so gar fern noch nicht sein, und der Weg dorthin, so lag es ihr wenigstens im Sinne, lief immer geradeaus.

Geradeaus also ging sie, bis ein rascher Schritt, der in einiger Entfernung hinter ihr hörbar wurde, sie veranlaßte, in den Schatten der Hecke zurückzuweichen, und hier abwartend stehen zu bleiben. Sie that dies mehr aus Vorsicht, eine wirkliche Angst kam ihr erst, als der Schritt neben ihr stockte, und Frank Pospischills Stimme sagte:

„Erschrecken Sie nicht, Miß Hillerns, ich bin's.“

Sich gewaltsam fassend, trat sie aus ihrem Schatten heraus.

„Ich denke, Sie schreiben Briefe,“ murmelte sie.

„Das log ich,“ antwortete er, „um den Schwätzer, den Downing, von der Seite los zu werden. Kaum waren Sie fort, da eilte ich Ihnen nach, muß aber wohl in die verkehrte Gasse hineingeraten sein, sie sind sich ja alle so ver — zweifelt ähnlich. Als ich endlich auf die Gesellschaft stieß, da waren Sie fort. Darob großer Alarm — ein Auseinanderrennen nach allen Richtungen hin, ein Schreien und Suchen —. Doch was liegt daran? Ich bin nicht recht gescheit, daß ich die kostbaren Minuten mit solchen Erklärungen vertrödele.“

„Aber — aber,“ stammelte sie, „wenn man mich sucht, so ist's doch wohl am richtigsten —“

Sie machte Miene umzukehren, da stand er ihr plötzlich im Wege. „Das werden Sie nicht thun!“ rief er in so rauhbefehlendem Tone, daß ihr Stolz, ihr Trotz erwachte.

„Mr. Howard!“ Sie maß ihn mit entrüstetem Blick vom Kopf bis zu den Füßen.

„Verzeihung,“ flehte er jetzt ganz zerknirscht, „Verzeihung! Ich weiß nicht, was ich rede, was ich thue, ich bin wie von Sinnen, ich — o Ruth, Ruth!“

Er lag plötzlich vor ihr auf den Knieen.

„Um Gotteswillen!“ schrie sie auf. „Was fällt Ihnen ein?“

„Ruth!“ Er streckte ihr die gefalteten Hände entgegen. „Sie wissen, wie ich Sie liebe — Ruth, ich sterbe, wenn sie mich nicht erhören!“

„Die andern“ — stieß sie, entsetzt um sich blickend, heraus, „sie können jeden Moment zurückkehren! Stehen Sie auf, Mr. Howard! Aber so stehen Sie doch auf!“

„Nicht eher, als bis Sie mir ein Fünkchen Hoffnung gegeben!“

„Mein Gott! Sie wissen doch, daß ich verlobt bin!“

„Mit einem Manne, der Sie nicht einmal kennt, geschweige denn Sie liebt, wie ich Sie liebe —“

„Ich darf und ich will das nicht anhören!“ Sie machte einen verzweifelten Versuch zu entfliehen, doch er hielt sie am Kleidersaum fest.

„Ruth!“

In seinem Tone war so viel schmerzlichen Vorwurfs, daß es ihr an das Herz griff.

„Wenn Sie wenigstens aufstehen wollten!“ beschwor sie ihn nur und hielt ihm Stand.

Er gehorchte, trat dicht vor sie hin und begann mit einer Stimme, die von verhaltener Leidenschaft bebte:

„Wonach steht aller Menschen Sehnen und Trachten, Ruth? Wonach hat das Ihre gestanden, seitdem Sie denken können? Doch nur nach dem Glück. Und warum verlobten Sie sich dem Manne auf Java? Weil Sie glaubten, der Reichtum sei das Glück — der Reichtum allein. Heute wissen Sie es besser. Wenn jener Ihnen heute seine Hand böte, Sie schlügen sie aus, ich weiß es, Sie nähmen heute den Reichtum nur — aus der Hand der Liebe entgegen!“

Der Liebe? Ihre Lippen kräuselten sich, sie hob die Lider, doch nur, um sie vor der heißen Flamme, die ihr aus seinen Augen entgegensprühte, in einem jähen Angstgefühl wieder zu senken.

„Aus meiner Hand, Ruth!“

Großer Gott! Wenn er recht hätte, wenn hinter dieser ihrer Bewunderung für ihn, diesem ihrem glühenden Verlangen, von allen Männern ihm, nur ihm zu folgen, die Liebe steckte, die verpönte und verachtete „große Liebe“?

Ihre Miene malte solch offenbare Bestürzung, daß er frohlockend rief:

„Ja! Sie können es nicht leugnen. Ach, es ist eine Seligkeit für mich, daß Sie's nicht können. Die langen Jahre habe ich mich abgemüht, Ihre Liebe zu erringen, Ruth, jetzt halte ich sie, und jetzt lasse ich sie nie wieder fahren!“

Dann, die Stimme senkend, in den Schmeicheltönen, die der Versucher in ihrer Brust anzuschlagen pflegte: „Solch ein Leben, Ruth, wie Sie sich's träumten damals, als wir noch halbe Kinder waren, gerade solch eines will ich Ihnen bereiten! Wissen Sie noch? Rund um die Erde wollten Sie reisen, alle Herrlichkeiten der Welt schauen, überall wo es schön war, verweilen, und endlich, nachdem Sie des Vagabundierens müde geworden, an dem allerschönsten Ort sich dauernd niederlassen?“

Sie preßte beide Hände auf das stürmisch klopfende Herz. — Ach Gott! Ob sie's noch wußte! Und wie deutlich sie ihn vor sich sah, diesen allerschönsten Ort, dieses herrliche Ravensbrooke Castle am Fuße seiner Berge, inmitten seiner Parks und Seen! Aber — aber —

„Es geht ja nicht,“ murmelte sie beklommen, „es geht ja unmöglich, Pops!“

„Vortrefflich geht's,“ versicherte er, „gerade von hier aus und gerade heute. Es liegt ein Spanier im Hafen, der nach den Philippinen, und ein Franzose, der nach Mauritius will. Wir brauchten uns nur für den einen oder den andern zu entscheiden. Ich meinerseits wäre für den Franzosen.“

Sie stand dumpf vor sich hinbrütend, seine Worte klangen an ihrem Ohr vorüber. Als er schwieg, hob sie rasch den Kopf und sagte mit mehr Entschiedenheit:

„Es kann nicht sein. Er hat mein Wort.“

„Bah!“ lachte er auf. „Solch ein kleines Wort, das vor keinem Altar bekräftigt worden ist, kann doch, gottlob, noch jederzeit zurückgenommen werden.“

Wie leicht ihm das schien! Warum mußte nur sie die Sache so viel schwerfälliger auffassen?

„Meinen Sie?“ stammelte sie wieder unsicher werdend. „Mir — ist ein Versprechen immer so bindend wie ein Eid gewesen.“

„Nichts ist bindend als die Liebe," entgegnete er leidenschaftlich, „sie hebt alle Eide auf, sie wirft alle Schranken um, und keiner darf sie tadeln. Sie ist das höchste Gesetz. In Ihrem Herzen, Ruth, hat sie nur erst wenig zu sagen gehabt Sie horchen der neuen Stimme mit Mißtrauen. ‚Sie klingt zu hold,' denken Sie, ‚es muß die Stimme des Bösen sein.' Doch das ist Thorheit. Es ist die Stimme der Natur, der alle Wesen freudig gehorchen, der niemand ungestraft widersteht. Würden Sie ihr widerstehen, Ruth, glauben Sie mir's — glauben Sie mir's doch nur, Sie fänden kein Glück mehr auf der Welt!"

Sie glaubte es nicht nur, sie wußte es ganz bestimmt, trotzdem —

„Verlangen Sie wenigstens nicht jetzt meine Entscheidung," preßte sie gefoltert hervor. „In meinem Gehirn ist ein Chaos. Geben Sie mir Zeit bis morgen früh. Ich will mir's überlegen, und wenn ich es nur irgend vor meinem Gewissen verantworten kann, so —"

„Morgen früh ist's zu spät," fiel er ihr finster in das Wort. „Das Schiff fährt um Mitternacht."

„Welches Schiff?"

„Der französische Dampfer, von dem ich Ihnen sprach."

Sie sah ihn groß und starr an. „Pops," rief sie plötzlich in beleidigtem Tone, „Sie sind im stande, mir zuzutrauen, ich würde mich hinter dem Rücken meiner Bekannten, wie eine Verbrecherin, bei Nacht und Nebel von hier fortstehlen mit Ihnen?!"

Wunderbar, wie ernüchternd die Entdeckung auf sie wirkte. Mit einem Schlage war ihr ihre Ruhe, ihre geistige Überlegenheit zurückgegeben.

„Ich denke," erklärte er stirnrunzelnd, „ein rascher Entschluß ist der beste."

„Möglich, aber Sie bedenken nicht, daß ich mich durch solch ein lichtscheues Thun vor mir selbst und andern erniedrigen würde. Gehe ich mit Ihnen, so gehe ich am hellen Tage und vor den Augen der Welt. Doch nun genug davon — morgen früh erhalten Sie meine Antwort."

„Ich — kann nicht warten bis morgen früh!" zischte er.

„Soll das heißen," erkundigte sie sich, hochmütig den Kopf in den Nacken biegend, „daß mein Besitz Ihnen nicht die kleinste Geduldsprobe wert ist?"

Er nahm sich gewaltsam zusammen, um ihr die Wut nicht zu offenbaren, die in ihm kochte. „Sie wissen es besser," antwortete er heiser, „ich würde mich zehn Jahre gedulden, aber —"

„Nun — und hier handelt sich's kaum um zehn Stunden. Gute Nacht also!"

Seine Fäuste ballten sich, es hatte den Anschein, als wolle er sich auf sie stürzen, da plötzlich erscholl in geringer Entfernung der Ruf: „Miß Hillerns! Miß Hillerns!" und zähneknirschend wich er in den Schatten zurück.

Sie hatte auf sein Gebahren nicht weiter acht gegeben, sondern gleich nach ihren letzten Worten den Kopf aufhorchend seitwärts gewandt.

„Da!" sagte sie jetzt, arglos nach ihm hin in die Dunkelheit hineinnickend. „Mir war's schon vorhin, als ob ich rufen hörte. Nun darf ich wohl nicht länger nach mir suchen lassen." Und mit einem lauten: „Ich komme, Mrs. Merryweather, ich komme!" lief sie davon, ihren Freunden entgegen. — — — — — — — —

Es war eine Stunde später. Im Schlafgemach der beiden jungen Mädchen herrschte tiefste Finsternis. May war längst entschlummert, Ruth saß hinter ihren Moskitonetzen im Bett aufrecht, hielt den Ellenbogen gegen das Knie, die heiße Stirn in die Hand gestützt.

Es war ihr nie besonders schwer geworden, ihrem schönen Ich den Lebenspfad angenehm zu machen. Was sie glaubte rechtmäßigerweise als ihr Glück beanspruchen zu können, das hatte sie ohne allzuängstliche Rücksicht auf andre jederzeit genommen, und wenn es ihr hie und da passiert war, fromme Wünsche zu durchkreuzen, so hatte sie es hinterher doch stets meisterhaft verstanden, durch bezaubernde Liebenswürdigkeit alles wieder gut zu machen.

Nur vor sich selber gerechtfertigt mußte sie sich fühlen in allem, was sie that. Wenn ihr Herz ziemlich unempfindlich war, ihr Gewissen war es nicht. Sie konnte weder ihrer eignen Achtung noch der der Welt entbehren.

Deshalb saß sie nun und sann auf irgend eine Möglichkeit, das was ihr als Glück erschien, mit dem zu vereinigen, was deutlich als Pflicht vor ihr lag.

Vorhin hatte sich ihr solch eine Möglichkeit nicht zeigen wollen. Jetzt fing das Chaos in ihrem Gehirn, von dem sie Mr. Howard gesprochen, merklich an, sich aufzuhellen.

Ihr Wort brechen? Nein — Pops mochte, von der Leidenschaft verblendet, wie er war, noch so sehr das Gegenteil behaupten — ihr Wort brechen durfte sie nicht.

Aber — was hinderte eigentlich, daß sie ihr Wort von dem, welchem sie es gegeben, zurückforderte?

Wenn sie dem fatalen Herrn über ihr Schicksal nun schrieb, daß sie auf der Reise einen andern lieben gelernt habe — denn schließlich mußte es doch wohl Liebe sein, was ihr Frank Pospischill einflößte — würde er sie da nicht freigeben? — Es war doch anzunehmen. Wer, der nur irgendwelchen Stolz besaß, hielt eine Braut, die einen andern begehrte?

Jedenfalls kam es auf den Versuch an. Gleich morgen wollte sie ihm schreiben.

Freilich einige Wochen würden vergehen zwischen der Absendung ihres und dem Eintreffen seines Briefes. Wo brachte sie diese Zeit zu? Hier allein im Hotel? Das war nicht recht schicklich.

Übrigens hatte sie ja die Einladung der Mrs. Manning nach Nuwara Eliya. Die ward eben auf sofort angenommen. Natürlich mußte sie die Dame dann in ihr Vertrauen ziehen, aber warum auch nicht? Jede Geheimniskrämerei war ihr von Haus aus zuwider, und handelte sie in dieser Sache nicht ganz nach Ehre und Gewissen?

So folgerichtig kamen Ruth die Gedanken, so lösten sich vor ihrem inneren Blick alle Schwierigkeiten in nichts auf. Sie war selber erstaunt, als sie sich so rasch bei dem festen Entschluß: „Morgen früh rede ich erst mit Pops, dann mit Mrs. Manning, darauf schreibe ich den bewußten Brief“ angelangt sah, und ihre Freude kannte keine Grenzen. Eine wahre Centnerlast war ihr von der Seele, sie hatte Mühe, den Jubelschrei nicht laut werden zu lassen, der sich ihr über die Lippen drängen wollte. Das Glück, das riesengroße Glück, das sie ersehnt hatte ihr Lebenlang, dem sie nachgereist war in die Welt hinein, jetzt — jetzt erst winkte es ihr! — —

Das Herz klopfte ihr stürmisch, als sie am nächsten Morgen aus ihrem Zimmer trat. Wenn sie aber erwartet hatte, gleich beim ersten Schritt auf den ihrer Entscheidung sehnsüchtig harrenden Mr. Howard zu stoßen, so täuschte sie sich. Weder auf dem Korridor, noch selbst im Speisesaal war dieser Herr anwesend. Von der englischen Bekanntschaft hingegen, die sich bereits vollzählig um den Frühstückstisch versammelt hatte, ward das junge Mädchen freudig begrüßt und in Beschlag genommen. Mrs. Merryweather, die es auf den Sitz zu ihrer Rechten niederzog, äußerte auch sofort die etwas unbequeme Absicht, sich von jetzt an bis zum Moment der Abreise von ihrer dear Miß Ruth nicht trennen zu wollen.

„Bah!“ dachte Ruth, „die gute Klette! Ich schüttele sie schon ab. Wenn er nur käme!“

Und während sie ängstlich bemüht war, sich den Schein zu geben, als ob sie frühstücke, hielt sie immerfort die Thür im Auge. Nach Verlauf der nächsten halben Stunde hatte sich diese wohl hundertmal geöffnet, um sich ebenso oft wieder zu schließen, allein der Erwartete war nicht erschienen. Was nun? Es war 8 Uhr, um 12 ging der „Nizam“, an dessen Bord sich noch ihr sämtliches Gepäck befand, nach Singapore ab.

Ratlos saß sie da, in stetig wachsender Erregung, und gab zerstreute Antworten auf freundliche Fragen. Das fing an, aufzufallen. Ob sie Kopfschmerzen habe, erkundigte sich Mrs. Manning, ob sie schlecht geschlafen, Mrs. Merryweather.

Nein, ihr sei nur furchtbar schwül, erklärte sie aufstehend, sie müsse notwendig an die frische Luft. Daß die ganze Gesellschaft sie hinausbegleitete, war ihr fatal genug, aber sie konnte es nicht hindern. Als, draußen angelangt, jemand meinte, es lohne vielleicht der Mühe, einmal die noch von den Portugiesen angelegten, jetzt verfallenen Befestigungen der Stadt zu besichtigen, und alle übrigen den Vorschlag vortrefflich fanden, hätte sie sich verzweifelt gern unter irgend einem Vorwand von der Partie ausgeschlossen, doch es fiel ihr keiner ein. Mit mußte sie also wohl oder übel.

Gar nichts aber sah sie von den Wundern der Natur auf ihrem Wege, von den edelstolzen Palmen, die ihr leuchtendes Grün auf den blauen Himmel zeichneten, von der Blumenpracht der Bäume, der Hecken, auch nichts von den Lehmhütten der Eingeborenen, den wunderlichen, mit Palmblättern gedeckten Karren, die von kleinen, gehöckerten Ochsen gezogen wurden, nichts von den beturbanten Tamilen, den anmutigen, etwas weibisch aussehenden, barhäuptigen Singhalesen, die in demütiger Scheu an den fremden, stolzen Europäern vorüberhuschten. Was zu andern Zeiten ihr höchstes Interesse erregt hätte, war augenblicklich für sie gar nicht vorhanden, und wenn sie ängstlich vorwärts spähte, wenn sie unermüdlich den Kopf nach rechts und nach links wandte, so war es nur, weil sie hoffte, immer wieder hoffte, eine gewisse schlanke, vornehme Männergestalt auftauchen zu sehen.

Die Hoffnung ward ihr nicht erfüllt, und allmählich fing der Groll an, sich in ihr zu regen, und neben diesem reckte sich ihr verletzter Stolz empor. „Seine Lässigkeit hat wahrlich nichts Schmeichelhaftes für dich,“ sagte der.

An der Festungsruine — aus einer dicken Mauer mit einigen Türmen bestehend — war nichts besonders Sehenswertes. Zahlreiche, große und kleine Eidechsen, die sich auf den heißen Steinen gesonnt hatten, schlüpften beim Nahen der Menschen

davon, hielten jedoch auf ihrer Flucht hin und wieder inne, um die Gesellschaft mit seltsamen Verbeugungen zu beehren, die auf die übrigen belustigend wirkten, aus denen aber Ruth den bittersten Hohn an ihre Adresse herauslas. Den Sonnenstich fürchtend, trat man den Rückweg an. Es war $10^1/_2$ Uhr, als man das Hotel erreichte. Jetzt noch kaum eine Stunde, dann hatten sich die Passagiere des „Nizam“ an Bord zu begeben. Ihrem gekränkten Stolz zum Trotz, schrie diese ganze Stunde lang eine Stimme in Ruths Herzen: „Gott, lieber Gott, laß ihn kommen! Mein ganzes Lebensglück hängt ja daran!“

Aber Minute auf Minute verrann, und wer nicht erschien, war Mr. Howard.

Da that zufällig, während man, von Händlern umringt, die alle erdenklichen Produkte inländischen Kunstfleißes feilboten, auf der Veranda saß, May Burnand die verwunderte Frage, wo denn eigentlich Mr. Howard stecke, sie habe ihn den ganzen Morgen nicht gesehen.

„Der ist kurz vor Mitternacht auf den ‚Nizam‘ zurückgekehrt,“ antwortete der kleine Downing, „ich schlenderte noch spät im Hafen herum, da sah ich ihn in einem Boot davonfahren.“

Ruths Herzschlag stockte, wie versteinert saß sie da. Nun wußte sie Bescheid. Frank Pospischill hatte die Partie verloren gegeben, schon als er ihr den Rücken gekehrt. Was er vom gestrigen Abend nicht erlangt, das hatte er vom heutigen Morgen nicht mehr erwartet — vielleicht auch nicht erwarten wollen.

Nie hatte sie den Schmerz einer Enttäuschung so qualvoll empfunden, nie aber auch sich so unerhört beleidigt gefühlt. Zorn und Stolz sorgten dafür, daß sie keinen Moment die Selbstbeherrschung verlor, daß nicht einmal ihre Stimme merkbar zitterte, als sie aufstehend und zu Herrn von Senden tretend sagte: „Lassen Sie uns eilen, daß wir an Bord kommen! Ich werde mich freuen, wenn ich die Fahrt durch den Sonnenbrand hinter mir habe.“

Er erhob sich sofort, und da auch der Zeitpunkt nicht mehr fern war, an dem die ‚Poonah‘ ihre Passagiere einfordern würde, so begab sich die ganze Gesellschaft nach dem Hafen. Hier erfolgte ein großes Abschiednehmen. Mrs. Merryweather vergoß Thränen am Halse ihres Lieblings. Ruth selber kam es inmitten der allgemeinen Rührung schon gut zu statten, daß man nach der Totenblässe ihrer Wangen auf die Gemütsbewegung schloß, welche die Trennung von den liebgewordenen Freunden ihr verursachte.

Der letzte Händedruck war gewechselt, die Boote fuhren nach rechts und links auseinander. „Auf Wiedersehen!“ klang es noch ein paarmal hinüber und herüber, dann ward alles still.

Schweigsam wie gestern abend saß Ruth ihrem Kavalier gegenüber. Ihr Gesicht war wie eine Maske, so weiß und so starr, die Hand, die sie in ihren Kleiderfalten verborgen hielt, hatte sie zur Faust geballt, und was sie dachte, war:

„Er soll es nur wagen, der Elende, mir noch einmal von Liebe zu reden! Ich werde Worte finden, ihn in den Boden zu schmettern!“

„Gnädiges Fräulein befinden sich nicht wohl?“ erkundigte sich plötzlich Herr von Senden, der sie schon eine Weile teilnehmend beobachtet hatte.

„Ich — weshalb?“ stammelte sie.

„Sie sind so still, so blaß.“

Es fehlte gerade noch, daß sie einem gewissen jemand, der jetzt möglicherweise vom Verdeck des ‚Nizam‘ Ausschau hielt, still und blaß erschien, und ihn auf Ideen brachte, die seiner Eitelkeit schmeicheln konnten!

Sie gab ihr angegriffenes Aussehen der Hitze schuld und begann zu plaudern, wenn nicht lebhafter, so doch jedenfalls lauter, als sonst wohl ihre Art war. Hell-auflachend über irgend einen Scherz, den sie selbst gemacht, sprang sie dann auch an Bord des ‚Nizam‘. Den Kopf sehr stolz und hochtragend, weder rechts noch links blickend, stieg sie in ihre Kabine hinab.

Hier angelangt war es mit ihrer Kraft aber zu Ende; wie gebrochen sank sie in einen Sessel, beide Hände schlug sie vor das Gesicht. So fand sie May eine Minute später.

„Nun? Was gibt's?“ erkundigte sich diese verwundert.

„Gar nichts,“ antwortete Ruth, sprang auf und machte sich, der andern den Rücken kehrend, mit ihrem Gepäck zu schaffen.

„Wissen Sie denn das Neueste schon?“

„Nein.“

„Ihren unbequemen Verehrer sind Sie los.“

„Meinen Verehrer?“

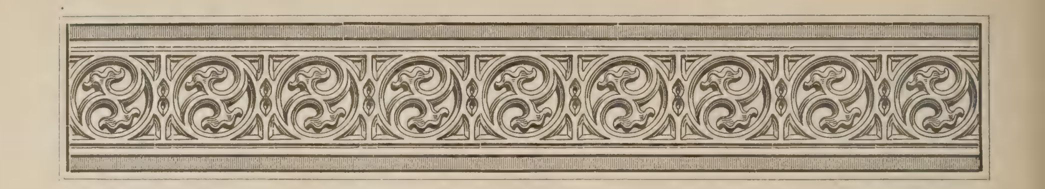
„Hihihi! Ja, nehmen Sie's bloß nicht übel,“ kicherte May, „daß er riesig in Sie vernarrt war, mußte ja am Ende jeder sehen, und auch, daß er, hundertmal von Ihnen abgeblitzt, doch immer wieder kam.“

„Von wem reden Sie eigentlich?!“

„Von Mr. Howard natürlich. Der hat, wie's scheint, noch gestern nacht sein Gepäck vom ‚Nizam‘ abgeholt und ist mit einem andern Schiff davongedampft. Er muß — hihihi! — von dem vergeblichen Schmachten doch endlich genug bekommen haben. Schrecklich unhöflich übrigens, sich von niemand zu verabschieden!“

Damit lief May hinaus. Kaum aber, daß sich die Thür hinter ihr geschlossen, hatte Ruth auch schon den Riegel vorgeschoben.

Regungslos wie ein Steinbild stand sie einen Moment, dann ging es wie ein Zucken durch ihre Züge, die schlanke Gestalt geriet ins Schwanken. Plötzlich lag sie auf ihrem Bett ausgestreckt, den Kopf in den Kissen und weinte, wie sie in ihrem Leben nicht geweint hatte.



Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Es war 6 Uhr morgens, die Sonne eben im Aufgehen begriffen, als durch die noch völlig unbelebte Altstadt von Batavia dem Hafen zu eine mit kleinen, feurigen Sumbapferden bespannte Equipage rollte, in der zwei Herren saßen, die vielleicht im selben Alter (ein Stückchen jenseits der Dreißig) stehen mochten, die aber, was die äußere Erscheinung betrifft, den denkbar stärksten Kontrast bildeten.

Der eine trug auf einer mittelgroßen, wohlproportionierten Gestalt einen dunkeln Kopf mit regelmäßigen Zügen und lebhaft blitzenden Augen. Der andre, der jenen schon im Sitzen um Hauptеslänge überragte, schien von herkulischem Bau, von mächtiger Schulternbreite. Das Haar war blond, der Vollbart spielte ins Rötliche, Mund und Nase hätten in einem Paßsignalement ohne Fehl das Prädikat „gewöhnlich" erhalten. Nichts weniger als gewöhnlich war jedoch der starke Zug von Willenskraft, der sich in dem Gesicht ausprägte. Zwischen den dichten Brauen lag es wie Schwermut. Die grauen Augen blickten düster — vielleicht gerade im gegenwärtigen Moment ganz besonders düster, denn der Kleinere machte plötzlich die Bemerkung:

„So recht behaglich scheinst du dich nicht zu fühlen, Fritz?"

„Wundert dich das?" lautete die Entgegnung.

„Was mich wundert, ist, daß du überhaupt den Mut gefunden hast, in solch eine Lotterie zu setzen."

„Es geschah in einem Anfall von Glückshunger. Das Schicksal wollte, daß mir gerade eine Feder zur Hand lag, und da — nun, das übrige kannst du dir denken."

„Als der Brief fort war, kam die Reue?"

„Nein, als meines Vaters Antwortschreiben eintraf. Da merkte ich gleich, die Sache sei verpfuscht. Ich hatte eine Frau meines Schlages gewünscht, und er hatte für mich um eine Dame geworben."

„Nun, eine Dame mußte es denn doch auch jedenfalls sein."

„Für mich — den Mann aus dem Volke?“

„Bah! Auf die Geburt kommt nichts an. Wir sind, was wir selber aus uns machen, und ich möchte den Narren sehen, der da behaupten wollte, Fritz Bardewiek wäre kein Gentleman!“

Der also Gepriesene zuckte mit ziemlich skeptischer Miene die Achseln. „Dank für die gute Meinung, Harry,“ sagte er trocken. „Einen Salonhelden schließt dein Gentleman wohl nicht ein?“

„Nein, weiß Gott nicht,“ entgegnete der andre. „Was für eine klägliche Rolle die Salonhelden neben dir spielen, davon habe ich mich beim letzten Diner des Generalgouverneurs wieder einmal überzeugt. Übrigens — was ich noch sagen wollte — sie selbst, deine Braut, hat dir doch auch einmal geschrieben?“

„Freilich, einen sehr hübsch stilisierten Brief.“

„Gar nichts in oder zwischen den Zeilen zu lesen?“

„Oh doch! Viel Gnade und Herablassung.“

Der „Harry“ Angeredete wußte nicht recht, ob er lachen oder sich entrüsten solle; als er jedoch in den ernsten Augen seines Gefährten etwas wie Heiterkeit blinken sah, entschied er sich für das erstere. Dann meinte er:

„Nun, sie kennt dich eben nicht, wird schon noch Respekt bekommen. Wann ist die Trauung?“

„Gleich nach dem Frühstück.“

„Donnerwetter! Warum denn so Hals über Kopf?“

„‚Sofort nach der Ankunft‘ lautet die Abmachung. Die nötigen Papiere wurden mir schon vor einem Monat übersandt. Ist auch, meine ich, so ganz in der Ordnung. Die junge Holländerin, die sich nach den Kolonien verheiratet, läßt sich der Sicherheit wegen gleich daheim einem Stellvertreter des Bräutigams an die linke Hand trauen. Ruth Hillerns ist mir um den halben Erdball entgegengereist. Es würde sich neben solch einem Beweis von Vertrauen wahrlich übel ausnehmen, wenn ich jetzt warten lassen wollte.“

„Von Wartenlassen ist natürlich nicht die Rede, aber — gleich nach dem Frühstück! Ihr werdet kaum Zeit gehabt haben, ein Dutzend Worte miteinander zu wechseln.“

„Um 11 Uhr 32 Minuten fährt der letzte Zug von Weltevreden nach Tjandjur,“ gab ihm Fritz Bardewiek zu bedenken, „für den nach Bandong ist’s jetzt schon zu spät.“

„Aha! Du wolltest noch heute wieder heim?“ murmelte der andre. „Ja, dann freilich —“ Er brach ab und sah ernst vor sich nieder. Was er dachte, war: „Solch ein Heiraten mit verbundenen Augen — meine Sache wäre es nicht.“

Bald darauf hielt der Wagen. Man befand sich am Landungsplatz in der Nähe des Zollhauses.

Fritz Bardewiek überflog mit dem Auge die stattliche Zahl der auf der offenen Reede ankernden Schiffe. Mit dem Finger auf denjenigen Dampfer deutend, der zur Zeit am meisten von kleineren Fahrzeugen umschwärmt schien, warf er einem am Ufer herumlungernden Malayen die Worte hin:

„Ist das der ‚Pontianak‘?“

„Ja, Tuwan — eben angelangt, Tuwan.“

Die Frage hatte kurz befehlend, aber nicht unfreundlich geklungen, die Antwort demütig, dienstbeflissen.

„Gut. Ein Boot!“

Das Gewünschte war sofort zur Stelle, die Freunde stiegen ein und glitten wenige Minuten später über den unbewegten Wasserspiegel dahin.

Unweit des ‚Pontianak‘ kreuzte sich ihr Fahrzeug mit einem ähnlicher Art, das aus der Richtung herkam, in der sie fuhren.

Aus zwei Schlitzäugelchen in einem Vollmondsgesicht flog ein Blick herüber, von einem kahlen Schädel ward ein kleiner, runder Hut gerissen, und „Guten Morgen, Mr. Burnand,“ erscholl es.

„Sieh da, Herr van Ravenstein! Guten Morgen,“ klang es zurück. „Na, glücklich heimgekehrt? Gute Kur durchgemacht in Karlsbad?“

„Das will ich meinen. Fünfzehn Pfund abgenommen.“

„Gratuliere! — Kommen wohl auch von Singapore mit dem ‚Pontianak‘?“

„Allerdings.“

„Haben uns unsre Damen hübsch beschützt?“

„Na, nach Kräften. Bildschöne Damen übrigens — bildschöne Damen!“

Noch ein Hutlüften rechts und links, dann waren die Boote aneinander vorüber.

„Er schmunzelte ja ordentlich verliebt, der Dicke,“ bemerkte leise auflachend Harry.

Fritz nickte nur zerstreut, er hatte stumm vor sich in das Wasser starrend gesessen, und es war fraglich, ob er von dem geführten Zwiegespräch überhaupt etwas vernommen hatte.

„Nun, ich muß sagen,“ fuhr sein redseligerer Begleiter fort, „ich bin so begierig auf die eine wie auf die andre. Habe die May seit ihrem zehnten Jahre nicht mehr gesehen. — Da wären wir ja übrigens schon zur Stelle. Immer voran, Fritz!“

Der Angeredete erhob sich und stieg mit weit größerer Gewandtheit, als man sie seiner Hünengestalt zugetraut haben würde, die Strickleiter hinan, die an der Seite des Schiffes herabhing. Als er festen Boden unter den Füßen hatte, begrüßte er mit halb mechanischem Hutlüften den Kapitän, der soeben die Kommandobrücke herabgestiegen kam, dann ließ er den gespannt forschenden Blick über das Verdeck hinwandern.

Aus Schelmerei, um die Überraschung des Sohnes beim Anblick der Schönheit, die er ihm als Braut zusandte, wirksamer zu machen, hatte der alte Bardewiek die Photographie, die ihm Ruth für ihren Verlobten eingehändigt, gar nicht abgeschickt. Die üblen Folgen dieser Unterschlagung sollten sich nun zeigen.

Im ersten Moment sah Fritz nur gelbe Malayen- und Chinesengesichter. Plötzlich jedoch entdeckte er neben oder besser hinter zwei bezopften Söhnen des Himmlischen Reichs, die sich eifrigst unterhielten, ein blasses, schmales Mädchenantlitz mit einem Paar prächtiger, dunkelblauer Augen darin. Die Augen schauten ihm freundlich entgegen, der Mund lächelte hold — ohne Zweifel, sie war's. Äußerst angenehm berührt, bahnte er sich einen Weg nach den dunkeln Augen hin. Auf eine hochmütige, feine Dame war er gefaßt gewesen, und da fand er nun dies zutraulich und warmherzig blickende junge Ding!

Vor seiner hohen, gebieterischen Gestalt wich alles scheu zur Seite. Jetzt war

er an Ort und Stelle. Schon öffnete er die Lippen, um das warmherzig blickende junge Ding mit einem Namen zu begrüßen, der ihm nicht gehörte, da — eben noch rechtzeitig — erscholl hinter ihm ein freudiges:

„May! May! Wahrhaftig, sie ist's!“

May Burnand sprang vorwärts, die Geschwister lagen einander in den Armen, und — Fritz Bardewiek mußte sich anderwärts nach seiner Braut umsehen.

Mit einem etwas verdutzten Gesichtsausdruck that er es, ja, es stieg ihm sogar ein leises Rot in die sonngebräunte Wange. Lange zu suchen hatte er übrigens nicht mehr. Kaum drei Schritte von ihm entfernt, auf der obersten Stufe der Kajütentreppe stand die einzige Europäerin, die noch auf dem Verdeck anwesend war. Ob sie schön, ob häßlich sei, das fragte er sich gar nicht; daß er die hochmütige, feine Dame vor sich habe, vor der ihm im stillen graute, aber erkannte er auf den ersten Blick, und auch dies ward ihm, in dessen mächtiger Körperfülle ein sehr feinfühliger Mensch wohnte, sofort klar, daß sie über den Sinn der kleinen stummen Scene, die sich soeben neben ihr abgespielt, durchaus nicht im Zweifel war. Es zuckte in ihren Mundwinkeln wie von Spott und Ärger.

Das verdroß nun ihn seinerseits wieder.

„Donnerwetter!“ dachte er. „Wenn sie derartigen Irrtümern vorbeugen wollte, so mußte sie mir ihr Bild schicken!“

Damit trat er dicht vor sie hin.

„Fräulein Hillerns?“ begann er fragend. „Das heißt Ruth — Ruth Hillerns,“ verbesserte er sich, da ihm einfiel, daß die formelle Anrede dem Mädchen gegenüber, das in wenigen Stunden seine Frau sein würde, doch nicht recht am Platze sei.

Ihre Bejahung seiner Frage war kaum hörbar, zudem, das hatte er deutlich gesehen, war sie beim Klang seiner Stimme zusammengefahren und hatte hastig die Lider gesenkt.

„Hasenfüße, die wir sind, wir Menschen,“ dachte er belustigt bei sich, „dem einen graut vor dem andern. Na, wenn es übrigens nur Angst vor mir ist, was hinter dem abstoßenden Visier steckt, das sie sich da zurechtgemacht hat, damit wollen wir schon fertig werden.“

Ihre schmale, eiskalte Hand behutsam in die seine nehmend, sagte er freundlich: „Ich danke Ihnen, Ruth, danke Ihnen herzlich, daß Sie gekommen sind, sich meiner Einsamkeit zu erbarmen. — Die Reise ist Ihnen nicht gar zu lang geworden?“

Sie schüttelte nur stumm verneinend den Kopf.

„Und wie verließen Sie die Ihren?“ forschte er weiter.

„Ich danke, wohl — Sie lassen grüßen,“ stotterte sie heraus.

„Und meinen Vater?“

Jetzt hob sie die Augen zu einem scheuen Blick auf ihn. Daß er in der Statur seinem Vater gleiche, weiter hatte sie vor der Abreise von der äußeren Erscheinung ihres Verlobten nichts verlangt. Für Recken, die wie aus dem Nibelungenliede getreten schienen, hatte sie damals noch geschwärmt. Wie war das anders geworden! Wie hatte sich ihr Ideal verfeinert! Mit Entsetzen, mit förmlichem Widerwillen sah sie die Hünengestalt vor sich. „Wie grob, wie ungeschlacht, die Figur,“ dachte sie,

„wie derb der Schnitt der Züge, und dieser Bart — dieser fürchterliche rote Bart! Ich — einen Mann mit einem roten Bart heiraten? O Gott! Es ist zu gräßlich!"

„Und meinen Vater?" wiederholte er.

„Ihm geht's gut — sehr gut," stieß sie heraus, „er läßt auch grüßen."

Hier machte das Herzutreten der Geschwister Burnand dem Zwiegespräch ein Ende. Die üblichen Vorstellungen erfolgten. Bald darauf war es Zeit in die Boote zu steigen; des vielen Gepäcks wegen, das die Damen mit sich führten, fuhr man nämlich in getrennten Paaren an das Land.

„Du, May! Ist sie eigentlich immer so, diese Miß Hillerns?" wandte sich Harry Burnand im Flüsterton an die Schwester, kaum, daß er sich mit ihr auf dem Wasser allein sah.

„So? Wie denn?" erkundigte sich die Gefragte.

„So unleidlich?"

„Aber ich bitte dich, Harry! Sie ist ja das reizendste Mädchen von der Welt."

„Nun ja, hübsch, das lasse ich gelten —"

„Und entzückend liebenswürdig."

„Na, ich danke!"

„Harry, die ganze ‚Poonah' war in sie vernarrt."

„Was? In den Gletscher?"

„Gletscher?"

„Kind, so thu doch mal die Augen auf! Schau sie dir an, wie sie ihm im Boot gegenübersitzt. Ein Wunder wäre es wahrlich nicht, wenn ihm das Blut zu Eis gerönne."

„Hm!" machte May, nachdem sie seiner Aufforderung Folge geleistet hatte. „Ein bißchen kühl kommt sie mir nun auch vor — übrigens, ich will dir was sagen, sie hat furchtbar schlecht geschlafen vorige Nacht."

„Da läßt man sich doch nicht gleich so gehen — noch dazu einem solchen Mann gegenüber."

„Er ist wohl *sehr* nett?"

„Er ist ein herrlicher, ein unvergleichlicher Mensch."

„Siehst du," rief May triumphierend, „das habe ich mir doch gleich gedacht. Er hat so was im Gesicht — und dann die Figur! Wenn man an ihm hinaufsieht, so ist's, als käme man gar nicht zu Ende. Ja, wirklich unvergleichlich. Aber das findet Ruth natürlich auch. Es ist nur, wie gesagt, die schlaflose Nacht, oder vielleicht auch wieder das Kopfweh. Sie ist nämlich während der ganzen letzten Zeit aus dem Kopfweh nicht herausgekommen — und kein Wunder bei der Langweile!"

„Langweile?"

„Ja Harry, auf dem ‚Nizam' ging's noch, aber von Singapore aus war die Reise einfach fürchterlich."

„Ich denke entzückend — zwischen all den lieblichen Inseln hindurch?"

„Ach Gott, ja," gab May achselzuckend zu, „die Inseln waren ja recht niedlich, das leugne ich gar nicht, doch die netten Herren gingen sämtlich ab in Singapore, und es blieb niemand, mit dem man noch ein bißchen hätte flirten können."

„Flirten?“ wiederholte Harry entrüstet. „Na, das wird ja immer hübscher. Also flirten ist ihre Passion?“

„Ihre Passion — ach bewahre!“ rief May erschrocken. „Geh nur ja nicht hin und sag deinem Freund das. Von Passion kann gar nicht die Rede sein, aber — womit soll man sich schließlich die Zeit vertreiben auf solch einer endlosen Reise?“

„Man? Das klingt mir ja wahrhaftig, als ob du es selber auch thätest?“

„Ich?“ kicherte sie heraus. „Nein, Harry, nein — ich versteh' das gar nicht.“

„May?“ Er faßte sie scharf ins Auge.

„Himmel! Wie streng er das nimmt,“ dachte sie bestürzt, „das wird ein nettes Leben werden in seinem Hause. Und daß ich mich mit Fred Harris verlobt habe, darf ich ihm um Gotteswillen nicht verraten.“

Laut sagte sie: „Bester Harry, so bedenke doch, ich komme ja eben erst aus der Pension.“

Ihr Blick war ganz allerliebst treuherzig, und daß man in einem Mädchenpensionat das Flirten lerne, durfte er doch auch nicht annehmen. Er beruhigte sich also und plauderte mit ihr von andern Dingen.

In dem voranfahrenden Boot ging es weit schweigsamer zu.

Ruth saß wie in einem bösen Traum befangen. Gräßlich genug hatte sie sich die Ankunft auf Java gedacht, aber so gräßlich doch nicht. Daß sie ihren Verlobten hasse, hatte sie sich unterwegs oft genug wiederholt; daß sie ihn jemals fürchten werde, hatte sie nicht geahnt, und das war der Fall. Er brauchte nur das Wort an sie zu richten, ja, sie bloß anzusehen, dann zitterte sie schon — sie, die nie vor einem Menschen gezittert hatte. Das machte, er war eben nicht wie andre Menschen, er war schrecklich. Seinem Vater glich er nur in der Hünenhaftigkeit der Erscheinung. Was für gute Augen der Alte hatte, was für eine warme Stimme! Der Sohn blickte finster, hartherzig, und wenn er sprach, so ging es ihr (Ruth) durch Mark und Bein. Das war so ein Kommandoton, wie man sich ihn im Verkehr mit sklavischen Leuten angewöhnte, und diesen Ton sollte sie sich nun bieten lassen — sie, der niemand je befohlen hatte. Es war unerhört — ebenso unerhört wie die Zumutung, daß sie diese plumpe Häßlichkeit heiraten sollte — sie, die wie keine zweite die Schönheit geliebt hatte ihr Lebenlang.

Ihr ganzes Innere empörte sich gegen das Joch, das sich auf sie herabsenkte, immer wieder wollte sich ihr der Herzensschrei auf die Lippen drängen: „Lassen Sie mich ziehen! Ich mag, ich kann die Ihre nicht werden!“

Doch sie hütete sich wohl, ihn laut werden zu lassen. Sie dachte an das Gespött der Welt. Da hatte sie nun den halben Erdball umkreist und wollte, an Ort und Stelle angelangt, entsetzt wieder ausreißen. Undenkbar! Totlachen würden sie sich ja — die Leute! Sie dachte mehr noch an ihn und seine mutmaßliche Wut. Wessen sie sich von dieser Wut versah, das machte sie sich nicht klar. Sie hatte für das Thun und Lassen eines Menschen, so einzig in seiner furchterregenden Art, wie er für sie war, überhaupt keinen Maßstab. Nur soviel wußte sie, daß sie den Mund halten müsse um jeden Preis.

Während sie sich so im Geiste aus ihm einen greulichen Popanz zurechtmachte, waren die Gefühle, die sie ihm einflößte, von Bewunderung auch himmelweit entfernt.

In erster Linie begriff er gar nicht, wie sein Vater sie habe schön finden können; von Schönheit merkte er ihr gar nichts an. Und das ist nicht so sehr zu verwundern, denn auch tadellose Züge bedürfen des natürlichen Ausdrucks, um zu entzücken. Ruth war nicht Ruth im gegenwärtigen Moment. Die sonnige Heiterkeit, die ihre Augen sonst ausstrahlten, war wie ausgelöscht, sie blickten starr. Das blasse Antlitz mit den fest aufeinander gepreßten Lippen hatte etwas Steinernes, wirkte wie eine Maske.

Die Maske stieß ihn ab. Er dachte: „Sich die langen Jahre hindurch Tag für Tag diesem verbissenen Gesicht gegenüber sehen zu sollen, das ist eine böse Aussicht. Es ist nebenbei auch durchaus nicht allein Angst vor mir, was sie fühlt. Der Hochmut sitzt ihr in dem steifen Nacken, und wenn sie einmal meinem Blick begegnet, so zuckt's um die eingekniffenen Lippen wie von Widerwillen. Und mit solchen Gefühlen hüben und drüben will man sich heiraten?"

Er überlegte minutenlang und kam zu dem Schluß:

„Es ist der offenbarste Unsinn — gibt eine Ehe wie zwischen Katze und Hund. Aber was machen? Ich kann nicht zurück, bin durch alles, das sie schon für mich gethan hat, gleichsam an Händen und Füßen gebunden. Sie — das wäre etwas andres. Wenn sie ein entschiedenes: ‚Ich mag dich nicht, gib mich frei,' sprechen wollte, ich thäte ihr dankbar den Willen."

Dem Impulse folgend, beugte er sich plötzlich zu ihr hinüber.

„Ich vergaß zu erwähnen," sagte er, „die Trauung ist auf 10 Uhr heute früh angesetzt. Sie haben nichts dagegen?"

Der eindringliche Ton, in dem er sprach, der Blick, mit dem er auf ihrem Herzensgrunde lesen zu wollen schien, entsetzten sie über die Maßen.

„Nein," preßte sie hervor.

„Ich meine nur," fuhr er die Brauen leicht zusammenziehend, und jedes Wort mit Nachdruck belegend fort, „für den Fall, daß Ihnen so große Eile nicht erwünscht wäre, ließen sich wohl noch Maßregeln treffen, die Ceremonie — hinauszuschieben."

„Großer Gott!" dachte sie. „Wie wütend er aussieht! Er hat mir sicher schon etwas angemerkt."

„Nein," wiederholte sie hastig, „nein, das thut nicht nötig. Mir ist alles recht, was Sie angeordnet haben."

Sein Blick blieb noch sekundenlang an ihr haften, doch sie, die ihre Lider gesenkt hatte, sah die Mahnung nicht, die darin lag. Sie empfand nur die Qual des Angestarrtwerdens und kam sich vor wie ein armer Vogel im Bann einer Riesenschlange.

„Es scheint, sie hat ihre Gründe, trotz alledem bei der Abmachung zu bleiben," sagte er sich. „Nun, soviel ist gewiß, der größte Narr auf Java heißt Friedrich Bardewiek." Damit beugte er dem Schicksal sein ernstes Haupt.

Als bald darauf das Boot anlegte, sprang er ans Land und wandte sich dann, um ihr behilflich zu sein. Am liebsten wäre sie allein fertig geworden, doch die Hand, die er ihr bot, war nicht zu übersehen. Sie griff also zitternd zu und stand auf festem Boden. Einen Moment später waren auch die Burnands zur Stelle,

und May kam, der Reisegefährtin Arm zu nehmen. Zum erstenmal seit der Bekanntschaft war Ruth des Anhängsels froh.

„Doch ein Mensch," dachte sie, „doch eine Schranke zwischen ihm und mir!"

Das Gepäck der Ankömmlinge ward nur nominell untersucht, man konnte nach wenigen Minuten schon in den in der Nähe harrenden Wagen Harry Burnands steigen, und das war gut so, denn die Zeit drängte. Bis nach Weltevreden, wohin man wollte, war es noch weit.

„Ihr frühstückt doch mit uns im Hotel, und ich darf hernach auf euch als Trauzeugen rechnen?" hatte Fritz den Freund gefragt und darauf eine zustimmende Antwort erhalten. So rollte man denn nun im allerschärfsten Tempo der Altstadt zu.

Das eigentliche Batavia zählt fast schon dreihundert Jahre. Einst war es von Mauern umringt und gegen feindliche Angriffe durch Forts beschirmt, im Innern aber mit nach holländischem Muster errichteten, schlecht ventilierten Häusern bebaut, und noch dazu die Kreuz und die Quer von Kanälen und Miasmen brütenden Gräben durchzogen. So kam denn die Stadt, die unter dem Gluthimmel des Äquators, und nebenbei noch in sumpfiger Niederung liegt, sehr bald und auf sehr natürliche Weise in den schlimmen Ruf eines Grabes der Europäer. Jetzt verdient sie diesen schon längst nicht mehr. Die Forts sind entfernt, die Mauern niedergerissen, die Gräben zum größten Teil zugeschüttet, und wer nur vernünftig dem Klima gemäß lebt, kann in Batavia so alt werden, wie an irgend einem andern Ort der Erde.

Nachts freilich, wenn die sonngedörrte Erde die am Tage eingesogenen heißen Dünste wieder ausstößt, thut der Nichteingeborene wohl daran, die Altstadt zu meiden. Er meidet sie auch. Von den Europäern hat — einzelne verkommene Existenzen etwa ausgenommen — keiner sein eigentliches Heim dort. Die Kaufleute und Beamten wohnen fast ausnahmslos in den meilenweit um das Weichbild der Stadt sich herumerstreckenden Vorstädten: Molenvliet, Noordwyk, Ryswyk, Weltevreden u. s. w.

Batavia selbst enthält fast alle zum öffentlichen und privaten Geschäftsbetrieb gehörigen Gebäude: Das Rathaus, den Justizpalast, das Hauptsteueramt, das meteorologisch-magnetische Observatorium, die verschiedenen Regierungsmagazine, dann, besonders am großen Kanal (kali besar) entlang, die Comptoire der ersten Bankgeschäfte und Handelsfirmen, verschiedene große Tokos, die Bureaus der Advokaten, Notare u. s. w. Ihren ständigen Aufenthaltsort haben hier nur die chinesischen Händler und Handwerker, und da diese in den Augen der stolzen Europäer nicht zählen, so heißt es wohl, die Stadt stehe zur Nachtzeit leer. Nun, jedenfalls liegt sie ziemlich still und tot zwischen 5 Uhr abends und 8 Uhr morgens. Dann aber — wie jetzt, als unsre Freunde hindurchfuhren — entwickelt sich das regste Leben in den Straßen, und der ankommende Fremdling meint nicht Augen genug zu haben, um die Fülle des Interessanten zu schauen, das sich ihm bietet.

Von allen Richtungen her kommen die leichten Dogcarts angerollt, die in Batavia die Stelle der Droschken vertreten, und die eleganten Equipagen, welche die großen Handelsherren nach ihren Comptoirs führen. Vornehm zurückgelehnt sitzt er da, der geldgewaltige Mynheer, ganz in schneeiges Weiß gekleidet, die Blechbüchse mit den Geschäftspapieren neben sich, und wenn er von einem der Eingeborenen auf

seinem Wege einen demutsvollen Gruß empfängt, so erwidert er diesen weder durch Blick noch Gebärde. Es geschieht dies schon aus Prinzip. Das Volk muß um jeden Preis in knechtischer Unterwürfigkeit erhalten bleiben, allzu höfliche Behandlung könnte leicht verursachen, daß es eines schlimmen Tages zum Bewußtsein seines Wertes erwachte, und dann dürfte es den 21 Millionen Javanen nicht schwer werden, ihre vierzigtausend Beherrscher über Bord zu werfen.

Die weiten Lagerthüren öffnen sich, immer bunter flutet es durch die Straßen von Menschen aller Farben in den verschiedensten Trachten, den wunderlichsten Uniformen. Hier ist der schlanke, überaus wohlgebaute Javane von hellbrauner Hautfarbe, spärlichem Bartwuchs und an den mongolischen Typus erinnernden, im Grunde jedoch angenehmer wirkenden Zügen. Er trägt — aber dies ist hier in der Stadt leider nur noch ein Ausnahmefall — die landesübliche, weitärmelige Kattunjacke, den unteren Teil des Körpers mit dem Sarong, einem Stück bunten Zeugs umwunden, das wie ein Frauenrock getragen und um die Hüften herum von einem Gürtel festgehalten wird, in dem der Kriß, der unvermeidliche Dolch, steckt. Das lange, grobe schwarze Haar hat er sich auf dem Kopf in einen Knoten gebunden und mit einem eigentümlich gefalteten Kattuntuch bedeckt. Dort erscheint er als Dandy in halb javanischer, halb europäischer Kleidung, und drüben als Beamter, noch stärker von der Kultur beleckt, in Jacket und Hose, nur als Zeichen seiner Abkunft das Tuch noch über dem Haarschopf und den ganz kurzen Sarong um die Hüften.

Der langzöpfige, buntkostümierte Landmann, der unter seinem kuriosen Hutdeckel und großen Papierschirm gravitätisch dahergeschritten kommt, ist natürlich ein Chinese. An ihm vorüber streift ein brauner Kuli, nur mit dem Lendentuch umgürtet. Seine Last trägt er vorn und hinten von einem langen Bambusstock herunterhängend, den er über die Schulter gelegt hat. Wenn der Kuli nackt war, so sind die Männer und Frauen, die dort rechts in dem Kanal baden, bis unter die Schultern hinauf mit dem Sarong umwickelt. Nie, selbst da, wo er sich ganz allein wähnt, sieht man einen erwachsenen Javanen unbekleidet im Bade.

Als ein äußerst bedauernswertes Objekt bei der Gluthitze präsentiert sich der inländische Justizdiener in der warmen, blauen Tuchjacke, mit den breiten roten Generalstreifen an den Hosen. Ebenso mitleiderregend, aber nebenbei auch wieder erheiternd, wirkt der Anblick des eigentlichen Polizeidieners, der vom Kopf bis zu den Füßen in kanariengelbem Tuch steckt, sein Haupt vor dem Sonnenbrand mit einem riesigen Strohhut schützt und, als Zeichen seiner Streitfähigkeit (mit der es nicht weit her ist), am schwarzen Bandelier einen altertümlichen, krummen Grenadiersäbel trägt. Ja, ja, die Uniformen! Eigentlich, sollte man sagen, müßten sie sich, was den Stoff betrifft, ein bißchen nach dem Klima des Landes richten, in dem sie getragen werden sollen; aber die Holländer thun es selbst auf Java nicht unter Tuch. Auch dem Militär haben sie, wie an dem kleinen Trupp, der dahermarschiert kommt, zu ersehen, die kleidsame Nationaltracht nicht gelassen. Der Soldat muß zur größeren Ehre der kleinen Königin Wilhelmina schwitzen in einer schwarzen Tuchhose und in einer mit gelben Schnüren verzierten blauen Husarenuniform. Oben aus dem blauen Helmhut aber, der diese vervollständigt, reckt ein Messinglöwe seinen Kopf so

verwundert heraus, als ob er ausrufen wollte: „Ist's möglich? Hier auf Java, wo die Natur den Menschen auf den allerdünnsten Kattun hinweist?"

Zu sehen war also genug. May Burnand wechselte auch in einem fort mit ihren drei stereotypen Redensarten: „Nein, wie süß! — Ach, wie nett! — Aber das ist doch gar zu drollig!" Dabei schlug sie dann entweder kindlich die Hände zusammen, oder wiegte lächelnd das thörichte Köpfchen hin und her, verfehlte jedoch kein einziges Mal, durch einen holdseligen Blick unter den langen seidenen Wimpern hervor, auch Fritz Bardewieks Aufmerksamkeit auf den Gegenstand ihres Entzückens zu lenken. Ihm aber war es kaum zu verargen, daß ihm das rege Interesse an allen Dingen, welches sein hübsches Gegenüber zeigte, weit besser gefiel, als die kühle Teilnahmlosigkeit seiner Braut, die weder rechts noch links blickte, nur dann und wann sich herbeiließ, mit Harry Burnand ein paar nichtssagende Redensarten auszutauschen.

Wie schwer der armen Ruth selbst dies gelegentliche Phrasengedrechsel wurde, davon ahnte seine Seele nichts. Sie hatte sich gesagt: „Es geht nicht länger so. Jeder, der mir in den Weg kommt, liest mir noch meine Gefühle vom Gesicht. Ich muß sprechen um jeden Preis." Und sie sprach, freilich immer nur, wenn angeredet, aber sie sprach doch mit einer Stimme, die ihrem eignen Ohr so fremd klang, daß sie ein paarmal ganz erschrocken nach May hinsah. Allein die merkte nichts, sie war wieder einmal mit Flirten beschäftigt, und sie flirtete — eine Kühnheit, für die Ruth jeder Begriff fehlte — mit Friedrich Bardewiek. In ihren Augen, so schien es, war also der Schreckliche nur ein Mann zu kaptivieren, wie andre Männer auch.

Es war eben erst 9 Uhr vorüber — die flinken Pferdchen hatten eine Bravourleistung hinter sich — als man in Weltevreden anlangte. Die Vorstadt gleicht einem großen, schönen Park, von breiten Straßen und Kanälen durchschnitten. Wie Paläste blinken durch das üppige Grün ihrer Vorgärten die weiten, säulengetragenen Wohnhäuser der reichen Kaufherren.

Vor dem Hôtel des Indes am Molenvliet-Kanal hielt der Wagen. In einem der luftigen, von Spiegelglas und Marmor schimmernden Säle stand das Frühstück bereits serviert. Man ließ sich sofort an der Tafel nieder.

Wer freilich nichts aß, war Ruth. Immer wieder streifte sie scheuen Blicks den Mann an ihrer Seite. „So wie jetzt," dachte sie, „wird er nun Tag für Tag da sitzen mein ganzes Leben hindurch," und es überrieselte sie eisig.

Gleichwohl, jedes offene Rebellieren gegen ihr Schicksal lag ihr auch jetzt noch fern; wenn sie einen Wunsch hatte, so war es vielmehr der, die kirchliche Ceremonie möchte erst glücklich überstanden sein. Es war ja nicht undenkbar, daß ihr in dem kritischen Moment die ungeheure Abneigung, die sie gegen ihren Verlobten fühlte, ein „Nein" statt eines „Ja" über die Lippen zwang. Vor dieser Möglichkeit und dem Skandal, den sie verursachen würde, zitterte sie im Moment noch weit mehr, wie vor der verhaßten Lebensgemeinschaft, die ihrer harrte. Als daher Fritz, seine Uhr konsultierend, meinte, die Zeit fange schon ein wenig an, zu drängen, da erhob sie sich ohne jegliches Zögern, ja sogar mit einer gewissen Eilfertigkeit, um sich in einem für sie reservierten Gemach bräutlich zu kleiden. Daß May sich im Hinaus-

gehen an ihren Arm hängte, war ihr auch diesmal recht, sie fürchtete nichts so sehr, als mit ihren Gedanken allein zu sein.

So! Hier war das Zimmer. Das weiße Seidenkleid, das der Onkel ihr geschenkt, der kostbare Spitzenschleier, den vor ihr schon ihre Mutter getragen, dort lagen sie in dem Koffer. Wenn sie sich die heitere Genugthuung vergegenwärtigte, mit der sie jene Herrlichkeiten eingepackt —!

Doch sie wollte sich nichts Derartiges vergegenwärtigen, wollte überhaupt nicht denken! Es that ja auch nicht nötig. May war ja da, ihre Ohren mit Geschwätz zu füllen.

Was sie eben schwatzte? — Daß sie Herrn Bardewiek sehr „nett" finde. — Nett, ihn, den Schrecklichen, es war kaum glaublich!

Daß er sie nach Sukawangi eingeladen habe. — Vortrefflich! Jede dritte Person, auch die langweiligste, war dort willkommen.

Daß sie nie ein schöneres Brautkleid gesehen. — So hatte sie (Ruth) in Bremen auch gesprochen. In jubelndem Entzücken war sie dem guten Onkel um den Hals gefallen. Jetzt war es ihr, als hülle sie sich in ein Leichentuch, so gespenstisch weiß schien ihr der kostbare Stoff. Und was ihr eigen Antlitz betraf, ob sie wohl bleicher sein würde, wenn sie dereinst auf ihrem Totenbette lag?

Schaudernd fragte sie sich's, während sie mit zitternden Händen den Myrtenkranz in ihrem Haar zurechtbog und den Schleier befestigte.

„Wie sehe ich aus?" wandte sie sich, als sie fertig war, an May, die ihr mit im Schoß gefalteten Händen aus der Tiefe eines Schaukelstuhls lächelnd zugeschaut hatte.

„Einfach süß," lautete die Antwort. „Bloß ein bißchen blaß. Sie sollten sich die Wangen tüchtig reiben."

Ruth folgte, wieder vor den Spiegel hintretend, diesem Rat, aber ihr Bemühen war ziemlich fruchtlos. Das heftig klopfende Herz forderte das ihm entzogene Blut alsbald zurück.

„Es nützt nichts," murmelte sie, die Hände sinken lassend. Dann mit einem Achselzucken: „Und was liegt schließlich daran?"

„Hm! Das ist auch wahr," nickte May. „Bräute sind gewöhnlich blaß; es macht sich im Grunde auch viel interessanter."

„Wollen Sie mir den Gefallen thun und Herrn Bardewiek sagen, daß ich bereit bin?" bat Ruth.

May erhob sich liebenswürdig und schob sich in ihrer trägen Weise zur Thür hinaus. Als sie nach einigen Minuten zurückkehrte, meldete sie, daß der Wagen warte und die Herren auch.

Ängstlich drückten sich auf dem Korridor die malayischen Diener an der lichten Erscheinung der Braut vorüber. Das Schönheitsideal einer jeden Rasse ist ein andres, und daß die gelben Söhne des Landes beim Anblick der lilienweißen Haut und des Goldhaars der hochgewachsenen Fremden mehr Scheu als Bewunderung empfanden, ist ihnen nicht übelzunehmen.

Ganz anders berührt fühlten sich die im Hotel anwesenden Europäer, von denen hier und da einer durch einen Thürspalt lugte, und Harry Burnand, der neben

dem Freunde in der Hausthür stand, stieß ein so überraschtes „Donnerwetter!“ hervor, daß jener ihn verwundert fragend ansah, worauf er sich beeilte, seinem Ausruf die geflüsterte Erklärung beizufügen:

„Schön ist sie, das muß ihr der Neid lassen.“

„Sonderbar,“ reflektierte Fritz, der gar nichts Schönes, nur etwas abstoßend Hochmütiges auf sich zugesegelt kommen sah, „sonst hat er doch immer so ziemlich meinen Geschmack gehabt.“

Dann ging er, seiner Braut den Arm zu reichen, um sie an den Wagen zu führen, der wenige Sekunden später mit seinen vier Insassen den Weg nach der nahen Wilhelmskirche einschlug.

Zweites Kapitel.

Jetzt war alles vorüber.

Von den Ermahnungen, die der Geistliche in holländischer Sprache an sie gerichtet, hatte Ruth nichts verstanden, aber auch nichts zu verstehen versucht. Ihr Hauptaugenmerk war nur darauf gerichtet gewesen, an geeigneter Stelle das übliche „Ja“ und nicht das „Nein“ zu sagen, zu dem es sie gewaltsam drängen wollte.

Das war ihr nun gelungen. Einen Skandal hatte es nicht gegeben, sondern eine Trauung, wie sie sein mußte — anständig, korrekt.

Mit einem tiefen Aufatmen wandte sie sich vom Altar weg. Da, auf einmal, legte es sich ihr dunkel vor die Augen, ein wunderliches Schwanken kam ihr, aber er (ihr Mann jetzt — Gott! Ihr Mann!) — sie fühlte es mehr, als sie es sah — hatte rasch ihren Arm durch den seinen gezogen, da stand sie wieder fest. Etwas wie Mitleid mochte ihn anwandeln, denn er legte, gleichsam beruhigend, seine warme Hand auf ihre eiskalte, doch das ertrug sie nicht. Jäh entzogen sich ihre Finger der Berührung.

So völlig erschöpft lehnte sie bei der Rückfahrt in ihrer Wagenecke, daß es selbst May auffiel.

„Das kommt davon,“ sagte sie weise, „wenn man gar nicht geschlafen hat und dann auch noch das Frühstück verschmäht.“

Ruth murmelte etwas Unverständliches. Als ihr Gatte sie, im Hotel angelangt, geradeswegs in den Speisesaal führte, erklärte sie mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit:

„Ich kann nicht essen!“

„Im Moment nicht, ich begreife das,“ entgegnete er ruhig, füllte ein Glas mit Wein und hielt es ihr hin.

Sie hätte nun auch dieses gern zurückgewiesen, aber sie wagte es nicht recht. Es lag so etwas in seiner Miene, gebieterisch konnte man es nicht gerade nennen, ernst zuversichtlich war es vielmehr, die Miene eines Arztes, der sich bewußt ist, der Patientin die geeignete Medizin zu reichen, und der keinen Augenblick bezweifelt, daß jene vernünftig sein und sie einnehmen werde.

So nahm sie denn und empfand sofort die heilsame Wirkung des Getränkes. Das fatale Zusammenschlagen ihrer Zähne ließ nach, und als sie nun allein der Thür zuschritt, konnte sie mit Sicherheit wieder einen Fuß vor den andern setzen.

„Um 11 Uhr 32 Minuten fährt unser Zug,“ sagte er noch.

Sie nickte nur stumm mit dem Kopfe, während sie das Zimmer verließ.

Eine Viertelstunde später erschien sie wieder in ihrem Reisekleid, und man bestieg nochmals mit den Burnands den Wagen, um sich, am Bahnhof angelangt, von ihnen zu trennen.

„Meine liebe, süße Ruth, was soll ich anfangen ohne Sie?“ jammerte May am Halse der jungen Frau.

Das klang so rührend, es machte den Herren offenbar Eindruck. Soviel wußte übrigens auch Ruth, daß wenn der Schmerz ihrer Reisegefährtin nicht besonders tief gehe, er doch immerhin echt sei. Sie hätte sich daher unter andern Umständen für die Zärtlichkeit wohl etwas dankbarer gezeigt, als es ihr unter den gegenwärtigen möglich war. Kaum daß sie es in ihrer statuenhaften Starrheit zu einem kühlen letzten Händedruck brachte, ein herzliches Abschiedswort fand sie nicht. Harry Burnand mußte wieder an den Gletscher denken. Fritz Bardewiek hatte sich stirnrunzelnd abgewandt.

Nun war der Zug in Bewegung. Sie hatten das Coupé für sich, saßen einander gegenüber — freilich durch die ganze Breite des Waggons getrennt. Soviel Luft zwischen ihm und ihr zu lassen, war ihr Bedürfnis gewesen, und er fühlte durchaus keine Versuchung, ihr auch nur um einen Zollbreit näher zu rücken. Links aus seinem Fenster blickend, dachte er nach über die menschliche Narrheit im allgemeinen und die seine im besonderen.

Wäre er mit etwas mehr Frauenkenntnis ausgerüstet gewesen, so hätte er wahrscheinlich manches in ihrem Benehmen, das er jetzt grollend bodenlosem Hochmut zuschrieb, auf Kosten jungfräulicher Sprödigkeit gesetzt. Aber woher sollte ihm solche Kenntnis kommen? Nur ganz selten war ihm in den letzten fünfzehn Jahren einmal eine Europäerin begegnet, und an den braunen Töchtern des Landes Charakterstudien zu machen, hatte er verschmäht. Daß er dies verschmäht, hatte dann freilich auch wieder sein Gutes. So hoch wie es für ihn in seiner ersten Jugend gestanden, ganz so hoch wie seine Mutter heißt das, stand noch heute sein Frauenideal für ihn.

Er hatte sie sehr geliebt, seine Mutter, nicht mehr vielleicht als seinen Vater, aber anders. Der Vater war ein seltener Gast gewesen, einmal im Jahr, in zwei oder gar in drei Jahren war er gekommen, um das kleine Bremerhavener Heim auf ein paar Tage, ein paar Wochen in einen Ort jubelnder Lust zu verwandeln. Dann hatte sich alles um ihn gedreht, dann war jedes Wort, das von seinen Lippen gefallen, ein Orakel gewesen, dem man mit Staunen und Bewunderung gelauscht hatte.

Allein das Fest war schnell verrauscht, das Alltagsleben hatte wieder begonnen, und das hatte dem Knaben die Mutter verschönt, die stille, die sanfte, die kluge Mutter. Zwar eigentliche Schulbildung hatte sie, das Kind aus dem Volke, nicht besessen, dafür aber einen seltenen Drang zu lernen. Nach gethaner Hausarbeit, statt zu einem Klatsch zur Nachbarin zu laufen, hatte sie sich zu ihrem Jungen gesetzt, um mit ihm an den ziemlich harten Nüssen zu knacken, die ihm seine Lektionen

gewesen. Dann hernach am Feierabend, an dem langen Winterfeierabend, hatte sie mit ihm gespielt, oder Briefmarken geklebt, oder gelesen im „Robinson“, im „Lederstrumpf“, im „Peter Simple“ und „Jakob Ehrlich“, und wenn mitten im Lesen einmal der Sturm lauter als gewöhnlich an dem Fensterladen gerüttelt, dann hatte sie wohl bang aufgehorcht und geseufzt: „Ach Fritz! wenn's dem Vater nur gut geht heute nacht!“ und er wohl getröstet: „Mutter, er ist jetzt schon weit, unsre Winde können ihm nichts mehr anhaben. Weißt du noch, wie er damals lachte und sagte: ‚Kinder, wenn ihr vor Angst zittert und den lieben Herrgott bittet, er möge mich doch vor dem bösen Sturm bewahren, dann sitze ich vielleicht mitten in der gräßlichsten Windstille und gäbe was um 'ne ordentliche Brise.‘“

Ja, diese Feierabende in dem trauten Stübchen, das die Lampe sanft erhellte, das vom heißen Ofen her die Bratäpfel angenehm durchdufteten — der Mann dort in der Wagenecke fand nichts so Gemütliches in seiner ganzen Erinnerung. Diese gemütlichen, glücklichen, so lange nun schon entbehrten Winterfeierabende waren im Grunde auch an dieser ganzen verpfuschten Heirat schuld. Sie, mehr wie alles andre, hatten ihm an einem verhängnisvollen Tage im Frühling dieses Jahres den Gedanken nahegelegt: „Warum solltest du es nicht noch einmal so gut haben können? Warum sollte es auf der Welt nicht eine Frau geben, die willig für dich sein würde, was deine Mutter für dich war?“

Diesem unseligen Gedanken hatte er thörichterweise Worte geliehen; die Worte waren über das Meer geflogen und hatten ihm zu der Gattin dort verholfen, der hochmütigen Frau Gemahlin, die ihn keiner Höflichkeit wert hielt, der bei der bloßen Berührung seiner Plebejerhand die vornehme Haut schon schauderte.

Es war eigentlich zum Lachen — er sagte sich das — allein er lachte nicht, sondern saß und würgte seinen Grimm in sich hinein, während sie, die Entfernung, die sie selber zwischen ihn und sie gelegt, mit den Blicken messend dachte: „Was nützt's? Was würde es noch nützen, wenn ich bis an das Ende der Erde von ihm flüchtete? Wo ich mich auch aufhielte, die Trennung wäre bloß scheinbar. Das Band, das vor dem Altar heute morgen geschmiedet wurde, hält fester wie eiserne Ketten. Es nietet und nagelt zwei Geschöpfe so fest aneinander, daß sie zu einem werden. Ich bin kein selbständiger Mensch mehr, ich bin nur noch die Hälfte eines Menschen — die andre Hälfte sitzt dort.“

Wenn bis zu der Trauung die Angst in ihr die Hauptstimme gehabt hatte, jetzt kam mehr und mehr der Haß zu Wort. Wie der in ihrem Herzen wütete und sich gebärdete, das verriet sich ihrem Gegenüber hin und wieder durch einen feindseligen Blick, den er auffing, und auch durch die Schroffheit, mit der sie sein auf dieser und jener Station erneuertes Anerbieten von Speise und Trank ablehnte. Daß dieser wilde Haß dafür sorgte, daß sie von der Schönheit der Außenwelt nichts sah, ist selbstverständlich. Schade war es, denn um sie herum wechselten in einem fort die wundervollen Landschaftsbilder.

Einmal öffnete sich aus den dichten Boskets, den Fruchthainen und Sirihanpflanzungen heraus, die in nächster Nähe von Batavia die Häuser der Reichen und die Bambushütten der Armen verbergen, zu beiden Seiten das Land. Am blauen Horizont tauchte die zackige Linie der vulkanischen Berge auf, während sich über die

Ebene hin, soweit das Auge reichte, die Sawahs dehnten, auf denen das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen, der Reis, gedeiht. Jeder Fußbreit Raum war hier benutzt, Feld drängte sich an Feld. Ein jedes war von Wasser umrieselt und von einem schmalen Damm umgeben. Um das kostbare Naß zu gewinnen, hatte man sich auf Meilenweite jeden Quell, jedes Bächlein, jeden Strom dienstbar gemacht, der, fruchtbares Erdreich niederschwemmend, vom Gebirge kam. Eine andre Düngung erhalten die Sawahs nie, jahrhundertelang liefern sie in ununterbrochener Reihenfolge ihre Ernten.

Allgemach ward das Land welliger, näher rückten die hohen Kegelberge im Hintergrunde. Bei Buitenzorg, dem holländischen Sanssouci, der Residenz des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien, bot sich ein herrlicher Blick auf das vom Tjidani in vielen Windungen durchströmte Thal, und jenseits des Wassers, links auf den Vulkan Pangerango, rechts auf den mächtigen Gunong Salak, der bis zum Gipfel hinauf mit dichtem Wald bedeckt ist.

Dann ging es in die schönen Preanger Landschaften hinein. Immer neue Berge tauchten auf, der herrlich bewaldete Megamendong, der Pangerango und der gar zu fleißige Vulkan Gedeh. Am Fuße aber der Höhen, inmitten ihrer Reisfelder, von Fruchtbäumen umgeben, von Palmen überragt, lagen die Dessas oder Kampongs (Dörfer) der Eingeborenen mit ihren an Körbe erinnernden, aus Bambus zierlich und reinlich geflochtenen Hütten. Ein paarmal, besonders bei Pavonkuda und bei Gandasoli, ward das Landschaftsgemälde überwältigend schön — aber wie schon gesagt, wer nichts sah, war unsre Ruth.

Die Sonne war noch nicht untergegangen, als der Zug in Tjandjur anlangte. Bis nach Bandong setzte er, da mit dem Dunkelwerden jeglicher Bahnverkehr auf Java stockt, seine Fahrt nicht mehr fort. Die Reise erlitt jedoch hierdurch nicht die geringste Unterbrechung, denn Friedrich Bardewieks eigner Wagen erwartete die Herrschaften an der Bahn. Es war dies ein hochrädriger Dogcart, statt mit winzigen javanischen Pferdchen, mit einem Paar prächtiger australischer Rappen bespannt, die den zwei bis drei Wegstunden über schwieriges Terrain, die es noch zurückzulegen galt, wohl gewachsen schienen.

Sie hatten Eile davonzukommen, man merkte es, denn sie scharrten, stampften und erhielten das Gefährt in heftig schaukelnder Bewegung, so daß es von Ruth eigentlich eine Thorheit war, die hilfreiche Hand zurückzuweisen, die sich ihr bot. Doch es ging gut, sie gelangte glücklich auf ihren erhabenen Sitz. Der inländische Kutscher, der den Wagen hergeführt, hatte sich hinten aufgeschwungen, der Herr selber nahm die Zügel, und fort ging's durch das liebliche Städtchen.

Aus dem Grün der Palmen und Fruchtbäume lugten die säulengetragenen Steinhäuser der Europäer hervor, hinter der üppigen Vegetation fast versteckt lagen die aus weißem und schwarzgefärbtem Bambus in zierlichen Mustern geflochtenen Häuschen der Eingeborenen. Gleichmäßig hohe, glattgehaltene Hecken aus lebendem Bambus oder blühenden Sträuchern faßten die Gärten und Gehöfte ein. Am schönsten wirkte in dieser Verwendung eine Hibiscusart, die ihre herrlichen, großen Blütenkelche leuchtend rot vom tiefgrünen Hintergrund ihres Blattwerks hob. Auch chinesische Warongs tauchten auf, niedere, budenartige Kaufläden, ein jeder mit einer kleinen

Veranda davor, die ganze Reihe aber mit einem einzigen schmalen Ziegeldach gedeckt. Hinter dem Alon-alon (offenen Platz) stieg der Dalem (Palast) des javanischen Regenten empor, zur Seite ragte die Moschee.

Und Menschen brachten Leben in das Bild, kein lautes Leben zwar, aber doch ein interessantes. Lastträger, mit in Matten eingepackten Waren schwerbeladen, zogen vorbei. Quer über die Straße schritt ein Priester in arabischer Tracht, den weißen Turban auf dem Haupt, Sandalen an den Füßen, und über der Schulter ein buntes Tuch mit daran geknüpftem Rosenkranz. Schlanke Sundanesen (West-Javanen) kamen gegangen — die Männer in der grellfarbigen, vorn offenen Jacke, an den Beinen kurze, enge Kattunhosen, um die Hüften den schmalen Sarong, an der Seite herabhängend den Kriß (ein Messer oder Schwert mit damascierter Klinge in hölzerner, meist bunt verzierter Scheide) und auf dem Kopfe das geblümte Tuch, oder auch wohl den Tudong, einen lackierten oder vergoldeten Hutdeckel — die Frauen, den langen Sarong um die Taille gewunden und durch einen Gürtel gehalten, die Brust unverhüllt, oder auch mit einem unter den Armen durchgeschlungenen und vorn zusammengeknüpften Tuch verdeckt, dessen Enden schärpenartig herabhingen. Ihr kleines, nacktes Kind trug die eine rittlings auf der linken Hüfte, eine andre in ein Stückchen Zeug gewickelt, aus dem nur das Köpfchen und die kleinen Glieder heraussahen, als Bündelchen auf dem Rücken.

Was hier im Binnenlande weit stärker in die Augen sprang als in Batavia, war die knechtische Scheu des Eingeborenen vor dem Europäer. Wo sich nur der Wagen zeigte, da entblößten die Männer schon von weitem die Köpfe, drückten sich demutsvoll gesenkten Hauptes vorüber, oder kauerten abgewandten Antlitzes am Straßenrand nieder. Die Frauen suchten flüchtend ein Nebengäßchen oder ihre Hausthür zu gewinnen, die Kinder krochen unter Angstgeschrei auf allen Vieren in die Hecken hinein, ja, selbst das Baby auf der Mutter Rücken zog sein Köpfchen außer Sicht.

So stark Ruth mit ihren eignen Gedanken beschäftigt war, diese allgemeine Panik fing doch nach und nach an, ihr aufzufallen.

„Was haben nur die Leute?“ fragte sie sich. Dann, nachdem sie verwundert Umschau gehalten und nirgends eine Gefahr entdeckt hatte, vor der jene hätten zittern können, kam ihr plötzlich die Überzeugung, daß es ihr Wagen sei, der all die Aufregung verursache, und nun flog ihr entsetzter Blick nach ihrem Begleiter hin.

„Sie kennen und fürchten ihn alle,“ sagte sie sich mit Bestimmtheit. „Großer Gott! Was für ein Mensch muß er sein, daß Mann, Weib und Kind vor ihm die Flucht ergreifen!“ Und jäh reckte sich in ihr wieder die eigne Angst empor, dieselbe sinnverwirrende Angst, die heute morgen mit ihr im Boot gesessen, die sie bis an den Altar gehetzt hatte mit den drohenden Worten: „Folgst du ihm nicht, so bist du verloren!“

Jetzt redete sie auf einmal anders. „Folgst du ihm,“ zischelte sie, „wer weiß, wohin er dich schleppt, und was er dir anthut! Von der Einöde, in der er lebt, schrieb er, von der Einöde zwischen den Bergen. Die Berge sind stumme Zeugen, sie plaudern dein Schicksal nicht aus, und die armen, braunen, feigen Menschen, die nicht einmal das Auge zu ihm aufzuschlagen wagen, sie thun den Mund nicht gegen

ihn auf. Mißhandeln kann er dich, töten gar! Zu den Ohren der Obrigkeit wird's nie gelangen, daß eine weiße Frau weniger ist im Lande, und wenn deine Verwandten sich nach deinem Verbleib erkundigen — nun, um Worte wird er schon nicht verlegen sein!"

So, bis ins Ungeheuerliche hinein hatte sich ihre entsetzte Phantasie bereits verstiegen, bevor noch Tjandjur hinter ihnen lag. Nun kam die Einsamkeit der Landstraße. Keine Menschenwohnungen mehr, wohin man sah. Rechts und links wildbewachsene Kalkberge, hin und wieder von schauerlich tiefen Schluchten durchschnitten.

Zitternd wie Espenlaub saß sie da, in sich zusammengeschmiegt, nur dann und wann mit scheuem Seitenblick den Entsetzlichen neben ihr streifend. Als aber, um das Maß voll zu machen, sich plötzlich die Nacht herabsenkte, da ertrug sie es nicht länger.

„Ich — will nicht weiter!" stieß sie hervor.

Allein den heiseren Klang ihrer Stimme übertönte das Geräusch, das die Räder machten. Erst als sie ihren Ausruf wiederholte, wandte ihr Friedrich Bardewiek das Gesicht zu.

„Sie wünschen?" forschte er.

„Ich — will zurück!" stammelte sie.

Er zog die Augenbrauen hoch. „Wohin, wenn ich fragen darf?"

„Nach Haus — nach Deutschland — zu meinen Verwandten! Ich — habe mir's überlegt, ich kann nicht weiter mit Ihnen — ich kann nicht!"

Die Dämmerung war fast schon Dunkelheit geworden, aber deutlich sah sie noch die Geringschätzung, die sich in seinen Zügen malte.

„Ich bedauere," entgegnete er kühl. „Diese Überlegung kommt zu spät."

Sein Ton, sein Gesichtsausdruck brachten sie außer sich.

„Ich *will* aber nicht mit!" schrie sie und fiel ihm in die Zügel.

Der Ruck, den dies den ohnehin reizbaren Pferden verursachte, hatte zur Folge, daß das eine einen erschrockenen Seitensprung that, worauf beide in ein rasendes Tempo verfielen. Es dauerte wohl fünf Minuten, bis die eiserne Hand des Herrn sie wieder zu einer vernünftigeren Gangart gezwungen hatte.

Dann erst kehrte Fritz Bardewiek seiner Begleiterin, die während der tollen Fahrt angstvoll die Sitzlehne umklammert gehalten, sein Antlitz wieder zu.

„Sagen Sie einmal," erkundigte er sich, „wofür halten Sie mich eigentlich?"

„Ich?" stotterte sie, eingeschüchtert durch den hörbaren Groll in seiner Stimme.

„Ja. Etwa für einen Menschen, der sich alles gefallen läßt, für einen gutmütigen Narren, der für jede Ihrer Launen zu haben wäre?"

Gutmütig — *er*?

„O großer Gott! Nein," murmelte sie schaudernd.

„Es scheint mir doch so. Sie haben heute morgen in der Kirche allerlei gelobt, das zu halten Ihnen jetzt hinterher keinen Spaß macht. ‚Thut nichts,' beruhigen Sie sich, ‚lassen wir's eben Komödie gewesen sein.' Aber ich bin kein Komödiant, sondern ein Mann, der es ernst nimmt mit feierlichen Gelübden. Nach Haus verlangten Sie? Gut. Ihr Haus ist mein Haus, und dahin sind wir auf dem Wege."

Das leise Vibrieren des Zorns in seiner Stimme hatte sich gelegt, während er sprach, die letzten Worte klangen kühl und ruhig. Allein diese kühle Ruhe war nur das Aushängeschild einer felsenfesten Entschlossenheit. Ruth empfand das, und als sie, die Freiheitgewohnte, sich so gleichsam auf allen Seiten von ehernen Schranken umhegt sah, die ihr die Lebensluft zu rauben drohten, da stand sie plötzlich wie emporgeschnellt. „Lieber zerschmettert auf der Landstraße," dachte sie, „als in seiner Gewalt!" Doch bevor sie noch den Fuß zum Sprung heben konnte, fühlte sie sich zurückgerissen und wie von einer eisernen Klammer auf ihrem Sitze festgehalten. Die Klammer, die sich über ihre Brust gelegt hatte, war sein Arm.

„Wollen Sie sich den Hals brechen?" fragte er.

Sie antwortete nicht, stemmte sich nur, die Zähne aufeinanderbeißend, mit aller Gewalt gegen die verhaßte Fessel.

„Glauben Sie mir," fuhr er eindringlich redend fort, „Sie sind hier im Wagen am besten aufgehoben, denn selbst, wenn Sie auf die Füße fallen sollten, Sie fänden den Weg nach Tjandjur schwerlich zurück. Zudem wird die Gegend von wilden Tieren unsicher gemacht, es hat sich kürzlich sogar wieder einmal ein Tiger blicken lassen."

„Kein Tiger ist mir so gräßlich wie Sie!" keuchte sie heraus.

Ohne von dieser Bemerkung die geringste Notiz zu nehmen, erkundigte er sich: „Werden Sie jetzt sitzen bleiben?"

„Nein," knirschte sie, ihn mit Blicken ohnmächtiger Wut anfunkelnd.

„Gut, dann gebe ich dem Kutscher Befehl, Sie zu halten. Niemand kann zween Herren dienen, und ich für meine Person habe genug mit den Pferden zu thun."

Die Erinnerung an den Kutscher wirkte ernüchternd. Sie war sich während ihres aufgeregten Thuns des stummen Zeugen auf dem Rücksitz gar nicht bewußt gewesen. Er fühlte, wie sie zusammenschrak, sah auch die scheue Kopfbewegung, die sie in der Richtung des Dieners machte.

„Sie dürfen sich beruhigen," versicherte er, „Deutsch versteht er keine Silbe. Noch ist er demnach uneingeweiht. Freilich, wenn ich ihm jetzt auftrage —"

„Nehmen Sie Ihren Arm fort!" befahl sie in unterdrücktem Ton.

„Sie versprechen also, sitzen zu bleiben?"

„Ja, ja! Ich verspreche alles, nur befreien Sie mich von Ihrer Berührung! Sie ist mir verhaßt, wie Sie selber mir verhaßt sind! Ja, verhaßt," wiederholte sie, die Stimme hebend. (Der Mann dahinten verstand ja kein Deutsch, und Luft machen mußte sie sich, sie erstickte sonst an all dem hineingewürgten Groll.) „Gleich heute morgen, als ich Sie zuerst sah, da sagte ich mir: Ich hasse ihn, und werde ihn ewig hassen, denn alles — alles ist mir zuwider an ihm, die plumpe Bauerngestalt, der abscheuliche rote Bart —"

Sie stockte, denn sie kam sich doch recht kühn vor auf einmal, und die Leute mit Grobheiten zu überschütten, war auch eigentlich ihre Art nicht. Freilich, so wie dieser Mann hatte noch keiner sie gereizt und beleidigt, und — bah! wenn er sie jetzt erwürgte in seiner Wut, was lag schließlich daran? Der Sprung aus dem Wagen hätte sie auch getötet.

Diesem desperaten Gedanken zum Trotz blinzelte sie doch scheu genug nach

ihrem Begleiter hin, dessen „plumpe Bauerngestalt“ sich nunmehr in jeder Linie deutlich erkennbar vom Nachthimmel hob, an dem soeben der Mond emporklomm. Er schwieg so lange — sann ohne Zweifel auf Rache. Ein Zittern befiel sie.

Allein Fritz Bardewiek war nicht der Mann leicht verletzlicher Eitelkeit, er besaß überhaupt nur wenig von dem Artikel. Wenn er schwieg, so war es einzig, um ihr Zeit zu geben, die begonnene Personalbeschreibung zu Ende zu führen.

Als nichts mehr folgen zu wollen schien, sagte er in sehr ernstem Ton: „Wenn dies der erste Eindruck war, den Sie von mir empfingen, warum kehrten Sie mir dann nicht sofort den Rücken?“

„Ja,“ stieß sie durch die zusammengebissenen Zähne, „ich hätte es thun sollen!“

„Unbedingt,“ nickte er, „es war Ihre Pflicht. Der erste Eindruck pflegt entscheidend zu sein. Wo der erste Eindruck Haß ist, da wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch der letzte Haß sein. Eine auf Haß begründete Ehe aber bedeutet für zwei Menschen die Hölle auf Erden. Sie thaten sich selber und mir bitter unrecht, als Sie mich heirateten.“

Sie öffnete die Augen weit vor maßlosem Erstaunen. Was fiel ihm ein? Auf sie, die so arg Geschädigte, wollte er die Schuld an dem ganzen Unglück abwälzen? Pfui! Welch ein feiges, unmännliches Beginnen!

Sie richtete sich hoch auf. Entrüstung in jedem Zuge, mit einer Stimme, aus der deutlich die Verachtung hervorklang, that sie die Frage: „Und Sie, mein Herr? Sie sind wohl ganz unschuldig an der Sache — hätten wohl bei einigem guten Willen diese fatale Heirat nicht hindern können?“

„Nein,“ antwortete er gelassen, „ich nicht.“

„Nun, natürlich nicht,“ höhnte sie, „wie sollten Sie auch? Ich war ja solch eine Meisterin in der Verstellung, gab mich ja so heuchlerisch liebenswürdig Ihnen gegenüber, plauderte, scherzte und machte es Ihnen ganz unmöglich, mir von meinen Gefühlen etwas anzumerken!“

„Was konnte es mir nützen,“ entgegnete er, „daß ich Ihnen Ihren Abscheu vom Gesicht las? Reden durfte ich ja nicht.“

„Ha! Und warum nicht?“

„Ich meine doch, das läge auf der Hand. Ich war Ihnen für alles, was Sie schon für mich gethan, so tief zu Dank verpflichtet, daß es mir wahrlich übel angestanden hätte, auch nur mit dem leisesten Wort auf die Zweckdienlichkeit einer Lösung unsrer Verlobung hinzudeuten. Ich that für mein eigenes Gefühl schon fast zu viel, als ich es Ihnen nahe legte, die Trauung noch hinauszuschieben.“

Sie saß betroffen, bestürzt. Er sprach die Wahrheit. Einen derartigen Vorschlag hatte er ihr gemacht — im Boot — freilich mit einer so drohenden Miene, daß ihr nicht einmal der Gedanke gekommen war, es könne ihm ernst damit sein.

„Und das war wirklich ehrlich gemeint?“ preßte sie immer noch ungläubig hervor.

„Ehrlich?“ wiederholte er im Ton des Befremdens.

„Das heißt — ich will sagen,“ verbesserte sie sich etwas verwirrt, „Sie hätten nichts gegen eine Verzögerung der Trauung gehabt, ja — Ihnen wäre es wohl gar — lieb gewesen, wenn sie gar nicht stattgefunden hätte?“

„Nur zu lieb! Ich will nicht so weit gehen, zu behaupten, daß mir Ihr erster Anblick Haß einflößte, aber instinktive Abneigung jedenfalls.“

Das heiße Blut schoß ihr in die Stirn. „O großer Gott!“ stammelte sie, „das — das hätte ich ahnen sollen!“

„Es ist unter allen Umständen am besten,“ erwiderte er, „wenn man gegen sich und andre wahr bleibt.“

Sie bog den Kopf in den Nacken und warf ihm einen zornflammenden Blick zu. Doch als sie nach Worten suchte, ihm seine Impertinenz zu verweisen, fand sie keine. Denn schließlich — was hatte sie geantwortet auf seinen Vorschlag heute morgen? „Mir ist alles recht, was Sie angeordnet haben,“ und in Wahrheit war ihr nichts recht, sondern alles Qual gewesen. Gräßlich, als Lügnerin dazustehen vor einem, der die Anfangsgründe der Höflichkeit noch nicht einmal kannte, der einer Dame kurzweg ins Gesicht sagte, daß ihr erster Anblick ihm instinktive Abneigung eingeflößt habe!

Gräßlich? — Ach nein, gleichgültig war's, wie sie vor ihm dastand, ganz und gar gleichgültig, was er von ihr dachte.

Gräßlich war nur, daß sie mit diesem Menschen leben sollte, ihm eigen sein mit Leib und Seele.

Gott! Und heute morgen noch hatte sie die Freiheit in ihrer Gewalt gehabt! Ein Wort zur rechten Zeit, und sie war jetzt noch Ruth Hillerns und blieb Ruth Hillerns, bis von irgend einer andern Seite das Glück, das wahre Glück kam.

Jetzt halfen ihr keine Worte mehr.

Keine? — Ob sie, was sie mit Schroffheit nicht erlangt hatte, vielleicht mit freundlichen Vorstellungen erreichte?

Da er sie ja doch nun einmal nicht leiden konnte, was hatte er denn eigentlich davon, wenn er sie hielt?

Demütigend genug war's zwar, gegen solch einen Menschen liebenswürdig zu thun, aber — es hing doch am Ende soviel davon ab.

Bemüht, ihrer Stimme einen weichen Klang zu geben, begann sie unter Herzklopfen wieder:

„Herr Bardewiek, Sie sagten es selber vorhin, eine auf Haß gegründete Ehe bedeute für zwei Menschen die Hölle auf Erden.“

Er nickte nur zustimmend.

„Ist's denn — nun durchaus notwendig, daß wir beide, Sie und ich, in diese Hölle hinein müssen?“

„Sie vergessen, daß wir bereits darin sind.“

„Ja, aber der Rückweg ist uns doch noch nicht abgeschnitten. Wie oft kommt's nicht vor, daß sich zwei gleich nach der Trauung für immer trennen.“

„In der That, kommt das vor? Kuriose Praxis, am Altar etwas zu versprechen, das man schon an der Kirchenthür nicht mehr zu halten gedenkt. Was mich betrifft, so habe ich mir gelobt und bin auch noch immer fest gewillt, an Ihnen nach Kräften meine Pflicht zu thun. Am richtigsten wäre es daher wohl, wenn Sie in Bezug auf mich denselben Vorsatz faßten.“

„Und wenn ich dies nicht thäte?“ erkundigte sie sich aufgebracht.

„Dann wäre es voraussichtlich zu ihrem eignen Schaden,“ entgegnete er gelassen.

Ihr Bemühen war vergebens, sie sah es ein. Es war auch kaum zu verwundern. Bornierte Leute seiner Art — daß sich bei ihm der Körper stark auf Kosten des Geistes entwickelt habe, hatte ihr gleich sein erster Anblick gesagt — hielten mit unglaublicher Zähigkeit an ihren Entschlüssen fest. Mit Vernunftgründen war ihnen nicht beizukommen. Und mit Bitten? Es fehlte gerade noch, daß sie vor ihm um Gnade winselte! Lieber sterben — ja, sterben! In irgend einer Form würde ihr der Tod schon erreichbar sein — wenn es zum äußersten kam. Das war noch ein Trost.

Sich an diesem Trost aufrichtend, so gut es ging, saß sie da, während die Pferde, die eine lange, mühselige Kletterpartie hinter sich hatten, die ebene Straße auf der Höhe, die sie nunmehr gewonnen, in beschleunigtem Tempo nahmen. Fast noch schneller und unter schleifendem Getöse ging es dann nach einer Weile am jenseitigen steilen Bergabhang wieder hinunter. Es war für den, der sie genießen konnte, eine wilde, wundervolle Fahrt, jetzt an ragenden Baumriesen vorüber, die rechts und links wie finstere Mauern standen, jetzt durch Lichtungen, die den Blick auf liebliche Thäler freigaben, mit stillen, vom Mond versilberten schlummernden Dessas.

Länger als eine Stunde hatte unser Paar schweigsam und gedankenverloren dagesessen, als plötzlich Fritz Bardewiek mit dem Peitschenstiel auf einen Lichtschein in der Ferne deutend sagte:

„Dort drüben liegt Sukawangi. — Eins möchte ich vor der Ankunft noch bemerken. Wir brauchen Zeit, uns aneinander zu gewöhnen — Sie an mich und ich an Sie. Ich lasse Ihnen also vorderhand noch Ihre Freiheit, das heißt, Sie werden selbstverständlich unter meinem Dach wohnen und sich den Regeln meines Hauses fügen, im übrigen — Sie verstehen mich!“

Ja, sie verstand, und ein Alp sank ihr von der Seele.

„Auf wie lange?“ murmelte sie gesenkten Blickes.

„Auf — sagen wir, vier Wochen.“

Sie that einen tiefen Atemzug. In vier Wochen wollte sie schon Mittel und Wege finden, sich ihrem Sklavenjoch zu entziehen.

Drittes Kapitel.

Zehn Minuten später hielt der Wagen vor einem am Bergabhang ziemlich breit hingelagerten Gebäude mit weiter, säulengetragener, offener Vorhalle.

Ohne rechts und links zu blicken, nur die Steifheit und die Schwere ihrer Glieder unangenehm empfindend, durchschritt Ruth, ihrem Gatten folgend, diese Vorhalle, in der Landessprache Pendoppo genannt, und gelangte durch eine Thür im Hintergrunde, die er ihr öffnete, in einen luftigen, spärlich möblierten Raum. Dieses und die anstoßenden Zimmer seien zu ihrer Benutzung bestimmt, erklärte er, worauf er sich zurückzog.

Sekundenlang stand sie noch aufhorchend. So wie aber seine Schritte draußen

verhallt waren, ließ sie sich auf den nächsten Stuhl sinken, legte beide Arme auf die Marmorplatte des daneben stehenden Tisches und das Gesicht in die gefalteten Hände.

Als bei dem letzten Wort, das er, der verhaßte Herr über ihr Schicksal, im Wagen an sie gerichtet, die fieberhafte Aufregung, in der sie sich während der ganzen nächtlichen Fahrt befunden, von ihr gewichen war, hatte das Bewußtsein totaler physischer Erschöpfung sie überkommen. Nur mit Mühe und Not war sie aus dem Dogcart auf den Boden, schwerfällig einen Fuß vor den andern schiebend, durch die Eingangshalle bis hierher gelangt, und nun begehrte sie vorderhand auf der Welt weiter nichts, als liegen zu bleiben wie sie lag, ohne Bewegung, ohne Gedanken.

Doch das ward ihr nicht gar zu lange vergönnt. Wie von fern herkommend schlug eine Stimme an ihr Ohr, und als sie sich verwirrt emporrichtete, gewahrte sie an der Thür einen schlanken Javanen, in einer engärmeligen weißen Jacke mit roten Aufschlägen, den braungelb gemusterten Sarong um die Hüften und ein gleichfarbiges Tuch turbanartig auf dem Kopf. Das Auge hielt er demutsvoll gesenkt, während er zu ihr sprach. Was er sagte, verstand sie natürlich nicht, doch ihr fiel ein, daß ihr Gatte beim Aussteigen aus dem Dogcart erwähnt hatte, in einer Viertelstunde werde das Essen serviert sein.

Ihr erster Impuls war, dem Mann durch Kopfschütteln zu verstehen zu geben, daß sie nicht zu speisen gedenke; noch rechtzeitig jedoch erinnerte sie sich, daß sie, der Ordre des Höchstgebietenden auf Sukawangi gemäß, sich der Hausordnung zu fügen habe. Hielt sie sich an diese Vorschrift nicht gebunden, so nahm er es mit seinem Versprechen, ihr noch eine Zeitlang die Freiheit zu lassen, möglicherweise auch nicht genau. Dieser Gedanke jagte sie von ihrem Stuhl in die Höhe. Hastig warf sie den Hut beiseite, streifte die Handschuhe ab und ließ sich dann von dem Diener durch die Pendoppo in ein zweites Gemach führen, das hinter dieser lag.

Es war ebenso luftig, wie dasjenige, welches sie verlassen hatte, zeigte dieselben kahlen, weißgetünchten Wände, dieselben einfachen Möbel — Tische mit Marmorplatten, Stühle aus Rotang- oder Korbgeflecht. Der längliche Mitteltisch war gedeckt.

Der Hausherr, der sie erwartend gestanden, nahm an dem einen, sie an dem andern Ende der Tafel Platz. Kein Wort ward gesprochen, kaum ein Geräusch hörbar, denn die barfüßigen Diener huschten fast lautlos hin und her, bis Ruth zum zweitenmale ihren Teller unberührt von sich schob, da sagte Fritz Bardewiek in ernstem Tone:

„Ich würde mich bemühen, etwas zu genießen an Ihrer Stelle. Von Luft allein kann der Mensch nicht leben."

„Ich habe mich bemüht," entgegnete sie schroff, „aber ich bringe keinen Bissen hinunter."

Er wandte sich an den Diener hinter seinem Stuhl mit einem Wort in malayischer Sprache und einer Handbewegung in ihrer Richtung.

„Was nun?" dachte sie, argwöhnisch von einem zum andern blickend. „Ich soll wohl gar zum Essen gezwungen werden wie ein Baby?"

Doch so schlimm war's nicht gemeint, nur ein Glas Wein sollte ihr eingeschenkt werden. Als sie auch hiergegen protestieren wollte, bemerkte Fritz:

„Es wäre wohl ratsamer, Sie tränken. Sie werden Ihre Kräfte noch nötig

haben." Und als sie ihn fragend ansah: „Ihrer wartet nämlich noch eine Geduldsprobe. Eine Hochzeit" — hier zuckte es spöttisch um seine Mundwinkel — „pflegt als ein Freudenfest zu gelten, und weil ich annahm, daß meine Leute die meinige in diesem Lichte sehen und von der Freude ihren Teil wünschen würden, bestellte ich noch vor meiner Abreise auf heute abend 9½ Uhr den Wajang, das bei den Javanen so beliebte Marionettentheater hierher. Ich merke nun freilich, daß Sie ruhebedürftig sind, und ich selber hätte wahrhaftig auch nichts dagegen, mich für die Nacht zurückzuziehen. — Doch, was hilft's? Ein Weilchen werden wir uns die Vorstellung wohl gefallen lassen müssen."

Höflicher konnte nichts sein. Ein unparteiischer Zuhörer hätte aus dem Stimmenklang des Sprechers ohne Mühe dessen Bedauern herausgehört, einen unangenehmen Zwang ausüben zu müssen.

Ruth war nicht unparteiisch. Sie dachte in ihrem zornigen Sinn: „Der kleinliche Despot! Er freut sich der Gelegenheit, mich noch weiter quälen zu können."

Und weil der Wein denn geschluckt werden mußte — schließlich wollte sie auch nicht riskieren, vor der versammelten Dienerschaft ohnmächtig hinzusinken — so schluckte sie ihn. Dann, als Fritz aufstand, erhob auch sie sich. Die Kniee zitterten ihr so, sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht.

Er sah dies wohl, allein er bot ihr nicht den Arm. Sie hatte den Tag über bei jeder Gelegenheit derartige kleine Dienstleistungen von seiner Seite in brüsker Weise zurückgewiesen. Jetzt ließ er sich's endlich gesagt sein.

In die Pendoppo gelangt, stockte momentan ihr Fuß. Sie blickte auf ein Meer von Menschen. Kopf an Kopf gedrängt, am Boden kauernd, füllten sie die Vorhalle, bedeckten sie die Treppenstufen, verloren sie sich bis in die Dunkelheit des Gartens hinein. Und er hatte nur von seinen Leuten gesprochen!

Fritz las ihr die staunende Frage vom Gesicht.

„Jawohl," nickte er, „das hat sich hübsch angesammelt aus allen Dessas ringsumher. Kein Wunder übrigens. Der arme Javane hat nur diese eine Passion. Mag er abends noch so müde von der Arbeit heimkehren, wenn er hört, daß irgendwo der Wajang gespielt wird, da läuft er hin."

In der Mitte der Pendoppo stand aufrecht ein etwa vier Meter im Quadrat messender, mit durchsichtigem, weißem Stoff bespannter Rahmen. Dahinter am Boden hockte neben dem Kistchen, das die Götter, Fürsten und gewöhnlichen Sterblichen barg, die er den Zuschauern vorzuführen gedachte, der Dalang (Schauspielmeister). Hinter ihm wieder, ihr Licht auf den transparenten Schirm werfend, hing eine Lampe. Zu seiner Linken hielt sich der Gamelang, das javanische Orchester, bestehend aus einer Art Violine, einer liegenden Harfe, einem Bambusglockenspiel (Anklong), einer Flöte, einem klavierartigen, mit einem Klöppel zu spielenden Instrument, verschiedenen Bambusposaunen, Gongs, Tamburins u. s. w.

So sehnsüchtig die Menge harrte, kein Laut der Ungeduld ward hörbar, kein Scharren, Stampfen, Rufen, wie man es wohl in den Volkstheatern civilisierter Länder vernimmt. Betel kauend hatte man dagesessen, sich im Flüsterton unterhaltend. Beim Erscheinen der Herrschaften schwieg selbst dieses leise Gemurmel, und Totenstille trat ein.

„Sie brauchen ihn nur zu sehen," dachte Ruth, „und gleich fährt ihnen der Schrecken in die Glieder."

Daß sie selbst, die fremde Frau, mit ihrem Blondhaar und der schimmernden Weiße ihrer Haut, den Leuten weit mehr wie ihr Gatte, den man ja längst kannte, ein Gegenstand der Scheu war, ahnte sie nicht.

Auf die Ehrenplätze, zwei ziemlich dicht vor den transparenten Schirm gerückte Stühle, ließ man sich nieder. Alsbald begann der Gamelang eine Art Ouvertüre zu spielen.

Eine wunderbare, dem europäischen Ohr schwerverständliche Musik war es. Sie hatte nichts Trommelfellerschütterndes, Ohrzerreißendes, wie die Musik andrer asiatischer Völker, sie wirkte sogar auf Momente fast erfreulich mit ihren schleppenden, Schwermut atmenden Tönen. Es ging einem auch mitunter die Ahnung einer Melodie auf, aber wenn man diese erfaßt zu haben glaubte, dann war sie plötzlich verflogen, ausgelöscht in der Erinnerung durch jäh dazwischen fahrende, nicht dazu stimmende Passagen.

Es gehörte für den Uneingeweihten sehr viel guter Wille dazu, dieser fremdartigen Musik auch nur einigen Reiz abzugewinnen. Ruth, die diesen guten Willen nicht mitbrachte, urteilte empört bei sich: „Eine Zumutung sondergleichen, so etwas anhören zu sollen."

Als die Töne schwiegen, schlug der Dalang ein paarmal mit einem Stückchen Holz auf die neben ihm stehende Kiste, zum Zeichen, daß jetzt er um geneigtes Gehör bitte. Hierauf begann er, halb singend, halb sprechend, seinen Vortrag.

Mit behaglicher Breite gab er vorerst den Inhalt des Stückes an, das er zu tragieren gedachte, dann ward das Land, in dem es spielte, einer eingehenden Schilderung gewürdigt, endlich eine jede der vorzuführenden Personen mit einer kurzen Biographie bedacht. Darauf erst ging, figürlich zu reden, der Vorhang in die Höhe. Zwei am unteren Rande des Schirmes in horizontaler Lage befestigte Pisangstauden stellten die weltbedeutenden Bretter dar. Auf diese traten, oder besser, in diese wurden von rechts und von links her gesteckt diejenigen Schauspieler, denen der Dalang gerade seine Stimme lieh, und zwar so gesteckt, daß in der oberen Staude allemal die Götter und Fürsten, in der unteren aber die ganz gewöhnlichen Menschenkinder zu stehen kamen.

Die Figuren, von denen freilich die Beschauer nur den Schattenriß sahen, waren aus Büffelleder, kunstvoll bemalt, vergoldet, und steckten zum Teil in äußerst prächtigen, altjavanischen Kostümen. Sie zeigten, im Gegensatz zu unserm Kasperl und seinen ungebärdigen Kumpanen, die allerbesten Manieren. Von einem Hüpfen, Springen und tollem Herumwirtschaften war nicht die Rede. Ernst und würdevoll am selben Fleck verharrend, nur hin und wieder zur Bekräftigung des Gesagten die eine oder die andre Hand bewegend, gaben sie ihre Weisheit von sich. Von Zeit zu Zeit fiel in die Handlung die Musik ein, immer füllte sie die Pausen aus.

Die javanischen Zuhörer empfingen einen Hochgenuß, man sah es ihren glänzenden Augen an, aber auch der Hausherr, der, blaue Wolken vor sich hinblasend, dasaß, schien mit Interesse der Handlung des Stückes zu folgen.

Dies zeige klar und deutlich, auf welcher Bildungsstufe er selber stehe, meinte

Ruth verächtlich bei sich. Was die Barbaren entzücke, befriedige auch ihn. Daß er nebenbei nicht die geringste Lebensart besitze, davon liefere der Umstand den Beweis, daß er sich, ohne ihre Erlaubnis eingeholt zu haben, eine Cigarre angezündet habe u. s. w.

Ja, ihr Zorn gegen ihn, ihr Haß und ihre Geringschätzung waren noch in stetigem Wachsen begriffen. Dazu kam die körperliche Erschöpfung, die sie empfand, und die Qual der Langeweile, die ihr die Vorstellung verursachte. Unter andern Umständen hätte sie, wiewohl sie von dem, das die ernsthaften Automaten redeten, kein Wort verstand, doch an dem vielen Fremdartigen um sie herum interessante und belustigende Unterhaltung die Fülle gefunden. Jetzt schien ihr das Puppenspiel abgeschmackt, die Musik ohrzerreißend, das Auditorium abstoßend.

„Gibt es auch unterscheidende Merkmale zwischen diesen Menschen?" fragte sie sich förmlich empört. „Ich sehe überall nur dieselben breiten, braunen Gesichter mit dem gewaltigen Mund, den pechschwarzen Zähnen, der kurzen Nase mit den weiten Nasenflügeln."

Schaudernd wandte sie sich ab von der Häßlichkeit der Eingeborenen, und da sie neben sich auch nichts Schönes sah, und vor sich nur die Schatten der deklamierenden Puppen, so saß sie, auf die krampfhaft gefalteten Hände in ihrem Schoß starrend, bis Ärger, Haß, Ungeduld und Ermüdung einen solchen Grad erreicht hatten, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

Da plötzlich sagte Fritz Bardewiek: „Wenn Sie wünschen sollten, sich jetzt zurückzuziehen, so sehe ich keinen Grund mehr dagegen."

Ihre Thränen zurückzwingend, erhob sie sich wortlos.

„Für heute hat er mich genug gepeinigt, wie es scheint," dachte sie, während sie einer Dienerin folgend, die er herbeigewinkt hatte, die Pendoppo verließ.

Der kleinen Führerin, die übrigens ein hübsches junges Ding war mit glänzenden dunkeln Augen und weißen Melattiblüten im zierlich emporgewundenen, nachtschwarzen Haar, schien es nicht recht geheuer in der Gesellschaft der neuen Herrin. Sie blinzelte scheu an der hochgewachsenen, gebieterischen Erscheinung empor, und die Hand, mit der sie von einem Tisch im Vorzimmer eine Lampe nahm, um der Gestrengen durch den anstoßenden Salon in das daneben liegende Schlafgemach zu leuchten, zitterte merkbar. An Ort und Stelle angelangt, stand sie, sich ängstlich in den Thürrahmen schmiegend, bis eine entlassende Handbewegung von Ruth sie blitzschnell wieder hinausscheuchte.

Sobald sie sich allein sah, ließ unsre Freundin den forschenden Blick durch das Zimmer gleiten. Die Einrichtung war einfach — primitiv einfach fand sie. Die schmucklose eiserne Bettstelle im Hintergrunde umspannten doppelte Tüllgardinen. An den weißgestrichenen, kahlen Wänden entlang stand nur das allernotwendigste Gerät aus einem hellpolierten Holz. Überfluß war an gar nichts außer an Thüren. Mit einer unbehaglichen Regung zählte sie deren fünf. Da waren zunächst dem Bett gegenüber zwei mit Jalousien verschlossene, dann befand sich an der Längswand rechts diejenige, die mit dem Salon in Verbindung stand, an der Längswand links aber zeigten sich zwei.

Unter bänglichem Herzklopfen nahm Ruth die Lampe in die Hand und begab

sich auf Entdeckungsreisen. Die Fensterthüren führten, wie sich's herausstellte, in eine Veranda, eine jede wies ein Schloß auf, aber in keinem der Schlösser steckte ein Schlüssel. Die erste Thür an der Längswand links öffnete sich in ein Badezimmer, die zweite in ein Schlafgemach. Die erste war mit einem Riegel versehen, der von innen vorgeschoben werden konnte, die zweite zeigte keinerlei Verschluß.

Nun stand die Lampe wieder auf dem Tisch, und Ruth saß auf einem Stuhl daneben, mit verstörten Blicken auf die letzte der Thüren starrend, die sie nur geöffnet hatte, um sie entsetzt wieder zuzuschlagen.

„Es ist ja wahrlich schlimmer, als sollte ich im Freien kampieren,“ murmelte sie. „Ich gehe aber nicht zu Bett — nein, ich bleibe die ganze Nacht hier sitzen.“

Damit lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück und schloß die Augen.

Großer Gott! Wie müde sie war, wie unmenschlich müde. Sie hielt den Kopf kaum auf den Schultern, so bleischwer war er ihr. Dazu dieses schmerzhafte Zucken und Zerren in den Gliedern! Sie wollten sich ausstrecken — ausstrecken um jeden Preis. Und das ging nun nicht. Das Bett stand ja freilich da und sah so einladend aus wie nur möglich, aber — dies war ja kein Schlafzimmer, dies war eine Passage.

Ob sie sich eine Stütze unter die Füße schob — ob das etwas nützt?

Taumelnd erhob sie sich wieder, schlaftrunken rückte sie sich einen zweiten Rohrstuhl neben den ersten und versuchte nun, sich's auf beiden bequem zu machen. Es gelang wieder Erwarten. Mit einem „dem Himmel sei Dank!“ schloß sie nochmals die Lider.

Allein die Behaglichkeit hielt nicht vor. Das Lager ward mehr und mehr zur Pritsche. Die einzelnen Knoten im Rohrgeflecht, die anfangs kaum fühlbar gewesen, schienen anzuschwellen und zu harten Buckeln zu werden, die sich ihr schmerzhaft in das Fleisch preßten. Immer und immer wieder sah sie sich gezwungen, ihre Stellung zu verändern. Dazu kam, daß von dem Lampenschein angelockt, durch die Spalten der Jalousien allerlei Insektenvolk hereinschwirrte und ihr blutdürstig singend und summend zu Leibe wollte.

Plötzlich ertrug sie es nicht länger. Sie stand auf, und ihre letzte Kraft zusammen nehmend, zerrte und stieß sie einen Tisch vor die Thür des anstoßenden Schlafgemachs. Fünf Minuten später war es dunkel im Zimmer, und sie lag im Bett. Ein leises „Ah!“, ein wohliges Dehnen der Glieder — dann schlief sie auch schon.

Gleich darauf fingen draußen die Gongs, die zeitweilig geschwiegen, wieder an zu dröhnen, die Violinen zu ächzen und zu wimmern, aber wer nicht aufwachte, war Ruth. Bis in ihren Schlaf drang nichts, als, ein paar Stunden später, ein Männertritt im Zimmer nebenan. Der machte, daß sie plötzlich in ihrem Bett in die Höhe fuhr und angstvoll aufhorchend dasaß, bis alles wieder still geworden war.

Viertes Kapitel.

Sie schlief bis spät in den Tag hinein.

Der Traum hatte sie in das Elternhaus entführt gehabt und in die goldene Kinderzeit. Mit einem Lächeln auf den Lippen war sie erwacht. Doch das Lächeln schwand, als sie sich nun im Zimmer umsah. Eine feine Falte grub sich zwischen ihre Augenbrauen, ihre Mundwinkel senkten sich schmerzlich, während ihr Geist die lange trübselige Reise von Sydney über Deutschland nach Java zurücklegte.

Plötzlich fiel ihr die Hausordnung ein, an die sie sich zu halten hatte, und hastig griff sie nach ihrer Uhr. Es ging auf Mittag.

Entsetzt sprang sie aus dem Bett. „Was wird er sagen?" fragte sie sich unter Herzklopfen, und während sie sich in fieberhafter Eile ankleidete, hatte sie immerfort die Wüterichsmiene vor sich, die er ihr machen würde. Vor lauter Angst brachte sie ihren sonst so graziösen Haarknoten nur unvollkommen zu stande, und zwei volle Minuten stand sie mit der Hand auf der Klinke ihrer Schlafzimmerthür, bevor sie zu öffnen wagte. Sie schämte sich zwar ihrer Angst, sie fand, daß es gar kein harmloseres Vergehen gäbe, als sich ein bißchen zu verschlafen, aber ob er, dieser abscheuliche und ganz und gar unberechenbare Mensch, dies finden würde, das fragte sich. Wenn er ihr nun sogleich eine böse Absicht unterschob und in hämischer Befriedigung sagte: „Sie haben nicht gewollt? Gut, dann will ich auch nicht mehr"?

Scheu huschte sie durch das leere Vorzimmer. Auf den Steinfliesen der Pendoppo lag heiß der Sonnenbrand, sie fühlte die sengende Glut durch die feinen Sohlen ihrer Schuhe hindurch, als sie jetzt einen Blick in den Saal zu werfen ging, in dem man gestern gespeist hatte. Es befand sich keine Menschenseele darin. Von den beiden Thüren im Hintergrunde eine zu öffnen, getraute sie sich nicht, so kehrte sie denn auf demselben Wege, den sie gekommen war, in ihr Schlafgemach zurück und trat, eine der Jalousien in die Höhe ziehend, von hier aus in die Veranda, die an der ganzen Rückseite des Hauses entlang lief.

Hier war es angenehm schattig und auch kühler als vorn. Sie setzte sich in einen Schaukelstuhl aus Rotanggeflecht und kam von ihrer Furcht so ganz sachte ein wenig wieder zu sich. Er war eben gar nicht daheim, der Tyrann, wie es schien, befand sich mutmaßlich auf seiner Plantage. Nun, mochte er lange dort bleiben!

Aufatmend wünschte sie es, und dann allmählich, während sie so dasaß und, ohne eigentlich etwas davon zu sehen, in die Baum- und Blumenpracht des Gartens hineinstarrte, stieg ein richtiger Verdruß in ihr auf, darüber, daß sich so gar niemand um sie bekümmerte. War sie nicht — bis auf weiteres wenigstens — die Herrin des Hauses, und mußte man nicht kommen, sich nach ihren Befehlen zu erkundigen? Sie hatte nämlich Befehle. Sie wollte frühstücken. Wenn man in vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte, so war es wohl nicht zu verwundern, wenn man sich hungrig fühlte.

Wo es nur stecken mochte — das pflichtvergessene Domestikenvolk? Im Hause selber regte sich gar nichts. Sie stand auf, durchmaß der ganzen Länge nach die Veranda und lugte um die Hausecke.

Da hatte Ruth plötzlich eine lange Reihe von Nebengebäuden vor sich, die zum Teil aus Ställen, Remisen u. s. w., zum Teil aus eng aneinander gedrängten, niedrigen Wohnhäuschen zu bestehen schienen. Auf dem offenen Platz davor spielten nackte und halbnackte Kinder in der Sonne. Kaum aber hatte eines derselben sie erblickt, als die ganze kleine Bande kreischend nach allen Richtungen auseinander stob. Nun war der Platz leer, aber in der Thür eines der Häuschen, das dem Zischen und Brodeln nach, das herausscholl, offenbar Küchenzwecken diente, erschien jener schlanke junge Mensch, der gestern beim Diner aufgewartet hatte — dem Anzug nach wenigstens war er es. Er sandte einen demutsvollen Gruß herüber und verschwand wieder.

„Daß ich Speise und Trank wünsche, muß ihm seine eigne Intelligenz schon sagen,“ meinte Ruth bei sich, während sie zu ihrem Schaukelstuhl zurückkehrte, „ich bin ja ganz auf die Taubstummenrolle angewiesen in diesem Lande. Ob es der Mühe lohnen würde, wenn ich noch Malayisch lernte?“

Sie überlegte sich's sekundenlang und gelangte zu der Entscheidung: „Nein, ich komme die kurze Zeit mit der Zeichensprache schon aus, und wenn mir in späteren Jahren einmal solch ein hängengebliebener malayischer Brocken in den Sinn käme, geradezu unangenehm wäre das, wegen der demütigenden Erinnerungen, die er wachrufen würde.“

Als bald darauf der Diener erschien, erhob sie sich und folgte ihm durch Salon und Vorzimmer in den Speisesaal, wo das Gabelfrühstück serviert stand, die sogenannte Reistafel.

Der Tisch war allerliebst geordnet und mit farbenprächtigen Blumen geschmückt. In den Fruchtschalen häuften sich gelbe, rote, grüne Bananen, goldige Ananas und Apfelsinen in jeder Größe, vom winzigen Kumqwat bis zur kopfdicken Pompelmuse. Ruth ertappte sich auf einem leisen „Ah!“ der Bewunderung, das sie sich selber sehr verargte, denn sie legte es sich als Mangel an Stolz aus, irgend etwas in diesem verabscheuten Sukawangi schön zu finden.

Nur gelegen konnte es ihr daher kommen, daß sie den auf javanische Manier bereiteten Speisen ihre Billigung ganz und gar versagen mußte. Bei den meisten Schüsseln ward sie sich nicht einmal klar darüber, was sie eigentlich enthielten. Dann hatte das Gemüse — wenn es überhaupt Gemüse war und nicht etwa gekochtes Gras mit Blumenknospen — so etwas Süßsäuerliches, das den Gaumen fremdartig berührte. Der Salat seinerseits war so stark gepfeffert, daß er ihr die Kehle verbrannte, das Fleisch aber förmlich zu Zwieback gedörrt, und von welchem Tier es herrühren mochte, war eine beunruhigende Frage — sie aßen ja bekannterweise solch unappetitliche Dinge, diese ostasiatischen Völker. Alles wohl erwogen, fand sie es richtiger, sich an ein kaltes Hühnchen zu halten und den trockenen Reis, der daneben stand.

Zum Nachtisch servierte man ihr noch eine der Hauptdelikatessen des Landes, eine Durianfrucht. Sie gleicht an Größe und Gestalt einer Ananas und enthält in einer braunen, holzigen Schale ein crêmeartiges Fleisch, das schöner als die beste Schlagsahne schmeckt und garstiger als der penetranteste Knoblauch riecht. Daß man sie immer erst im letzten Moment hereinträgt, hat daher seine guten Gründe. Auf Ruth wirkte schon aus einiger Entfernung der Geruch so beleidigend, daß sie von

ihrem Stuhl in die Höhe fahrend, sich mit der einen Hand die Nase zuhielt, während sie mit der andern dem Diener heftig abwinkte, worauf er in erschrockener Hast mit seinem Leckerbissen wieder zur Thür hinaus retirierte.

Durch diese kulinarischen Erfahrungen in eine sarkastische Laune versetzt, lehnte sie sich, nun sie mit dem Essen fertig und allein war, in ihren Stuhl zurück und musterte unter halb gesenkten Lidern hervor mit äußerst geringschätziger Miene die Zimmereinrichtung.

„Wenn ich etwas verabscheue,“ murmelte sie nach kurzer Betrachtung, „so ist es der Anblick von Rohrstühlen, die sich an kalkweißen Wänden entlang reihen. Es erinnert an Kneiplokale und Bauerntanzsäle. Schade, daß in der Ecke dort nicht ein Klimperkasten steht, dann könnte sich hier bei festlichen Gelegenheiten das gemeine Volk im Kreise drehn. Platz dazu wäre genügend vorhanden.“

Damit erhob sie sich und schritt hinaus.

„Tanzsaal Nummer zwei!“ meinte sie, in das Vorzimmer tretend. „Nummer drei!“ lachte sie, auf der Schwelle des Salons angelangt. „Er scheint die gewaltigen Dimensionen zu lieben — der Herr Bardewiek! Übrigens — hahaha! — den drüben so schmerzlich vermißten Klimperkasten, hier hätten wir ihn ja!“

Rasch vorwärts eilend trat sie an einen Flügel aus Ebenholz, der in der Mitte des Zimmers stand, und griff, den Deckel hebend, ein paar Akkorde. Wären ihr diese blechern und schrill an das Ohr geschlagen, so hätte das ihre gegenwärtige animierte Stimmung noch bedeutend erhöht. Da sie voll und weich klangen, wandte sie sich stirnrunzelnd ab und rächte sich für die Enttäuschung an den schmucklosen Wänden.

„Das Gähnen kommt einen ja an, wenn man diese toten, weißen Mauerflächen betrachtet,“ äußerte sie mit spöttischem Lippenkräuseln. „Zum Ankauf von ein paar Bildern könnte er sich doch wohl aufschwingen, sollte man meinen, solch ein zehn- oder zwanzigfacher Millionär! Freilich, wenn ein Mensch so gar keinen Schönheitssinn besitzt —“

Sie brach achselzuckend ab und ging, sich in einen Schaukelstuhl zu strecken.

Daß ihrem Gatten nicht nur Bildung und Lebensart, sondern auch jeglicher Schönheitssinn abgehe, stand nämlich fest in ihr. Seit wann? Vielleicht seit dem Moment, in dem er ihr erklärt hatte, daß die schöne, die vielbewunderte Ruth Hillerns ihm instinktive Abneigung eingeflößt habe? Wer mag's ergründen? Sie selber war jedenfalls sehr weit davon entfernt, sich über diesen Punkt den Kopf zu zerbrechen.

Sie lag in ihren Sessel hingeschmiegt, mit geschlossenen Augen, und schmiedete Fluchtpläne.

Wohin sie sich wenden wollte? Nach Deutschland, das sie so voll thörichter Zuversicht, in einem solchen Glücksübermut verlassen hatte, natürlich keinesfalls. Sich unsterblich lächerlich zu machen, war durchaus nicht ihre Absicht. In Britisch-Indien wollte sie sich eine Stelle suchen als Erzieherin oder Gesellschafterin, die waren dort sehr begehrt. Für die Reise nach Madras oder Kalkutta reichte auch zur Not noch das Geld, das ihr der Onkel mitgegeben.

In Kalkutta lebten die Merryweathers — gute Menschen, die sie mit offenen Armen aufnehmen würden.

Hm! Mit offenen Armen? Man konnte doch nicht wissen. Sie waren streng kirchlich gesinnt, und im anglikanischen Gebetbuche stand etwas von der Zusammengehörigkeit zwischen Eheleuten bis an den Tod. Wenn die guten Menschen der entlaufenen Ehefrau nun mit dem anglikanischen Gebetbuche zu Leibe rückten, wenn sie, schlimmer noch, sich aus christlichem Pflichtgefühl gedrungen fanden, dem verlassenen Ehemann den Aufenthalt der Flüchtigen zu verraten? Um Himmelswillen nicht zu den Merryweathers!

Blieben nur noch die Mannings. Ceylon lag zwar ein wenig abseits, aber — da sie doch nun einmal keine andre Wahl hatte —. Zu den Mannings also!

Und wann? Das hing eben von Umständen ab. Heute oder morgen konnte es noch nicht gut sein. Der Verdacht ihres Kerkermeisters mußte erst eingeschläfert werden. Nachdem sie sich gestern abend entschlossen gezeigt hatte, vor ihm aus dem Wagen zu springen, lag ihm der Gedanke an einen Fluchtversuch ihrerseits natürlich noch sehr nahe. Er überließ sie ja freilich heute schon den ganzen Tag sich selber, aber er hatte sie auch weit genug in die Wildnis hineingeschleppt, um ihr das Entrinnen zu erschweren. Zu Fuß konnte sie nicht zurück nach Tjandjur, das wußte er. Daß sie weder Wagen noch Pferde zu ihrer Verfügung hatte, dafür würde er insgeheim schon sorgen, und daß sie sich in keinem der umliegenden Dörfer eine Fahrgelegenheit verschaffen werde, dafür bürgte ihm ihre völlige Unkenntnis der Landessprache. Ja, ja, er war schlau, er berechnete alle Chancen; sie aber hatte das Malayischlernen doch ein wenig voreilig verschworen, wie sie jetzt einsah. — — —

So weit war Ruth gelangt auf ihrem Gedankengang, als ihr der Schlaf die bereits geschlossenen Lider noch ein bißchen fester zudrückte. Ein Wunder war dies nicht, oder besser, ein Wunder war es nur, daß dies nicht schon vorher geschehen, denn bei der sengenden Mittagsglut, die herrschte, hielt längst schon alles auf Sukawangi seine Siesta.

Als sie nach einiger Zeit wieder erwachte, hatte der Himmel seine Schleusen aufgethan, und es regnete, wie sie es nie hatte regnen sehen. Das Rauschen und Prasseln war zugleich so ohrbetäubend, daß sie den Eintritt des Dieners überhörte, der ihr Thee und Kuchen zu servieren kam. Sie fuhr förmlich zusammen, als sie den braunen Burschen plötzlich neben sich auftauchen sah. Ihre Schreckensgebärde aber vermehrte sichtlich noch die Angst, die er vor ihr hegte. Das Geschirr klirrte unter seinen bebenden Fingern, während er es niedersetzte, und die Geschwindigkeit, mit der er sich wieder aus dem Staube machte, veranlaßte sie zu der spöttischen Betrachtung:

„Scheint mir ja wahrhaftig, als übertrüge er die Scheu, die ihm sein Herr einflößt, auch auf mich. Armer Hasenfuß!“

Spöttisch die Lippen kräuselnd, wandte sie das Auge von der sich schließenden Thür nach dem Fenster, und sie hätte nun sogleich und mit vollem Recht den armen Hasenfuß auch auf sich anwenden können, denn blitzschnell und mit entsetzter Miene bog sie, kaum daß sie einen Blick hinausgethan, den Kopf zur Seite. Warum? Fritz Bardewiek kam von den Ställen hergegangen.

In geduckter Haltung, die Hand vor dem Gesicht, wie um sich vor dem fatalen Anblick zu bewahren, gleichzeitig aber doch mit einer peinigenden Neugier durch die

gespreizten Finger nach ihm hinblinzelnd, saß sie, die tapfere, die stolze Ruth — ein wahrer Segen, daß sie sich selbst nicht sehen konnte.

Da war er also wieder, der Verhaßte, gekleidet nunmehr in die weiße Pflanzertracht, mit dem Helmhut auf dem Kopfe, durchnäßt bis auf die Haut, wie es schien, allein dadurch nicht im geringsten inkommodiert. Was inkommodierte den? Bäche stürzten an ihm nieder, aus Bart und Haaren rann ihm das Wasser, doch darum seine Füße ein wenig rascher voreinander zu setzen, fiel ihm nicht ein. In seinem unerschütterlichen Phlegma stand er eben sogar still, um mit irgend einem Unsichtbaren einige Worte zu wechseln. So — jetzt war er glücklich vorüber!

Glücklich? Ach, lieber Gott! Was hatte sie damit viel gewonnen? Wenn er am Fenster vorbei war, so trat er dafür sogleich zur Thür herein, und die Quälerei fing von neuem wieder an. Den Tag über war es, dank seiner Abwesenheit, doch ziemlich erträglich gewesen, und soeben hatte ihr der goldgelb schimmernde Kuchen da auf dem Teller ordentlich Appetit gemacht. Nun war ihr dieser vergangen, und zwar gründlich.

Das Tischchen mit dem Theeservice beiseite schiebend, stand sie auf und begann ruhelos im Gemach herumzuwandern. So oft sie im Vorzimmer einen Schritt zu hören glaubte, stockte momentan ihr Herzschlag. Allein sie arbeitete sich ganz vergebens in eine fieberhafte Aufregung hinein. Die Zeit verging, es wurde dunkel, aber erschienen war noch niemand.

„Entweder hat er meine Existenz vergessen," urteilte nun Ruth mit äußerst hochmütigem Gesichtsausdruck, „oder er glaubt, mir durchaus keine Rücksichten schuldig zu sein. Nun, ich dispensiere ihn ja auch unbeschreiblich gern von allen Höflichkeitsbeweisen."

Damit ging sie, nach des Tages Hitze ein Bad zu nehmen und sich zum Diner umzukleiden.

Die Kleine von gestern abend brachte Licht und schien, da sie, statt gleich wieder hinauszuhuschen, im Thürrahmen stehen blieb, Kammerzofendienste leisten zu wollen. Hierzu herangezogen, erwies sie sich jedoch noch als völlig ungeübt, und da ihre Schüchternheit durch die finstere Miene der Herrin bis zur Todesangst gesteigert wurde, so hinderten die zitternden, braunen Fingerchen mehr als sie nützten.

„Was für ein ungeschicktes Mädchen," dachte Ruth bei sich, „und wie es sich fürchtet. Gräßlich muß die Behandlung sein, die den Dienstboten in diesem Hause zu teil wird. Ob er sie mitunter prügelt?"

Eiskalt überlief es sie bei dem Gedanken, und eine Viertelstunde später, als sie in den Speisesaal hinein mußte, war es ihr, als ginge es in die Höhle des Drachen.

Als sie glücklich auf die andre Seite der Thür gelangt war, sah dann der strahlend erleuchtete Saal mit der zierlich gedeckten, blumengeschmückten Tafel sie so harmlos an, daß sie sich der Feigheitsanwandlung schämte und nun hinterher den Kopf trotzig hob. So nahm sich denn ihre Erwiderung auf den Gruß, den der durch eine der Thüren im Hintergrunde eintretende Hausherr ihr bot, ganz besonders hoffärtig aus. Da sie außerdem auf seine höfliche Frage, ob ihr die Zeit nicht lang geworden, nur ein kurzabfertigendes „Nein, ich danke!" hatte, so schloß er daraus, daß ihre Stimmung sich in nichts gebessert habe und ihr jegliche Unterhaltung mit ihm unerwünscht

sei. Die Folge davon war, daß er den Mund hielt, und daß dieses Diner ebenso schweigsam verlief, wie das gestrige. Wenn ihm dies ungemütlich war, so merkte man es ihm nicht an. Sie aber begann nach einer Weile unruhig auf ihrem Stuhl hin und her zu rücken. Es lag ihr nämlich daran, ein paar Fragen an ihn zu richten, und je länger nun die Grabesstille anhielt, desto mehr scheute sie sich, diese zu brechen. Die Mahlzeit war auch bereits beendet, man erhob sich eben von der Tafel, da erst faßte sie sich ein Herz und preßte heraus:

„Wollen Sie die Güte haben und dem Mädchen Ordre geben, daß es mich morgen rechtzeitig weckt? Ich möchte sonst — die Frühstücksstunde wieder verschlafen."

„Das wäre ja am Ende kein Unglück," meinte er.

Sie warf ihm einen unsicheren Blick zu, während ihre Wange sich leicht rötete.

„Gleichviel," entgegnete sie dann in stockendem Tone, aber doch nicht ohne eine gewisse Erhabenheit, „ich habe nun einmal versprochen — mich an Ihre Hausordnung zu halten, und ich ziehe vor, es nach jeder Richtung hin zu thun."

„Gut. Ganz wie Sie wollen."

Sie that einen Schritt auf die Thür zu und stand wieder still.

„Ich — bin wie eine Taubstumme unter diesen Menschen," bemerkte sie zögernd, „und finde es daher richtiger, daß ich Malayisch lerne."

„Ei der Tausend! Das ist noch einmal eine vernünftige Idee von einem im übrigen herzlich unvernünftigen Frauenzimmer —" so etwas stand auf seinem Gesicht zu lesen.

Sie las es und setzte, die Brauen runzelnd und den Kopf um einen guten Zoll höher hebend, hinzu: „Vielleicht hätten Sie die Gewogenheit, mir die Adresse eines Buchhändlers zu geben, von dem ich eine Sprachlehre beziehen könnte?"

„Oh! Damit kann ich selber aufwarten," versicherte er, „nur einen Augenblick Geduld!" Und mit weiten, hallenden Schritten den Raum durchmessend, verschwand er durch eine der beiden Thüren im Hintergrunde.

„So!" rief er, nach einigen Minuten zurückkehrend. „Hier wäre eine malayisch-englische Grammatik, und hier ist ein Wörterbuch. Die Aussprache ist leicht, die Satzbildung äußerst einfach. Wenn Sie trotzdem auf Schwierigkeiten stoßen sollten, so bin ich zu Erklärungen gern bereit. Ich pflege mich abends in der Pendoppo aufzuhalten. Es ist dies nebenbei der kühlste Ort — für den Fall, daß Sie selber Lust verspüren sollten —"

„Danke," unterbrach sie ihn hastig, „ich ziehe mich lieber in den Salon zurück."

Die Bücher unter den Arm schiebend, schritt sie mit einer leichten Kopfneigung an ihm vorüber, doch nur bis an die Thür, da fiel ihr ein, daß sie ja noch etwas auf dem Herzen habe, und weil sich mit dem Oger augenblicklich ziemlich menschlich reden ließ, so brachte sie auch dies noch heraus, freilich mit nur halb nach ihm hingewandten Gesicht.

„Ich — ich habe mich gewundert," stammelte sie, „keine einzige der Thüren in — im Hause verschließbar zu finden."

„Verschließbar?" wiederholte er, nicht recht wissend, wo sie hinaus wollte.

„Ja, — sogar die in — meinem Schlafzimmer."

„Aha! Sie fürchten einen Einbruch?" Aus seiner Stimme klang es wie

Belustigung. „Beruhigen Sie sich, damit hat es keine Gefahr. Kleine Gelegenheitsdiebstähle kommen ja im Lande häufig genug vor, der Eingeborene ist putzsüchtig und macht mit dem Hintergedanken, sich einen schönen Kriß oder hübschen Schmuck zu verschaffen, wohl einmal lange Finger, wenn er Geld herumliegen sieht. Dieser Versuchung darf man ihn eben nicht aussetzen. Von Einbrüchen, nächtlichen Überfällen aber hört man in den Städten schon selten genug, hier auf dem Lande eigentlich nie.“

Sie verbarg den Zornesblitz, der aus ihren Augen sprühte, hinter rasch herabgesenkten Lidern, riß die Thür auf und schloß sie mit Nachdruck wieder hinter sich.

In den Salon gelangt, schleuderte sie die Bücher auf einen Tisch, warf sich selber in ihren Schaukelstuhl und setzte diesen in heftig schwingende Bewegung.

„Der greuliche — greuliche Mensch,“ zischte sie, beide Hände gegen die Wangen pressend, die mit heißer Röte bedeckt waren, „er wußte ganz gut, was ich meinte!“

Nach einer Weile legte sich ihre Aufregung, und plötzlich kam ihr der schadenfrohe Gedanke: „Was er sich nicht träumen läßt, ist, daß er mir mit den Büchern hier das Mittel, von ihm loszukommen, selbst in die Hand gegeben hat!“

Damit zog sie die malayische Grammatik zu sich heran und schlug sie auf. Mit ernster Sammlung in den Mienen wandte sie die ersten Blätter, dann legte es sich geringschätzig um ihre Mundwinkel, endlich richtete sie sich in ihrem Stuhl in die Höhe, und eine kleine schnippische Verbeugung in der Richtung der Pendoppo machend, bemerkte sie:

„Das ist keine Sprache, mein Herr, sondern bloßes Kinderlallen. Damit werde ich auch ohne Ihren gnädigen Beistand fertig werden! — Daß Sie sich da draußen übrigens den kühlsten Ort ausgesucht haben,“ setzte sie, sich seufzend umblickend, hinzu, „glaube ich Ihnen schon. Hier ist's einfach nicht zum Aushalten.“

Sie stand auf, öffnete die Thür nach dem Vorzimmer und die nach ihrem Schlafgemach, glaubte Kühlung zu verspüren, nahm Platz und vertiefte sich wieder in ihr Studium.

Es dauerte jedoch nicht lange, da hob sie den Kopf und warf der Lampe einen vorwurfsvollen Blick zu: „Daß nun die auch noch zu der Hitze beitragen muß,“ murmelte sie. „Wenn ich ein Millionär wäre, ich ließe mein Haus elektrisch erleuchten.“

„Übrigens,“ erinnerte sie sich plötzlich, „ich habe ja doch meine Veranda!“ Und nochmals aufstehend, nahm sie Grammatik und Wörterbuch in die eine, die Lampe in die andre Hand und begab sich, den Weg durch ihr Schlafgemach nehmend, in die Veranda.

Hier hatte nun die Sonne den ganzen Nachmittag gestanden, man merkte dies wohl, allein in Anbetracht dessen, daß es im Zimmer doch noch ungleich heißer gewesen, stellte sie die Lampe auf einen Tisch und setzte sich auf einen Stuhl daneben.

Indem sie ihr Buch wieder aufschlug, fuhr es ihr durch den Sinn: „Gestern getraut und heute er in der Pendoppo — ich in der Veranda. Was sich wohl die Leute dabei denken?“ Aus dem spöttischen Zucken um ihre Mundwinkel wollte ein Lachen werden, als sie sich eben noch rechtzeitig besann, daß sie in ihrer bejammerns-

werten Lage wahrlich keine Ursache habe, irgend etwas komisch zu finden. Schwer-aufseufzend machte sie sich daraufhin wieder an ihre Lektion.

„Tuwan, Herr," lernte sie, leise vor sich hinmurmelnd, „makan, essen — tuwan makan, der Herr ißt. Das Wort suda vor den Infinitiv gesetzt drückt das Perfektum aus, das Wort nanti aber das Futurum. Aha! Also: tuwan suda makan, der Herr hat gegessen — tuwan nanti makan, der Herr wird essen."

Dann, sich in ihren Stuhl zurücklehnend und den Kopf in den Nacken biegend, begann sie zu repetieren: „Tuwan, Herr, makan, essen u. s. w."

Die Vokabeln saßen ganz hübsch fest, aber — was für ein wunderlicher Schrei war denn das?

Sie hob suchend die Augen zur Decke empor, denn aus der Höhe war er gekommen. Himmel! Wie das da oben durcheinander krabbelte, lief und flog von kleinem und größerem Getier! Unangenehm im höchsten Grade, denn wie leicht konnte es nicht passieren, daß — ha! da war er wieder, der seltsam schrille Ruf: „Gecko! Gecko!" Die Eidechse dort konnte ihn doch nicht ausgestoßen haben? Da! „Gecko! Gecko!" Also richtig die Eidechse! Daß er sich dann nur hübsch festhielt, der Schreihals, und nicht etwa unversehens herunterpurzelte, ihr in die Haare! — Aber — sie band sich doch der Vorsicht halber lieber ein Tuch um den Kopf.

So! Jetzt war sie nach der Richtung hin gesichert, aber beklommen warm war's unter dem Tuch, und um sie und die Lampe herum raschelte, surrte und summte es auch höchst ungemütlich. Zudem, wer bot ihr eigentlich eine Garantie dafür, daß ihr nicht in aller Stille von unten her etwas ankroch?

Mißtrauisch hob sie den Saum ihres Kleides, schüttelte mit dem Ausdruck des Ekels eine Riesenspinne ab und legte dann der Sicherheit wegen die Füße auf einen zweiten Stuhl.

„Die Pendoppo," meinte sie sarkastisch, indem sie dies that, „ist sicherlich weit weniger bevölkert, wie diese dumme Veranda, allein ich ziehe doch seiner Gesellschaft die gemischte hier vor."

Damit steckte sie die feine Nase wieder in ihr Buch. „Makan nassi, Reis essen," lernte sie, „api, Feuer — angin, Wind, Luft — api makan ruma, das Feuer verzehrt das Haus — angin makan layer, der Wind bläht die Segel."

„Das Wort makan," reflektierte sie, „scheint äußerst vielseitig, denn das geht noch immer so weiter. Das Löschpapier frißt Tinte, der Bediente Lohn und um den Unsinn zu krönen: orang-puti makan angin, der weiße Mann frißt Luft — was soviel bedeutet wie — hahaha! — der weiße Mann geht spazieren. — Di makan, heißt dagegen gefressen werden, matjan bedeutet Tiger. Vom Tiger gefressen werden, würde also —"

Sie stockte und ließ das Buch in den Schoß sinken.

Hatte der Mann, der da so kühl und wohlgeborgen in seiner Pendoppo saß, ihr nicht gestern von einem Tiger gesprochen, der die Gegend unsicher mache? Fataler Gedanke! Wenn nun dieser Tiger irgendwo in der Nähe lauerte — am Ende gar in dem Gartengebüsch dort dicht vor ihr?

„Bah!" versuchte sie, sich zu beruhigen. „Er wird doch nicht gerade —"

„Aber," unterbrach sie sich mit einem leisen Schauder, „wissen kann man das

auch nicht. Der Mond scheint ja zwar sehr hell, allein wo der Schatten des Hauses hinfällt, ist's doch unheimlich dunkel. Ganz ungestört könnte mich solch ein Untier von dorther ins Auge fassen und dann — mit einem Sprung hätte es mich erreicht, bevor ich mich noch ins Haus zu flüchten im stande wäre. Nein, sicher ist sicher — ich gehe doch lieber wieder hinein!"

Gesagt, gethan. Sie nahm die Lampe, die Bücher und trat in ihr Zimmer.

Als sie die Thür, die sie vorhin offen gelassen hatte, jetzt hinter sich in das Schloß zog, bemerkte sie mit Bestürzung, daß allerlei ungebetene Gäste, denen der Lichtschein, welcher von draußen hereingefallen, den Weg gewiesen hatte, bei ihr eingedrungen waren. Das schwirrte und summte unter der Decke, das kroch und huschte äußerst vergnügt und geschäftig über den Fußboden hin.

„Das hatte gerade noch gefehlt," äußerte Ruth ungehalten, während sie ihre Bürde niedersetzte. „Wer weiß, ob nicht Skorpione und Tausendfüßler darunter sind?" Ihre Kleiderfalten eng um sich raffend, schritt sie wie auf Eiern bis an den neben ihrem Bett herabhängenden Glockenzug und riß daran, daß es weithin durch die Nacht gellte.

Einige Sekunden vergingen, dann erschien die kleine braune Maid mit den Melattiblüten im Haar. Barfüßig wie sie war, kam sie dahergehuscht, erst als eine heftige Handbewegung Ruths ihre Blicke auf den Fußboden lenkte, erschrak sie — nicht so sehr vor dem Ungeziefer, als vor dem offenbaren Unwillen, den dessen Vorhandensein der gestrengen Herrin verursachte. Mit verschüchterten Mienen stahl sich das arme Wesen wieder hinaus.

„Nun bin ich doch begierig," murmelte Ruth, während sie in den Salon retirierte und sich hier im Dunkeln auf einen Stuhl niederließ, „auf welche Weise sie dem Übelstand abzuhelfen gedenkt."

Geraume Zeit verging. Ruth war soeben zu dem ärgerlichen Schluß gelangt, daß man sie nicht verstanden habe, und öffnete gerade die Thür, um noch einmal zu schellen, da erschien das Zöfchen wieder und mit ihm derjenige dienstbare Geist, dem das Auskehren der Zimmer oblag.

Mit einen tüchtigen Besen machte er sich an die Arbeit. Sehr methodisch, aber auch sehr phlegmatisch — der javanische Diener hat niemals Eile — fegte er unter Tischen und Stühlen, unter Bett und Kommode hervor, was sich dorthin geflüchtet hatte, und beförderte endlich das krabbelnde, wimmelnde Häuflein wieder ins Freie hinaus.

„Der Besen frißt Ungeziefer, würde es ohne Zweifel in der Grammatik heißen," sagte sich Ruth ironisch, während sie seinem Hantieren zusah. „Eine verrückte Sprache und ein ganz ungemütliches Land!"

Als der Fußboden gesäubert war und der Mann sich zurückgezogen hatte, ging sie zu Bett. Die kleine Donna assistierte ihr bei der Nachttoilette, natürlich wieder unter Zittern und Zagen.

„Das Wort makan habe ich gelernt," dachte Ruth, „aber dem unglücklichen Wurm begreiflich zu machen, daß ich ihn nicht auffressen werde, dazu reicht meine Weisheit leider noch nicht."

Als sie sich zum Einschlafen hinstreckte, sah sie durch die Tüllgardinen, die

ihr Bett umspannten, Leuchtkäfer unter der Zimmerdecke hin und her schweben, herrliche, lebende Diamanten, die jetzt hier, jetzt dort aufblitzten.

„Ah!“ murmelte sie. „Die Eindringlinge lasse ich mir gefallen!“ Und bis ihr die Augen zufielen, verfolgte sie entzückt das bunte Spiel.

Fünftes Kapitel.

Aus dem allersüßesten Schlummer kam das scheue braune Mägdlein sie zu wecken. Die Sonne war eben erst im Aufgehen begriffen, die Uhr zeigte die sechste Tagesstunde.

„Schon?!“ seufzte Ruth; aber eingedenk der edlen Absicht, sich nach jeder Richtung hin der Hausordnung fügen zu wollen, die sie gestern abend geäußert, machte sie doch, daß sie aus dem Bett kam.

Als sie nach Verlauf einer halben Stunde aus dem Vorzimmer trat, sah sie, daß in der zur Zeit noch schattigen Pendoppo der Frühstückstisch gedeckt stand; da aber der Hausherr noch nicht anwesend war, und sie sich durchaus nicht bewogen fühlte, in Gesellschaft der beiden Diener auf sein Erscheinen zu harren, so stieg sie die Stufen hinab, die in den Garten führten.

Langsam schritt sie in einen der gewundenen Laubgänge hinein, anfangs weder rechts noch links blickend aus lauter Angst, sie möchte etwas zu bewundern finden auf dem verhaßten Grund und Boden, und das war ja bekanntlich gegen ihr Programm. Krampfhaft also hielt sie das Auge am Boden, bis ihre Gedanken zu wandern anfingen, da hob sie zerstreut die Lider — um sie nicht wieder zu senken.

Ein leichter Nebel lag noch auf dem fernen Gebüsch, wo sie ging, hatte die Sonne ihn bereits zerrissen. Die schimmernden Häupter der Palmen drüben, die aus dem Dickicht glänzenden Blattwerks und hoher Farne emporstrebten, waren noch wie mit duftigsten Spitzenschleiern verhüllt, hier stand alles tauüberrieselt, leuchtend im üppigsten Grün, blendend in wunderbarer Farbenpracht. Blumen, wohin man das Auge wandte — mächtige, große, atlasartige Kelche, aus dem dunkeln Laub der Sträucher blinkend, sich in Festons an den Bäumen hinaufschlingend und in Flammenbüscheln aus den höchsten Gipfeln niederhängend.

Es ward der Menschenhand nicht leicht, dem Menschenfuß den Weg hier freizuhalten, man merkte das auf Schritt und Tritt. Die Zweige von hüben und drüben begehrten sich ineinander zu ästeln und schlingen. Das wilde Gerank, das sich in der Luft zu einem Baldachin zusammenspann, wollte auch über den Pfad hinweg, es ließ sich nicht hemmen. Das war die Tropennatur, die kraft- und saftvolle, die nimmer ruhende, ewig schaffende, die vom Sterben nichts wissen will, die den Tod mit junger Blütenpracht überwuchert, daß er sich anschaut wie doppelt üppiges Leben.

„Gott — mein Gott,“ murmelte Ruth, „und ich hatte schon geglaubt, unser Garten in Sydney wäre schön gewesen!“

Die Hand auf das Herz gepreßt, wie eine Verzückte stand sie, mit strahlenden

Augen in das Blatt- und Blumengewirr neben sich blickend, das der Morgentau wie mit tausend und abertausend Diamanten überschüttet hatte — als aus einem Seitenpfad Fritz Bardewiek trat.

Sie erschrak heftig, denn sie hatte ihn noch in seinem Zimmer geglaubt. Daß er mehr auf ihrem Gesicht gelesen, als ihr lieb war, bewies er ihr auch sogleich dadurch, daß er dem „guten Morgen", den er ihr bot, die Frage folgen ließ:

„Nicht wahr, es lohnt sich der Mühe, früh aufzustehen bei uns hier in Sukawangi?"

Sie antwortete mit einem so steifen und so kühlen „o ja", daß sie sich selber vorkam wie ein Mensch, der sein Heiligstes verleugnet, aber daran war nun einmal nichts zu ändern. Die Überzeugung, sie habe soeben vor seinen Augen über die Schönheit seines Gartens in Wonne geschwelgt, konnte ihm nicht rasch genug wieder benommen werden.

Neben ihr hin dem Hause zuschreitend, erklärte er ihr jetzt in durchaus freundlicher Weise, daß und warum die ersten und die letzten Tagesstunden sich in diesem Lande am besten zu Spaziergängen eigneten, allein sie machte es ihm durch ihr stummes Verhalten und ihre zerstreute Miene sehr bald klar, daß ihr an solchen Auseinandersetzungen nicht das geringste gelegen sei. So schwieg er denn bald wieder.

Stumm erreichten sie die Pendoppo, stumm hatten sie einander auch bereits eine kleine Weile beim Frühstück gegenüber gesessen, da geschah seinerseits etwas, das Ruth haarsträubend fand. Er zog nämlich ein Buch aus der Tasche seines weißen Leinenjackets, legte es neben seinen Teller und begann, während er sich zwischendurch mechanisch die leibliche Nahrung zuführte, mit anscheinendem Interesse zu lesen.

Sie fürchtete ihn, wie sie nie einen Menschen gefürchtet hatte, allein das stärkste Gefühl in ihr war und blieb doch unter allen Umständen der Stolz, und wo ihr verletzter Stolz sich in Worten Luft zu machen begehrte, da brachte keine Furcht ihn zum Schweigen.

Sich halb von ihrem Sitz erhebend, einen zornsprühenden Blick nach dem Buche hinsendend, stieß sie hervor: „Der Wink ist deutlich. Ich werde Ihrem Wunsch nachkommen und mich zurückziehen."

Ihr ruhig in das erregte Antlitz sehend, entgegnete er:

„Ich hege keinen derartigen Wunsch. Das Lesen beim Frühstück habe ich von meinen einsamen Zeiten her noch so in der Gewohnheit. Etwas geistige Anregung muß der Mensch haben, und da mein Beruf es so mit sich bringt, daß ich den Tag über gänzlich auf meine eignen Gedanken angewiesen bin, so läßt sich's am Ende wohl begreifen, wenn ich mich in den Morgen- und Abendstunden gern überzeuge, was über diesen oder jenen Punkt andre Leute zu sagen haben. Nun befinde ich mich ja zwar im Moment nicht allein, aber ich glaubte vorhin aus Ihrem Benehmen gegen mich entnehmen zu müssen, daß Ihnen damit gedient sein würde, wenn ich Sie völlig sich selbst überließe. Aus Höflichkeit also zog ich mich aus Ihrer Gesellschaft in die meines Buches zurück. Jetzt scheint's, ich befand mich im Irrtum, und Sie haben gegen einen Gedankenaustausch von Mund zu Mund zwischen uns gar nichts einzuwenden. Auch gut, oder vielmehr desto besser! Gerade ein solcher ist für mich ein seltener Genuß."

Daß diese Rede nicht danach angethan war, auf Ruths empörtes Gemüt besänftigend zu wirken, ist begreiflich. Während er nun sein Buch zuklappte, einen Diener herbeiwinkte und sich eine zweite Tasse Kaffee einschenken ließ, saß sie, die Lippen zornig aufeinandergepreßt, und dachte: „Geist besitzt er keinen Funken, aber die Schlauheit, aus jeder Situation seinen Vorteil zu ziehen, die ist ihm gegeben," und als er seine Tasse, aus der er einen Schluck genommen, niedersetzend höflich bei ihr anfragte: „Wie geht's mit dem Malayischen?", da besann sie sich sekundenlang, ob sie sich überhaupt zu einer Antwort bequemen solle, dann aber wollte es ihr doch scheinen, daß sie nach dem Vorangegangenen nicht stumm bleiben könne, ohne sich lächerlich zu machen. So erwiderte sie denn in ihrem unangenehmsten Ton:

„Gut natürlich. Ein Mensch, der eine solche Sprache nicht kapieren könnte, müßte wahrhaftig auf den Kopf gefallen sein."

„Ich dachte mir's wohl," entgegnete er gelassen, „daß Sie keine Schwierigkeiten finden würden."

„Schwierigkeiten?" Sie lachte spöttisch auf. „Worin sollten denn die bestehen? Es gibt ja, soweit ich ergründen kann, im Malayischen weder Deklinationen noch Konjugationen. Dazu kommt, daß nicht nur ein einziges Wort genügt, um eine ganze Gattung von Begriffen zu bezeichnen, sondern auch, daß es gleichzeitig als Substantiv, Verbum, Adjektiv und Adverb seine Dienste leistet."

Er hatte sie aufmerksam angesehen, während sie sich so ereiferte. „Das haben Sie merkwürdig rasch erfaßt," äußerte er nun anerkennend.

Sie schüttelte mit einer trotzigen Schulterbewegung das unerwünschte Lob gleichsam von sich ab.

„Bah!" machte sie, verächtlich den Mund verziehend. „Um aus der Landessprache den Schluß zu ziehen, daß das javanische Volk noch auf einer recht niedrigen Bildungsstufe stehen muß, dazu gehört nicht viel."

„Wie, wenn nun aber das Malayische die Landessprache gar nicht wäre?" erkundigte er sich mit einem Lächeln, das weniger um die Lippen herum, als in den Augen lag.

„Sie ist es aber ja doch!" versetzte sie stirnrunzelnd.

„Sie irren. Das Malayische ist vorzugsweise die Sprache der Fremden. Der Europäer bedient sich ihrer im Verkehr mit den Eingeborenen und den im Lande wohnhaften Arabern und Chinesen — der Chinese und Araber wiederum im Verkehr mit den Eingeborenen."

„Und was reden die Eingeborenen unter sich?" rief Ruth staunend.

„Javanisch und auch sundanesisch."

„Zwei grundverschiedene Sprachen soll das heißen?!"

„Ja."

„In dem kleinen Lande?!"

Er nickte und lächelte wieder in derselben still belustigten Weise wie vorhin. „O, es kommt noch ärger," sagte er, „die javanische Sprache zerfällt ihrerseits wieder in zwei Hauptabteilungen, von denen eigentlich eine jede als eine besondere Sprache zu betrachten ist."

„Undenkbar!"

„Aber doch wahr. Ja, die Sache wird sogar noch komplizierter, denn zu den Hauptabteilungen gesellen sich noch drei Nebenabteilungen, die auch gelernt sein wollen."

Hier ward Ruths Mißtrauen rege. Ihn scharf fixierend, sagte sie: „Sie belieben zu scherzen!"

„Nicht doch," versicherte er, „davon bin ich sehr weit entfernt."

„Ja, aber wie ist's denn nur möglich? Fünf bis sechs verschiedene Sprachen, von ein und demselben Volke geredet?"

„Im Volk gibt's eben verschiedene Stände."

„Und jeder Stand spricht wohl gar unter sich seine besondere Sprache?"

„Ungefähr trifft dies zu, allein damit ist doch noch nicht alles erklärt. Wir haben da zuerst das Ngoko, die Sprache des gemeinen Volks, deren sich aber auch im Verkehr mit demselben der an Rang Höherstehende bedient. Dann ist zweitens das Kromo, die edlere Sprache, die von den vornehmen Eingeborenen unter sich, aber auch von dem geringen Mann gesprochen wird, wenn er mit dem großen Herrn redet. Nun kommt drittens die Madyo-Sprache, ein Gemisch von Ngoko und Kromo, in welcher sich der Vornehme mit dem Niedrigerstehenden unterhält, wenn der Rangunterschied nicht gar zu groß ist, oder wenn der erstere dem letzteren besondere Ehre anzuthun wünscht. Hierauf folgt viertens das Behasa-Kedaton, die Hofsprache, ein durch Ausdrücke, die sich auf das Hofleben beziehen, vervollständigtes Kromo, dessen man sich im Verkehr mit Fürstlichkeiten bedient. Endlich bleibt noch die Kromo-inggel-Sprache zu erwähnen, die nur dann Anwendung findet, wenn man *über* Fürstlichkeiten, Prinzen, Prinzessinnen u. s. w. redet."

Ruth schien für den Moment total vergessen zu haben, wer da sprach, und daß sie es ihren Grundsätzen schuldig sei, gar nichts interessant oder gar lustig zu finden, was aus dem Munde des verhaßten Mannes kam. Die hübschen, klugen Augen vor Staunen weit geöffnet, hatte sie zugehört, und nun rief sie in ihrem heitersten Ton:

„Aber nein! So etwas von raffinierter Höflichkeit läßt man sich ja nicht träumen. Besonders diese Kromo-inggel-Sprache, die nur gebräuchlich ist, wo man *über* Fürstlichkeiten spricht — hahaha! — die bezeichnet eine Höhe der Courtoisie, vor der einem schwindelt!"

Und den Kopf in den Nacken biegend, brach sie in Lachen aus, in ihr altes silberhelles Lachen, welches sie selber lange nicht mehr gehört hatte, und welches ihr deshalb auch so fremd an das Ohr klang, daß sie erschrak und sich hastig in ihrem Stuhl aufrichtend, einen scheuen Blick auf Fritz warf. Auch dieser war überrascht, jedoch nicht unangenehm, wie es schien.

„Großer Gott," dachte sie, „er ist im stande, sich einzubilden, ich mache ihm Avancen!"

Und hastig ihre hochfahrende Miene wieder annehmend, bemüht in den alten spöttisch verächtlichen Ton zurückzufallen, bemerkte sie: „Eines scheint mir übrigens aus alledem ziemlich klar hervorzugehen —"

„Nun?" forschte er.

„Daß der javanische Nationalcharakter ganz erbärmlich servil ist."

„Erbärmlich servil," wiederholte er, offenbar unangenehm berührt. „Der Ausdruck ist zu stark — viel zu stark."

„Und wie erklären Sie sich denn dieses ängstliche Bestreben, durch allerlei Sprachsubtilitäten, bis in die feinsten Rangnüancen hinein, der socialen Stellung des lieben Nächsten gerecht zu werden?"

„Die Ehrfurcht liegt dem Javanen im Blut, und der Begriff des lieben Nächsten im christlichen Sinne existiert nicht für ihn — kann für ihn gar nicht existieren. Seinesgleichen sieht er nur in den Menschen seiner eignen Klasse. Die Höhergestellten sind in seinen Augen die höheren Menschen, denen mit Unterwürfigkeit begegnet werden muß. Und was gar die Fürsten betrifft, denen in alter Zeit göttliche Ehren gezollt wurden, die sind für ihn noch heute Wesen von anderm Fleisch und Blut."

„Also nur fromme Scheu — von Servilität nicht die Spur?!"

„Das ist wieder zu viel gesagt, denn der Javane bückt sich nicht nur aus Ehrfurcht, sondern auch aus Furcht, aber der Ausdruck ‚Servilität' schließt ein Sichdemütigen aus Niedertracht ein, ein sklavisches Kriechen um den schnöden Gewinn. Servil in diesem Sinne nenne ich den Chinesen, der die Hand küßt, die ihn schlägt, der um sich zu bereichern, jeder Selbsterniedrigung fähig ist, ja, der sogar ohne Zweck, bloß aus angeborenem Knechtssinn, seine hündische Unterwürfigkeit vor dem Europäer prahlerisch zur Schau trägt. Das thut der Javane nicht. Zwingt ihn das Ohnmachtsgefühl, sich zu bücken, so thut er es ungern, überflüssigen Ergebenheitsbezeugungen geht er aus dem Wege. Um den Gewinn zu kriechen aber hat er nicht nötig. Seine Ansprüche an das Leben sind bescheiden; was ihm so zuwächst, genügt ihm als Nahrung. Sanft und gutmütig von Charakter, fügt er sich willig dem Herrn, den er anerkennt, allein er verlangt ordentliche Behandlung und strenge Gerechtigkeit. Fleißig arbeitet er für sein und der Seinen täglich Brot, aber aufgezwungene Arbeit ist ihm verhaßt. Wenn gereizt, ist er nicht geduldig, und eine körperliche Züchtigung würde er niemals vergeben. Ein gewisser Freiheitssinn schlummert noch in ihm, der, wenn durch Bedrückung geweckt, gefährlich werden kann."

Nicht nach ihm hinzuhören, wäre ihr unmöglich gewesen bei dem heißen Wissensdrang, der ihr innewohnte, allein sie hatte gesenkten Auges dagesessen, scheinbar zerstreut ein Stückchen Brot zerkrümelnd. Jetzt sagte sie, ohne aufzublicken:

„Das klingt ja fast, als — liebten Sie dieses Volk?"

„Und warum sollte ich es nicht lieben?" erkundigte er sich, befremdet durch ihre offenbare Verwunderung.

„O, in der That, warum nicht!" stieß sie mit einiger Hast hervor. „Mir will's nur scheinen, als ob man Ihnen nicht mit gleicher Münze zurückzahlte."

„Woraus schließen Sie das?"

„Nun — z. B. aus dem Schrecken, den Ihr Erscheinen in dem Städtchen veranlaßte, durch das wir vorgestern fuhren. Männer und Frauen wichen scheu zur Seite, die Kinder flüchteten kreischend in die Häuser."

„Das galt nicht mir persönlich — ich komme selten nach Tjandjur, bin dort wenig bekannt — das galt dem Europäer. Gott weiß, wodurch dieser es verschuldet hat, daß mit jedem Javanen, der das Licht der Welt erblickt, diese Angst wiedergeboren wird. Im Volk der Eroberer freut sich mancher des Symptoms. ‚So-

lange der Eingeborene vor uns zittert,‘ sagt er, ‚solange ist uns die Herrschaft sicher.‘ Allein das ist eine kurzsichtige Freude. Hinter der Furcht des Javanen hält sich der Haß versteckt, und diesen zu schüren sind die fanatischen muhammedanischen Priester da. Sobald sie den Aufruhr predigen, den Prang sabib (heiligen Krieg), steht sofort das ganze Volk unter Waffen. Die Liebe wäre eine festere Grundlage für die Herrschaft, als die Furcht.“

„Die Liebe,“ dachte sie ironisch bei sich, „wie edel das klingt! Aber auf dieser schönen Basis hat doch er hier in Sukawangi seine eigne Herrschaft nicht gegründet.“

Laut sagte sie, nunmehr das Auge zu ihm aufschlagend: „Gewiß wäre sie das. Nebenbei ist sklavische Scheu etwas so Häßliches. Schade, daß auch die Leute in diesem Hause davon erfüllt sind. Selbst in mir, die ich ihnen doch wahrlich nichts zuleide gethan habe, scheinen sie eine Art Popanz zu sehen.“

„Popanz?“ wiederholte er belustigt. „I bewahre! So schlimm ist's nicht. Sie sind den Dienstboten nur eine etwas fremdartige Erscheinung, den meisten ist wohl noch nie eine Europäerin in den Weg gekommen. Nun ängstigen sie sich wie die Kinder vor der großen Frau mit dem weißen Gesicht und den gelben Haaren. Aber das verliert sich im Laufe der Zeit. Mit freundlichen Worten und Mienen werden Sie diese anfängliche Abneigung bald in ihr Gegenteil verwandelt haben.“

Nach dieser tröstlichen Versicherung zog er seine Uhr.

„Schon acht!“ rief er aufspringend. „Ich muß fort. Auf Wiedersehen heute abend.“

Ihr einen Abschiedsgruß nickend, griff er nach seinem Hut, durchschritt dann der Länge nach die Pendoppo, bog um die Hausecke und trat in den Hof, woselbst ihm ein Stallknecht das Pferd bereit hielt.

„Auf den Kopf gefallen ist sie nicht,“ dachte er, indem er sich in den Sattel schwang, „es läßt sich schon gut mit ihr plaudern, aber —“

Dieses „aber“ war lang, es beschäftigte ihn während der ganzen Dauer des halbstündigen Rittes nach seiner Kaffeeplantage.

Sechstes Kapitel.

Ruth saß noch regungslos, wo sie gesessen. Alles Blut flammte ihr im Gesicht. So etwas von Impertinenz war ihr denn doch noch nicht geboten worden.

Dieser empörende Mann! Statt sich durch ihre sarkastischen Worte getroffen zu fühlen, hatte er gethan, als ahne er gar nicht, wohin sie zielte! Gute Ratschläge hatte er ihr erteilt, beleidigenden Trost gespendet.

„Popanz?“ hatte er heuchlerisch gelacht. „I bewahre! So schlimm ist's nicht,“ um es ihr dann sofort sonnenklar zu machen, daß es genau so schlimm — ja, eigentlich noch schlimmer sei. Eine wahre Vogelscheuche hatte er vor ihrem Geistesauge hingemalt, eine vierschrötige Person mit kalkweißem Gesicht und strohgelben Haaren — die sollte sie sein, sie selber! Weil er, dem sie gleich beim ersten Anblick instinktive Abneigung eingeflößt, sie so sah, mußten natürlich auch seine Leute sie so sehen.

„O Gott! Es ist zu viel, es ist mehr, als ein Mensch ertragen kann!“ rief sie aus, sprang auf und lief in ihr Zimmer.

Sich die Zornesthränen aus den Augen schüttelnd, trat sie vor ihren Spiegel hin.

„Wie ist es denn nur möglich?“ fragte sie sich. „Die große Frau?! Als ob ich ein Riesenweib wäre, ein Jahrmarktswunder! Fünf Fuß sieben Zoll nach englischem Maß — was ist denn das so Ungeheuerliches? Er selber hat mindestens sechs Fuß vier Zoll! Der ‚hohe Wuchs‘ — so pflegte es zu heißen, oder man sprach von der ‚königlichen Erscheinung!‘ Und das weiße Gesicht — als ob ich nicht die Tochter meiner englischen Mutter wäre mit ihrer Pfirsichblütenhaut! Die gelben Haare gar! Ein ganzes Bündel zum Teil gar nicht übler Verse könnte ich ihm vorlegen, in denen sie als lauteres Gold angeschwärmt werden, meine Haare, als aus Sonnenstrahlen gesponnen! Aber was würde es viel nützen? Der Mann ist nicht zu überzeugen — der nicht! Er steht so fest auf seiner Meinung, wie auf seinen Füßen. Und wenn man diesen Eigensinn noch der Dummheit zuschreiben könnte,“ setzte sie, sich zornig vom Spiegel abwendend, hinzu, „aber den Trost hat man auch nicht einmal mehr, er spricht ja wie ein Buch!“

Mit etwas wie einem Aufschluchzen riß sie einen breitrandigen Hut vom Nagel, stülpte ihn auf und trat durch die Verandathür in das Freie.

Es fing schon an, recht heiß zu werden, doch das war ihr gleichgültig. Es litt sie nicht in der Ruhe, sie mußte ihrem Ärger Bewegung machen. Auf sachte berganssteigendem Pfade schritt sie hastig vorwärts, unter blühendem Gesträuch und fruchtbeladenen Bäumen hin. Von Zeit zu Zeit hob sie wohl den staunenden Blick, allein zu einer rechten Herzensfreude über all die Schönheit ringsum ließ die verletzte Eitelkeit sie nicht kommen.

Auf einer gewissen Höhe angelangt, stieß sie gegen eine Pforte in einer Umzäunung. Diese öffnend und hinter sich wieder schließend, that sie nun mechanisch noch ein paar Schritte, dann jedoch stand sie wie angewurzelt, mit verdutzter Miene um sich starrend.

„Wie ist mir denn?“ murmelte sie, sich mit der Hand über die Stirn fahrend. „Bin ich hier auf Java, oder in Onkel Hillerns Gemüsegarten draußen vor dem Bremer Stadtthor?“

Der Zweifel war gar nicht so unberechtigt. Sie befand sich auf einem etwa dreißig Meter im Geviert messenden Platz, von dem man mit Hilfe eines fast mannshohen Geheges aus Stachelbambus die Tropenvegetation fortgebannt hatte, um Raum zu schaffen für allerlei europäische Nutz- und Zierpflanzen. Da sah man Erdbeerrabatten, Himbeergesträuch und Spargelbeete, ja, an einem Spalier gezogen etwas, das mit seinen Blüten wie aus Schnee und Rosen an deutsche Apfelbäume gemahnte.

„Sollte man es für möglich halten?“ äußerte Ruth nach sekundenlangem Schweigen mit spöttisch zuckenden Lippen. „Da hinten stehen die Bäume mit goldenen und blutroten Früchten schwerbeladen. Da drängt und quillt im Überfluß aus dem dunkeln Laub hervor, was den verwöhntesten Gaumen reizen muß, was man in andern Ländern mit Mühe und Not und ungeheurem Kostenaufwand in Treibhäusern für der Könige Tafeln zieht. Aber was liegt dem Herrn von Sukawangi an

Granatäpfeln, Mangustan, Ananas und Pompelmusen? Was er nicht hat, das muß er eben haben, und das zu erlangen, daran setzt er seinen harten Kopf. Keck kommandiert er der Natur: ‚Da hinten magst du nach Belieben schalten, hier läßt du mir gefälligst Erdbeeren wachsen — eins, zwei, drei! — Erdbeeren! Verstanden?‘ Und, was das Albernste an der Sache ist, Natur, die große, allgewaltige, statt zu rebellieren, beugt sie ihm den stolzen Nacken!“

Stirnrunzelnd bückte sie sich nach einem der Erdbeerfrüchtchen, wog es mißbilligend in der Hand, betrachtete es geringschätzig von allen Seiten und meinte: „Klein, aber niedlich — ob es auch schmeckt?“ Dann, nachdem sie es mit kritischer Miene verspeist hatte: „Es — geht. Ich habe schon bessere gegessen. Wollen es einmal mit dieser da versuchen!“ Hiermit pflückte sie sich von dem nächstbesten Busch eine Himbeere, schob sie in den Mund, schnitt eine drollige Grimasse und zwang sich scheinbar gewaltsam zum Niederschlucken.

„Brrr!“ machte sie, sich heftig schüttelnd, während ihr zugleich die Genugthuung aus den Augen blitzte. „Bitter wie Galle! Geschieht ihm recht, dem Tyrannen!“

Noch eine zweite innige Schadenfreude erlebte sie an einem Pfirsich, den sie sich ein Stückchen weiter hin von einem schwerbeladenen Baume brach, und den sie, kaum daß sie die Zähne hineingesetzt, als ungenießbar von sich schleuderte. Eine tolle Lustigkeit aber kam ihr beim Anblick eines sternförmigen Blumenbeets, in welchem gelbe Primeln Veilchen und Stiefmütterchen umrahmten. Diese armen, heimwehkranken Kinder Floras mit ihrem verkümmerten Wachstum, ihren vor dem Strahl der heißen Sonne tief und traurig gesenkten Köpfchen, die der Grausamen ganzes Mitleid verdient hätten, entlockten ihr ihr hellstes, fröhlichstes Lachen.

Sie lachte noch, als sie die Pforte im Bambuszaun hinter sich zuschlug. Den Kopf sehr hoch tragend, triumphierend um sich blickend, schritt sie heimwärts auf demselben Weg, den sie gekommen war. Als sie eines herrlichen großblumigen Jasmins ansichtig ward, brach sie sich einen Zweig, und ihr Antlitz darauf neigend, in vollen Zügen den köstlichen Duft einsaugend, murmelte sie, gleichsam die Tropennatur apostrophierend:

„Eine vortreffliche Lektion, die du dem Despoten erteilt hast — da oben in seinem albernen Gemüsegarten. Sollte er sie aber noch nicht begriffen haben, so öffne ich ihm das Verständnis. Laß ihn nur nach Hause kommen, heute abend! Auf den Spaß freue ich mich schon.“

Übermütig begann sie ihrem Jasmin noch Granatblüten beizugesellen, Gardenien, Magnolien, rotflammende Lilien.

„Kann man sich etwas Herrlicheres denken?“ rief sie, als sie den vollen Strauß entzückt betrachtete. „Und er muß Stiefmütterchen haben, verkrüppelte Veilchen — der Narr!“

Auf der Veranda wollte die kleine, braune Zofe ängstlich an ihr vorüberhuschen, allein Ruth erwischte sie noch rechtzeitig am Ärmelzipfel und hielt ihr mit freundlichem Lächeln und einer Miene, die deutlich fragte: „Nun, was sagst du dazu?“ ihre Blumen hin.

Dieser Anblick hatte nun für die Kleine nichts Überwältigendes, weit interessanter

war ihr die Entdeckung, daß die gestrenge Herrin auch lächeln konnte. Staunend hob sie das schöne, dunkle Auge zu dem weißen Antlitz, dann trennten sich ihre eignen, etwas weiten Lippen, um zwei Reihen kurzgefeilter und vom Sirihkauen bereits schwärzlich angehauchter Zähne zu zeigen.

Hübsch angesehen hatte sich das zwar nicht, allein Ruth nickte doch befriedigt, als sie in ihr Schlafzimmer trat. „Nur ein paar Tage Geduld, mein Herr," sagte sie vergnügt in Gedanken zu Fritz Bardewiek, „bis dahin habe ich ihr sämtliches Personal in die vierschrötige Vogelscheuche mit den gelben Haaren so verliebt gemacht, daß Sie wohl oder übel die Verantwortung für alles, was von Angst und Bangen, von Zittern und Beben im Hause noch übrig bleibt, auf Ihr eigen Gewissen werden nehmen müssen. So! Damit Sie's nur wissen! Und nun — wenn man Herzen erobern will, so kann man die Zunge nicht gut entbehren, deshalb wird jetzt Malayisch gelernt den ganzen — halt!" unterbrach sie sich kopfschüttelnd. „Den ganzen Morgen? Das wäre langweilig und schade. Die Blumen würden mir trocken darüber. Aquarellieren muß ich die sobald wie möglich. Aber vielleicht ließe sich das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigen? Abwechselnd einige Pinselstriche auf das Papier und einige malayische Brocken in den Kopf? Versuchen wir's!"

Eine Viertelstunde später saß sie an einem der Marmortische in der schattigen Veranda, vor sich ein Stück Zeichenpapier, neben sich links ein farbenprächtiges Blumenarrangement, rechts die aufgeschlagene Sprachlehre, und während ihre Hand flott und kühn den Pinsel führte, murmelten ihre Lippen Vokabeln und Sätze von solch rührend kindlicher Konstruktion, daß ihr hin und wieder ein helles Lachen entschlüpfte.

So unterhielt sie sich denn im Grunde wundervoll, und der Morgen verging ihr so rasch, daß sie in dem Diener, der ihr zu verkünden kam, daß die Reistafel ihrer harre, einen argen Störenfried sah. Doch merken ließ sie ihn dies nicht, im Gegenteil, sie lächelte ihn holdselig an, stand auf und folgte ihm auf dem Fuße. Bei Tisch brachte sie dann die ersten Brocken ihrer neuen Sprachweisheit an und ließ sich die Bestandteile dieses und jenes Gerichts erklären. Als sie nach beendeter Mahlzeit den Speisesaal verließ, nahm sie das erhebende Bewußtsein mit, daß die Scheu der beiden dienstbaren Geister, die, wie sie in Erfahrung gebracht, Raman und Sidin hießen, sich vor ihrer Leutseligkeit zum größten Teil verflüchtigt habe.

Nun trug sie, da sich in der Veranda die Sonne eingestellt hatte, ihre Malutensilien in den Salon, um hier ihre Arbeit fortzusetzen, allein die Müdigkeit überkam sie beim Pinseln, und als es gegen zwei Uhr ging, fielen ihr genau wie gestern ganz sachte die Augen zu.

Sie schalt sich dieser Schwäche ihrer Natur wegen, als sie nach etwa einer Stunde wieder erwachte.

„Solch ein bißchen Hitze braucht einen doch nicht gleich zur Schlafmütze zu machen," grollte sie. „Man sollte sagen, ich stammte aus Kamtschatka, statt aus Australien."

Mit verstärktem Eifer nahm sie hierauf ihr Aquarell wieder in Angriff. Sie hatte keine Zeit zu verlieren, fand sie. Dies war schon der zweite Tag ihres Hierseins, und die schönsten der Blumenwunder, die das Haus umgaben, mußte sie doch

notwendig skizziert haben, bevor sie an die Flucht denken konnte. Bis die Dämmerung fiel, arbeitete sie angestrengt, und als sie beim letzten Tagesschein ihr Werk besichtigte, lobte es so sehr die Meisterin, daß sie mit strahlendem Gesicht in ihr Schlafzimmer trat, um hier während der Toilette aufs lustigste mit ihrem Zöfchen, das wie sich's herausstellte, Sarina hieß, malayisch zu radebrechen.

Ja, sie war durch ihre erfolgreiche Thätigkeit und all das vergnügliche Herzenserobern, das sie vom frühen Morgen an betrieben, unversehens in eine so gute Laune hineingeraten, daß sie auf dem Wege nach dem Speisesaal ordentlich Mühe hatte, sich eine frostig-hochmütige Miene zurechtzumachen. Sie mußte sich die ganze Abscheulichkeit Fritz Bardewieks vergegenwärtigen, insbesondere die beleidigende Personalbeschreibung, die er beim Frühstück von ihr gegeben hatte, da ging es. Als sie ihm dann eine Minute später am Tisch gegenübersaß, begriff sie kaum noch, wie sie sich in dem Hause eines solchen Mannes auch nur einen Moment hatte gemütlich fühlen können.

So finster, wie im Augenblick, hatte er noch gar nicht dreingeschaut. Seine Brauen waren so dicht zusammengezogen, daß sie nur eine Linie zu bilden schienen. Völlig wortlos war die Begrüßung verlaufen. Eine rasche Verbeugung in ihrer Richtung, dann hatte er sich gesetzt. Fast automatenhaft handhabte er nun eine Weile Messer und Gabel, dann ließ er beide ruhen und saß, die geballte Rechte auf den Tisch gestützt, in dumpfem Brüten vor sich niederstarrend.

Die Diener, die sich ängstlich bewußt schienen, daß etwas nicht in der Ordnung sei, waren eifrig um ihn bemüht, besonders Sidin, der schlankere, jüngere, ging mit großer Geschäftigkeit ab und zu und versuchte jetzt mit dieser, jetzt mit jener Schüssel den Appetit des Herrn zu reizen.

„Da sieht man's ja, sie sind in Todesängsten," sagte sich Ruth, der selber herzensbange war, „allein ihr Mittel, einem Wutausbruch vorzubeugen, ist wahrlich schlecht gewählt. Diese beständigen Attacken von rechts und von links erträgt ja so ein mißgelaunter Sultan auf die Dauer nicht. Über kurz oder lang gibt's ein Donnerwetter."

Doch sie irrte, es gab keines. Die Speisen wurden zwar zurückgewiesen, aber ohne Heftigkeit, und mit einem Glase Champagner, das er einschenkte, hatte Sidin sogar Erfolg. Das ward erfaßt und ausgetrunken.

Mit einem Gesicht so freudestrahlend, daß Ruth notgedrungen zu der Einsicht gelangte, in seinem Falle handele es sich doch mehr um Besorgnis für, als um Angst vor dem Gebieter, war nun der Bursche gleich wieder mit seiner Flasche bei der Hand. Allein diesmal wehrte ihm sein Herr.

„Dank, mein Junge," sagte er, „das betäubt nur die Gedanken, aus der Welt schafft es sie nicht." Ruths Blick begegnend, fügte er hinzu: „Ich muß wegen meiner Verstimmung um Entschuldigung bitten, mir ist etwas Fatales begegnet."

„Wohl auf Ihrer Plantage?" entgegnete sie zögernd.

„Nein, unten in der Dessa am Berge. Ich kam leider Gottes zu spät, um das Unglück hindern zu können. Ein Mensch hatte Amok gemacht, das heißt, er hatte in einem Anfall blinder Wut den Kriß gezogen und verwundet und nieder-

gestoßen, was ihm in den Weg gekommen war. Das empörte Volk hatte sich hierauf gegen ihn zusammengerottet und ihn totgeschlagen wie ein sinnloses Tier."

„Entsetzlich!"

„Ich hätte Ihnen das nicht erzählen sollen," meinte er, als er sah, daß sie sich leichenblaß in ihren Stuhl zurücklehnte.

„Doch, doch!" versicherte sie mit heftigem Kopfschütteln. „Bitte, sagen Sie mir, sind viele verletzt?"

„Nicht viele und zum Glück keiner lebensgefährlich, ich habe das von dem inländischen Arzt, der rasch genug zur Stelle geschafft war. Mir ist's auch nicht zum wenigsten leid um den armen Kerl, den Amokmacher selber."

„Sie kannten ihn?"

„Ja. Er war ein ganz ordentlicher Mensch noch vor ein paar Jahren, ein Dalang, das heißt einer von denen, welche die alten Hindumythen kennen und dem Volke das Puppenspiel vorführen. Das ist im Grunde ein sauer Stück Arbeit, denn das Publikum kann ganze Nächte lang lauschend dasitzen, und um mit dieser Ausdauer Schritt halten zu können, muß der Dalang mit ungewöhnlicher Lungenkraft begabt sein. Wo dies nicht der Fall ist, da schöpft er sich wohl vor der Vorstellung künstliche Kraft aus dem Opium. Der arme Bursche nun, von dem wir reden, brachte es mit Hilfe dieses Teufelsmittels auf zwölf Stunden fast unausgesetzten Deklamierens und setzte seinen Stolz darein. Um aber seinen Zweck stets in demselben Maße zu erreichen, sah er sich natürlich genötigt, die Opiumdosis immer mehr zu steigern. So untergrub ihm dann nach und nach das Gift die Gesundheit, und das Ende vom Liede war ein zerrütteter Körper, ein umnachteter Geist und der Tod eines tollen Hundes."

Ruth schauderte. „Nicht wahr," sagte sie, die Stimme dämpfend, wie man wohl thut, wenn man von etwas Unheimlichem redet, „das Laster des Opiumrauchens ist weit verbreitet hier im Lande?"

„So schlimm wie in China steht's damit bei uns noch nicht," antwortete er ernst, „aber daß der Opiumkonsum mit jedem Jahre zunimmt, ist eine traurige Thatsache."

„Kann die Regierung nichts dagegen thun?"

Er lächelte bitter. „Die Regierung macht sich's von Zeit zu Zeit selber weiß, daß sie ernstlich bemüht sei, den Verbrauch der Drogue auf Java einzuschränken. Mittlerweile fährt sie ruhig fort, das Gift einzuführen und aus dem Verkauf und Vertrieb desselben einen ungeheuren Gewinn zu erzielen. Im letzten Jahre beliefen sich die Einkünfte aus Opium allein auf fast neunzehn Millionen Gulden."

„Schändlich!" rief sie mit sprühenden Augen.

„Ja, ja," nickte er, „es ist eine alte Erfahrung, daß die civilisatorische Aufgabe der Völker überall da den Kürzeren zieht, wo sie mit deren Eigennutz in Konflikt gerät. Das schlagendste Beispiel dafür liefern uns in der neueren Geschichte die Engländer."

Sie sah ihn groß an. Ihre Wange rötete sich leicht.

„Das ist mein Volk," sagte sie, wie um ihn zu ermahnen, bei näherem Eingehen auf den Punkt, ihrer nationalen Empfindlichkeit höflichst Rechnung zu tragen.

„So? Fühlen Sie sich als Engländerin?“ entgegnete er verwundert. „Ich wußte das nicht. Im übrigen trifft ja Sie deshalb kein Vorwurf. Für die Sünden seines Volkes kann man unmöglich jedes einzelne Individuum verantwortlich machen. Freilich, wenn die Strafe kommt — denn auch die Sünden der Völker werden früher oder später bestraft — so muß das Individuum sie mit erleiden.“

„Und worin besteht nun die Sünde der Engländer, wenn ich fragen darf?“ erkundigte sie sich, den Kopf sehr steif haltend.

„Eben sie sind für den schwunghaften Opiumhandel, wie er in Ostasien jetzt betrieben wird, vor Gott und ihrem Gewissen am meisten verantwortlich. Der Holländer produziert doch wenigstens kein Opium, der Brite in Indien dagegen soviel, daß er die halbe Welt damit versorgen kann. Seine fleißigsten Abnehmer findet er in China und überall dort, wo Chinesen leben, die, von Haus aus stark sinnlich veranlagt, dem Opiumgenuß mit Leidenschaft ergeben sind. Nun gab es aber einmal eine Zeit — und sie ist gar so lange noch nicht vergangen —, da wehrte sich das chinesische Reich mit Händen und Füßen gegen die Einführung der Drogue, weil es die entsittlichende Wirkung derselben für das Volk fürchtete. Half jedoch alles nichts. Durch Schmuggel, durch Bestechung der Mandarinen, durch Feuer und Schwert endlich gelang es den christlichen Briten, dem Heidenvolke ihre Giftware aufzuzwingen.“

Sie hatte bestürzt die Augen niedergeschlagen. „Wann war denn das?“ murmelte sie.

„Haben Sie nie von den sogenannten Opiumkriegen gehört, die in den vierziger und fünfziger Jahren die Ostindische Compagnie mit China führte?“

„Alles, was die Compagnie that,“ meinte sie zögernd, „darf man doch am Ende dem ganzen britischen Volke nicht zur Last legen.“

„Es trifft sich nur unglücklich,“ erwiderte er, „daß das britische Volk ohne Skrupel das Erbe der Compagnie angetreten und den letzten Chinakrieg (1860—61) auf seine eigne Verantwortung geführt hat.“

„Halt!“ rief sie, jetzt hastig den Blick hebend. „Der Krieg von 1860—61, das weiß ich zufällig genau, hatte den Zweck, dem europäischen Handel die chinesischen Häfen zu öffnen.“

„Ganz richtig, und die Ware, welche das britische Reich in erster Linie in den neueröffneten Häfen abzusetzen wünschte, war eben das Opium, das es nunmehr auf eigne Rechnung produzierte und exportierte.“

Ruth biß sich auf die Lippen. Nach einer Pause bemerkte sie in grollendem Ton: „Mir scheint, Sie sind sehr schlecht auf die Engländer zu sprechen!“

„Im Grunde nicht,“ versicherte er, „ich halte das Volk in manchem Punkte der höchsten Bewunderung wert, habe ja auch einige vortreffliche Freunde darunter, speziell Harry Burnand, der übrigens den fluchwürdigen Opiumhandel noch viel lauter und heftiger verdammt als ich.“

„Er ist auch verdammungswürdig,“ sagte sie leise, „ich möchte ihn nicht auf dem Gewissen haben.“ Und weil ihr für den Moment ihre Zugehörigkeit zu der britischen Nation wenig Freude machte, fügte sie halb als Beruhigung für sich, halb als Erklärung gegen ihn hinzu: „Mein Vater war ein Deutscher.“

Dies kam so naiv heraus, daß sein finsterer Blick sich aufhellte, und sein bis dahin tiefernster Ton fast scherzhaft klang, als er entgegnete:

„Ich weiß es, und Ihr Geburtsland ist Australien. Eigentlich sind Sie deshalb nicht englisch, nicht deutsch, nicht australisch, sondern international. Das gibt Ihnen einen großen Vorteil über uns andre, die wir nur ein Vaterland besitzen, dessen wir uns abwechselnd zu rühmen und zu schämen haben — denn die Völker sind wie die Individuen, nirgends vollkommen."

„Und worin besteht mein Vorteil?"

„Sie, die Sie sozusagen drei Vaterländer besitzen, können sich jedesmal zu demjenigen bekennen, das sich zur Zeit gerade am besten macht."

„Sie wollen mich verspotten!"

„Nicht doch, das liegt mir fern."

„Im gegenwärtigen Augenblick ganz besonders fern" — hätte er hinzusetzen können, denn zum erstenmal, seitdem er sie kannte, machte sie ihm einen angenehmen, weiblichen Eindruck, und eine edle Gesinnung hatte er ihr im Laufe der Unterhaltung auch angemerkt.

Als er eine halbe Stunde später, mit Schreiben beschäftigt, einsam an dem Mitteltisch der Pendoppo saß, öffnete sich plötzlich die Thür des Vorzimmers, und, ihre malayische Grammatik in der Hand, stand Ruth auf der Schwelle.

„Ich darf mich wohl hierhersetzen?" erkundigte sie sich halb trotzig, halb schüchtern.

„Aber gewiß," rief er aufspringend und seine Bücher zusammenrückend, „hier ist Platz genug — übrigens auch dort, ganz wie Sie wollen —" als er sah, daß sie in einiger Entfernung neben einem kleinen Marmortisch Halt machte. „Sidin, noch eine Lampe!"

Der Diener, der im Hintergrunde am Boden gehockt hatte, verschwand lautlos, um das Gewünschte zu holen.

Mit einigem Herzklopfen streckte sich Ruth in einen Korbsessel, während auch er seinerseits wieder Platz nahm.

„Es war mir drinnen doch zu heiß," bemerkte sie, sich gedrungen fühlend, ihr Hiersein zu motivieren.

„Das kann ich mir denken," nickte er.

„Und in der Veranda," fuhr sie fort, „huschte, trippelte, raschelte, schwirrte und summte es gestern abend unermüdlich um mich herum. Aber," setzte sie Umschau haltend hinzu, „ich fürchte, das ist auch hier nicht anders. Da unter der Decke sitzt es schon ganz hübsch voll. Was für Getier mag es sein?"

„Eidechsen, Geckonen, Nachtfalter, Spinnen, Käfer und noch sonst allerlei kleines Volk."

Nun erschien Sidin mit der Lampe. Ruth lächelte ihm freundlichen Dank und wollte sich eben in ihr Studium vertiefen, als eine plötzliche Erinnerung sie veranlaßte, rasch noch die Frage zu stellen:

„Im Garten ist's nachts wohl nicht recht geheuer — ich meine, dort könnte man nicht ungestraft herumspazieren?"

„Ungestraft? Wieso denn nicht?"

„Sie sprachen doch neulich von — Tigern —". Sie stockte und ward rot, denn der Moment, auf den sie anspielte, war ihr auf einmal so unangenehm gegenwärtig.

„Ah so!" nickte er. „Das war in der Nähe von Tjandjur, aber Tjandjur ist weit genug von hier."

„Ich habe mir sagen lassen, ganz Java wimmelte von diesen Raubtieren."

„Da hat man arg übertrieben," entgegnete er belustigt blickend. „Der Tiger kommt zwar, wenn man die Niederungen der Nordküste ausnimmt, überall auf Java vor, und in einigen Gegenden, wie zum Beispiel in Bantam, Madium, Kediri und den Fürstenländern, ja, auch im Süden der Preangerlandschaften versetzt er zeitweilig die Bevölkerung in Schrecken; uns in den kultivierteren Distrikten dagegen beehrt er nicht oft."

„Mitunter also doch?"

„Jawohl, mitunter, aber eine Tigerjagd gehört hierorts doch zu den Ausnahmevergnügungen."

Sie blickte nachdenklich vor sich nieder, öffnete dann noch einmal die Lippen, jedoch nur, um sie wieder zu schließen.

„Nun?" forschte er, ihre Unschlüssigkeit gewahrend.

„Ich fürchte, Sie mit Fragen zu belästigen," entgegnete sie reserviert.

„Von Belästigung kann gar keine Rede sein. Ich bin nach so langer Entbehrung jeder Gelegenheit, deutsch reden zu hören und selber zu reden, froh."

„Sie treffen wohl nur selten mit Landsleuten zusammen?"

„Kaum, daß mir in den letzten fünf Jahren ein halbes dutzendmal ein Deutscher in den Weg gelaufen ist."

„Mich wundert's dann, daß Sie Ihre Muttersprache nicht verlernt haben."

Er lächelte mit dem ihm eignen Lächeln, das nur momentan den ernsten Mund verzog, um als freundliches Leuchten in den Augen zurückzubleiben.

„Ich habe Mühe, etwas in meinen dummen Kopf hinein zu bekommen," sagte er, „aber was einmal darin ist, bleibt hübsch sitzen. — Und nun — was hatten Sie noch auf dem Herzen?"

„Wie weit der Garten reicht, wollte ich mich noch erkundigen."

„Ein tüchtiges Stück den Berg hinauf, Sie können sich müde darin gehen."

„Von Tigern wäre also nichts zu besorgen, und — von andern Raubtieren?"

„Auch nichts. Sie haben sich noch wohl kaum vom Hause fortgewagt?"

Jetzt fiel ihr etwas ein, und um ihren Mund begann es sich spöttisch zu legen. „O doch," antwortete sie, „heute morgen habe ich Entdeckungsreisen gemacht und — verschiedene gute alte Bekannte angetroffen."

„Bekannte?"

„Aus Deutschland, die sich hier im Tropenlande äußerst ungemütlich zu fühlen schienen: Himbeeren zum Beispiel."

„Aha! nun verstehe ich. Ob sich die Himbeeren aber gerade so ungemütlich fühlen? Man trifft sie nämlich massenhaft im Urwalde."

Das kam ihr ungelegen. „In der That?" entgegnete sie gedehnt.

„Massenhaft. Sie schmecken freilich bitter — wohl weil ihnen die Winterruhe fehlt.“

„Und wie ist's mit den Erdbeeren?“

„Die gedeihen in etwa viertausend Fuß Höhe vortrefflich bei uns. Hier ist's ihnen freilich noch ein wenig heiß, wenn sie sich auch schon essen lassen.“

Sie fing schon an, recht enttäuscht zu blicken, da fiel ihr wieder etwas ein. „Und die Pfirsiche,“ fragte sie hastig, „lassen sich auch die essen?“

„Sie haben wohl eine probiert?“

„Ja,“ nickte sie schadenfroh.

„Das war unvorsichtig, Sie hätten sie erst kochen sollen.“

„Dann hätte sie gemundet?“

„Hm! Besser — jedenfalls.“ Das kam etwas zögernd heraus und veranlaßte sie, heiter aufzulachen.

„Und die Äpfel,“ fuhr sie mit einem Schalk in der Miene fort, „werden auch die erst genießbar, wenn sie die Feuerprobe bestanden haben?“

„Muß denn überall der Gaumen den Ausschlag geben?“ entgegnete er, ihre Frage scherzhaft umgehend. „Was hat nicht solch ein Apfelbaum mit den zartrosigen Blüten, die er hier das ganze Jahr hindurch treibt, für einen hohen ästhetischen Wert.“

Die Augen blitzten ihr vor Vergnügen. Rache war süß. Ein halbes dutzendmal hatte sie vor diesem unfehlbaren Menschen, diesem beständigen Besserwisser nun schon den Kürzeren gezogen, jetzt sollte auch er einmal in die Enge getrieben werden — aber tüchtig!

„Auf ihren ästhetischen Wert,“ erklärte sie, ihn lustig von der Seite anblinzelnd, „habe ich mir die Äpfelbäume nicht angesehen, wohl aber die Primeln — die Stiefmütterchen — die Veilchen!“

Sie ließ die Blumennamen in Zwischenräumen aufeinander folgen und belegte einen immer noch mit mehr ironischem Nachdruck, wie den andern.

„Das klingt ja wie lauter Spott und Hohn,“ sagte er.

Sie sah ihn ein wenig erschrocken an. Da er aber lächelte, erwiderte sie keck: „Meinen Sie nicht, daß ein bißchen Spott am Platze sei?“

„Möglich, ich sehe nur nicht recht ein, weshalb?“

„Sie thun der herrlichen Tropennatur Gewalt an in Ihrem Gemüsegarten da oben.“

„Weil ich sie zwinge, etwas wachsen und gedeihen zu lassen, das sie aus eignem Antriebe an Ort und Stelle nicht wachsen und gedeihen lassen würde? Ja, das mache ich aber doch in meinen Plantagen ebenso. Wo die Natur Urwaldbäume haben will, da beseitige ich diese und pflanze Kaffee- und Theegesträuch hin.“

„Das ist etwas ganz andres! Kaffee und Thee befinden sich hier wenigstens auf heimatlichem Boden.“

„Verzeihung, der Kaffeestrauch ist aus Arabien eingeführt, der Theestrauch aus China. Richtig einheimisch ist hier kaum ein einziges Kulturgewächs, das für uns Pflanzer von Wichtigkeit wäre, ja, selbst der Reis, der des Eingeborenen Hauptnahrungsmittel bildet, ist kein ursprünglich javanisches Produkt.“

„Nun ja," entgegnete sie mit ungeduldigem Achselzucken, „wenn man so will, dann stammen die meisten Pflanzen in den meisten Ländern von auswärts her, allein das schadet ja schließlich auch gar nicht. Wenn sie in dem neuen Boden, unter dem fremden Himmel nur ihre Existenzbedingungen wiederfinden. Das thun aber Ihre deutschen Blumen hier nicht. Ihr Kaffee kann möglicherweise mit dem besten Mokka konkurrieren, für Ihre verkrüppelten und verkümmerten Stiefmütterchen jedoch erhalten Sie nirgends eine Prämie!"

Ihr Feuereifer ergötzte ihn sichtlich. Aus seinem Lächeln ward ein Lachen, das die Hünengestalt leicht erschütterte, im übrigen aber fast lautlos blieb.

„Ich bin lange nicht oben gewesen," sagte er, „aber — verkrüppelt, verkümmert? Das hört sich — hahaha! — ja kläglich an. Ich werde neue Pflänzchen setzen lassen müssen."

„Aber warum denn?" rief sie fast zornig auffahrend. „Warum müssen es denn durchaus und durchaus deutsche Stiefmütterchen sein in einem Lande, das Blumen liefert, mit deren üppiger Schönheit gar nichts auf der Welt verglichen werden kann?"

„Die üppigen Schönheiten," erwiderte er in launigem Ton, „sind eben nicht jedermanns Geschmack; ich für meine Person zum Beispiel ziehe die durchgeistigten vor."

„Ach! Das sind nur Ausreden," murmelte sie, „dahinter steckt etwas ganz andres!"

„Nun?"

Sie sah wieder ein wenig zweifelhaft nach ihm hin. Als er noch immer heiterster Laune schien, erklärte sie kurz und bündig: „Der Eigensinn. Was nicht will, das soll nun gerade wachsen, der Natur zum Trotz!"

„Hm, hm!" machte er, sich jetzt gedankenvoll den Bart streichend. „Da haben Sie so unrecht nicht. Die Menschenseele ist ein beharrlich Ding, sie läßt nicht ab vom Sehnen nach dem, das gewesen ist. Das Neue mag noch so herrlich sein, vom Alten wird's dennoch übertroffen. — Haben Sie jemals Heimweh gefühlt?"

„Heimweh?" wiederholte sie verwundert. „Gewiß, in den ersten Wochen in Bremen ward ich meines Lebens nicht froh."

„Aber das verlor sich?"

Sie nickte bejahend.

„Nun, sehen Sie, in mir haben Sie einen Menschen vor sich, der das Heimweh nie ganz losgeworden ist. Es kommen immer wieder einmal Tage, Stunden, da es mich mit unbezwinglicher Gewalt packt. Dann bietet mir das verkümmerte Gärtchen, von dem wir reden, einen gewissen Trost."

Das heiße Blut schoß ihr in die Wangen. Die schönen Augen bestürzt auf ihn geheftet, stammelte sie: „Verzeihung! Ich — konnte nicht ahnen —"

„Daß neben meiner Eltern Hause in Bremerhaven Stiefmütterchen und Primeln, Erdbeeren und Himbeeren wuchsen," vollendete er freundlich. „Nein, gewiß, das konnten Sie nicht."

Jetzt herrschte Schweigen zwischen ihnen. Er hatte sich wieder an seine Schreiberei gemacht, sie blickte in ihr Buch, oder richtiger, darüber hinweg. Die Wangen brannten ihr noch, ihr war selten so unbehaglich gewesen. In ihrem Zartgefühl schämte sie sich, an eines Menschen Heiligtümern ihren Spott geübt zu haben,

und in ihrem Stolz ärgerte sie sich, daß sie sich schämen mußte. Daß der Ärger mit der Zeit die Oberhand gewann, daran trug Fritz die Schuld. Er zündete sich nämlich nach einer Weile ohne alle Skrupel eine Cigarre an.

„Da haben wir's wieder," sagte sich Ruth mit einer Art zorniger Genugthuung. „In Damengesellschaft raucht man nicht, oder doch nicht ohne vorher eingeholte Erlaubnis, so will's die Höflichkeit nicht nur bei uns in Australien, sondern auch in andern civilisierten Ländern. Aber wollte ich versuchen, ihm das klar zu machen, ich thäte es natürlich zu meinem Schaden. Er ist zungenfertiger wie der beste Advokat. Im Handumdrehen hätte er mir durch irgend eine Sophisterei bewiesen, daß er im Recht und ich im Unrecht sei. Ich will mich auch wohl hüten, ihm diesen Triumph zu bereiten."

Sie sagte also nichts, doch als der Zugwind die ersten leichten Rauchwölkchen in ihre Richtung trieb, da wies sie diese mit einer ungeduldigen Handbewegung zurück. Dies brauchte sie gerade nur noch einmal zu wiederholen, dann hatte der Übelthäter auch schon begriffen, und die Cigarre flog in das Gartengebüsch.

Damit war er ihr nun aber entschieden zu weit gegangen. Er hatte sich nur seiner Unterlassungssünde bewußt werden und noch nachträglich ihre Erlaubnis einholen sollen, welche ihm dann gnädig gewährt worden wäre. Sie hatte gar nichts dagegen, sich in Rauchwolken hüllen zu lassen, war dies vom Onkel in Bremen her schon gewohnt und wußte nebenbei auch vom Onkel in Bremen her, wie ungern ein Mann nach der Tagesarbeit seine Cigarre entbehrt. Wie die Sache jetzt lag, mußte sie sich demnach wie ein arger Störenfried vorkommen. Als Eindringling war sie in der Pendoppo erschienen, und nun verleidete sie dem rechtmäßigen Eigentümer den Aufenthalt darin. Unerhört und unerträglich.

„Gute Nacht," sagte Ruth, sich plötzlich erhebend, und bevor ihr erstaunt aufblickender Gatte noch Zeit gefunden hatte, etwas zu erwidern, war die Thür des Vorzimmers bereits hinter ihr in das Schloß gefallen.

Sie hatte Zornesthränen in den Augen, als sie in ihrem Schlafgemach anlangte. „Nun ist er wieder im Vorteil," knirschte sie. „O! Wenn ich ihn doch endlich einmal klein machen könnte vor sich selber, so klein, daß er erröten müßte! Dann wäre mir gleich besser."

Siebentes Kapitel.

In dem glühenden Verlangen, an Fritz Bardewiek irgend eine Schwäche zu entdecken, bei der er zu fassen sein würde, studierte nun Ruth zwei volle Tage lang an ihm herum. War er zugegen, dann beobachtete sie jede seiner Handlungen, jede seiner Gebärden. War er abwesend, dann suchte sie jedes einzelne Wort, das er gesprochen, aus ihrer Erinnerung wieder hervor, prüfte es und legte es auf die Goldwage. Besonders im Verkehr mit seinen Leuten beobachtete sie ihn.

Die Dienerschaft an sich war schon groß. Für jede Hantierung im Haus oder Garten war ein Mann oder eine Frau erforderlich, das brachte die Hitze des Klimas,

die angeborene Trägheit des Javanen so mit sich. Dem einen lag ausschließlich das Stubenfegen ob, dem andern das Lampenreinigen, dem dritten das Geschirrwaschen u. s. w. Jeder einzelne Diener aber — Sidin, der kaum siebzehn Jahre zählte, ausgenommen — hatte in einem der Häuschen, welche die Herrenwohnung im Halbkreise umstanden, Weib und Kind. Das ergab ein Personal von fünfzig bis sechzig Köpfen, die nicht immer alle Ersprießliches ausheckten.

Der Herr fand auch hin und wieder zu tadeln, aber er that dies ohne laute Heftigkeit, ohne starken Wortaufwand. Ein kurzes „Das ist mir leid“ oder „Das hätte nicht geschehen sollen“, und der Schuldige schlich gesenkten Hauptes seiner Wege, um durch verstärkten Diensteifer seine Reue an den Tag zu legen. Von wutverzerrten Mienen oder Hassesblicken hinter dem Rücken des Tadlers bekam Ruth, so genau sie auch beobachtete, nichts zu sehen.

Auch von der zitternden Scheu vor ihm, deren Vorhandensein bei all diesen Menschen sie als ganz bestimmt vorausgesetzt hatte, vermochte sie nirgends eine Spur zu entdecken. Ehrfurcht war zweifellos in hohem Grade vorhanden, allein keine eigentliche Furcht. Das merkte man am deutlichsten an dem Gebahren der Kinder. Vor ihr (Ruth) riß die kleine Bande allemal heulend aus, und nur mit Hilfe von Sarina und recht schönem qué-qué (Kuchen) war es ihr gelungen, ein allerliebstes fünfjähriges Dingelchen zum Stillhalten zu bewegen, während sie es abkonterfeite. Wenn aber der Herr in Sicht kam, dann erhob sich ein jubelndes Geschrei von „tuwan, tuwan!“ und von allen Seiten lief die halbnackte Schar zusammen, um ihn im Hof von seinem großen Pferde steigen zu sehen.

Am dritten Tage stellte Ruth ihre Lupe beiseite. Wenn Fritz Bardewiek Schwächen besaß, so waren ihr diese nicht wahrnehmbar. Sie hatte wohl oder übel einen edlen Menschen in ihm erkennen müssen, einen von denen, deren Wollen mit ihrem Handeln im rechten Einklang steht, die in seltenem Maße das besitzen, was wir Charakter nennen.

Und war sie enttäuscht? Ob mehr enttäuscht oder mehr beschämt, das wußte sie selber nicht. Verstimmt war sie jedenfalls, „denn,“ so sagte sie sich, „neben solch einem Ausbund von Vortrefflichkeit muß man sich ja ungemütlich fühlen.“

Daß es mit der Ungemütlichkeit in spätestens vierzehn Tagen für immer vorbei sein werde, gewährte ihr keinen besonderen Trost. Vierzehn Tage konnten sich lang genug dehnen. Welch eine Ewigkeit war nicht die Woche gewesen, die jetzt hinter ihr lag! Jeder einzelne Tag gleichsam ein Jahr lang und ihr ganzes früheres Leben, die einundzwanzig Jahre ihrer Kindheit und Jugend wie zu einem Tage zusammengeschrumpft. Dieser kurze Tag hatte eben dem Glück gehört, das Unglück war es, das die Zeit so furchtbar dehnte.

Unglücklicher wie sie konnte auf der Welt niemand sein — und verlassener auch nicht. Dieses qualvolle Gefühl des Verlassenseins — sie hatte es bis zu diesem Grade niemals empfunden, selbst nach dem Tode ihrer Eltern nicht. Der teuren Heimat den Rücken zu kehren, war sie ja damals gezwungen gewesen, aber überall, wohin sie gekommen, hatte sich ihr die Fremde mit Freunden und Bewunderern gefüllt.

Jetzt erst war sie allein — mutterseelenallein. Eine große Kluft trennte sie

von den braunen Menschen, eine fast noch größere von diesem ragenden Felsen von einem Manne.

Nicht, daß sie sich neben ihm klein oder unbedeutend vorgekommen wäre — o nein! Zu seiner Konsequenz im Handeln, seiner Gleichmäßigkeit des Wesens mochte sie es ja nicht gebracht haben, aber etwas wert war sie auch. Das sagte ihr nicht die eigne Eitelkeit, das hatten ihr beredte Lippen und Augen tausend- und abertausendmal wiederholt. Es war nicht anzunehmen, daß gerade, weil er — der Fels — andrer Meinung war, alle diese Augen und Lippen gelogen haben sollten.

Gott! Wenn sie es bedachte, wie war sie doch mit Liebe überhäuft worden von der Wiege an. Und ganz selbstverständlich hatte sie dies immer gefunden. Noch als ihr während der Reise Mrs. Merryweather wie eine Mutter begegnet war, Herr von Senden wie ein Bruder, Ada Macdonald wie eine Schwester, hatte sie sich darüber nicht im mindesten gewundert, auch sich besonders erkenntlich dafür zu zeigen, war ihr nicht eingefallen. Jetzt erst wußte sie, was uneigennützige Zuneigung wert war; hier in diesem unglückseligen Lande, wo niemand auch nur die geringste Sympathie für sie hegte, hatte sie es erfahren. Ach! hätte sie die drei heute hier gehabt — diese drei und Leni!

Das gute, das liebe Cousinchen. Der Abschied von ihm hatte ihr bitter wehgethan. Freilich, der Schmerz war nicht von langer Dauer gewesen. Fröhliche Gesellschaft, lustige Reiseeindrücke hatten ihn rasch genug zurückgedrängt. Heute öffnete sich die Wunde wieder. Heute hätte sie alles — alles gegeben für ein Plauderstündchen mit der Kleinen — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da kein Wünschen und kein Sehnen ihr die lebende Leni brachte, so ging Ruth, um sich wenigstens einigen Ersatz zu verschaffen, die von ihr gemalte Leni aus dem Koffer zu nehmen und im Salon aufzuhängen. Eigentlich hatte sie sich ja vorgenommen gehabt, bloß das Nötigste auszupacken, um sich vor der Flucht die Mühe des Wiedereinpackens zu ersparen, doch als nun Lenis Bild in seinem hübschen Rahmen sich an der großen kahlen Wand so trostlos einsam zu fühlen schien, wie sie selbst in diesem öden Sukawangi, da war es ihr zum Erbarmen. Sie lief also eiligst hin, zog einen prächtigen Wandfächer für Photographien an das Tageslicht und gruppierte darin mit Kunst und Geschmack ihre halbe Reisegesellschaft in effigie, die Macdonalds, Mrs. Merryweather, die fünf Reverends und Herrn von Senden. Das nahm sich recht hübsch aus und schien der Kleinen da oben zu gefallen, allein so recht behaglich war es ihr selbst jetzt noch nicht, man sah es ihr an. Da waren die drei großen gemalten Teller, Hochzeitsgeschenke von Lenis Freundinnen, die würden die leeren Wandflächen rechts und links nicht übel füllen. Ob sie die noch herbeiholte?

Ruth holte die Teller und holte auch sonst noch mancherlei — Körbchen, Schalen, Bilderständer, Bücher. Ein Ding zog wunderlicherweise immer das andre nach sich. Weil Hammer und Nägel unentbehrlich waren, mußte Sidin kommen und helfen. Nach einer Stunde eifrigen Dekorierens war aus einem freudlosen Raum ein reizvolles Gemach geworden. Alle Tische prangten im Schmuck herrlicher Blumenarrangements, von allen Wänden blinkte und schimmerte es. Dem guten Sidin

strahlten die Augen vor Entzücken, und auch Ruth konnte sich eines Gefühls der Befriedigung nicht erwehren.

Das war heute morgen gewesen, jetzt — sie hatte eben Siesta gehalten — spürte sie schon von dieser Befriedigung nichts mehr. Im Gegenteil, sie fand, daß sie recht thöricht gehandelt habe, alle die Bilder und Sächelchen an das Licht zu ziehen. Der alte Vers sagte es ja schon: „Kein größerer Schmerz, als sich im Unglück glücklicher Tage erinnern," und sie hatte ihre Erinnerungen an alle Wände gehängt, konnte den Blick nun nicht heben, ohne einen Stich in das Herz zu bekommen. Um ihre Schwermut zu bannen, hatte sie sich in ihren öden Salon Gesellschaft geladen, und nun trieben die lieben Gäste sie zum Zimmer und zum Hause hinaus.

Ja, sie hielt es nicht aus, nahm von einem Tisch ihr Skizzenbuch, spannte, aus der Veranda tretend, gegen die immer noch glühende Nachmittagssonne einen bunten, papierenen Pajong auf und begann, dieselben Pfade verfolgend, die sie neulich morgens genommen, den Berg hinanzusteigen. Das deutsche Gärtchen, an das sie noch immer nicht ohne ein Gefühl der Beschämung denken konnte, hätte sie gern umgangen, aber das ließ sich nicht gut machen. Da war nur ein Weg und der führte mitten hindurch. So trat sie denn durch das Pförtchen im Bambuszaun und schritt, den Kopf tief gesenkt, nur scheu mit den Blicken an den Rabatten hinstreifend. Als sie, neben dem Blumenbeet angelangt, das ihr neulich soviel Stoff zur Heiterkeit geboten hatte, ein von irgend einem Tier aufgescharrtes Pflänzchen halbverschmachtet am Boden liegen sah, bückte sie sich danach und schob es mit bebendem Finger in die mütterliche Erde zurück.

„Ein Fels kann eigentlich kein Heimweh fühlen," fuhr es ihr, als sie sich wieder emporrichtete, durch den Sinn.

Nach ein paar Schritten kam ihr im Anschluß an jenen Gedanken dieser andre:

„Gewiß war es dieses Heimwehgefühl, das ihm den Wunsch, eine Frau zu besitzen, nahelegte. Um eine Landsmännin konnte es ihm natürlich nur zu thun sein, um ein kleines, deutsches Stiefmütterchen oder Veilchen. Er mag enttäuscht genug gewesen sein, als er hörte, daß sein Vater für ihn um eine Australierin geworben habe. Jener Brief, den er an mich schrieb, war ohne Zweifel das Resultat dieser Enttäuschung. Ich verstand nur nicht, zwischen den Zeilen zu lesen — sah Bescheidenheit, wo Widerstreben war — schrieb ihm eine Antwort —"

Das Blut schoß ihr plötzlich in die Wangen. Sie warf den Sonnenschirm zur Erde und bedeckte ihr glühendes Gesicht mit den Händen.

Nach einer Weile kehrte ihr Trotz zurück. „Kann ich dafür," rief sie, den Kopf in den Nacken werfend, „daß seines Vaters Wahl auf mich fiel, statt auf Leni? Übrigens Leni wäre auf den Vorschlag gar nicht eingegangen. Eine Frau auf Bestellung — gräßlich war ihr der Gedanke. Das kleine Ding, das gar keinen Stolz zu besitzen schien, war stolzer wie ich und klüger auch, ich merke es jetzt, ich — doch genug davon und übergenug!" Sie stampfte mit dem Fuß auf und bückte sich dann nach dem Pajong. „Ich will nicht mehr daran denken — ich will nicht! Es wird ja auch jetzt alles bald berichtigt werden. Er soll nur Geduld haben. So rasch wie nur irgend möglich, mache ich Platz für das deutsche Veilchen!"

Damit setzte sie ihren Weg fort. Als sie nach fast halbstündigem hastigem Bergansteigen zum zweitenmal auf ein übermannshohes Gehege aus Stachelbambus stieß, wäre ihr vielleicht die Überzeugung gekommen, daß es hier mit der Besitzung zu Ende sein müsse, hätte Fritz ihr nicht gesagt, der Garten sei so groß, sie könne sich müde darin gehen. Müde fühlte sie sich nun jedoch noch nicht im geringsten, über die Zeit, die sie gebraucht hatte, um bis hierher zu gelangen, war sie sich nicht klar, und daß sich jenseits der Hecke der Pfad in derselben Weise weiter schlängelte wie bisher, zeigte ihr ein Blick. Kurzweg annehmend, daß es sich hier abermals um einen zu irgend einem Zweck besonders eingefriedigten Gartenbezirk handele, öffnete sie daher die nur eingeklinkte Pforte, schloß sie wieder hinter sich und befand sich im Walde.

Die ganze letzte Wegstrecke hatte man es der Natur kaum noch angemerkt, daß sie von Menschenhand ihr angelegte Fesseln trage, wenn sie jetzt noch ein bißchen ungebärdiger wurde, und hier und da fußdickes Schlinggewächs über den Pfad spann, so fiel dies Ruth nicht als befremdlich auf. Nur einmal, als sie, um einen gestürzten Baumriesen zu umgehen, sich durch ein Dickicht von wildem Pisang zu winden hatte, meinte sie in aller Arglosigkeit vor sich hin lachend:

„Ein Garten soll dies sein? Man könnte es auch einen Urwald nennen. Und was die Tiger betrifft, einen Unterschlupf fänden sie hier schon, aber da er ja doch nun einmal behauptet, daß es keine gibt —“

Mit einem Achselzucken gleichsam alle Verantwortung in dieser Sache von sich abwälzend und auf Fritz Bardewieks breite Schultern schiebend, schritt sie, die doch am Ende mit dem Leben dafür zu zahlen hatte, wenn er sich als im Irrtum befindlich erweisen sollte, gemütsruhig weiter. Wie schmeichelhaft ihm dieses ihr Vertrauen war, davon ahnte ihre Seele nichts.

Immer schöner ward es. Hier standen Baumfarne dicht aneinander gedrängt, ihre feingegliederten Häupter bis zu dreißig und vierzig Fuß Höhe hebend, dort wuchsen aus dem vom Rotang wie mit stacheligen Seilen und Schnüren durchzogenen dichten Unterholz Rasamalabäume empor, weißgraue, glatte Riesenstämme, an denen der Blick nur schwindelnd hinanklomm, und die auf ihren wagerecht ausgebreiteten Ästen wahre Blumenbeete trugen, das Herrlichste und Farbenprächtigste an Schmarotzern und Epiphyten, das sich nur denken läßt. Wie gelbe Glocken hing es dort oben, wie feurigrote Blütenbüschel, wie mattblaue und schimmerndweiße Sterne blinkte es aus dunklerem Laub hervor.

Ein Bergstrom ward nach einer Weile hörbar, erst nur mit fernem Gemurmel, dann mit Rauschen und lautem Getöse. Endlich kam er in Sicht — eine Schlucht hatte sich rechts geöffnet, eine in schwindelige Tiefen jäh hinunterklaffende, aber bis in ihre kleinsten Spalten hinein von üppigster Vegetation überwachsene Schlucht — und da kam er nun als schäumender Wasserfall am Abhang herab, um sich in den brodelnden Kessel unten zu stürzen. Dort, wo er sich hoch oben durch das Geklüfte den Weg gebahnt hatte, schimmerten blaue Berghäupter herein, und Fernsicht, Wasserfall und Schlucht lieferten ein Bild, das förmlich nach einem Pinsel schrie. Ruth senkte auch, mit sich selbst zu Rate gehend, das Auge auf ihr Skizzenbuch, doch sie

mochte finden, daß ihre Kunst dieser Schönheit nicht gerecht werden könne, denn mit einem Kopfschütteln wandte sie sich nach kurzem Zögern zum Weitergehen.

Zu zeichnen bekam sie darum doch etwas. Eine wunderbare, kleine Mooslandschaft hatte sekundenlang ihren Fuß und ihren Blick gefesselt, ein zierliches Wäldchen im großen Wald, sechs Zoll hohe langgestielte Pflänzchen, die sich wie Miniaturbaumfarne ansahen, und zwischen denen, gleichsam das Unterholz repräsentierend, winzige Blattgewächse keimten. Nun hob sie das Auge und stieß ein „Ah!" des Entzückens aus.

In einiger Entfernung vor ihr lag ein morscher Baumast quer über den Weg. Mit all den Epiphyten, die er zu tragen gehabt, möglicherweise auch überwältigt von ihrer Last, war er dahingeschmettert und bot nun einen herrlichen Anblick. Nie hatte Ruth Orchideen von solcher Pracht und Mannigfaltigkeit gesehen. Sie zählte sechs bis sieben verschiedene Arten dicht nebeneinander, erkannte die schöne Schmetterlingsorchidee, die köstliche Vanda suaveolens, wußte die übrigen nicht mit Namen zu nennen, verlor aber auch mit Grübeln keine Zeit, sondern hockte, ohne an Gefahr durch Schlangen u. s. w. auch nur zu denken, kurz entschlossen nieder, schlug ihr Buch auf und begann zu skizzieren. Nicht alles wollte sie haben, nur ein Stück vom toten Holz und von den blütenbeschwerten, saftigen Zweigen, die es krönten und überhingen, gerade genug für ein wirkungsvolles Aquarell. Selbstverständlich galt es im Moment nur, die Umrisse flüchtig anzugeben, die Ausführung in Farben behielt sie sich für später vor, es hinderte sie ja nichts, beim Fortgehen eine Handvoll der gezeichneten Blumen mitzunehmen.

Eile hatte die Sache. Ihre Uhr wies auf halb fünf, um sechs ward es freilich erst dunkel, allein ein tüchtiges Stück hatte sie sich doch immerhin vom Hause entfernt. Rasch vorwärts also!

Es war merkwürdig still, wo sie saß, nur daß hin und wieder ein bunter Vogel vorüberschwirrte, oder daß ein Kraspeln in Buschwerk und Gezweig auf die Nähe kleinen Getiers deutete. Einmal freilich brüllte es in der Ferne in einer Tonart, die ihr unter andern Umständen Bedenken erregt hätte, doch weil Fritz ihr versichert hatte, daß von wilden Bestien nichts zu fürchten sei, so fürchtete sie sich eben nicht und zeichnete unbeirrt weiter, bis ein jäh daherfahrender Windstoß ihr das Blatt zu entreißen drohte. Da erst sah sie auf und gewahrte, daß die Luft sich stark verdunkelt habe.

„Es wird regnen," sagte sie sich erschrocken. „Ein Glück, daß ich so gut wie fertig bin."

Aufspringend klappte sie ihr Buch zu, nahm den Pajong vom Boden auf und begann, sich in aller Geschwindigkeit die Blumen zu pflücken, deren sie bedurfte. Allein sie hielt den vollen Strauß noch nicht, da kam ein zweiter Windstoß von größerer Heftigkeit, und in das Rauschen der tief sich neigenden Gipfel hinein drang lautes Donnerrollen.

„Ein Gewitter," rief sie entsetzt, „und ich bin wer weiß wie weit vom Hause entfernt."

Nun ließ sie im Stich, was sie von Orchideen nicht mehr hatte greifen können, und wandte sich zur raschen Flucht.

Doch so schnell sie lief, dem Wetter entkam sie nicht. Heulend war ihr der Sturm auf den Fersen, und den Regen brachte er mit. Erst waren es einzelne, schwere Tropfen, die herniederschlugen, dann hatten sie sich im Handumdrehen zu förmlichen Wasserbächen vereinigt, die unaufhörlich über ihr unbedecktes Haupt, ihre nur in leichten weißen Batist gekleidete Gestalt wegstürzten. Dazu das betäubende Krachen des Donners, das grelle Leuchten der Blitze, die aus allen Richtungen her zu zucken schienen und die Luft zeitweise in ein Flammenmeer verwandelten, um wenn verschwunden, eine Dunkelheit zurückzulassen, in der man den Pfad kaum noch sah.

„Ich bin verloren," stöhnte Ruth. „Wenn mich der Blitz nicht tötet, so laufe ich in den Abgrund! Wo mag er nur sein — wo mag er nur um Gotteswillen sein?! Vorhin war der Strom fast ohrbetäubend, jetzt hört man nichts, als diesen furchtbaren Donner."

Blindlings rannte sie vorwärts. Erst als sie sich plötzlich bewußt ward, den Pfad unter den Füßen verloren zu haben und in ein Dickicht geraten zu sein, stand sie still.

„Es nützt nichts," sagte sie sich in dumpfer Verzweiflung, „ich verirre mich nur hoffnungslos. Ich will hier warten, vielleicht, daß es heller wird, wenn nicht — O Gott! Wenn die Nacht mich hier überrascht! Um sieben Uhr ist Diner. Früher wird er nicht nach mir fragen, wenn er überhaupt —" Sie brach schluchzend ab, das Gefühl ihres trostlosen Verlassenseins hatte sie wieder gepackt.

Sich mit beiden Armen an einen Baumstamm klammernd, stand sie — eine Ewigkeit, wie es ihr schien. Mitunter strich es an ihr vorüber wie von flüchtendem Getier, einmal war es ihr, als funkelten grüne Katzenaugen sie an, doch das erschreckte sie nicht. Sie fürchtete nichts als den Blitz und die Nacht.

Endlich ließ das Toben in etwas nach, die Finsternis lichtete sich, sie erkannte den Pfad. Gleichzeitig war es ihr, als schlage der Klang einer Menschenstimme an ihr Ohr. Angestrengt horchte sie. Richtig! Ein Ruf — ihr Name: „Ruth!"

„Hier!" schrie sie, „hier!" und stürzte vorwärts.

Kaum aber hatte sie den Weg betreten, der jetzt schon mehr ein schmaler Bach war, der sich reißend bergab wälzte, da nahm auch das Unwetter schon wieder überhand. Ein Windstoß schleuderte sie gegen einen Baum, ein Donnerkrachen erfolgte, daß sie sich mit beiden Händen nach den Ohren fahren mußte.

„Ich kann nicht," stammelte sie grauengeschüttelt. „Wozu auch? Es war ja doch nur Sinnestäuschung. Was ich gern hören wollte, das hörte ich. Es rief niemand — wer sollte auch rufen? Ich muß hier sterben. O Gott! So sterben zu müssen — so allein, so mutterseelenallein!"

„Ruth!"

Das klang aus der Nähe und war deutlich genug. Ihr Herz that einen wildfreudigen Schlag.

„Hier!" jubelte sie auf und strebte wieder vorwärts. Wie mit einem Schlage war all ihre Angst verschwunden, und was zu denken ihr bis jetzt sehr fern gelegen hatte, das dachte sie, nämlich: „Das Kleid klebt mir am Körper, und bis zu den Knien hinauf hat es einen schwarzen Kotsaum. Ein gräßlicher Anblick, den ich ihm biete!"

Wie dieser Anblick auf Fritz Bardewiek wirken würde, das war ihr für den Moment von größerer Wichtigkeit als Blitz, Sturm und Regen. Eben war sie sichtbar geworden, die mächtige Gestalt, jetzt betrug die Entfernung zwischen ihnen kaum mehr fünfzig Schritt, und jetzt — geschah etwas Fürchterliches. Wie eine Feuerkugel kam es vor ihr durch das Gezweig gefahren, die ganze Luft war wie erfüllt von einer blendenden Lohe. Ein Weltuntergangsdonner, ein Poltern, ein gräßliches Krachen folgte, und an der Stelle, wo Fritz Bardewiek jetzt hätte stehen müssen, lag quer über den Weg geschmettert ein blitzgefällter Baumriese. —

„Sie sind doch nicht verletzt?" fragte eine besorgte Stimme neben Ruth, die in den Schlamm des Weges hingesunken war und ihr todblasses Antlitz in den Händen verborgen hielt.

Ein heftiges Zusammenzucken, ein scheues Blinzeln durch die vorgehaltenen Finger, dann stieß sie außer sich hervor:

„Sie leben noch?!"

„Wie Sie sehen," entgegnete er in seinem gewöhnlichen, ruhigen Ton. „Und Ihnen ist auch nichts passiert? Nun, Gott sei Dank, dann lassen Sie uns eilen, daß wir nach Hause kommen."

Sprachlos starrte sie ihm ins Gesicht. Eine solche Gelassenheit überstieg ihre Begriffe.

„Kommen Sie," bat er, „stehen Sie auf! So recht geheuer ist's hier im Moment nicht, Sie haben sich selbst davon überzeugt."

„Nicht recht geheuer!" dachte sie schaudernd bei sich. „Mein Gott! Was für ein Mensch!"

Er faßte ihre Hand und zog sie empor. Doch der Schrecken war ihr so in die Glieder gefahren, daß sie sich kaum aufrecht hielt.

„Geht es," forschte er, „oder soll ich Sie tragen?"

„Nein, nein," rief sie, heftig mit dem Kopfe schüttelnd, „mir — mir wird gleich besser sein."

Er nahm ihr erst das Buch aus der Hand, dann den unglücklichen Pajong, den sie die ganze Zeit über krampfhaft gehalten hatte, und an dem jetzt das Papier in weichen Lappen niederhing.

„Den nach Hause zu tragen, lohnt wohl nicht der Mühe," entschied er, die Ruine weithin in die Büsche schleudernd. „Was meinen Sie, wollen wir uns nun auf den Weg machen?"

Und als sie zustimmend nickte: „Den Arm kann ich Ihnen nicht reichen, dazu ist der Weg zu schmal. Folgen Sie mir nur auf dem Fuße. Mit dem Blitz hat es keine Gefahr für Sie. Der wählt sich bekanntlich immer die höchsten Häupter, und eine Kleinigkeit überrage ich Sie denn doch noch."

Scherzen konnte er nach solch einem Ereignis! An einem Haar hatte sein Leben gehangen. Nur noch ein einziger Schritt vorwärts, und er lag zerschmettert unter dem Baum da. „Er ist wirklich ein Fels," sagte sie sich, scheu an der Hünengestalt emporblickend, die vor ihr aufschritt, „freilich — das Heimweh?"

Stumm folgte sie ihm, die Stirn gesenkt, die Augen am Boden. Plötzlich,

sie hatten die Garteneinfriedigung bereits hinter sich, entfuhr es ihr in bebendem Ton:

„Ist es möglich — daß Sie gar keine Angst hatten?"

„Angst?" wiederholte er, sich erstaunt zurückwendend. „Aber gewiß. Es regnete bereits in Strömen, da erfuhr ich von Sidin, Sie seien noch draußen. Ich erschrak nicht wenig."

„Das ist's nicht, was ich meine," entgegnete sie hastig, „ob Sie für sich selber nichts fürchteten, wollte ich wissen?"

„Von dem Wetter? O, ich lebe nun schon an die fünfzehn Jahre in den Tropen und bin diese Gewitterstürme nachgerade gewohnt."

„Und wenn nun vorhin der Blitz Sie getroffen hätte, was hätten Sie dann gesagt?"

„Dann wäre mir zum Sprechen wohl kaum noch viel Zeit geblieben."

Das leise Auflachen, das diese Replik begleitete, brachte sie auf.

„Wie kann man nur gegen den Tod so gleichgültig sein," stieß sie hervor.

Nun drehte er sich wieder nach ihr um. „Ja, glauben Sie denn, ich wäre das?" fragte er jetzt mit völlig ernstem Gesicht. „Da befinden Sie sich doch im Irrtum. An die Reise kann keiner mit Gleichmut denken, der sein Haus noch nicht bestellt hat."

Das klang ihr wunderlich trivial. „Der sein Testament noch nicht gemacht hat, soll das heißen?" erkundigte sie sich mit einem leichten Kräuseln der Lippen.

„Ja," antwortete er.

„Ist's nicht ziemlich einerlei, was nach unserm Tode aus unsern irdischen Gütern wird?"

„Einerlei, ob sie zum Heil oder zum Unheil der Menschheit zurückbleiben? Ich dächte nicht."

Indem er noch sprach, fiel ihm ein, daß sie als seine Frau sich möglicherweise allein berechtigt halte, von ihm zu erben, und scharf sah er noch einmal nach ihr hin. Doch von gemeiner Habsucht lag nichts in ihrem Gesichtsausdruck, sie blickte nur ein wenig betroffen vor sich nieder.

Einige Minuten später waren sie unter der Veranda angelangt.

„Ich werde Ihnen Sarina schicken," sagte er. „Sorgen Sie, daß Sie in trockene Kleider kommen. Sie sind bis auf die Haut durchnäßt, wie mir scheint."

„Ja," stammelte sie, mit scheuem Erröten an sich niederblickend, „ich sehe gräßlich aus."

„Das ist Nebensache, wenn Sie sich nur nicht erkälten."

„Jawohl, Nebensache," dachte sie, in ihr Zimmer tretend, „ob ich noch ein bißchen mehr Vogelscheuche bin wie gewöhnlich, das kann ihm natürlich nichts verschlagen."

Achtes Kapitel.

Die Kleider zu wechseln, war ihr vor dem Diner genügend Zeit geblieben, ihr Haar zu trocknen aber nicht. Mit Unbehagen hatte sie während der ganzen Dauer der Mahlzeit die Schwere des nassen Knotens in ihrem Nacken empfunden. Jetzt, in den Salon gelangt, zog sie Pfeil und Nadeln heraus und schüttelte die prächtige Mähne, daß sie sich zu einem Mantel auseinander rollte, der ihr weit über den Gürtel hinabhing. Dann setzte sie sich, der Lampe abgewandt, in denjenigen Schaukelstuhl, den sie bevorzugte, schmiegte den Kopf seitwärts gegen die Rücklehne und schloß die Augen.

Die verschiedenartigen Erregungen des Nachmittags hatten sie ermüdet, der Wein, den sie bei Tisch getrunken, war ihr wohl infolgedessen ein wenig in den Kopf gestiegen, der Regen, der vor dem offenen Fenster noch immer mit stetigem Rauschen niederfiel, sang ihr ein monotones Schlummerlied, und sie war eben im Begriff einzuschlafen, als sich die Thür öffnete. Sie drehte langsam den Kopf, blinzelte, vom Lampenschein geblendet, ein paarmal mit den Lidern und sprang dann plötzlich auf die Füße. Fritz Bardewiek war eingetreten, d. h. er hatte die Thür noch nicht hinter sich in das Schloß gezogen, stand, etwas verdutzt nach ihr hinblickend, auf der Schwelle.

Durch diesen Blick erst ward sie an ihr gelöstes Haar erinnert, und sich entsetzt mit beiden Händen nach dem Kopfe fahrend, stammelte sie: „Verzeihung, aber — ich hatte keine Ahnung —“ Damit wollte sie in ihr Schlafzimmer eilen.

„Halt!“ rief er, jetzt hastig näher tretend. „Was haben Sie vor?“

„Ich will mir nur das Haar aufstecken.“

„Warum? Ich finde, Sie haben sehr vernünftig gethan, es zu lösen, ich merkte schon bei Tisch, wie naß es sei.“

„Aber,“ stieß sie mit heißem Erröten hervor, „ich kann doch unmöglich — in dieser Unordnung —“

„Unordnung? Ich merke nichts davon. — Nein, bitte, bleiben Sie!“ — sagte er, als sie trotz dieser Versicherung noch einen weiteren Schritt auf ihre Kammerthür zu that. — „Ich gehe sonst sofort wieder hinaus, kam übrigens auch eigentlich zu keinem andern Zweck, als um Ihnen dieses Buch zu bringen, das ich vorhin in Gedanken mitnahm.“

Sein Auge, das bei den letzten Worten flüchtig das Skizzenbuch in seiner Hand gestreift hatte, ward hier von einem der heute morgen aufgehängten Teller gefesselt, der das Lampenlicht flimmernd zurückstrahlte. Nun erst schien er zu bemerken, daß mit dem Zimmer eine Verwandlung vorgegangen sei, und sich langsam auf dem Absatz umdrehend, betrachtete er sich nacheinander die vier Wände, die Tische mit ihrem Blumenschmuck, all das neue, das gekommen war.

„Das hat sich hier ja wunderbar verändert,“ bemerkte er endlich.

Von dem Wohlgefallen, das sich, während er Umschau gehalten, in seinem Auge gespiegelt, hatte sie, die mit gesenkten Lidern dastand, nichts gemerkt, und weil es immer schwer hielt, aus seiner gleichmäßig ruhigen Sprechweise auf Gefühls-

regungen in ihm zu schließen, so wußte sie nicht, ob er angenehm oder unangenehm berührt sei.

„Oh!“ meinte sie daher zögernd. „Die Sachen können ja natürlich jeden Moment wieder entfernt werden —“

„Ach! Nein, nehmen Sie nichts wieder fort!“ bat er, sich hastig nach ihr umwendend. „Das alles ist so wunderhübsch, so selten geschmackvoll. — Ich wüßte nicht, wann in meinem Leben ich mich in einem so anheimelnden Raum befunden hätte.“

Sie sah ihn mit großen Augen an. Nein, wahrhaftig, er scherzte nicht, er sprach in vollem Ernst, mit wirklicher Wärme. Solch ein anspruchsloser Millionär! Das Herrlichste, das auf der Welt Kunst und Kunstfleiß hervorzubringen vermochten, stand ihm zu Gebote, und da begeisterte er sich nun für die paar wertlosen Scharteken, die sie aus ihrem Koffer gezogen! Unter andern Umständen hätte die Thatsache sie wohl belustigt, im Moment ließ ein eigentümliches Frohgefühl, welches ihr das „selten geschmackvoll“ verursacht hatte, das er auf die Zimmereinrichtung angewandt, gar keine spöttische Regung in ihr aufkommen. Sie war mit Schmeicheleien von seiner Seite so gar nicht verwöhnt.

Dieses Frohgefühl im Verein mit dem Gedanken, daß „man ja am Ende im Seebade den halben Tag so herumlaufe,“ halfen ihr auch glücklich über die Verlegenheit in Bezug auf ihre gelösten Haare hinweg. Sich die stolze Mähne in den Nacken schüttelnd, trat sie ganz rasch und keck neben Fritz hin, der sich jetzt Lenis Bild in der Nähe zu betrachten ging. Sie war doch sehr begierig, was für ein Gesicht er der Kleinen wohl machen, und ob er vielleicht in ihr gleich auf den ersten Blick sein ersehntes deutsches Veilchen erkennen würde.

Atemlos stand sie da, ihn so scharf im Auge haltend, wie er das Porträt. Allein sein ernstes Profil verriet ihr nichts, und seine Stimme klang genau wie sonst, als er nach einer Weile sagte: „Ein feiner Kopf und ein Paar seelenvoller Augen.“

„Ach! So seelenvoll,“ nickte sie. „Ich wollte bloß, Sie könnten Leni — es ist nämlich mein Cousinchen aus Bremen — einmal in Wirklichkeit sehen; das stümperhafte Bild gibt von ihr keine Ahnung.“

„So? Ist's stümperhaft?“ verwunderte er sich. „Mir gefällt's außerordentlich.“

„Ein Kunstkritiker ist er nicht,“ dachte sie; „ich könnte ihm an dem Machwerk Mängel genug offenbaren.“

Auch diese Entdeckung übrigens weckte keinen Spott in ihr, erhöhte vielmehr nur ihre gute Laune. Aus Furcht, sich ihm nach dem Lobspruch, den er dem Gemälde erteilt, als die Malerin zu verraten, vermied sie es, über jenes noch weiter zu reden, und wie er nun den fragenden Blick auf die Photographien in dem Wandfächer senkte, war sie mit Erklärungen rasch bei der Hand.

„Da haben Sie den besten Teil meiner Reisebekanntschaft vor sich,“ sagte sie, „aber die Gesichter zu unterscheiden ist's hier reichlich dunkel.“

Sie nahm den Fächer von der Wand und wollte damit an das Lampenlicht treten, doch unterwegs hakte sich eine Strähne ihres losen Haares in der Lehne eines Korbsessels fest.

„Au!“ machte sie unwillkürlich, denn es that weh.

„Aha! Gefangen,“ rief er. „Warten Sie, ich befreie Sie!“

Während er darauf mit sorgsamer Hand das feine Goldgespinst von einem Nägelchen löste, erkundigte er sich: „Haben Sie wohl einmal malayisches Haar angefühlt?“

„Nein,“ antwortete sie kopfschüttelnd. „Wieso?“

„Sie thäten es kaum zum zweitenmal, meine ich nur. Es ist grob, hart und drähtig wie Pferdehaar.“

Sie sah ihn verdutzt an. Hatte das ein Kompliment an ihre Adresse sein sollen? — Aber nein — unmöglich! Seine Miene war zu gleichgültig, und ihr Haar ja bekanntlich für ihn strohgelb. Wenn nicht häßlich anzufühlen, dann doch jedenfalls häßlich anzusehen. Bah! Die Welt ging unter, bevor er ihr eine Artigkeit in Bezug auf ihre äußere Erscheinung sagte. Sie brauchte übrigens auch keine.

Diese Versicherung gab sie sich, und dann war es ihr doch gar nicht unangenehm, daß er sich die Photographien so eingehend betrachtete, und nicht nur von der Bild-, sondern auch von der Rückseite Notiz nahm, auf welch letzterer fast in jedem einzelnen Fall eine ihr sehr schmeichelhafte Widmung geschrieben stand, so z. B.: „Meiner liebsten, schönsten Sonnenblume zum Andenken,“ „der holden Reisegefährtin mit der Bitte, ihren gehorsamen Diener nicht ganz zu vergessen u. s. w.“

„Sie scheinen sich in der kurzen Zeit sehr viele Freunde erworben zu haben,“ bemerkte Fritz, als er mit der Besichtigung fertig war.

„Ja, sie waren alle sehr gut gegen mich,“ entgegnete sie, einen Seufzer unterdrückend.

„Wer ist denn die junge Dame hier, von der Sie als Sonnenblume angeredet werden?“

„Ada Macdonald, eine Amerikanerin.“

„Ein pikantes Gesichtchen.“

„Jawohl, und eine witzige kleine Zunge, aber ein liebenswürdiges Mädchen bei alledem. Die Herren da in der Mitte sind die fünf Reverends.“

„Soviel Geistlichkeit hatten Sie an Bord?“

„Freilich,“ lachte sie. „Es waren übrigens lauter angenehme Gesellschafter. Drei von ihnen widmeten sich der Heidenmission. Der kleine Downing ging nach China — Der, den Sie da halten, ist der kleine Downing.“

„Armer junger Mensch! Wenn ihm dort die Begeisterung nur nicht abhanden kommt, die ihm so schön aus den Augen leuchtet. Der dünkelhafte, auf seine eigne alte Civilisation überstolze Chinese verachtet den Fremden und alles, was von dem Fremden kommt. Nebenbei ist auch der Abstand zwischen dem rein äußerlichen Kultus, in dem er jetzt sein Genüge findet, und der durchgeistigten Lehre Jesu zu groß. Ihm diese auch nur begreiflich zu machen, halte ich schon für schwer, seine Genußsucht und skrupellose Habgier in Selbstverleugnung und christliche Nächstenliebe zu verwandeln, für ein Ding der Unmöglichkeit.“

„Er ist felsenfest vom Gegenteil überzeugt!“

„Das steht ihm auf dem Gesicht geschrieben. Ein äußerst sympathisches Gesicht. — Dieses hier übrigens auch.“

„Das ist Herr von Senden. Ach ja, ein hübscher, lieber Mensch! Er hat

mich immer so nett unterhalten. Wenn uns der Gesprächsstoff ausging, las er mir aus dem Mark Twain vor. Seine englische Aussprache war zum lachen, er selber verdiente eigentlich Mitleid — er beging nämlich die Thorheit, sich in Ada Macdonald zu verlieben."

„Aha! Und sie erwiderte seine Liebe nicht?"

„Ich glaube nicht, und geheiratet hätte sie ihn keinenfalls. Er ist nämlich Pflanzer auf Sumatra, lebt in einer gräßlichen Einöde dort, von civilisierten Menschen völlig abgeschieden."

„Ihr aber bangte wohl vor der Einsamkeit?"

„Sie wurde gar nicht gefragt. Ich riet ihm entschieden davon ab, sich einen Korb zu holen."

Er blickte so erstaunt zu dieser Mitteilung, daß Ruth sich veranlaßt fand, hastig erklärend hinzuzusetzen: „Ada war nämlich eine von denen, die durchaus nur in der großen Welt leben können. Sie bedurfte täglicher, stündlicher Anregung von außen her, hastete von Vergnügen zu Vergnügen, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume."

„Bei manchen Menschen," meinte er nachdenklich, „ist dieses Suchen nach Zerstreuungen nur Glückshunger, der sich betäuben will. Wenn sie dieses Glück in der Liebe endlich gefunden haben, dann werden sie mitunter genau so seßhaft wie andre Leute."

Die Worte wollten leise an ihr Gewissen pochen, das litt sie jedoch nicht. „Ich bitte Sie," entgegnete sie mit einiger Heftigkeit, „wenn sie ihn geliebt hätte, davon hätte doch wohl ich, die ich fast unzertrennlich von ihr war, etwas merken müssen!"

„Das ist allerdings anzunehmen," erwiderte er. „Ich möchte mir übrigens, nun wir bei diesem Thema sind, wohl eine Frage erlauben."

Sie sah ihn erschrocken an, sein Ton war so ganz besonders ernst.

„An Zerstreuungen, recht lebhaften geselligen Verkehr meine ich, sind auch Sie von Haus aus gewöhnt, nicht wahr?"

„Ja," antwortete sie ein wenig stammelnd, „ich — sah Menschen genug in Sydney — und später auch in Bremen."

„Und dieses tägliche Menschensehen war Ihnen Bedürfnis?"

„Gut entbehren konnte ich es nicht," gab sie zögernd zu.

„Trotzdem willigten Sie ein, zu thun, was Sie der Freundin nicht einmal vorgeschlagen wissen wollten, nämlich das Schicksal eines in der Einöde lebenden Mannes zu teilen."

„Ich glaubte eben nicht an die Einöde hier," versetzte sie hastig.

„Das heißt, Sie hielten die Schilderung, die ich Ihnen brieflich von den Verhältnissen hier gab, nicht für zutreffend?"

Sie hatte Eile, ihr Gesicht so zu wenden, daß der über ihre Schulter fallende Haarmantel ihm ihre Verwirrung verbergen mußte. An seinen Brief und somit auch an ihr Antwortschreiben erinnert zu werden, war ihr doch zu fatal.

„Ist es so?" forschte er.

„Ich — nahm mit Ihrem Vater Rücksprache," preßte sie heraus, „und er meinte, es würde wohl mit der Weltabgeschiedenheit nicht so schlimm sein."

Die Bemerkung schien ihn aufs peinlichste zu berühren.

„Demnach," begann er, die Brauen runzelnd, „trüge also mein Vater die Schuld —"

„Wo denken Sie hin?" fiel sie ihm entrüstet herumfahrend in das Wort. „Ich werde doch keinen Sündenbock suchen, und nun gar noch in diesem guten, alten Mann, den ich wie einen eignen Vater liebe? Wenn Schuld da ist, so ist sie mein. Aus Ihrem Briefe —" hier drehte sie wieder den Kopf weg — „las ich nur — liebenswürdige, nicht allzu schwerwiegende Bedenken heraus, und von Ihrem Vater ließ ich mir genau sagen, was ich zu hören wünschte, denn ich wollte nach Sukawangi, mein ganzer Sinn stand dahin."

Seine Miene, die sich, als sie von seinem Vater geredet, seltsam aufgehellt hatte, malte jetzt höchste Überraschung.

„Also es ward keinerlei Zwang auf Sie ausgeübt," fragte er, „auch durch die Verhältnisse nicht?"

„Die Verhältnisse," antwortete sie zögernd, „waren für mich drückend geworden, das läßt sich nicht leugnen. Ich wollte fort von Bremen, Gouvernante werden. Doch nicht der bloßen Versorgung wegen griff ich zu, als Ihr Antrag kam. Mich erfaßte eine wirkliche Sehnsucht nach dem schönen Lande, in dem Sie lebten, und da es hieß, daß Sie selber Ihrem Vater glichen, der mir so sehr gefiel —"

Um ganz aufrichtig zu sein, hätte sie nun noch hinzusetzen müssen, daß eine weit größere Anziehungskraft als er selbst und das Land, in dem er lebte, sein Reichtum auf sie ausgeübt habe, allein das wollte ihr so recht nicht über die Lippen. So brach sie denn errötend ab, und er, der an den angeführten Gründen auch genug zu haben schien, nickte nachdenklich ein paarmal vor sich hin und meinte dann:

„Diese Sehnsucht aber kam Ihnen wohl vor der Abreise noch abhanden?"

„Nicht doch," entgegnete sie mit raschem Kopfschütteln, „ich war voll Freudigkeit, als ich abreiste."

„Von dieser Freudigkeit merkte man Ihnen jedoch bei der Ankunft nichts mehr an."

„Ich weiß," murmelte sie, verwirrt die Augen senkend, „sie — war auch fort."

„Unterwegs verflogen?"

„Ja," hauchte sie, während das Blut ihr siedendheiß in die Wangen schoß.

Unglücklicherweise hatte sie sich in der Erregung vorhin das Haar wieder in den Nacken geschüttelt, deshalb war jetzt kein diskreter Schleier da, ihm dieses Erröten zu verbergen. Er nahm also Notiz davon und schloß daraus:

„Sie hat sich auf der Reise verliebt. Ob in einen von den Herren hier?"

Aufmerksam betrachtete er sich noch einmal die sechs Männergesichter, während er sie nacheinander langsam in die Falten des Fächers zurückschob. Drauf ging er, diesen wieder an die Wand zu hängen. Sich umdrehend, gewahrte er dann auf einem Tischchen das Skizzenbuch, das er vorhin aus der Hand gelegt hatte.

„Der wasserdichte Leineneinband hat es vor Schaden bewahrt," sagte er,

indem er es in die Hand nahm. „Ich war übrigens so indiskret, es zu öffnen, während ich es am Küchenfeuer trocknete. Sie nehmen mir das nicht übel?“

„Gewiß nicht,“ versicherte sie herzensfroh, daß er das frühere ihr sehr peinliche Thema hatte fallen lassen. „Es enthält ja keine Geheimnisse.“

„Eine allerliebste Orchideenskizze enthält es. Wo haben Sie die aufgenommen?“

„Da oben — ganz oben, jenseits des Wasserfalls.“

„So weit dürfen Sie sich allein nicht wieder wagen,“ bemerkte er mit großem Ernst.

„Sie sagten doch,“ wandte sie ihm verwundert ein, „im Garten hätte es keine Gefahr.“

„Sie haben sich nur nicht an den Garten gehalten,“ erwiderte er, „ich traf Sie im Wald, und der Wasserfall befindet sich schon hart an der Grenze des Urwalds.“

„Großer Gott!“ stieß sie erbleichend hervor. „Wissen Sie, daß ich es brüllen hörte, während ich so dasaß und zeichnete, ganz laut und verdächtig brüllen?“

„Also still am Boden gesessen haben Sie? Wohl gar längere Zeit?“

„Vielleicht eine halbe Stunde.“

Es überlief ihn kalt. Selbst wenn — und wer bürgte ihm eigentlich dafür? — der Wald keine Tiger barg, dann trieb sich dort doch noch genug andres gefährliches Raubzeug herum.

„Thun Sie das niemals wieder!“ bat er eindringlich.

„Ich will mich wohl hüten,“ sagte sie schaudernd — und die Stimme zum bangen Flüsterton senkend: „Als das Gewitter am stärksten war, funkelten mich aus dem Dickicht ein paar Katzenaugen an. Wenn die nun doch vielleicht einem Tiger gehört hätten?“

„Wenn auch nur einem Panther,“ dachte er, „es wäre schon schlimm genug.“ Laut sagte er in beschwichtigendem Ton. „Wozu sich jetzt noch nachträglich ängstigen? Danken wir Gott, daß alles gut gegangen ist, und versprechen Sie mir, sich nicht wieder aus dem Garten zu entfernen, ohne ein paar der Diener mitzunehmen. Die sind doch wenigstens mit ihrem Kriß bewaffnet, während Sie so ganz ohne Wehr —“

Er brach ab, denn es überlief ihn wieder. Er sah sie mitten im wilden Wald sitzen, und dabei fiel ihm ein, wie in entlegenen Plantagen der Tiger den Kuli beschleicht, wenn er Blätter pflückend am Boden hockt. Ein Sprung aus dem Hinterhalt, und mit einem Biß in den Nacken hat er sein Opfer getötet.

Wenn nun Ruth auch dieses grausige Bild nicht sah — der Mut zu Waldpromenaden war ihr doch gründlich vergangen.

„Ach nein,“ murmelte sie mit blassen Lippen, „ich gehe weder allein, noch in Begleitung.“

„Auch nicht in der meinen?“

„Sie sind sehr gütig, aber Sie haben ja den ganzen Tag zu thun.“

„O nein, ich kann mich leicht genug frei machen. Lassen Sie mich nur wissen, wann Sie Ihre Zeichnung zu beendigen wünschen — denn das muß doch jedenfalls an Ort und Stelle geschehen?“

„Nötig wäre das gar nicht. Wenn ich nur die Orchideen wieder hätte, die

ich mir pflückte und hernach auf meiner wilden Flucht verlor, dann könnte ich das Bild recht gut im Hause fertig malen."

„Wie?" rief er aus. „Sie zeichnen nicht nur, Sie malen auch?"

„Ein wenig," nickte sie.

Nun fuhr es ihm durch den Sinn, daß sie das Porträt an der Wand vorhin stümperhaft genannt hatte.

„Wissen Sie, was ich ernstlich glaube?" sagte er, sie scharf fixierend. „Daß Sie auch das Bild Ihrer Cousine gemalt haben."

„Das könnte schon sein," entgegnete sie, durch das Übermaß seiner Verwunderung zu einem leisen Lachen gezwungen.

Sprachlos den Kopf hin- und herwiegend, trat er nun noch einmal rasch auf das Gemälde zu und stand minutenlang in Betrachtung versunken davor. Als er sich wieder nach ihr umwandte, merkte sie an seinem Gesichtsausdruck, daß sie mindestens sechs Zoll für ihn gewachsen war in diesen Minuten.

„Ein schönes, ein seltenes Talent, das Sie da haben," sagte er mit einem leichten Vibrieren der Stimme.

Sie lehnte das Lob errötend ab, allein fatal war es ihr gar nicht, daß er trotzdem bei seiner Meinung blieb.

Jetzt senkte er noch einen prüfenden Blick auf die Bleistiftskizze in seiner Hand, dann reichte er ihr das Buch und empfahl sich für die Nacht.

„Das verdanke ich nun seinem gänzlichen Mangel an Kunstverständnis," dachte sie mit lächelndem Behagen, als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte. „Es hat doch auch seine Vorteile, wenn ein Mensch fünfzehn Jahre lang in der Einöde gelebt und von den Werken großer Meister nichts zu Gesichte bekommen hat, mit hübschem Dilettantenkram ist ihm dann schon zu imponieren."

Da war es ihr nun also gelungen, an dem Felsen eine schwache Seite zu erspähen. Und stand er darum weniger stolz und hochragend? Nicht doch, nur ein gut Teil freundlicher sah er sich an, nun er seine schroffe Kahlheit mit etwas weichem grünen Moos drapiert hatte.

Kennen lernen hatte sie ihn wollen, nun kannte sie ihn ganz genau. Ein Mann wie alle andern war er nicht, durch Frauenschönheit und gewöhnliche Frauenkünste nicht zu gewinnen. Nur von dem Geist, dem Talent ließ er sich blenden. Ihn zu gewinnen, das lag ihr selbstverständlich ungeheuer fern, aber blenden wollte sie ihn. Noch viel erstaunter wie vorhin sollte er die Augen vor ihr öffnen, eher kehrte sie Sukawangi nicht den Rücken.

Neuntes Kapitel.

Es war am nächsten Morgen. Ruth hatte die Ausschmückung ihres Salons noch ein wenig vervollständigt und verschiedene Blumenvasen frisch gefüllt. Es war recht hübsch bei ihr, sie fand das selber, nur die häßlichen weißen Wände störten

den Effekt ein wenig. Sie wäre gern auf eine Leiter gestiegen und hätte sie graugrün angestrichen, oder terracotta. Das ging nun natürlich nicht, aber malen wollte sie jedenfalls, und wenn irgend möglich etwas Blendendes schaffen.

Wen malen — das fragte sich nur. Sidin — Sarina? Leidlich hübsch waren sie beide, wenn sie den Mund zuhielten, und stundenlang stumm und still am Boden zu kauern, dafür hatten diese Eingeborenen ein fabelhaftes Talent.

Sie war noch nicht mit sich im Reinen, als Sidin auf der Schwelle erschien, einen mächtigen Strauß köstlicher Orchideen in der Hand tragend. Tuwan schicke sie der Nonja (Herrin), sagte er, Tuwan habe sie auf dem Wege nach dem Kaffeegarten selbst gepflückt.

Sie ward rot vor Vergnügen. „Das ist doch zu aufmerksam von ihm,“ dachte sie, „und es sind gerade die richtigen, er hat sie sich genau eingeprägt.“

„Danke, Sidin,“ rief sie, „danke tausendmal!“ und die Blumen in Empfang nehmend, nickte sie dem Burschen freundlich zu, der, mit all seinen schwarzen Zähnen vergnügt grinsend, wieder hinausschlüpfte.

Nun war ihrem Ehrgeiz die Aufgabe gestellt. Wie neulich installierte sie sich in der Veranda. Die kleine Skizze von gestern auf ein andres Blatt übertragend und bedeutend vergrößernd, arbeitete sie bis zur Reistafel, und hernach vom Mittagsschläfchen im Salon bis zur Theestunde. Da war sie zwar noch nicht fertig, fand aber, daß sie für heute genug geschafft habe.

Den Tisch mit der Malerei beiseite schiebend, warf sie sich also in ihren Sessel und dehnte sich gerade so recht behaglich, als Fritz eintrat.

„Jagen Sie mich nur nicht wieder hinaus!“ rief er heiteren Tones von der Thür her. „Ich bin in doppelt raschem Tempo nach Hause geritten, so verlangte mich's, Ihre hübsche Einrichtung hier bei Tage zu sehen.“

„Sie werden finden,“ meinte Ruth lächelnd, „daß das Lampenlicht viele Mängel barmherzig verschleiert hatte.“

„Nichts Derartiges finde ich,“ versicherte er, nachdem er den leuchtenden Blick eine Weile hatte hin- und herwandern lassen. Er machte es sich in einem Korbstuhl bequem und setzte hinzu: „Es geht doch nichts über die Gemütlichkeit, man sieht das so recht erst ein, wenn man sie die langen Jahre hat entbehren müssen.“

„Und warum haben Sie die Gemütlichkeit entbehren *müssen*?“ erkundigte sie sich, während sie ihm die Tasse reichte, die sie mit Thee gefüllt hatte.

„Weil ich selbst sie mir nicht zu schaffen vermochte,“ antwortete er.

„Für Geld kann man doch alles haben.“

„Auch Geschmack?“

„Nun, immerhin doch einen Dekorateur, der Geschmack besitzt.“

„Die Dekorateure sind hierzulande vorzugsweise Chinesen, haben demnach chinesischen Geschmack. In einem mit chinesischen Kinkerlitzchen niedlich und zierlich behängten Heim aber würde ich mir vorkommen wie ein Bär in einem Porzellanladen.“

Sie lachte und meinte, sie für ihre Person könnte sich auch hier die Gemütlichkeit noch viel gemütlicher denken.

„Wieso denn?“ forschte er. „Wo fehlt's noch?“

„Oh! An allen Ecken,“ erklärte sie schelmisch. „Die aufgehängten Bilder und Sächelchen würden sich z. B. weit vorteilhafter ausnehmen, wenn die Wände statt eines kreideweißen einen dunkelgraugrünen Anstrich hätten.“

„Hm, hm!“ machte er, sich nachdenklich umschauend, „das glaube ich nun fast auch. Und dann?“

„Dann würde es sich wunderhübsch machen, wenn man zwischen den drei Fenstern zwei mächtige Pfeilerspiegel anbrächte und darunter wertvolle Porzellanvasen stellte.“

„Vortrefflich! Nur weiter!“

„Wenn Sie mich so schrecklich provozieren,“ fuhr sie schalkhaft fort, „dann dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich das gesamte Rohr- und Korbmobiliar ausquartiere, um es durch zierliche Tische und Stühle zu ersetzen, die mit dem Flügel harmonieren, Tische aus Ebenholz also und Stühle vom selben Material, mit leichten Seidenkissen gepolstert — aber Polstermöbel sind wohl unzweckmäßig in diesem Klima?“

„Hier auf unsrer Höhe von reichlich zweitausend Fuß? Durchaus nicht unzweckmäßig. Bitte, fahren Sie nur fort!“

„Jetzt streikt meine Phantasie.“

„Gut,“ nickte er. „Was Sie da gesagt haben, soll gemacht werden.“

Sie sah ihn groß und erschrocken an. Es fehlte gerade noch, daß er für sie, die sie in vierzehn Tagen das Weite zu suchen gedachte, seine Zimmer neu möblierte.

„Herr Bardewiek, ich sprach im Scherz,“ beeilte sie sich, mit ernstem Nachdruck zu versichern.

„Das weiß ich,“ erwiderte er.

„Sie zu Geldausgaben zu veranlassen, lag mir sehr fern.“

„Auch das weiß ich. Aber Sie haben nun einmal mit einem Manne zu thun, der jede Gelegenheit Geld auszugeben, die sich ihm bietet, schlau beim Zipfel faßt, denn solche Gelegenheiten sind rar hier in der ländlichen Einsamkeit.“

„Sie halten mich zum besten!“

„Ganz gewiß nicht. Sie werden es mit der Zeit selber einsehen, wie schwer die Verhältnisse hierorts dem Reichen die Pflicht und die Freude machen, sein Geld unter die Leute zu bringen.“

Aha! Den Arbeitern zu verdienen zu geben, darum war es ihm zu thun. Dann brauchte sie sich ja am Ende keine Skrupel zu machen? Nein — am Ende nicht — und doch —

„Ich wollte, Sie ließen es beim alten, Herr Bardewiek!“ bat sie in ihrem beweglichsten Ton.

„Warum denn nur?“ entgegnete er. „Gönnen Sie mir doch das Vergnügen. Ich weiß einen jungen Javanen in Bandong, der die Tischlerarbeit recht hübsch machen wird. Ihm so ungefähr die Form der Möbel anzugeben, wären Sie vielleicht erbötig?“

„Ach ja,“ murmelte sie mit dem unglücklichsten Gesicht von der Welt, „aber —“

„Sehen Sie,“ fuhr er in überredendem Tone fort, „dem Burschen zu verdienen zu geben, bin ich eigentlich verpflichtet. Er stammt nämlich aus der Dessa unten

und wußte schon als kleiner nackter Bengel aus einem Bambusrohr so viele possierliche Dinge zu schnitzen, daß ich ihn in Batavia bei einem französischen Tischler in die Lehre gab. Der hat etwas ganz Tüchtiges aus ihm gemacht, jetzt fehlt's ihm nur an Arbeit. Auch einen Maler hätte ich bereits in petto — ebenfalls einen Javanen. Nur für die Porzellanvasen werden wir die Herren Chinesen bemühen müssen, das ist fast noch das beste an der Sache."

„Das beste?"

„Daß wir sie für weiter nichts gebrauchen."

„Sie sind Ihnen fatal — die Chinesen?"

„Mehr als fatal." Sein Antlitz malte offenbarsten Widerwillen.

„Und weshalb?"

„Ich könnte antworten, daß sie Eindringlinge sind, die hier im Lande nichts zu suchen haben, und damit hätte ich dann scheinbar kurz und bündig auch mein eigen Urteil gesprochen. Allein so ganz in ein und denselben Topf mit den Chinesen darf man uns Europäer doch nicht werfen, denn wenn wir uns auch auf das, was wir von unsrer vielgepriesenen Civilisation auf die Eingeborenen hinauflackiert haben, nicht viel zugute thun können, den einen Ruhm haben wir wenigstens, daß wir die Sklaverei in Java abgeschafft haben, und daß das arme Volk unter unserm Schutze doch immerhin ein menschenwürdigeres Dasein führt, als einstmals unter der Willkürherrschaft seiner Despoten. Und wenn wir dann aus den kostbaren Schätzen, die dieser Boden trägt, den Hauptvorteil ziehen, so ist zu unsrer Rechtfertigung zu sagen, daß ohne uns diese Schätze noch ungekannt und ungehoben in der Erde schlummern würden. Endlich ist unsre Zahl nur gering, neben uns vierzigtausend Europäern könnte und müßte noch der größte Teil der einundzwanzig Millionen Javanen zu bedeutendem Wohlstand gelangen, wenn nur die Chinesen nicht wären. Sie sind der Fluch des Landes."

„Warum jagt man sie nicht hinaus?"

„Das ist leichter gesagt, als gethan. Sie sind uns an Zahl fast sechsfach überlegen, haben Geld und somit Macht, nebenbei aber halten sie zusammen wie die Kletten. Bis zum siebzehnten Jahrhundert waren ihnen hier die Grenzen eng genug gesteckt. Weil den Eingeborenen ihr Recht nicht verkürzt werden sollte, durfte nur eine geringe Anzahl von Chinesen Handel treiben. Doch diese weise Bestimmung ist im Laufe der Zeit eingeschlafen. Jetzt ist der Chinese auf bestem Wege, selbst dem Europäer im Großhandel Konkurrenz zu machen, längst an sich gerissen aber hat er den Kleinhandel und leider Gottes auch das Handwerk. Bettelarm kommt er in das Land, aber auf seinen listigen Kopf hin leiht ihm alsbald ein Landsmann, was er zum Beginn seiner Karriere braucht. Mit Ehrlichkeit nicht begabt, völlig skrupellos, gierig nach jedem Vorteil haschend, gelangt er binnen kurzem zu Geld, häufig zu großem Reichtum."

„Und der Javane?"

„Wird erbarmungslos von ihm ausgesogen, lebt und stirbt arm."

„Aber das ist ja haarsträubend!" rief Ruth mit blitzenden Augen.

„Jawohl, haarsträubend," knirschte Fritz, den die heftige innere Erregung von seinem Stuhl aufgejagt hatte, und der jetzt mit großen Schritten das Zimmer durch-

maß. „Einst waren die Händler und Reeder von Java berühmt, und was das Handwerk betrifft, als Waffen- und Grobschmied, als Zimmermann und Goldschmied suchte der Javane seinesgleichen. Jetzt arbeitet er als Gehilfe für den Chinesen um kargen Lohn, oder er eröffnet einen kleinen Warong, in dem er eine Partie zurückgesetzter Waren verkauft, die ihm der schlaue Chinese auf Kredit gegen Wucherzinsen abgetreten hat."

„Gibt's keine Gesetze gegen den Wucher?"

„Hier bei uns nicht."

„Empörende Zustände," stieß sie hervor. „Aller Reichtum auf seiten der Eingewanderten und lebenslängliche Armut das Los der Söhne des Landes. Soviel ist gewiß, wenn ich reich wäre, ich würde auf Java meines Lebens nicht froh!"

Er stand still und sah sie unter schmerzlich zusammengezogenen Brauen düster an. „Da haben Sie meinen Fall," sagte er. „Jede Handvoll Gold, die in meinen Koffer fällt, ist ein Stein mehr auf meinem Gewissen. Ich habe Tage, da mir ist, als müßte ich den Mammon von mir schleudern um jeden Preis. Allein, wenn ich zwecklos zerstreute, was Tausenden Nutzen bringen sollte, wie könnte das mein Gewissen entlasten? Suchen muß ich, bis ich etwas finde, das der Allgemeinheit Vorteil und mir Ruhe schafft."

Da hatte sie den Finger auf eine zuckende Wunde gelegt.

„Aber, Herr Bardewiek," rief sie bestürzt, „auf Sie sollte das ja nicht hinzielen, und Sie konnte das ja auch gar nicht treffen. Wenn irgend jemand" — dies mit einer Wärme der Überzeugung, die ihr eigentlich aus ihrem Munde als verwunderlich hätte auffallen müssen — „so sind doch Sie um das Wohl der Javanen bemüht. Unter ihren eignen Leuten hier herrscht eitel Glück und Zufriedenheit, und daß Ihre Fürsorge sich weit über Sukawangi hinaus erstreckt, dafür liefert ja schon die Thatsache den schlagendsten Beweis, daß Sie dies Zimmer neu möblieren lassen wollen, bloß um den Handwerkern in Bandong zu verdienen zu geben, von denen Sie mit Bestimmtheit einen, und mit großer Wahrscheinlichkeit noch ein Dutzend andre auf Ihre Kosten haben ausbilden lassen."

„Auf die Wahrscheinlichkeit würde ich nicht gar zu fest bauen an Ihrer Stelle," entgegnete er mit etwas zwischen Spott und Bitterkeit. „Der gute Wille, Talente zu fördern, thut's nicht allein, man muß sie auch zu entdecken wissen, und ich habe nicht viel Scharfblick."

„Nicht viel Zeit, meinen Sie, das Land nach Talenten zu durchstöbern! Nun, das liegt auf der Hand. Talente sollten sich eben melden, und dafür, daß sie sich meldeten, sollte die Regierung Sorge tragen, indem sie in den größeren Städten Handwerksschulen gründete."

Er hatte seine Zimmerpromenade wieder aufgenommen, jetzt aber machte er jäh Halt, und sich ihr mit einem Ruck zuwendend, stieß er heraus: „Handwerksschulen! Daß man daran auch nicht früher gedacht hat!" Und nach einer kurzen Pause des Nachdenkens: „Sind Ihnen diese Art Anstalten bekannt?"

Sie habe in Gesellschaft des Onkels in London eine besichtigt, sagte sie, und erklärte dann, von ihm dazu aufgefordert, was und wie in der betreffenden Schule gelehrt werde, gab auch eine äußerst anschauliche Schilderung der ganzen inneren Ein-

richtung des Gebäudes selbst, der zahlreichen Unterrichtssäle für Tages- und Abendschüler und der verschiedenen Werkstätten in den weiten Souterrains.

Mit Spannung an ihren Lippen hängend, war er ihrer Auseinandersetzung gefolgt.

„Dank!“ sprach er, als sie schwieg. „Mit dieser Idee haben Sie mir ein kostbares Geschenk gemacht.“

„Ich — Ihnen?“ murmelte sie verwundert.

„Ja,“ nickte er. „Ich werde mich redlich bemühen, sie auszuführen, denn sie ist auszuführen auch hier im Lande, wenn auch nicht ganz in derselben Weise. Der englische Handwerker steht natürlich auf einer ganz andern Bildungsstufe wie der javanische. Um sich der Intelligenz dieses letzteren anzupassen, muß die Methode vereinfacht, der theoretische Unterricht auf das Wesentliche beschränkt, auf den praktischen das Hauptgewicht gelegt werden. Wir brauchen weniger wissenschaftlich gebildete Männer als tüchtige Handwerker zu Lehrern, die ihr Können mitzuteilen wissen, und Lehrer dieser Art dürften bei uns gar so schwer nicht zu finden sein, denn es gibt eine ziemliche Anzahl europäischer Handwerker im Lande, die auch nicht recht zu Brot gelangen können, weil das Publikum ihrer guten, aber teureren Arbeit die billige und schlechte der Chinesen vorzieht.“

„Daß die Regierung für den Plan zu haben sein werde, setzen Sie also als ganz selbstverständlich voraus?“

„Die Regierung müßte wahrlich auf den Kopf gefallen sein, wenn sie Einwendungen erheben wollte. Die Entwickelung eines javanischen Handwerkerstandes würde selbstverständlich eine Verbesserung der Lage der Bevölkerung im Gefolge haben. Mit wachsendem Wohlstand aber würde die Unzufriedenheit im Lande abnehmen, die für Holland eine immerwährende Gefahr bedeutet.“

„Oh, das verstehe ich schon,“ erwiderte Ruth. „Ich meinte nur, ob die Regierung mit dem Geld für das Unternehmen wohl bei der Hand sein würde?“

„Schwerlich. Wir brauchen sie ja übrigens vorerst darum nicht zu bemühen. Ich denke, es werden sich schon ein paar Kapitalisten finden, die sich mit mir an der Sache beteiligen. Wenn aber nicht, nun, so versuche ich eben allein mein Heil. Eine derartige Schule zu gründen, im Gange zu erhalten, und den Schülern nach erlangter Fähigkeit die Mittel zu gewähren, sich selbst eine Werkstatt zu errichten, dafür müßte, meine ich, schon ein gar nicht einmal übertrieben großer Teil der Zinsen ausreichen, die sich jetzt bei mir nutzlos häufen.“

Der Blick, den sie zu ihm hob, war voll Bewunderung. „Er ist doch wirklich ein edler Mensch,“ dachte sie, und bevor sie wußte, wie sie dazu gekommen war, hatte sie ihm ihre schlanke Rechte entgegengestreckt. Diese freundlich drückend, sagte er:

„Nochmals meinen herzlichsten Dank!“

„Ach, ich verdiene ja keinen,“ entgegnete sie, nun hinterher reichlich verwirrt wegen ihres impulsiven Vorgehens, denn seit jenem allerersten Mal an Bord des Dampfers waren ihre Hände sich nicht wieder begegnet, „aber Sie — den Dank für die schönen Blumen, die Sie mir heute morgen schickten.“

„Ah! Die Orchideen,“ sagte er. „Haben Sie danach gemalt?“

„Gewiß, den ganzen Tag. Dort auf dem Tischchen liegt meiner Hände Werk — fertig ist's freilich noch nicht.“

Er war aufgesprungen und hielt bereits das Aquarell.

„Das ist unvergleichlich!“ äußerte er nach längerer, entzückter Betrachtung.

Wenn nicht unvergleichlich, ihr Bestes war es jedenfalls. Ihr Herz trommelte auch zu seinen Worten einen wahren Freudenmarsch, trotzdem fühlte sie sich veranlaßt, ein bescheiden ablehnendes „Ich glaube gar!“ zu murmeln.

„Das blüht nicht nur,“ versicherte er, „das duftet auch.“

„Was da duftet,“ lachte sie, „sind die wirklichen Orchideen im Glase.“

„Ich weiß das besser.“

Sehr langsam und zögernd nur legte er das Blatt aus der Hand. Dann ihre Skizzenmappe am Boden gewahrend, meinte er: „Die enthält sicherlich noch allerlei Sehenswertes. Sie erlauben doch?“

Als sie bejahend nickte, nahm er die Mappe auf, und um den Inhalt mit Muße betrachten zu können, setzte er sich wieder.

„Sieh da!“ rief er, gleich die erste Zeichnung hochhaltend. „Das ist ja Dalimah.“

„Dalimah?“ wiederholte sie fragend.

„Des Kutschers Kleine.“

„Ach so! Das zappelige Ding, es wollte mir nicht still halten; infolgedessen ist, fürchte ich, das Mündchen schief geraten.“

„Nun, die Ähnlichkeit ist jedenfalls frappant. — Und hier — Jasmin und Granatblüten, ein wundervoller Strauß!“

„Der stammt aus Ihrem Garten.“

„Das merke ich. Es ist kaum zu glauben, was Sie in der kurzen Zeit Ihres Hierseins schon gemalt haben. Der größte Teil unsrer Europäerinnen auf Java verträumt den lieben, langen Tag im Schaukelstuhl.“

„Oh! Darin kann ich auch etwas leisten,“ versicherte sie lächelnd; „die Blumen ließen mir nur — hm! — keine rechte Ruhe.“

Sie errötete schuldbewußt, indem sie es sagte, er aber meinte arglos: „Sie hatten Angst, die Herrlichkeit möchte über Nacht vergangen sein, doch damit hat’s keine Gefahr. Das welkt hier nur, um sofort wieder zu erblühen, und weil das Wunder ewig ist, deshalb hört’s bald auf, als Wunder zu wirken. Was für eine Zauberin die Natur ist, das zeigt uns unser kurzer deutscher Frühling weit besser, als dieser immerwährende Sommer.“

„Ja,“ gab sie zu, „der deutsche Frühling ist herrlich, aber der Winter — einfach schauderhaft.“

„Wie? Der gefällt Ihnen nicht?“ rief er überrascht aufblickend. „Wenn ich einmal ausnahmsweise schön träume, so ist’s von bereiften Wäldern, Schneedächern und zu spiegelglatten Eisstraßen erstarrten Flüssen.“

„Hu!“ machte sie sich schüttelnd. „Nein, da thue ich nicht mit!“

Lächelnd senkte er das Auge wieder auf die Skizzen vor ihm. Es war Gutes und Minderwertiges darunter, ihm jedoch, der keinen kritischen Maßstab anzulegen hatte, schien alles gut. Einmal in frühster Jugend war er durch eine Gemäldeausstellung gewandert, von dem, das in den letzten Jahrzehnten die Kunst geschaffen hatte, kannte er nur einen winzig kleinen Bruchteil aus Journalabdrücken. Soweit jedoch hatte

sich schon während dieses kurzen Schauens sein Auge geschärft, daß er stutzte, als ihm einige Blätter in die Quere kamen, die eine keckere, männlichere Pinselführung verrieten.

„Ist auch dies von Ihnen?" fragte er, einen weiblichen Studienkopf emporhaltend.

„Nicht doch!" rief sie aufstehend, um ihm über die Schulter zu schauen. „Das ist von Flora Macdonald — wirkliche Künstlerarbeit."

„So?" murmelte er zweifelhaft. „Mir kommt's sonderbar gekleckst vor."

„Ist es auch!" lachte sie. „Doch das thut seinem Wert keinen Abbruch. Man darf es nur nicht zu sehr in der Nähe betrachten. Sehen Sie so" — sie nahm ihm das Bild aus der Hand und hielt es in Armslänge von sich — „so macht sich's schon besser."

„Reichlich klecksig bleibt's doch," entgegnete er, nicht zur Bewunderung geneigt, und nahm ein zweites Blatt vor.

„Das ist ihre Mutter — Floras Mutter," erklärte Ruth, „eine wahrhaft schöne Frau."

„Von der Schönheit weiß das Bild blitzwenig zu erzählen."

„Hahaha! Wie trocken das klingt! Aber Sie thun Flora unrecht, wenn irgend jemand, so hat sie Talent."

„Ein etwas grobkörniges Talent," meinte er achselzuckend. „Hier ist wieder dieselbe — Faust, hätte ich bald gesagt."

Mitten im Lachen brach sie ab und faßte die Unterlippe zwischen die Zähne.

„Nicht wahr, auch ein Werk Ihrer talentvollen Freundin?" fragte er, ihr eine mit wenigen kühnen Strichen hingeworfene Kreidezeichnung hinhaltend, die einen Männerkopf in leicht vornübergebeugter Haltung, mit klassisch schönen Zügen von etwas schwermütigem Ausdruck darstellte.

„Ja," antwortete Ruth, und in ihrem Stimmenklang mußte etwas ihn Befremdendes liegen, denn er hob das Auge, um es freilich rasch genug wieder zu senken. Er hatte in ein von glühender Röte überflammtes Antlitz geblickt.

„Was fällt mir eigentlich ein?" fragte sich indessen zornig Ruth. „Was brauche ich dieses Menschen wegen rot zu werden?" Und sich gewaltsam zusammennehmend, sagte sie: „Das ist nämlich ein Mr. Howard, der auch die Reise mitmachte."

Fritz dankte mit stummer Kopfneigung für diese Erklärung. „Der ist's," dachte er, während er die Kreidezeichnung zögernd aus der Hand legte.

Mit Besichtigung des noch übrigen Inhalts der Mappe war er bald fertig. Die kurze Dämmerung brach auch schon herein. — — — — — — — — — —
— —

Es war entschieden hübscher und unterhaltender gewesen heute nachmittag zur Theestunde, fand Ruth, als sie bald nach dem Diner wieder im Salon in ihrem Schaukelstuhl lag.

Ob er nicht vielleicht wie gestern zu einer kleinen Plauderei hereinkam? Ihre malayische Grammatik aufgeschlagen in der Hand, horchte sie angestrengt nach dem

Vorzimmer hin, allein kein Männertritt ward dort vernehmbar. Er saß in der Pendoppo und blieb sitzen.

„Wenn der Berg nicht zu Muhammed kommt“ — murmelte sie und erhob sich halbwegs. „Aber nein,“ besann sie sich, wieder zurücksinkend, „das geht ja nicht.“

In der Pendoppo hatte sie sich seit jenem Abend, an dem sie sich so brüsk zurückgezogen, nicht wieder blicken lassen. Sich jetzt dort einzustellen, fehlte ihr der Vorwand.

„Schade!“ seufzte sie. „Und langweilig!“ Mit ungeduldiger Hand die Blätter ihrer Sprachlehre wendend, setzte sie hinzu: „Das alberne Buch! Als ob ich's nicht schon auswendig wüßte!“

Bei diesen Worten aber hellte sich ihre Miene plötzlich auf. Da hatte sie ja den Vorwand, den sie suchte. Vergnügt aufspringend, durcheilte sie ihre Gemächer und erschien in der Pendoppo vor dem etwas überrascht von seinen Büchern aufblickenden Fritz Bardewiek.

„Bitte, bitte, bleiben Sie sitzen!“ beschwor sie ihn, als er sich erheben wollte. „Ich komme bloß, Ihnen dieses Buch zurückzustellen; ich glaube nämlich, den Inhalt so ziemlich im Kopf zu haben.“

„Und wenn auch,“ erwiderte er, „wozu die Eile? Ich brauche es ja nicht, und es könnte Ihnen doch leicht einmal ein Wort wieder abhanden kommen.“

„Für den Fall bleibt mir ja das Wörterbuch. Statt der malayischen hier hätte ich gern eine javanische Grammatik, immer vorausgesetzt, daß Sie eine besitzen sollten.“

„O ja, aber Ihre Energie setzt mich in Erstaunen. Das ist nun binnen acht Tagen schon die zweite fremde Sprache, die Sie in Angriff nehmen.“

„Die erste war nur Kinderspiel, und ich kann doch meine Abende nicht so wegfaulenzen.“

„Meiner Ansicht nach wäre Ihnen das Faulenzen abends dringend anzuraten, da Sie ja doch den Tag über anhaltend malen. Allzugroße Anstrengung wirkt schädlich in unserm Klima — besonders in der ersten Zeit.“

„Sie weigern sich also, mir das Buch zu leihen?“

„Selbstverständlich leihe ich es Ihnen!“ Damit schritt er auch schon der Thür des Speisesaals zu.

„Ich bemühe Sie doch nicht allzusehr?“ rief sie ihm nun ein wenig ängstlich nach.

„Durch den kleinen Gang in mein Zimmer?“ Er lachte heiter auf. „Komme ich Ihnen vor, wie ein gebrechlicher Greis?“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ dachte sie, der mächtigen Gestalt nachschauend, die, bevor sie verschwand, auf einen Moment den Rahmen der Thür fast zu füllen schien.

„Welche Sprache von den fünf ist's nun, die Sie mir bringen,“ erkundigte sie sich, als er mit einer Handvoll von Büchern zurückkehrte.

„Ngoko,“ antwortete er, „die Volkssprache.“

„Nun,“ meinte sie lächelnd, „dies ist auch wohl die einzige, für die ich unter Umständen Bedarf haben könnte. Der hohe Adel wird meiner Wenigkeit wohl kaum in den Weg kommen?“

„Das wollen wir nicht so schroff hinstellen,“ entgegnete er. „Dem Regenten

von Bandong werden wir schon anstandshalber eine Visite machen müssen, und wenn wir einmal die Fürstenländer bereisen sollten, die manches Interessante bieten, so wäre es doch am Ende nicht mehr wie artig, daß wir dem Sultan von Djocjakarta und dem erhabenen Kaiser von Surakarta unsre Huldigung zu Füßen zu legen gingen."

„Aber," rief sie belustigt, „wenn ich diesen allerhöchsten Herrschaften dann mit dem gemeinen Ngoko kommen wollte, das wäre doch eine Beleidigung!"

„Natürlich, deshalb ist's eben ein wahrer Himmelssegen, daß sie durch Dolmetscher mit sich reden lassen; denn bis zu dem Behasa Kedaton hinauf reicht auch meine Weisheit nicht."

Sie lachte über den drolligen Ton, in dem er sprach und fragte dann, ihm eines der Bücher aus der Hand nehmend: „Was mag dies sein?"

„Eine kleine Sammlung von Wajang-Erzählungen."

„Wajang?" wiederholte sie erstaunt. „So nennt man doch das Puppentheater! Ja, ist denn, was dort vorgetragen wird, eigentlich lesenswert?"

„Mich verdrießt nur, daß nicht mehr davon zu lesen ist," entgegnete er. „Das meiste lebt nur im Volksmunde, oder liegt in alten unzugänglichen Manuskripten aufbewahrt, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Sie dürfen das Puppenspiel nicht unterschätzen, es ist für den Javanen, was für den Europäer sein Theater. Es befriedigt das Bedürfnis nach Poesie, das in ihm schlummert, erhebt sein Herz und läßt ihn sein trauriges Los fröhlicher tragen. Denn, was ihm der Dalang erzählt, sind schöne Sagen aus der Hinduzeit und herrliche Thaten der alten Javanen, die ein tapferes, und wenn die Tempelreste von Burobudor und die gewaltigen Trümmer der Residenz des einst so mächtigen, jetzt versunkenen Reiches Modjopahit Wahrheit reden, auch ein hochcivilisiertes Volk waren."

„Ist's möglich?" murmelte Ruth, den Kopf hin- und herwiegend. „Und ich begriff gar nicht, woher Sie neulich abends die Geduld nahmen, so andächtig zu lauschen! Was war es denn nur, das man speciell uns zum besten gab?"

„Das waren die Abenteuer des Raden Pandje Inokarta Patti, des von den Javanen hochverehrten Kronprinzen von Djengolo, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, und in einer Schlacht, die seinem Vaterlande den Sieg brachte, den Heldentod starb, worauf er in die Reihen der Götter erhoben wurde. Als tüchtiger Schmied — dieses Handwerk auszuüben erachten sich noch heute die eingeborenen Fürsten nicht zu vornehm — war er der Erfinder des Kriß; auch der Wajang soll ihm seine Entstehung verdanken."

„Himmel! Das ist ja fabelhaft interessant!" rief sie aus. „Ich wollte nur, ich wäre erst soweit, das Büchelchen lesen zu können."

Über ihren Eifer lächelnd, reichte er ihr nun auch Grammatik und Wörterbuch hin. „Leider ist in beiden der erklärende Text in holländischer Sprache," sagte er, „allein, wenn Sie Ihr Deutsch und Ihr Englisch zu Hilfe nehmen, so wird Ihnen das Verständnis derselben nicht allzuschwer fallen. Im übrigen bin ja ich auch noch da. Ich komme gern mit in den Salon, wenn Sie es wünschen."

„Warum in den Salon? Ich kann ja hier bleiben."

„Sie sitzen hier doch nicht gern."

„Wer behauptet das?"

„Ich nehme es an, weil Sie nach dem ersten Mal nicht wiedergekommen sind.“

„Ich kam nicht, weil ich mir bewußt war, hier Störenfried gespielt zu haben.“

„Störenfried?“

„Hatte ich Sie nicht veranlaßt, Ihre Cigarre fortzuwerfen?“

„Aha! Und das, meinten Sie, sei mir unsagbar schwer geworden. Für einen Sklaven des Tabaks halten Sie mich also?“

„Ach nein, aber soviel ist gewiß, wenn ich heute hier bleiben soll, so müssen Sie rauchen.“

„Trotzdem Ihnen dies unangenehm ist?“

„Es ist mir ja nicht unangenehm.“

„Doch, doch! Ich habe es Ihnen angemerkt.“

„Nein, ganz gewiß nicht, ich — that nur so neulich, ich — war nämlich — schlechter Laune.“ Sie brachte das mit einem Gemisch von Verlegenheit und Schelmerei heraus, das ihr außerordentlich lieblich stand.

„Und die schlechte Laune,“ fragte er lächelnd, „hatte die einen Grund?“

„Hm! Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen,“ entgegnete sie gesenkten Blickes und ein wenig stockend, „ich fand — hm! — Sie hätten mich wohl um — Erlaubnis fragen können, bevor Sie Ihre Cigarre ansteckten.“

„Ja, sehen Sie,“ sagte er mit bedauerndem Kopfschütteln, „das kommt davon, wenn man so lange einsam in der Wildnis gehaust hat. Das bißchen Dressur, das man aus der Welt mitgebracht hatte, fällt sacht von einem ab, und der ungeleckte Bär bleibt übrig.“

Nichts hätte sie gründlicher beschämen können, als diese einfachen und durchaus ernstgemeinten Worte es thaten.

„Ach, bitte, reden Sie nicht so!“ beschwor sie ihn mit glühenden Wangen.

„Nun, jedenfalls werde ich mich bemühen, es in dem Punkte nicht wieder zu versehen,“ versprach er.

Da fuhr sie förmlich auf. „Aber so verstehen Sie doch,“ rief sie aus, „es war ja eine Albernheit von mir, ich sehe es jetzt ein! Lächerlich, bodenlos abgeschmackt würde es ja sein, wenn Sie sich allemal erst meiner gnädigen Zustimmung versichern wollten, bevor Sie ein paar harmlose Rauchwölkchen in die Luft pafften.“

„Da bin ich andrer Ansicht. Höflichkeit kann niemals schaden, finde ich, und wer keine Lebensart besitzt, soll sie sich anzueignen suchen, so rasch wie möglich.“

„Ich möchte denjenigen sehen, der da behaupten wollte, Sie besäßen keine!“ stieß sie jetzt ganz und gar empört hervor. „Damit Sie's nur wissen, Herr Bardewiek, wenn Sie mich in Zukunft einmal empfindlich beleidigen wollen, so fragen Sie nur bei mir an, ob Sie rauchen dürfen, und wenn Sie jetzt verhindern wollen, daß ich mich in den Salon zurückziehe, so zünden Sie sich eine Cigarre an!“

„Das ist ja gräßlich, wie Sie mir das Messer an die Kehle setzen!“ rief er belustigt. „Wenn ich nun gerade heute abend nicht die geringste Lust zum Rauchen verspürte — wie dann?“

„Dann würden Sie gerade heute abend darum doch rauchen, mir zu gefallen.“

Unter den schmeichelnd beredten Blicken, mit denen sie dies sagte, that er ihr lächelnd den Willen.

„So!“ nickte sie befriedigt, als die Cigarre brannte. „Nun nehmen Sie, bitte, wieder Platz.“

„Erst werde ich Sidin beauftragen, Ihnen eine Lampe zu bringen,“ erklärte er, sich der Thür zuwendend.

„Aber das thut ja gar nicht nötig,“ beeilte sie sich zu versichern. „Ich kann recht gut von Ihrer Lampe sehen — das heißt,“ fügte sie ein wenig unsicher hinzu, „vorausgesetzt, daß es Ihnen nicht unangenehm ist, wenn ich mich zu Ihnen setze.“

Er gab ihr beruhigende Versicherungen, und schob ihr den bequemsten Korbsessel, der zu haben war, an die eine Längsseite des Tisches, so daß ihr das Licht seitwärts auf das Buch fallen mußte.

„Herrlich!“ äußerte sie, sich niederlassend. „Das ist ein Stuhl, in dem man sich ausstrecken kann wie auf dem bequemsten Ruhebett.“ Und nach ihm hinblickend, der vor dem Tisch ihr gegenüber Platz genommen hatte: „Haben Sie es auch gut dort?“

„Sehr!“ lächelte er.

„Schön! Nun hoffe ich nur, daß ich Sie nicht gar zu oft mit Fragen belästigen werde. Es ist wohl etwas Wichtiges, was Sie da schreiben?“

„Nur eine englische Übersetzung.“

„Ist's möglich? Sie machen englische Übersetzungen?“

„Wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Ich wundere mich nur, daß Sie nach Ihrer ermüdenden Tagesarbeit noch Mut dazu haben.“

„Meine Tagesarbeit ermüdet nur meinen Körper, und wenn man seinen Geist nicht hin und wieder auch ein bißchen exerziert, dann versinkt er in Lethargie.“

„Hahaha!“ lachte sie. „Bei Ihnen hat das keine Gefahr.“ Die Hand nach dem vor ihm liegenden beschriebenen Blatt ausstreckend, setzte sie hinzu: „Bitte, lassen Sie einmal sehen!“

Lächelnd willfahrte er ihr, und sie stutzte im ersten Moment, als sie seine Handschrift vor Augen hatte, so befremdlich klein schien ihr diese. Dann aber, als die Worte so knapp, so fest, so schnurgerade aneinandergereiht und doch nirgends ineinanderlaufend, so ohne alle Schnörkelei und überflüssiges Strichwerk da standen, sagte sie sich: „Natürlich! So und nicht anders mußte er gerade schreiben.“

Ihm das Papier wieder einhändigend, fragte sie: „Machen Sie auch Fehler?“

„I gewiß.“

„Und wer verbessert sie Ihnen?“

„Harry Burnand, wenn er einmal herauskommt.“

„Könnte nicht ich dies vielleicht besorgen?“

„Ich werde doch Sie mit meinen Schreibereien nicht langweilen.“

„Dann werde auch ich Sie mit Fragen nicht langweilen. Was dem einen recht, ist dem andern billig.“

„Nun, nun! Wollen uns die Sache einmal überlegen.“

„Nein, zu überlegen ist nichts. Entweder — oder?“

„Gut also, entscheiden wir uns um des lieben Friedens willen für das Entweder.“

„Abgemacht?“

„Abgemacht.“

Ruth lehnte sich mit vergnügtem Kopfnicken in ihren Sessel zurück, und Stille trat ein.

Sie bot ein äußerst reizvolles Bild, wie sie da so mehr lag als saß. Das Goldhaar flimmerte matt im Lampenlicht, das feine Profil hob sich klar von dem dunklen Hintergrund der Wand, um den Mund schwebte noch ein sanftes Lächeln, das die letzte Unterredung dort zurückgelassen hatte. Die anmutige Gestalt war von einem blaßheliotropfarbenen Seidenkleid umflossen, das nur die schmalen Füße und bis zum Ellenbogen die weißen, vollen Arme frei ließ.

War es dieses Bild, das sich Fritz durch blaue Rauchwolken nicht verdunkeln wollte, oder lag ihm daran, sich den Veilchenduft nicht zu verfälschen, der von dem Batisttuch herüberwehte, das ihr im Schoß lag, oder endlich geschah es in purer Zerstreutheit, daß er nach nur wenigen Zügen seine Cigarre auf die Tischplatte legte, und ihr Feuer sachte erlöschen ließ.

Allein Ruth merkte Unrat und zwar ziemlich bald.

„Sie rauchen ja gar nicht!“ rief sie, sich hastig emporrichtend.

„Hm! Das ist auch wahr,“ gab er, nachdenklich auf den erkalteten Glimmstengel blickend, zu, „ich muß doch wohl heute entschieden nicht dazu aufgelegt sein.“

„Wenn Sie nur nicht meinetwegen aufgehört haben?“

„Ihretwegen — nach all ihren schrecklichen Drohungen? Ich glaube gar!“

Zehntes Kapitel.

Es machte sich auf die allernatürlichste Weise. Aus ihrem Wunsch, ihm zu imponieren, ward der heiße Drang, ihm Freude zu machen. Daß hinter diesem Drang die Liebe stecke, davon aber hatte sie anfangs gar keine Ahnung.

Sie wußte auf einmal nur, daß es auf der Welt keinen schöneren Ort gebe als Sukawangi, daß hier die Bäume stolzer ragten, die Blumen herrlicher blühten, daß hier seltnere Vögel und buntere Schmetterlinge die Luft durchschwirrten, als sonst irgendwo auf der Welt. Sie war auch sehr geneigt zu glauben, daß die Menschen hier besser seien als anderwärts. Sie gaben sich so einfach, so kindlich, und wie bei Kindern las man ihnen die Herzensgefühle vom Gesicht.

Diese Herzensgefühle aber schienen in Bezug auf die Nonja jetzt ausnahmslos freundlicher Natur zu sein. Statt sich von ihr abzuwenden, verklärten sich jetzt die Gesichter, wo sie erschien, und weil ihr dies so angenehm zu sehen war, lief sie täglich einmal von Häuschen zu Häuschen, hier ein wenig zu plaudern, dort den Kindern süßen Kuchen zu bringen. Das Näschereienausteilen, das Verschenken überhaupt war ihre ganze Passion geworden. Es zuckte ihr mitunter förmlich in den Fingern, ein Schmuckstück von Hals oder Arm zu nehmen, um es Sarina oder Sidin zu geben, und die beiden hatten doch schon genug bunten Firlefanz von ihr; sie durfte sie ebensowenig in ihrer Putzsucht bestärken, wie sie den Kindern durch

Überfüttern den Magen verderben durfte. Schade gleichwohl, so immerfort an die dummen Folgen denken zu müssen! Den Jubel der Kinder zu hören, war eine so große Freude, und den Dank aus den Augen der Erwachsenen strahlen zu sehen, eine fast noch größere. Was für prächtige, dunkle Augen sie nebenbei hatten, wie hübsch sie überhaupt allesamt waren, und mit was für natürlicher Anmut die wohlgeformten Gestalten ihre malerische Kleidung trugen.

Freilich, diese wohlgeformten Gestalten, neben der des Hausherrn durften sie sich nicht zeigen, dann wurden sie gleich klein, unbedeutend, überzierlich. Die geschmeidige Grazie dieser Leute war ihm nicht gegeben, dafür aber die höchste Schönheit des Mannes, die einzige, auf die es ankam — die Kraft. Und was die prächtigen, dunklen Augen der Javanen betraf, sie konnten doch im Grunde nur kindliche Fröhlichkeit spiegeln, während aus den tiefen, ernsten, grauen Sternen in Fritz Bardewieks Antlitz eine Weisheit, eine Güte blickten, von der die dumpfen Seelen jener Armen auch nicht einmal eine Ahnung hatten.

Es war gegen Ende der dritten Woche ihres Aufenthalts in Sukawangi, daß Ruth am Schluß eines solchen Vergleiches zwischen dem deutschen Herrn und seinen javanischen Dienern wie ein Blitzstrahl plötzlich die Erkenntnis kam: „Mein Gott! Ich liebe ihn ja!"

Sie befand sich im Salon, es war um die Theestunde, gleich mußte Fritz eintreten, und da saß sie nun steif aufrecht, in grenzenloser Verwirrung, und ihre Blicke, die scheu im Zimmer umherfuhren, schienen jeden Gegenstand, der da hing, lag, oder stand, zu fragen: „Wußtest du's? Ich hatte ja keine Ahnung! Welche Blindheit! Ach, und welche Dummheit! Er macht sich ja gar nichts aus mir."

Gegen diese letzte Behauptung aber erhob alsbald ihr Herz Einspruch. Wieso denn? Weil ihr erster Anblick ihm Abneigung eingeflößt hatte? Lächerlich! Hatte sie nicht anfangs sogar Haß gegen ihm empfunden? Darüber kam man eben hinweg.

Allerdings, gab ihr der nüchterne Verstand zu, eine Ruth Hillerns kam darüber hinweg, aber auch ein Fritz Bardewiek? Er hatte nach seiner eignen Aussage Mühe, etwas in seinen Kopf hineinzubringen; was aber einmal darin war, saß fest.

Thörichtes Argument! Man liebte doch nicht mit dem Kopfe!

Freilich nicht, aber mit seinem Herzen schien es ganz ähnlich bestellt. Es sollte einmal einer versuchen, ihm seine Antipathie gegen die Chinesen auszureden!

Die Chinesen zu hassen, hatte er eben Grund.

Und seine Frau zu hassen etwa nicht? Konnte man sich abscheulicher gegen einen Menschen benehmen, wie sie sich gegen ihn benommen hatte?

Das war doch nur in den ersten Tagen gewesen, jetzt that sie ihm ja längst zu Gefallen, was nur in ihrer Macht stand. Und er war auch nicht unempfindlich dagegen — nein, durchaus nicht unempfindlich. Er kehrte viel früher heim wie sonst und mit einem ganz andern Gesicht. Der trübe Ernst war aus seinen Zügen verschwunden, der finstere Blick aus seinem Auge. Er konnte aufs heiterste mit ihr lachen und scherzen. Er sah auch niemals achtlos, oder gleichgültig über Veränderungen weg, die sie im Hause machte. Sie brauchte nur eine Blumenampel anzubringen, eine Vase vorteilhafter zu stellen, gleich hatte er es erspäht und hielt mit

seinem Lob nicht hinter dem Berge. Und dann — diese rückhaltlose Bewunderung, die er ihren Talenten zollte!

Hinter alledem steckte nur Ehrlichkeit, Gerechtigkeit — im besten Fall selbstlose Güte.

Nicht vielleicht auch ein bißchen Liebe?

Nein, wie die Frau aussah, die er sich erwählt haben würde, wußte sie ja.

Ach, lieber Gott, ja — das hatte sie neulich abends erfahren. Da hatte er ihr von der Heimat seiner Kindheit und von seiner Mutter erzählt, auch daß er sich nach ihrem Bilde eine Frau gewünscht, war ihm im Laufe des Gesprächs entschlüpft, und wie sie von einer brennenden Neugier — deren Grund sie sich jetzt erst klar machte — dazu angestachelt, ihn gebeten hatte, ihr die äußere Erscheinung dieser geliebten Mutter einmal zu beschreiben, da war sie förmlich schmerzlich dadurch berührt worden — und jetzt erkannte sie weshalb — daß jene eine mittelgroße, schmächtige Gestalt, ein schmales, blasses Gesicht, dunkle Haare und tiefblaue Augen gehabt.

Ja, ja, die Blonden schauen nach den Schwarzen, das war eine alte Erfahrung. Sie selbst hatte es früher auch so gemacht, freilich jetzt — Ha! Das war sein Schritt.

„Ich fürchte, ich habe Sie erschreckt,“ äußerte in bedauerndem Ton Fritz Bardewiek, indem er die Thür hinter sich ins Schloß zog.

„Wieso denn?“ stammelte Ruth, deren Antlitz sich mit flammender Röte bedeckt hatte.

„Sie fuhren zusammen und wechselten die Farbe.“

„Ich — ich war gerade ein bißchen in — Gedanken versunken.“

„Aber Sie wünschen hoffentlich nicht, in der Einsamkeit weiter zu spintisieren?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Na, das ist ein Glück. Ich trug nach dem Plauderstündchen auch ordentlich Verlangen.“

Damit warf er sich in einen Stuhl, während sie sich in bebender Hast daran machte, den Thee einzuschenken, wobei ihr die javanische Grammatik, die sie im Schoß gehalten, zu Boden glitt.

„Soll ich einmal ein wenig den Präzeptor spielen?“ fragte er neckend an, indem er sich nach dem Buche bückte.

„Oh ja — warum nicht — gern,“ preßte sie unter wildem Herzklopfen hervor.

„Gut also, aufgepaßt!“

Mit erkünsteltem Ernst in der Miene, in spaßhaft strengem Ton verlangte er hier ein Wort, dort einen Satz übersetzt, und Ruth, die nun rasch ihre Fassung wiedergewann, schickte sich vortrefflich in die Rolle der gehorsamen Schülerin. Als er endlich das Buch aus der Hand legte, meinte er:

„Wenn das so weiter geht, dann haben Sie es in spätestens vier Wochen bis zu der Kromo-inggelsprache gebracht.“

„Hahaha!“ lachte sie. „Das ist die allerraffinierteste, nicht wahr, deren man sich nur bedient, wenn man vor Fürsten spricht? Danke schön, so hoch versteigt sich mein Ehrgeiz nicht. Ich habe wirklich schon ein bißchen Mühe, das Javanische und Malayische auseinanderzuhalten.“

„Also doch ein bißchen? Nun, unter uns gesagt: hätte ich mir in derselben Zeitspanne wie Sie die beiden Sprachen zugemutet, sie bildeten jetzt in meinem unglücklichen Hirn ein nie wieder zu entwirrendes Chaos.“

„Wissen Sie was?“ entgegnete sie unzufrieden. „Sie haben eine wahre Force darin, Ihre Fähigkeiten herabzusetzen.“

„Was auf der allerniedrigsten Stufe steht, läßt sich nicht mehr herabsetzen.“

„Das ist einfach schändlich, und wenn Sie so weiter reden wollen, so halte ich mir die Ohren zu.“

„Nun, dann rede ich eben nicht weiter, sondern höre hübsch aufmerksam zu, während Sie mir ein Stückchen aus dem Wajangbuche vorlesen. Das hatten Sie doch versprochen?“

Bejahend mit dem Kopfe nickend, nahm sie das Büchelchen vom Tisch auf.

„Was soll es sein?“ fragte sie, die Blätter wendend. „Möchten Sie vielleicht gern wissen, wie man aussehen muß, wenn man hierzulande eine reizende Märchenprinzessin sein will?“

„Sehr gern.“

„Gut, aus dieser Stelle ist's zu entnehmen.“ Und sie begann: „Bei der Fürstin in ihren Gemächern weilt die junge Prinzessin. Sie heißt die goldene Prinzessin, die Blume der Schönheit, die schönste der goldenen Blumen. Alle ihre Gliedmaßen sind fein und von richtigem Ebenmaß. Sie hat langes schwarzes Haar und eine saphirartige Hautfarbe —“ „Ich dachte, der Saphir wäre blau?“ unterbrach sie sich.

„Ich auch,“ entgegnete er.

„Eine blaue Hautfarbe? Gräßlich!“

„Nehmen wir zu unsrer Beruhigung an, daß dem Dichter ein gelber Topas vorschwebte, und er sich nur in dem Namen des Edelsteins irrte.“

Sie lächelte und fuhr fort: „Ihr Antlitz hat einen glänzenden Schein, ihre Brauen haben die Form des Regenbogens, die Augen funkeln wie Diamanten im Mondschein, Stirn und Wangen sind wie glatter Marmor, die Lippen wie eben aufgebrochener Mangustan. Ihre Zähne gleichen den Flügeln der Rombong. Wenn sie lacht, so ist's, als ob Zuckertropfen daran hingen. Ihre Arme biegen sich wie Elfenbeinbogen, die feinen Finger spitzen sich wie Dornen nach den Nägeln zu, ihre Daumen gleichen der Tjabé-Pflanze, die kleinen Finger der Tandjong-Frucht. Ihre Nägel, welche sich über die Fingerspitzen biegen, sind mit Patjar rot gefärbt, und glänzen bei Abend wie vom Winde getriebene Konangs. Ihre Taille gleicht der Lempeh-Pflanze und ist dünn wie die der Biene. Ihre Figur ist in der Mitte schön gebogen. Der Hals ist lang wie die Hülse der Gadung-Pflanze. Die Adern schimmern grünlich durch die Haut. — Nun, was sagen Sie dazu?“

„O! ich bin natürlich hingerissen. Und das männliche Schönheitsideal — wie stellt sich das dar?“

„Das steht nirgends so bis in alle Einzelheiten hinein liebevoll hingemalt, doch soviel ist mir ziemlich klar geworden, daß auch der Märchenprinz lange schwarze Haare und neben breiten Schultern unbedingt eine Wespentaille besitzen muß.“

„Hm, hm! Da brauche ich mich für den Posten wohl nicht zu melden — was meinen Sie?"

„Nein," antwortete sie lachend und errötend zugleich, „und das ist ein Glück, denn ein Mann mit langen Haaren und einer Wespentaille — etwas Häßlicheres gibt's doch nicht."

Er fragte sich eben im stillen, ob sie da nicht ein wenig gedankenlos gesprochen habe, und bei reiflicher Überlegung nicht doch vielleicht die Palme der Häßlichkeit einem Manne mit einer plumpen Bauerngestalt und einem roten Bart zuerkennen würde, als nahendes Räderrollen ihn veranlaßte aufzustehen und an das Fenster zu treten.

„Sieh da, ein Wagen!" rief er, nachdem er sekundenlang hinausgespäht hatte, „der uns Besuch bringt — eine Dame und einen Herrn, der mir fast ausschaut, wie — nein, nicht fast, sondern ganz wie Harry Burnand! Der gute Junge, ich hatte ihn in Bezug auf die Handwerkerschule um seinen Rat gebeten, und da bringt er mir ihn nun persönlich."

Lebhafte Befriedigung in der Miene kehrte er dem Fenster den Rücken, und schritt der Thür zu. „Bemühen Sie sich nicht, ich bringe Ihnen die beiden hierher," bemerkte er noch gegen Ruth, dann war er hinaus.

Sie hatte sich erhoben, um ihm zu folgen, jetzt stand sie mitten im Zimmer still und starrte trübselig vor sich nieder.

Nein, er liebte sie nicht — nicht im mindesten. Davon lieferten ihr seine ruhigen Worte und Blicke, sein ganzer unerschütterlicher Gleichmut in ihrer Gegenwart und mehr noch diese seine jetzige freudige Erregung den Beweis. Was ihr eine fatale Störung, war ihm eine hochwillkommene Unterbrechung des Selbanders. Der Freund kam ja, der Freund, den er liebte. Ihm konnte er nicht rasch genug entgegeneilen.

Sie selbst zog es zu Harry Burnand nicht hin, er hatte ihr an ihrem Hochzeitstage eine gar zu mißbilligende Miene gezeigt, und was Harry Burnands langweilige Schwester betraf —

Doch, wenn sie die beiden auch ins Pfefferland wünschte, der Höflichkeit mußte Genüge geschehen. Hier stocksteif stehen bleiben und die Begrüßungen ihrer Gäste abwarten, das durfte sie nicht. Vorwärts also!

Sie trat eben von der einen Seite in die Pendoppo, als auf der andern die Drei erschienen, voran May.

Ihren Sonnenschirm schwenkend, mit einer Eilfertigkeit, die an der allzeit Trägen wundernahm, kam sie daher, und erstickte unter Umarmungen und Küssen die formellen Bewillkommnungsworte, die Ruth präpariert hatte.

„Nein, wie schön, wie herrlich, daß wir uns wiedersehen," frohlockte die Enthusiastische. „Halbtot habe ich mich nach Ihnen gesehnt! Ist's nicht wahr, Harry?" wandte sie sich über die Schulter an den Bruder. „Und habe ich dir nicht gesagt, daß sie süß ist? Na, jetzt urteile mal selber!"

Mit dieser Aufforderung, deren agressiver Ton Meinungsverschiedenheiten zwischen den Geschwistern in Bezug auf den letzten Punkt, zu verraten schien, trat sie zur Seite.

Harry Burnands braune Wange hatte sich dunkler gefärbt, und in Ruth wollte es sich spöttisch regen, doch als aus den neulich so feindseligen Augen ein Blick ernster, warmer Bewunderung sie traf, fühlte sie sich rasch umgestimmt, und hatte für den Freund ihres Mannes nun ein sonniges Lächeln und einen festen englischen Händedruck.

„Ein äußerst sympathisches Gesicht," sagte sie sich. „Ich war eben an dem schrecklichen Tage nicht in der Laune, irgend jemand Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Wie er dann auf dem Wege nach dem Salon ihr mitteilte, daß er in Geschäftssachen noch ein Stück weiter in das Land hinein müsse, und sich daher erlaubt habe, seine junge Schwester, die er doch nicht gut allein in Batavia habe zurücklassen können, mitzubringen, um sie auf ein paar Tage unter ihren Schutz zu stellen, da rief sie in ihrem herzlichsten Ton:

„Das haben Sie gut gemacht. Wir wollen Ihnen May schon behüten."

Die Dankesworte erstarben ihm auf den Lippen, weil sich gerade jetzt der Salon vor ihm aufthat.

„Ei der Tausend!" stieß er in hellem Erstaunen um sich starrend hervor. „Das hat sich hier ja fabelhaft verändert."

„Ich war schon begierig zu hören, was du wohl sagen würdest," lächelte Fritz, dem die Genugthuung aus den Augen strahlte.

„Daß aus einem scheunenartigen Raum ein Feengemach geworden ist, das sage ich."

„Hören Sie es wohl?" wandte sich Fritz an Ruth.

„Ja," nickte sie, „ich vermag nur leider nichts Feenhaftes zu entdecken."

„Den Feen selber ist das Feenhafte eben das Alltägliche," meinte Harry, „uns armen Sterblichen, die wir uns plötzlich in den Märchenzauber hineinversetzt sehen, aber nicht."

„Sieh nur zu, daß du dir eine kleine Reservedosis von Bewunderung für nächstes Mal aufsparst," riet ihm sein Freund, „es soll hier nämlich noch schöner werden."

„Höre, das ist nicht nötig," erklärte der andre in scherzhafter Entrüstung, „was schon da ist, genügt vollständig, um meinen Neid zu erregen." Den vorwurfsvollen Blick auf seine Schwester wendend, fügte er hinzu: „Warum kannst nun du so was nicht?"

„Was denn, Harry?" fragte May, deren Aufmerksamkeit darauf gerichtet gewesen war, den bequemsten Sessel im Zimmer zu entdecken, und die sich eben jetzt in Ruths Schaukelstuhl streckte.

„Mein Haus ein bißchen hübsch machen," antwortete er. „Es sieht noch gerade so nüchtern drin aus, wie vor deiner Ankunft."

„Ja, bester Harry," verteidigte sie sich, „erstens hast du keine hübschen Sachen, die ich aufhängen könnte, zweitens bin ich auch nicht Ruth. Ich glaube, die wüßte aus gar nichts schon etwas zu machen."

Diese Bemerkung trug ihr einen äußerst wohlwollenden Blick vom Hausherrn ein, welcher Blick dann wiederum Ruth, die ihn aufgefangen hatte, Freude machte.

„Er hört's doch gern, wenn man mich lobt," dachte sie, „und von ihr ist's freundlich, daß sie es thut. Gutmütig war sie ja übrigens immer."

In ihrer Dankbarkeit gegen die Gutmütige schob sie dieser noch ein weiches Seidenkissen unter den Rücken, und versorgte sie, als Sidin frischen Thee gebracht hatte, aufs liebenswürdigste mit Speise und Trank.

„Nein, wie himmlisch es hier ist," seufzte May aus innigem Wohlbehagen heraus, „und wie gut der Thee schmeckt und der Kuchen erst! Harry, so komm doch und probiere ihn einmal!"

Allein Harry, der jetzt vor Leni Hillerns Bilde stand, rührte und regte sich nicht.

„Wenn Sie ihm nicht rasch Ordre geben, sich zu setzen, Herr Bardewiek," meinte May, „so guckt er Ihnen noch Löcher in die Wand."

Der Angeredete drehte sich lächelnd nach dem Freund um, doch, statt diesen zum Niedersitzen zu veranlassen, sprang er selber auf und trat an seine Seite.

„Nun, wie gefällt dir's?" fragte er.

„Ausgezeichnet," murmelte der andre.

Fritz warf seiner Frau einen triumphierenden Blick zu. „Da haben Sie das Urteil eines Kenners," sagte er. Dann wieder zu Harry gewandt: „Die Malerin will nämlich ihr Werk nicht recht gelten lassen."

„Die Malerin?" wiederholte Harry, sich langsam umdrehend, und mit der verblüfftesten Miene von der Welt Ruth ins Auge fassend. „Du willst doch nicht etwa behaupten —"

„Gewiß will ich's behaupten."

„Da hört aber alles auf! Eine Malerin ersten Ranges bei uns hier auf Java? So etwas ist noch nicht dagewesen."

„Wenn Sie statt des ersten den zwölften Rang setzten," erwiderte Ruth lachend, „dann wäre die Schmeichelei doch noch groß."

„Den zwölften? Ich glaube gar! Nein, bis zu diesem Grade dürfen Sie mein Kunstverständnis nicht unterschätzen, gnädige Frau. Ich habe selber in meiner Jugend flott gepinselt — May wird mir das aus ihren Kinderjahren noch bezeugen können."

„Jawohl, Harry," bestätigte die Schwester, „du maltest wunderhübsche kleine Ferkel mit ganz drollig gedrehten Schwänzchen."

Diese Reminiscenz verursachte große Heiterkeit.

Nachdem er herzlich auf seine Kosten mitgelacht hatte, meinte Harry: „Die Ferkel haben auf dein Babygemüt den tiefsten Eindruck gemacht, für meine höheren Leistungen warst du eben damals noch nicht empfänglich. Um übrigens wieder auf das Bild zu kommen, gnädige Frau. Es ist möglich — ich sage nur möglich, denn ich bin durchaus nicht fest davon überzeugt — daß das Kolorit ein wenig zu wünschen übrig läßt, allein das Wesentliche an einem Porträt, der Seelenausdruck in den Gesichtszügen, ist Ihnen wunderbar gelungen. Mehr Reinheit und Gefühlsinnigkeit hätte auch der größte Maler nicht in die Augen dort zu legen vermocht."

„Hört, hört!" rief Fritz, vergnügt in die Hände klopfend.

Ruth, die vor Freuden rot geworden war, versicherte, sich lachend die Ohren

zuhaltend: „Nun ist's aber genug, nun müssen Sie notwendig Ihren Thee trinken, Mr. Burnand, sonst wird er kalt."

Er kam gehorsam, seine Tasse in Empfang zu nehmen, behielt aber auch, nachdem er am Tische Platz genommen noch immerfort das Bild im Auge.

„Wohl eine Ihrer Freundinnen, gnädige Frau?" erkundigte er sich.

„Freundin und Anverwandte," antwortete Ruth.

„Bereits verheiratet?"

„Nein, noch zu haben — freilich, nicht leicht zu haben."

„Natürlich nicht."

„Wieso denn — natürlich?"

„Diese junge Dame nimmt den ersten besten nicht."

„Nein, denn sie verlangt ihr Ideal. Aber was für ein Seelenerforscher Sie sind, Mr. Burnand."

„Oder richtiger, was für eine Seelenmalerin Sie, gnädige Frau."

„Halt! Davon sollte nicht mehr geredet werden!"

„Pardon! Ich hatte vergessen."

Damit kehrte er dem Porträt den Rücken, und erwies sich nun als der angenehmste Gesellschafter. Was er an Schnurren und komischen Erlebnissen auskramte, erhielt die Übrigen in fortwährendem Lachen, bis es Zeit war, sich zum Diner anzukleiden.

Fritz sprach die Absicht aus, seinen Gästen ihr Quartier weisen zu wollen, Ruth schloß sich der Gesellschaft an, und so trat man denn, von Sidin, der voranleuchtete, geführt, durch die Verandathür in das Freie. Im Hause selber war nämlich nur für die Herrschaft Raum; die Logirzimmer, die sich Seite an Seite unter einem Dache hinzogen, befanden sich in der Nähe der Wirtschaftsgebäude. Sie waren einfach, aber bequem eingerichtet und zahlreich genug, um eine ganze Schar Menschen beherbergen zu können. Java ist das gastlichste Land der Erde. Auf den Plantagen wie in den niedrigen Hütten der Eingeborenen sieht man den Fremdling gern kommen und ungern scheiden.

„Himmel! Wie drollig, hier draußen zu schlafen," äußerte May, etwas besorgt in ihren vier schneeweißen Wänden Umschau haltend. „Wenn nur nachts die wilden Tiere nicht hereinspazieren?"

„Wo denken Sie hin!" rief Ruth lachend. „So was kommt nicht vor."

„Doch! Mitunter. Als wir noch auf der ‚Poonah' waren, erzählte mir Fred Harris einmal — Übrigens dabei fällt mir ein, ich habe ja einen Brief für Sie, Ruth."

„Von Dr. Harris?"

„Hihihi! Nein, von Ada Macdonald. Sie hat, wie's scheint, Ihre Adresse verloren, und schickt nun auf gut Glück den Brief mit der höflichen Bitte um Weiterbesorgung an Miß Burnand in Batavia. Gestern abend kam er an, da habe ich ihn gleich in den Koffer gepackt und hier — warten Sie — hier ist er schon. Furchtbar dick — was wohl drin stehen mag?"

„Ich erzähle es Ihnen nachher," versprach Ruth, das Schreiben in Empfang nehmend. „Jetzt drängt die Zeit schon ein bißchen, wir speisen um Sieben."

Mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen!“ empfahl sie sich. Allein wenn die Zeit auch bereits ein wenig drängte, so drängte doch die Neugier noch ein wenig mehr, und in die bereits hellerleuchtete Pendoppo gelangt, konnte Ruth der Versuchung ihren Brief zu öffnen nicht länger widerstehen.

Unter die Hängelampe tretend, las sie — erst mit lächelnden Lippen, nach und nach ernster werdend, endlich die Brauen zusammenziehend, mit ängstlichem Staunen in der Miene.

Das war ein seltsamer Brief, ein Brief, der in gar nichts an das geistreiche Sprühteufelchen Ada erinnerte. Keine interessanten Erlebnisse darin, keine lebensvollen Schilderungen. Die Wunderstadt am Nil ward mit ein paar Worten abgethan, dann folgten Klagen, nichts als Klagen sechs engbeschriebene Seiten hindurch. Und die Ursache all des Jammers? Die war nicht zu entdecken. Zu einer Verlobung zwischen Mrs. Macdonald und Mr. Stephenson schien es gar nicht gekommen zu sein, jedenfalls war von einer solchen nirgends die Rede. Trotzdem nannte Ada sich einsam und verlassen, seufzte nach der lieben Reisegefährtin, nach dem fernen Lande, in dem diese lebte, nach Plantagen, Urwäldern u. s. w.

„Sie muß krank sein.“ Zu diesem Schluß gelangte endlich die Leserin. Mit bedauerndem Kopfschütteln faltete sie den Brief wieder zusammen und war eben im Begriff, ihn in seinen Umschlag zurückzuschieben, als ihr aus diesem ein zusammengeknülltes Zettelchen entgegenfiel, das offenbar von eiliger Hand eben noch vor Couvertschluß hineingeschoben worden war. Es enthielt nur wenige Zeilen in Floras großer männlicher Schrift. Ruth hatte sie mit einem Blick überflogen, doch nicht sogleich begriffen. Sie las noch einmal, dann plötzlich, einen Schmerzenslaut ausstoßend, ließ sie Brief und Zettel zur Erde fallen und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Doch keine schlechten Nachrichten?“ fragte, bei ihrem unerwarteten Anblick stutzend, Fritz Bardewiek, der eben jetzt aus dem Garten in die Pendoppo trat.

„Ach! Ja,“ schluchzte sie, die Hände sinken lassend.

„Hoffentlich nicht von Ihren Verwandten?“

„Nein, von Ada — Ada Macdonald.“ Sie bückte sich nach dem Zettelchen und hielt es ihm hin. „Da! Bitte, lesen Sie! Es ist zu schrecklich.“

„Ada macht uns schwere Sorge,“ las er, „aller Lebensmut ist von ihr gewichen. Hätte ich diesen schändlichen Herrn von Senden hier, meine Meinung wollte ich ihm sagen!“

„Ada Macdonald,“ sagte er, sich nachdenklich über den Bart streichend, „war die junge Amerikanerin, nichtwahr, die Ihnen für das Leben auf der einsamen Plantage nicht geschaffen schien?“

„Ja,“ antwortete sie mit einem gequälten Ausdruck in den Zügen, „ich in meiner grenzenlosen Dummheit habe zweier Menschen Glück zerstört!“

„Was heißt das?“

„Sie sehnt sich nach der einsamen Plantage, und grämt sich tot um Herrn von Senden!“

„Nun, dann kann ja den Beiden jetzt geholfen werden.“

„Ich bitte Sie, jetzt sitzt er ja auf Sumatra und sie in Kairo!“

„Gibt’s nicht Dampfschiffe, Eisenbahnen u. s. w.?“

„Freilich," stöhnte sie, „aber bedenken Sie die Entfernungen. Dieser Brief ist vier Wochen alt. Bevor Herr von Senden nach Kairo gelangt, ist Ada vielleicht schon gestorben."

„Es stirbt sich nicht so schnell."

Das halbe Lächeln, mit dem er ihr diese Versicherung gab, brachte sie auf. Von einem plötzlichen, bitteren Groll gegen ihn selber erfaßt, stieß sie hervor: „Ja, Sie — Sie sagen das so leichthin, und vor kurzem hätte ich vielleicht noch ebenso gesprochen, jetzt aber weiß ich, wie einer zu Mute ist, die unglücklich —"

Dicht vor dem kompromittierenden Wort biß sie sich entsetzt auf die Lippen, und dann flammte wieder jene heiße Röte über ihr Gesicht, die er schon wiederholt dort erspäht hatte, und mit der er jedesmal einen ganz bestimmten Gedanken verband.

„Leichthin gesprochen war das nicht," entgegnete er mit einem hörbaren Beben in der Stimme, „der leichte Ton sollte nur Ihren Mut ein wenig heben. Der Ernst der Sache leuchtet mir klar genug ein, ich sehe nur keinen Grund, gleich zu verzagen. Wenn Sie heute abend noch an den betreffenden Herrn schreiben, und dieser sich, sobald er Ihren Brief empfängt, für Kairo reisefertig macht, oder auch meinetwegen auf telegraphischem Wege seinen Heiratsantrag dorthin absendet —"

„Ha! Der Telegraph!" stieß sie heraus. „Das ist wahr, der könnte alles rasch in Ordnung bringen."

„Damit wären Sie also beruhigt?"

„Dank! Ja," murmelte sie. „Wenn mir nur die beiden jetzt nicht furchtbar zürnen, wegen der Konfusion, die ich durch meinen unklugen Rat angerichtet habe."

„Der Rat war ehrlich gemeint. Daß der junge Mann sich so ängstlich daran hielt, ist seine Schuld. Wer nichts wagt, gewinnt nichts. Sich selbst mag er daher zürnen, wenn er überhaupt zürnen will, aber er wird schon vor lauter Dankbarkeit gegen sein Geschick nicht dazu kommen, der auserlesene Glückspilz. Das Weib ihrer Liebe zu gewinnen, wie wenigen wird es so gut!"

Die Rede klang wunderlich schwermütig aus. Ruth, die seit ihrem Gefühlsausbruch vorhin mit tiefgesenkten Wimpern dagestanden hatte, hob nun erschrocken den Blick. Doch da wandte Fritz sich eben zum Gehen, und gleich darauf fiel die Thür des Speisesaals hinter ihm ins Schloß.

In Gedanken mit seinem letzten Ausspruch beschäftigt, nahm auch sie nun den Weg nach ihrem Schlafzimmer. „Das Weib ihrer Liebe zu gewinnen" — wiederholte sie, „das hörte sich ja fast an, als ob auch er selbst einmal vergebens geliebt hätte? Aber nein — unmöglich! Eine, die ihn verschmähen würde, solch eine Thörin kann's ja auf der Welt nicht geben."

Elftes Kapitel.

Es schlug gerade neun Uhr abends, als Ruth mit einem erleichterten Aufatmen die Feder beiseite warf. Da lagen die Briefe, ein langer, voll reuiger Selbstanklagen an Ada, ein kurzer — dem Adas Schreiben und Floras zürnende

Worte beigefügt waren — an Herrn von Senden. Ob heute nacht noch eine Post abging? Fritz würde Bescheid wissen.

Sie erhob sich von dem Tisch in der Pendoppo, an dem sie gesessen und begab sich in den Salon.

Man überhörte ihren Eintritt. Sie hatte eine volle Minute Zeit, sich von der Schwelle aus die Gesellschaft zu betrachten. Dort saß, anscheinend in den Anblick von Lenis Porträt versunken, Harry Burnand rittlings auf seinem Stuhl, und drüben standen neben dem Klavier, zu zweit ein Notenbuch haltend und eifrigst darin blätternd, der Hausherr und sein weiblicher Gast. Sie schienen sich nicht recht darüber einigen zu können, was gespielt werden sollte, die Unterhaltung klang neckisch. May kicherte wiederholt ihr albernes „Hihihi!", jetzt warf sie auch einen ihrer schmachtenden Blicke empor.

Bei dem Blick durchzuckte es Ruth. Herrgott! Des Mädchens Augen waren ja blau, tiefblau — und ihr Haar dunkel — und ihr Gesicht —

Es ward Ruth heiß und dann wieder kalt. „Er — und May Burnand? Narrheit!" suchte sie sich zu beruhigen, doch da spielte ihr plötzlich die Erinnerung den Streich, ihr Fritz Bardewiek zu zeigen, der auf dem Verdeck des ‚Pontianak' stehend, sich nach seiner Braut umsah. Der verstorbenen Mutter so ähnlich wie nur möglich hatte er sie sich beim Vater bestellt, kein Wunder also, daß sich beim Anblick einer schmächtigen Mädchengestalt mit weißem, schmalem Gesicht, tiefblauen Augen und dunklen Haaren, seine ernste Miene so freudig aufhellte.

„Beobachten Sie uns schon lange aus dem Hinterhalt, gnädige Frau?"

Ruth schrak zusammen, wie geistesabwesend starrte sie auf den vor ihr stehenden Harry Burnand. Als dieser seine Frage lächelnd wiederholte, stammelte sie:

„Meine Briefe — ich weiß nicht recht — wohin damit — und —" mit einem scheuen Blick nach dem Klavier hin — „möchte drüben nicht stören."

„Ist auch nicht geraten," versicherte er launig. „Wenn Fritz musikalische Gelüste hegt, dann darf man ihm nicht in die Quere kommen. Wegen der Briefe weiß ich übrigens Bescheid. Der Reitknecht soll sofort damit nach Sela-Djambe. Darf ich sie ihm bringen?"

„Dank!" murmelte sie. „Ich will Sie nicht bemühen. Der Gang durch die frische Luft kommt mir schon gelegen, ich habe mich heiß geschrieben."

„Ich würde Sie verzweifelt gern begleiten — wenn Sie nichts dagegen hätten."

„O bitte sehr — nicht das Allergeringste."

Sie traten aus der Pendoppo in das Freie, bogen um die Hausecke und gaben im Stallhof ihre Ordre. Als Ruth dann sogleich ihre Schritte dem Hause wieder zu lenkte, äußerte Harry: „Gnädige Frau können unmöglich schon abgekühlt sein. Wie wär's, wenn wir ein Weilchen promenierten?"

„Das würde uns May doch übel nehmen," entgegnete sie, die den brennenden Wunsch hegte, in den Salon zurückzukehren.

„Übel nimmt sie nichts," versicherte er, „das ist eine ihrer guten Eigenschaften, und wenn uns von der Musik, die sie macht, hier draußen einige Töne verloren

gehen sollten, so wäre das kein Unglück. Große Fingerfertigkeit und kein Gefühl dahinter — dies ist mein Urteil über ihr Spiel."

„Ein recht unfreundlich klingendes Urteil," erwiderte sie, sich zwingend auf das Thema einzugehen.

„O, ich stelle es durchaus nicht als maßgebend hin," beeilte er sich zu erklären, „verstehe im Grunde nicht viel von der Sache, Fritz desto mehr. Bin begierig zu hören, was er sagen wird."

In einen der Gartenpfade biegend, bemerkte sie leise: „Ich wußte gar nicht, daß er musikalisch sei."

„Er ist's auch nicht in dem Sinne, daß er irgend einem Instrument harmonische Töne zu entlocken verstände, aber wenn er eines Menschen habhaft wird, der dies kann, so empfindet er allemal eine Genugthuung, die mir übertrieben scheint, auch hört er aus einer Symphonie von Beethoven Dinge heraus, die für meinesgleichen nicht darin enthalten sind."

Sie nickte schwermütig vor sich hin. „May würde Beethoven morden," dachte sie, „aber ihre Fähigkeiten liegen wenigstens nicht in der verkehrten Richtung. Hätte ich doch, statt der dummen Malerei, die zu gar nichts nützt, mein bißchen Gesangstalent weiter gepflegt."

Dann waren sie am Ende eines Laubgangs angelangt, und sie, deren Eifersucht nichts sehnlicher begehrte, als sich im Salon frische Nahrung zu suchen, fragte mit bebender Stimme an: „Gehen wir noch weiter?"

„Ach ja," bat er, „die Luft ist so herrlich."

„Es wird aber recht dicht und dunkel hier."

„Die Dunkelheit kommt mir schon gelegen, ich möchte nämlich meinen Gefühlen ein wenig Luft machen, und im hellen Licht thun wir Engländer das nicht gern."

„Ich verstehe Sie nicht, Mr. Burnand."

„Nein, wie sollten Sie auch? Danken möchte ich Ihnen, gnädige Frau, daß Sie den besten Freund, den ich auf der Welt habe, glücklich machen."

„Ich?" fragte sie, ihren Ohren nicht trauend.

„Ja. Ich kenne Fritz seit zwölf Jahren, und noch nie hat er mir einen so heiteren, zufriedenen Eindruck gemacht wie heute."

„Aber, Mr. Burnand —!"

„Noch nie, gnädige Frau. Er ist ein Mensch, der das Leben sehr ernst nimmt, der sich mit Gedanken und Skrupeln herumplagt, die der gemeinen Herde nicht kommen. Ihm wird es, seiner Meinung nach zu leicht, Geld zu erwerben, und zu schwer, dieses Geld wieder unter die Leute zu bringen. Die Fähigkeiten, die ihm zu seinem Reichtum verhelfen, ungenutzt lassen, das will er natürlich nicht, denn das hieße sein Pfund vergraben. Der Gewinn an sich sei ja auch nicht zu tadeln, meint er, er dürfe nur nicht nutzlos gehäuft werden, Mittel zu dem Zweck das Gute zu fördern, müsse er sein. Nun kenne ich, ganz unter uns gesagt, denn man darf beileibe nicht laut darüber reden — keinen Menschen, der so vielen Bedürftigen unter die Arme gegriffen, so viele zu Fall gekommene wieder auf die Beine gesetzt hätte, wie Fritz Bardewiek, aber ihm genügt das noch immer nicht. In demselben Grade wie seine Einkünfte sich mehrten, verschärften sich seine Gewissens-

bisse. Sie mußten erst kommen und ihm seine Ruhe wiedergeben — Sie, gnädige Frau, mit Ihrem klugen Kopf und Ihrem guten Rat."

„Ich wüßte doch nicht, welchen Rat —"

„Nun, z. B., daß er eine Handwerkerschule gründen solle. Was Sie mit dem Vorschlag allein schon für Fritz gethan haben, davon haben Sie keine Ahnung, gnädige Frau, ich aber weiß es."

„Das war gar kein Vorschlag, ich warf nur zufällig etwas hin über Handwerkerschulen —"

„Gleichviel, jedenfalls sprach sein guter Genius aus Ihrem Munde, und er wird noch oft daraus sprechen, davon bin ich überzeugt. Hätte Fritz die Welt durchsucht, er hätte keine für ihn passendere Frau finden können, das ist meine Meinung und nun — nehmen Sie mir um Gotteswillen meine Indiskretion nicht übel!"

„O, Mr. Burnand!" rief sie, ihm voll inniger Dankbarkeit die Hand reichend, „wie dürfen Sie von Indiskretion reden?"

Der Alp, der sich in der Salonthür auf ihre Seele gelegt hatte, war fort. Der Kopf schwindelte ihr von dem süßen Weihrauch, der ihr aus Harrys Reden entgegengeduftet war, die Brust war ihr so voll von Glückseligkeit, daß sie laut hätte aufjubeln mögen.

Dies that sie nicht, im Gegenteil sie schwieg ganz still, aber als sie fünf Minuten später in der Pendoppo erschien, strahlte ihr Antlitz so freudeverklärt, daß Fritz, der soeben mit May am Mitteltisch Platz genommen hatte, sich freundlich erkundigte:

„Nun, haben Sie sich allen Kummer vom Herzen geschrieben, und ist der Brief fort?"

„Ja," antwortete sie errötend.

„Das ist vortrefflich," nickte er. Auf ihre geöffnet daliegende Zeichenmappe deutend, setzte er hinzu: „Die haben wir uns mitzubringen erlaubt, Miß May war auf den Inhalt so begierig."

„Wirklich?" lachte Ruth. „Ich denke, ihr ist alle Malerei ein Greuel."

„Die Ihre nicht," versicherte May liebenswürdig.

„Das Konzert ist ja merkwürdig rasch vorüber," äußerte mit einem sehr ironischen Gesichtsausdruck Harry, der, nachdem er Ruth mit einem Sessel versehen, nun für sich selber einen heranzog.

„Deine Schwester," berichtete ihm Fritz lächelnd, „war mit ihrem Repertoir zu Ende, und von meinen Noten wollte sie nichts wissen."

„Es that mir ja schrecklich leid, Herr Bardewiek," seufzte May, „aber wenn man auf diese klassischen Stücke so gar nicht eingeübt ist —"

„Sie haben wahrlich nicht nötig, sich zu entschuldigen," unterbrach er sie mit großer Herzlichkeit, „ich bin Ihnen sehr dankbar für das, was Sie mir gegeben haben."

Diese Versicherung trug ihm einen ihrer holdseligen Blicke ein, Harry aber fragte in seinem trockensten Tone an:

„Was hat dir denn am besten gefallen, Fritz, ‚Waldesrauschen', ‚Silberwellen' oder ‚Maienzauber'? Was mich betrifft, so klingen sie mir alle drei so verzweifelt

überein, daß ich allemal drauf schwören möchte, die Bäume säuselten noch, wenn längst schon der Mai, oder die Wellen im Gange sind."

„Ja du," machte May geringschätzig, „du bist auch der unmusikalischste Mensch von der Welt!"

„Besten Dank!" lachte Harry. „Hoffentlich setzt mich dieses grausame, aber gerechte Urteil in Ihrer Achtung nicht herab, gnädige Frau?"

„Im Gegenteil," erwiderte Ruth, „ich tröste mich mit Ihnen, Mr. Burnand, denn ich befinde mich so ziemlich in demselben Fall."

„Halt! Das ist geflunkert," protestierte May, „Sie können singen."

„Singen?!" wiederholten die Herren wie aus einem Munde.

„Wer behauptet das?" erkundigte sich Ruth mit sichtlicher Bestürzung in der Miene.

„O! Ich habe es selbst gehört, eines Abends auf der ‚Poonah'."

„Hm! wenn Sie das singen nennen," entgegnete Ruth achselzuckend, „ja, dann freilich! Ich erinnere mich des Abends genau, ich fühlte eine Langeweile zum — schreien, weil ich aber nicht schreien durfte, so summte ich ein Viertelstündchen in den Flügel hinein, der im Salon stand. Es war niemand unten und daß man mich auf dem Verdeck hören würde, ließ ich mir nicht träumen."

„Man hörte es deutlich genug, und es klang auch ganz nett. Mrs. Merryweather erklärte sogar, Sie hätten a very sweet voice."

„Mrs. Merryweather war leicht zu befriedigen."

„Ich wette, daß die Dame recht hatte!" rief Harry.

„Besten Dank," entgegnete Ruth schalkhaft. „Damit Sie Ihre Wette nicht verlieren, werde ich mich hüten, jemals vor Ihnen zu singen."

„Aber mich lassen Sie es wissen, nicht wahr," sagte Fritz, „wenn Sie wieder einmal eine Langeweile zum schreien verspüren sollten?"

Sie errötete heftig unter seinem bittenden Blick.

„Ach!" murmelte sie, die Lider senkend. „Verlangen Sie das nicht! Sehen Sie, ich habe im Leben für niemand gesungen als für den Vater. Den beschlich mitunter die Sehnsucht nach Deutschland, dann mußte er deutsche Volkslieder haben um jeden Preis, und für mich traf sich's schon gut, daß es ihm mehr um den Text zu thun war, als um den Gesang."

„Was ihm gefiel, würde auch mich erfreuen."

„Ich bezweifele es, denn Sie sind musikalisch."

„Das hat Ihnen Harry weisgemacht."

Der Genannte erhielt einen vorwurfsvollen Blick, und Fritz gab seine Sache verloren, allein die enttäuschte Miene, mit der er sich abwandte, bewegte Ruths Herz so, daß ihr nun unversehens doch noch das Versprechen herausfuhr:

„Ich werde mir die Liedchen einüben."

Um zu dem warmen „Dank!" zu gelangen, mit dem er ihr diese Selbstüberwindung lohnte, hätte sie, wie sie jetzt hinterher fand, ihm auch gelobt, Seiltänzerkünste zu üben. In noch erhöhtem Glücksgefühl lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück. Um ihre Lippen schwebte ein sanftes Lächeln, ihre Augen blickten träumerisch in die Ferne. Das Lob, welches das Geschwisterpaar, das sich über die Skizzen-

mappe hergemacht hatte, ihren Zeichnungen spendete, scholl an ihrem Ohr vorüber, erst als May überrascht ausrief: „Aber das ist ja Mr. Howard!“ schrak sie zusammen. Das fatale Bild! Sie hatte sich so fest vorgenommen gehabt, es zu zerreißen.

„Hihihi! Das ist doch zu drollig!“ kicherte May. „Wenn der wüßte, daß Sie ihn gezeichnet haben, Ruth, er würde sich nicht wenig drauf einbilden.“

„Es ist Floras Werk,“ belehrte sie Ruth mit hochroten Wangen.

„Hihihi! Na, dann begreife ich's. Ruth —“ dies erklärend gegen die beiden Herren — „konnte ihn nämlich in den Tod nicht ausstehen.“

„Wundert mich nicht,“ entgegnete Harry, die Porträtskizze mit kühlem Mißfallen betrachtend. „Fatales Zierbengelgesicht.“

Dagegen aber erhob May sofort energisch Einspruch. „Zierbengelgesicht?“ wiederholte sie entrüstet. „Harry, du weißt nicht, was du sagst! Er war ein bildschöner Mensch.“

„Gott! Wenn sie doch den Mund halten wollte!“ dachte Ruth, deren unruhig flimmernder Blick die Zeichnung von der einen Hand in die andre verfolgt hatte.

„Na, na, na! Bildschön? Ich danke!“ lachte Harry.

„Du hast eben nicht die Spur von Geschmack,“ erhitzte sich May. „Fast alle Damen an Bord schwärmten für ihn!“

„Da! Schau her, wie man aussehen muß, wenn fast alle Damen für einen schwärmen sollen,“ wandte sich Harry augenzwinkernd an Fritz.

Dieser, der mit sehr ernstem Antlitz dasaß, streckte zögernd die Hand nach dem Bildnis aus, das der Freund ihm über den Tisch entgegenhielt, allein daß er es nicht zu fassen bekam, dafür trug Ruth Sorge. In dem Moment, als seine Finger das Blatt berühren wollten, riß sie es mit einer heftigen Bewegung an sich, ballte es zu einem Klumpen zusammen und schleuderte es in das Gartengebüsch. Seine Augen noch einmal darauf ruhen zu sehen, wäre ihr Folterqual gewesen.

Diese Qual hatte sie sich nun erspart, aber daß ihr aufgeregtes Handeln höchst unklug gewesen, bewies ihr Harrys bestürzter Gesichtsausdruck und die momentane Stille, die eintrat. Selbst May hielt in der ersten Verblüfftheit den Mund, dann freilich hätte sie ihrem grenzenlosen Erstaunen über das Vorgefallene gern Luft gemacht, allein des Bruders Fuß setzte sich fest auf den ihren und sein befehlender Blick bedeutete sie: „Du schweigst!“

Er selbst nahm in ruhig klingendem Ton das Wort, fand an den Skizzen noch allerlei zu loben, dankte freundlich für den gehabten Kunstgenuß und gab darauf, während er die über den Tisch hin verstreuten Blätter wieder in die Mappe sammelte, sein Reiseprogramm zum besten. Morgen abend erklärte er in Bandong sein zu müssen, von hier gehe es am nächsten Tage per Bahn nach Garut, und von dort zu Pferd nach Banjumas in der Residentschaft gleichen Namens. Am Abend des dritten Tages hoffe er früh genug in Maleber bei Tjandjur einzutreffen, um von dort aus gleichzeitig mit dem Freunde und den übrigen Herren zu der geplanten Tigerjagd aufzubrechen.

Daß eine derartige Jagd geplant sei, war den Damen neu. May ließ sich von den Unthaten unterrichten, die der betreffende Tiger auf seinem Gewissen hatte,

und auch Ruth that einige Fragen. Doch ihre Stimme klang gepreßt, nach Fritz vermied sie hinzusehen, und ihre Wange, die sich im Schrecken über ihr eignes impulsives Vorgehen entfärbt hatte, rötete sich nicht wieder. Es kam ihr auch sehr gelegen, daß May, sobald ihr Interesse an dem Raubtier erlahmt war, verstohlene Anzeichen von Schläfrigkeit gab. Sich hastig erhebend, sagte sie:

„Ich merke, Sie sind müde, May. Kommen Sie, ich begleite Sie in Ihr Zimmer."

„Ach ja," seufzte May, sich träge auf ihre Füße stellend, „müde wird man nachgerade. Wir mußten ja schon vor Tagesgrauen von Batavia fort."

Sich den Herren empfehlend, nahm sie Ruths Arm und überließ es so ziemlich dieser allein, ihr gar nicht so unbedeutendes Körpergewicht vorwärts zu schleppen. Glücklich um die Hausecke befördert, stand sie aber still und erkundigte sich im neugierigen Flüsterton:

„Was war's denn nur? Was hatte Ihnen das unglückliche Bild eigentlich gethan?" Und als Ruth nur stumm die Achseln zuckte: „Wenn Sie es so wütend fortwerfen wollten, dann begreife ich nicht, warum Sie es überhaupt mitgenommen hatten."

„Das begreife ich noch viel weniger."

„Der arme Mr. Howard! Er war so nett und so —"

„Schweigen Sie mir um Gotteswillen still von ihm!"

„Beste Ruth, ich seh' doch nicht ein —"

„May!"

„Na ja, ich schweige also."

Und sie schwieg wirklich, bis ihr, in ihrem Zimmer angelangt, ein so anhaltender Heiterkeitsanfall kam, daß Ruth sich ungeduldig erkundigte, was sie denn eigentlich habe.

„Hihihi!" kicherte May. „Nehmen Sie mir's nur nicht übel, aber ich dachte gerade — hihihi! — was für ein Gesicht Sie wohl machen würden, wenn er plötzlich hier auftauchte."

„Wer in aller Welt?"

„Mr. Howard — hihihi! — er ist nämlich in Batavia."

„Thorheit!"

„Nein, ganz gewiß, ich habe ihn gesehen — vorgestern abend — wir fuhren spazieren — da stand er neben einem Laternenpfahl und zog den Hut. Harry merkte nichts, und das war noch ein Glück, sonst hätte es wieder ein peinliches Verhör gegeben. Er ist womöglich noch alberner als unsre Pensionsmutter. Wenn mich ein Mann anguckt, so wird er wütend, und wenn ich nach einem den Kopf drehe, dann spricht er von Weiblichkeit, Sittsamkeit und solchem Nonsens."

„Sie Ärmste!" äußerte Ruth sarkastisch. „Da wären Sie ja vom Regen in die Traufe gekommen." Dann mit einem freundlichen „Gute Nacht!" und „Schlafen Sie wohl!" wandte sie sich zum Hinausgehen.

„Na, vorbereitet wären Sie also auf den Besuch!" rief ihr May noch nach.

„Ja, besten Dank, aber er wird schon nicht erfolgen."

„Wer weiß?"

„Ich weiß es.“

Damit zog Ruth die Thür hinter sich ins Schloß.

Dreist genug war ja Frank Pospischill, aber daß er sich nach der Art und Weise, wie er sie in Ceylon im Stich gelassen, wohl hüten würde, ihr jemals wieder unter die Augen zu treten, davon war sie überzeugt. „Er sollte es auch nur wagen!“ murmelte sie, während ihre schmale Hand sich zur Faust ballte und sie in Gedanken die Worte fand, mit denen sie ihn zu Boden schmettern würde.

Nein, von ihm persönlich fürchtete sie nichts, aber an ihn erinnert zu werden, das war ihr — besonders in ihres Mannes Gegenwart — fürchterlich. Dann überflutete sie ein brennendes Schamgefühl, dann kam sie sich vor, wie das unwürdigste, erbärmlichste Geschöpf der Erde. Weil sie ihn geliebt hatte? Nicht doch, darin wäre für sie etwas wie eine Entschuldigung gewesen. Sie hatte ihn nicht geliebt, hatte sich nur von ihm einreden lassen und sich selber eingeredet, daß sie ihn liebe, um zu dem Schloß in Schottland, zu all den Herrlichkeiten gelangen zu können, die er ihr bot. Das war das Schmachvolle. Nicht von der Liebe geblendet, sondern von der Gier nach allerlei prunkvollem Tand gepackt, hatte sie sich an ihn wegwerfen wollen, diesen Zierbengel, wie Harry Burnand ihn ganz richtig nannte.

Ein eitler, hohler Mensch, ein seichter Schwätzer, Salonspaßmacher und Damenheld, mehr war Frank Pospischill nie gewesen. Sie erinnerte sich von Sydney her keiner hochherzigen, oder auch nur uneigennützigen Handlung von ihm. Daß er unterwegs den Matrosen gerettet, war ihm Mittel zu dem Zweck gewesen, sich in ihren (Ruths) Augen einen Nimbus zu verleihen, hatte er doch seine Schwimm-, Reit- und andern Künste immer nur geübt, um seine eignen Vorzüge in ein glänzendes Licht zu stellen.

Daß ihr dies so klar war auf einmal? Ach! sie hatte viel darüber nachgedacht in der letzten Zeit, hatte viel und vergeblich nach einer Rechtfertigung für sich gesucht. Wenn sie jetzt hier in der dunkeln Nacht, wo niemand sie sah, im Geiste Frank Pospischill neben Fritz Bardewiek stellte, den Zierbengel neben den großen, guten, herrlichen Menschen, dann schämte sie sich so, daß sie beide Hände vor das Gesicht schlagen mußte.

Mechanisch war Ruth dem Hause zugewandert. Eben wollte sie durch die Veranda in ihr Schlafzimmer treten, als ihr einfiel, daß sie sich von den Herren noch nicht für die Nacht verabschiedet hatte. Am liebsten hätte sie dies nun zwar ganz unterlassen, denn die dumme Scene, die sie vorhin gemacht, war ihr nur zu peinlich gegenwärtig, doch da sie auch nicht unhöflich sein mochte, schickte sie sich unter Herzklopfen an, in die Pendoppo zurückzukehren.

Langsam begann sie das Haus zu umschreiten. Die Nacht war still, ihren eignen Fußfall machte der weiche Boden unhörbar, so kam es, daß das Gespräch, das die beiden Männer führten, immer lauter an ihr Ohr scholl. Als Worte vernehmbar wurden, stutzte sie, dann plötzlich machte sie eine Bewegung, als wolle sie fliehen, allein sie that es doch nicht, stand vielmehr wie angewurzelt und horchte hin zu ihrer eignen Qual.

„Unrecht?“ sagte eben jetzt Fritz Bardewiek in ziemlich dumpfem Ton. „Nein, mein Junge, ein Unrecht ist's nicht, höchstens ein Unglück, wenn ein Mensch, der

sich ins Dunkle hinein verlobt hat, auf dem Wege in das unbekannte Ehejoch plötzlich sein Herz verliert."

„Meinetwegen," entgegnete Harry Burnand ungeduldig, „aber über solch ein Unglück kommt man weg mit einigem guten Willen."

„Ich fürchte, mit dem allerbesten Willen zwingt man sich nicht zur Liebe."

„Hol's der Henker, Fritz, ich kann's nicht leiden, dich — gerade dich so sprechen zu hören! Was braucht's denn gleich Liebe zu sein, für den Anfang thut's schon das Wohlwollen, das Bessere folgt ganz von selber nach, wo es sich um einen Mann wie du handelt. Übers Jahr, will ich wetten, seid ihr das glücklichste Paar auf Java."

„Gott gebe es!"

Stühle wurden gerückt, Schritte schienen sich zu nähern, und die Lauscherin flog davon, wie gehetzt. Sie fand ihr Schlafzimmer erleuchtet und Sarina ihrer harrend.

„Fort!" stammelte Ruth, „fort! Ich bedarf deiner nicht!"

Das kleine, braune Mädchen erschrak weniger vor dem rauhen Stimmklang, als vor dem weißen Gesicht, den großen, verstörten Augen der Herrin. Mit tiefgesenktem Köpfchen, drückte es sich scheu hinaus.

Ruth stand mit verzehrender Ungeduld abwartend, bis die Verandathür sich geschlossen hatte, dann sank sie wie vernichtet in einen Stuhl.

Also doch — doch! Ihre schlimme Ahnung hatte sie nicht betrogen. Auf dem Wege in das unbekannte Ehejoch — er sagte es ja selber, kein Zweifel war also mehr möglich! — hatte er sein Herz verloren — an May Burnand!

Und sie liebte ihn, sie (Ruth) — Gott! Wie sie ihn liebte! Alles, was sie jemals gut und herrlich gefunden hatte, war nichts gegen seine Güte, seine Herrlichkeit. Nicht ein Mann unter Tausenden, ein Mann unter Millionen war er für sie, der erste, der beste, den die Erde trug. Für ihn zu leben, ihm sein Dasein zu verschönen, ihm seine edlen Zwecke fördern zu helfen, Himmelswonne war in dem Gedanken gewesen, und nun — liebte er May Burnand.

Gleich ihr erster Anblick an Bord des „Pontianak" hatte es ihm angethan.

In die Augen hatte er ihr bloß zu schauen brauchen, diese irreleitenden Augen, die unergründliche Seelentiefe ahnen ließen und hinter denen sich nichts als Schalheit barg. — Aber nein, nicht die Augen allein waren ja an dem Unglück schuld, sondern die ganze äußere Erscheinung. Glich sie nicht seiner Mutter?

Mit seiner Mutter schönem Gemüt, mit all seiner Mutter Herzensgüte hatte seine Phantasie die leere Null von einer May begabt, deshalb war sie als Nebenbuhlerin nun unüberwindlich.

Ach, und er wußte das auch! Sein: „Mit dem besten Willen zwingt man sich nicht zur Liebe," hatte traurig überzeugt geklungen. — — — — — — —

„Gott! Lieber Gott, laß mich sterben!" stöhnte, sich in leidenschaftlichem Schmerz hin- und herwiegend, die arme Ruth. „Ich kann — ich kann ihm und mir nicht zur Qual leben!"

Zwölftes Kapitel.

Ihr bleiches, verstörtes Aussehen, ihre umschatteten Augen machten, daß, als sie am nächsten Morgen in der Pendoppo erschien, Fritz, der lesend dort gesessen hatte, erschrocken von seinem Stuhl aufsprang.

„Mein Gott! Was ist Ihnen?“ rief er, ihr entgegeneilend.

„O, nichts von Bedeutung,“ murmelte sie, scheu an ihm vorüberblickend, „ich habe nur ein bißchen Kopfweh.“

„Dann wäre es doch wohl geratener,“ meinte er besorgt, „Sie machten den Ritt nach dem Kaffeegarten nicht mit?“

„So? Steht einer in Aussicht? Das wußte ich ja gar nicht,“ entgegnete sie jetzt mit etwas wie Gereiztheit im Stimmklang. „Aber gewiß reite ich dann mit. Seit Wochen wünsche ich ja nichts sehnlicher, als die Plantage einmal zu besichtigen.“

„Warum erfahre ich denn das heute erst?“ fragte er betroffen.

„Ich wußte ja nicht,“ erwiderte sie achselzuckend, „ob Sie mich auch gern dorthin mitnehmen würden, und aufdringlich mochte ich nicht sein.“

„Aufdringlich?!“

Das schmerzliche Befremden in seinem Ton brachte ihr die eigne Übellaunigkeit zum Bewußtsein. „Was fällt mir denn eigentlich ein?“ fragte sie sich empört. „Er kann doch nichts dafür, daß May Burnand seiner Mutter gleicht!“

„Verzeihung!“ stammelte sie, und dann traten ihr plötzlich die Thränen in die Augen, an denen sie noch heftig schluckte, als vom Garten her Harry Burnand erschien, der einen bitteren Ärger über Mays Langschläfrigkeit mitbrachte.

„Sollte man es für möglich halten,“ stieß er, sobald er seine Wirthin begrüßt hatte, zornig heraus. „Sie war noch nicht einmal wach. Ich habe fünf Minuten an ihre Thür trommeln müssen!“

„Nun, ob wir eine Viertelstunde früher oder später fortkommen,“ versuchte ihn Fritz zu beschwichtigen, „das verschlägt ja am Ende nicht viel.“

„Es ist mir nicht um die Viertelstunde,“ brummte Harry, „es ist die Unpünktlichkeit, die ich hasse, und darin leistet sie Großes.“

Man war fast mit dem Frühstück fertig, als, einen Fuß langsam vor den andern schiebend, mit Augen, die entschieden noch nicht ausgeschlafen hatten, May anlangte.

„Guten Morgen,“ seufzte sie müde und mißmutig zugleich. „Thut mir schrecklich leid, daß ich so spät komme, aber ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan.“

„Na, na, na! Trag die Farben nur nicht zu stark auf!“ riet ihr der immer noch erboste Bruder ironisch. „Als ich anklopfte, schliefst du wie ein Murmeltier.“

„Murmeltier? Kein Gedanke!“ verteidigte sie sich entrüstet. „Ein bißchen einnicken wollte ich gerade.“

Harry lachte spöttisch auf, der Hausherr erkundigte sich höflich (teilnahmvoll nannte es Ruth bei sich), ob die Schlaflosigkeit vielleicht durch irgend eine Störung von außen her verursacht worden sei.

„Ach Gott, ja,“ nickte May, sich melancholisch einen Schluck Kaffee zu Gemüte

führend, „es war ein gräßlicher Lärm auf dem Dach. Als ob eine ganze Menagerie da oben herumspränge, so hörte sich's an.“

„Ich habe gar nichts gehört,“ brummte Harry.

„Da sieht man, wer das Murmeltier war,“ meinte sie.

„Hahaha!“ lachte Fritz. „Geschieht ihm recht. Es werden Affen gewesen sein, Miß May. Mitunter jagt sich in der Morgenfrühe ein ganzes Rudel durch den Garten.“

„Nur Affen?“ murmelte May, so sichtlich enttäuscht, daß Harry höhnend ausrief: „Sie hat natürlich gleich an Tiger gedacht!“

„Nun — und wenn das der Fall wäre?“ entgegnete sie herausfordernd.

„Dann hattest du — hahaha! — zu deiner Beruhigung doch immerhin ein festes Dach über dem Kopf.“

„O! daß sich ein Tiger in seinem Heißhunger ein Loch durch ein Dach kratzt, kommt sehr oft vor,“ versicherte May, die ihre Weisheit von Dr. Harris hatte.

Dies gab dem unhöflichen Bruder Anlaß zu einem tollen Heiterkeitsausbruch, Fritz aber nahm freundlich der Gekränkten Partei.

„Kommt auch vor, Miß May,“ bestätigte er, „aber nur in entlegenen Gebirgsdörfern, woselbst die niederen Bambushütten der Eingeborenen bloß mit Alang-Alang gedeckt sind. Bei uns hat es keine Gefahr. Sie sollen übrigens in dem ungemütlichen Zimmer nicht wieder schlafen, ich tausche heute nacht mit Ihnen.“

„Eine jede ihrer Albernheiten,“ dachte Ruth in ihrem eifersüchtigen Sinn, „weiß er so zu drehen und zu wenden, daß ein passabel vernünftiger Ausspruch draus wird — und nun auch dies noch!“ Daß er als höflicher Wirt einem Gast — noch dazu einem weiblichen — gegenüber gar nicht anders hätte handeln können, wollte sie nicht einsehen, und was sie vollends aufbrachte, war der holdselige Blick, mit dem May ihrem Freund und Tröster dankte. Es ward ihr heiß und kalt dabei.

„Der Punkt wäre also glücklich erledigt,“ meinte Harry, der mittlerweile seinen Ernst und seine brüderliche Überlegenheit wiedergewonnen hatte. „Nun thust du uns wohl den Gefallen, dich ein wenig zu beeilen. Es ist nämlich hohe Zeit, daß wir fortkommen.“

„O bitte, geniert euch meinetwegen nicht, wenn ihr Eile habt,“ erwiderte May, „ich werde mit dem Frühstück schon allein fertig.“

„Ich hoffe doch, du reitest mit nach dem Kaffeegarten.“

Sie setzte die Tasse, die sie bereits halbwegs zum Munde geführt hatte, klirrend wieder nieder. „Harry, wo denkst du hin?“ rief sie, ihn empört ansehend. „Ich — reiten, nachdem ich vorige Woche erst vom Pferde gefallen bin?!“

„Bah! Du glittest mir ja ganz sacht in die Arme.“

„Ganz sacht? Na, ich danke! Es fehlte nicht viel daran, und ich hätte mir das Bein gebrochen. Nein, fordere von mir, was du willst, nur nicht, daß ich noch einmal eines von euren kleinen greulichen javanischen Pferden besteige. Sie sind voll Bosheit und Tücke, beißen, schlagen aus und stellen sich mit Vorliebe auf die Hinterbeine.“

„Hörst du's?“ wandte sich Harry an den Freund. „Schmeichelhaft — was? Daß du solch ordinäres Viehzeug in deinem Stall hast, traut sie dir zu.“

„Wenn ich Ihnen nun ein lammfrommes Tier zur Verfügung stellte, wie dann, Miß May?“ fragte Fritz.

„Sie sind sehr gütig, Herr Bardewiek,“ entgegnete die Angeredete mit ihrem lieblichsten Augenaufschlag, „aber ich wage mich doch nicht recht wieder in den Sattel.“ Und dabei blieb sie allen Vorstellungen zum Trotz.

„Reitet ihr nur fort,“ sagte sie, „ich werde mir die Zeit schon zu vertreiben wissen.“

„O! Ich verlasse Sie natürlich nicht,“ versprach Ruth, die bei sich selber dachte: „Es ist alles in allem vielleicht besser so. Ihn den ganzen Morgen lang ihren koketten Blicken ausgesetzt zu sehen, das ertrüge ich nicht.“

Fritz jedoch schien auf diese Blicke nur ungern Verzicht zu leisten, jedenfalls rief er mit hörbarer Enttäuschung im Ton:

„Aber es wäre doch jammerschade, aus diesem Grunde die Partie gleich ganz aufzugeben. Wenn wir nicht reiten können, warum sollten wir da nicht fahren?“

„Ja, ist denn das möglich?“ erkundigte sich Harry.

„Gewiß, nur müßten sich die Damen dazu verstehen, eine etwas steile Strecke Wegs zu Fuß zurückzulegen.“

Der trägen May war nun zwar auch mit einer Kletterpartie nicht sonderlich gedient, aber als Fritz hinzufügte: „Von der Plantage aus könnten wir dann — immer vorausgesetzt, daß die Damen Lust hätten — Harry an die Bahn begleiten, vielleicht auch bis nach Bandong. Dort wäre die Stadt zu besichtigen, der schöne Wasserfall in der Nähe, und am Abend hätte zweifellos der Regent die Gefälligkeit, seine Bedojos vor uns tanzen zu lassen,“ da erklärte sie sich sofort entzückt von dem Vorschlag.

„Und was sagen Sie dazu?“ wandte sich Fritz an die stumm dasitzende Ruth.

„Ich bin natürlich mit allem einverstanden,“ antwortete sie kurz und kühl. Was sie in ihres Herzens Bitterkeit dachte, war: „Mir hin und wieder auch nur eine Stunde seiner Arbeitszeit zu opfern, ist ihm schon schwer geworden, für sie hat er gleich den ganzen Tag übrig.“

Fünf Minuten später, als sie sich für die Fahrt bereit zu machen ging, kam er ihr nachgeeilt.

„Es scheint, da habe ich etwas Dummes angerichtet,“ sagte er mit sichtlicher Bestürzung in der Miene.

„Wieso?“ entgegnete sie verwundert.

„Ich fürchte sehr, es ist nicht nach Ihrem Wunsch, den Ausflug bis nach Bandong auszudehnen.“

„O! Wenn es nur nach Mays Wunsch ist,“ erwiderte sie ironisch. „Was liegt an mir?“

„Für mich sind Sie die Hauptperson,“ erklärte er mit einer gewissen Heftigkeit.

Sie sah ihn groß an. Höflichkeitsgeflunker? — Nein, dazu gab er seine Lippen nicht her.

„Sie kamen mir ein wenig aufheiterungsbedürftig vor,“ fuhr er fort, „und da bedachte ich nicht, daß die viele Bewegung zu Fuß und zu Wagen Ihre Kopfschmerzen notwendig steigern müßte.“

„Notwendig?“ wiederholte sie, jetzt plötzlich mit einem warmen Rot in den Wangen. „Da bin ich andrer Meinung. Ich hoffe gerade von der Bewegung das allerbeste.“

„Wirklich?“ rief er erfreut. „Nun, Gott sei Dank! Dann nur lustig vorwärts. Ich lasse anspannen.“

„Für mich sind Sie die Hauptperson —“ das klang ihr so tröstlich im Ohre nach, während sie ihrem Schlafzimmer zuschritt, es ward ihr ganz anders zu Mute dabei. Nicht seinem Herzen freilich — das wußte sie ja besser — aber seinem Pflichtgefühl war sie es. „Gott gebe es!“ (daß aus ihm und ihr noch einmal ein glückliches Paar werden möchte nämlich) hatte er gestern abend gesagt, und nun strebte er mit ernster Gewissenhaftigkeit diesem Ziele zu, während sie ihm mit Trotz und Bitterkeit entgegenarbeitete. Das war unrecht — thöricht, das durfte und sollte nicht sein. Auch sie wollte sich Mühe geben, und dann — mit der Zeit — wer mochte wissen —?

Es regte sich fast schon wieder ein wenig hoffnungsfreudig in Ruths Brust, als sie, um sich nun auch ihrerseits Mühe zu geben, für ihre heutige Toilette den duftigsten Spitzenhut auswählte und das reizendste Kleid, welches ihre Garderobe enthielt, ein Kleid von weichem, indischem Musselin, über dessen cremefarbenen Grund zartblaue Blumensträußchen hingestreut waren.

Größer war ihre Gefallsucht nie gewesen und ihre Eitelkeit niemals geringer. Das Bild, das ihr der Spiegel zurückwarf, als endlich jeder Haken und jedes Schleifchen saß, hätte gar nicht entzückender sein können, doch sie wandte sich noch unbefriedigt davon ab. Bewundernde Menschenblicke mußten ihr erst sagen, daß sie schön sei.

„Ich merke schon, es ist hohe Zeit, daß ich von Sukawangi fortkomme!“ mit diesen herausgeseufzten Worten empfing sie Harry Burnand, als sie beim Wagen anlangte.

„Wieso denn?“ forschte Ruth.

„Meines armen Kopfes wegen. Wenn Sie mir den erst gründlich verdreht haben werden, gnädige Frau, wer soll mir ihn dann wieder zurechtsetzen?“

Sie lachte und blickte errötend auf Fritz. Der sagte nichts, aber er lächelte doch wohlwollend zu Harrys Worten, und damit war sie auch schon mehr als zufrieden. Als freilich gleich darauf May anlangte, vom Kopf bis zu den Füßen in Rosa gekleidet, welche Farbe ihr immer am besten stand, fühlte sich Ruth rasch wieder herabgestimmt. Allein sie nahm sich zusammen, behielt ihre freundliche Miene bei und stieg mit dem löblichen Vorsatz, liebenswürdig zu sein, in den Wagen, ein leichtes, viersitziges Gefährt, über das sich eine Art Sonnenzelt spannte.

Gleich darauf zogen die vier munteren Sumbapferdchen an, und fort ging's in raschem Tempo, eine gutgehaltene Straße entlang. Links wuchs der Wald empor, rechts, thalwärts dehnten sich die Reisfelder. Der in die Ferne schweifende Blick stieß überall auf ragende Berghäupter. Nach einer Weile passierte man eine größere Dessa, deren strohgedeckte Bambushütten von kleinen Gärten umgeben waren, in denen neben nützlichem Gemüse, Fruchtbäumen, Pisang und spanischem Pfeffer zur Augenfreude noch der beliebte Melattistrauch wuchs und der schönblühende Tjam-

packabaum. Auf dem Alon=Alon (Rasenplatz) vor des Häuptlings Haus stand ein Waringinbaum (ficus indica) von solch gewaltiger Größe, daß man ausstieg, um ihn sich näher zu betrachten.

Unter dem weithin sich ausbreitenden Laubdach hätte ein Reitertrupp Platz gefunden. Von den horizontalen Ästen des Baumes gingen Luftwurzeln aus, die in dem Erdboden Fuß gefaßt, sich stellenweise aber schon in der Nähe ihres Ursprungs so verstrickt und umeinander geschlungen hatten, daß seltsam gewundene Säulen entstanden waren. So wandelte man denn gleichsam unter Bogenwölbungen, zwischen Kolonnaden, durch größere und kleinere Hallen.

„Mir ist, als wäre ich in einem Tempel," murmelte Ruth.

„Da haben Sie es getroffen," nickte Fritz. „Von den Brahmanen in Indien wird diese Art natürlicher Tempel noch vielfach benutzt, wie man sagt. Hier im Lande freilich nicht. Als heilig gilt der Waringinbaum aber auch dem Javanen."

„Trotzdem er Muhammedaner ist?"

„Er ist nur ein oberflächlicher Muhammedaner, hat sich noch viel von dem Aberglauben seiner Väter in die neue Religion hinübergerettet. Wenn er vorschriftsmäßig in der Moschee seine Gebete hersagt, und anstandshalber am Ende des Fastenmonats den Priestern die sogenannten Liebesgaben bringt, so verehrt er dagegen mit wirklicher Innigkeit allerlei Altertümer aus der Hinduzeit."

„O, so antik brauchen sie noch gar nicht einmal zu sein, die Altertümer," versicherte Harry lächelnd. „In Batavia am Pinangthore liegt eine alte Kanone, der besonders von den eingeborenen Frauen fleißig geopfert wird."

„Himmel! Einer Kanone! Welcher Blödsinn!" rief May, zu der Thorheit der Javanen ihren eignen weisen Kopf schüttelnd; dann stieg man wieder in den Wagen, um diesen nach etwa viertelstündiger Fahrt neben einem Warong am Wege, einer Art Garküche unter einem Bambusschuppen, in dessen Nähe allerlei Volk, sein frugales Mahl verzehrend, am Boden hockte, zum zweitenmal zu verlassen.

Der Kutscher erhielt die Weisung, die Rückkehr der Herrschaften hier zu erwarten, darauf betrat man dicht hinter dem Warong einen Waldpfad, der ziemlich steil und so schmal war, daß man notgedrungen den Gänsemarsch nahm. Fritz machte den Führer, ihm folgten die Damen, May voran, und Harry beschloß den Zug.

Für Ruth war die Fahrt im ganzen leidlich gewesen. May hatte, schläfrig in ihrer Wagenecke lehnend, von ihren gefährlichen Augen nicht viel Gebrauch gemacht, und wenn Fritz zeitweilig recht zerstreut und in sich gekehrt gewesen war, so hatte er sich doch hin und wieder ganz teilnahmvoll nach dem Befinden seiner Frau erkundigt. Momentan war auch so ziemlich alles in Ordnung. Das Flirten verbot sich auf dem engen Pfad von selber, und May in ihrem rosa Kleid zu bewundern, ward Fritz dadurch erschwert, daß er ihr den Rücken zukehren mußte.

„Ich wollte, es läge nur erst eingepackt in ihrem Koffer, das Kleid," dachte Ruth grollend bei sich, „es ist zum Verzweifeln, wie gut es ihr steht. Der Rock freilich sitzt ja wieder einmal so schief wie nur möglich, aber — für so etwas haben Herren kein rechtes Auge."

Seufzend wandte sie sich ab. Es war ja auch zum Glück nicht nötig, daß

sie sich ganz auf die Betrachtung des fatalen rosa Kleides beschränkte, zu sehen gab es sonst noch genug.

Der Wald zeigte sich, je höher man kam, desto mehr in seiner tropischen Pracht. Der Erdboden war mit einem Teppich von Lycopodien, Farnen und Kräutern bedeckt, zwischen denen wilde Musen, Scitamineen, Alsophilen und Ardisien emporwuchsen. Neben herrlichen Baumfarnen zeigten zierliche Areca- und Pinangapalmen ihren schöngefärbten Stamm und ihre glänzend rote Fruchttraube. Die Wildnis in ein undurchdringliches Dickicht zu verwandeln, waren die Kletterpalmen und Lianen besorgt, die nach allen Richtungen hin den Wald durchzogen, die höchsten Gipfel erklimmend, die stärksten Stämme umschlingend und sich wie Taue von Baum zu Baum spannend. Auch Blumen gab es in ungeahnter Fülle, freilich nicht auf dem dämmerigen Erdboden und dem niedrigen Gesträuch, sondern hoch oben in den Baumkronen und auf den Ästen, wo sich, das Sonnenlicht suchend, die farbenprächtigen Epiphyten und Schmarotzer angesiedelt hatten.

Diese letzteren nun zogen Ruths bewundernden Blick zu sich empor. Den Kopf in den Nacken gebogen, schritt sie, und wenn ihr eine Orchidee aufstieß, die sie nicht zu nennen wußte, so wandte sie sich um Auskunft an den hinter ihr schreitenden Harry. Der war freilich durchaus kein Botaniker, und so erhielt sie statt der gewünschten Belehrung häufig nur eine launige Entgegnung.

Das war soeben wieder der Fall gewesen. Sie hatte unwillkürlich lachen müssen und wollte nun gerade zu einer kleinen Neckerei den Mund öffnen, als ein gellender Schrei sie zusammenfahren machte. Da sah sie in etwa zehn Schritt Entfernung ein schwarzes Ungetüm von einer Schlange sich quer über den Pfad winden. Doch das war es nicht, was sie bis in die Lippen erbleichen, was ihre Füße an den Boden wurzeln machte, es war Mays Gebahren. Sie hatte sich mit dem Angstschrei, den ihr der Anblick des Tieres entlockt, geradewegs dem sich gegen sie umwendenden Fritz in die Arme gestürzt und lag nun da, den Kopf gegen seine Schulter gepreßt, schluchzend, jammernd wie ein verängstetes Kind.

„Viel Lärm um nichts,“ rief Harry, der sich an Ruth vorübergedrängt hatte, um seiner Schwester zu Hilfe zu eilen, jetzt aber lachend Kehrt machte. „Ular sawa, Reisfeldschlange, führt kein Gift und nimmt wie die meisten Tiere, wenn nicht attackiert, Reißaus vor dem Menschen.“

Etwas Ähnliches schien Fritz seinem Schützling drüben auch zu versichern, allein es dauerte doch noch ein Weilchen, bis sich die Gruppe löste und May sich, scheu rechts und links spähend, wieder in Bewegung setzte.

„Na, wenn man aus einem Lande kommt, wo das längste Reptil ein Regenwurm ist, so ist solch ein kleiner Schreckschuß wohl verzeihlich,“ meinte Harry nachsichtig. Die Totenbläße gewahrend, die auf Ruths Wangen lag, setzte er bedauernd hinzu: „Gnädige Frau sind auch erschrocken, wie ich sehe. Freilich wer diese Bestien nicht kennt — und ein kolossales Exemplar war's, mindestens fünfzehn Fuß lang, will ich wetten.“

Ruth nickte und begann, um sich seiner Beobachtung zu entziehen, wieder vorwärts zu schreiten. Das Gehen ward ihr schwer, sie hatte Blei in den Füßen

und etwas wie einen Nebel vor den Augen. Übrigens war die Plantage jetzt bald erreicht.

Hatte man draußen im Wald die wilde Kraft der Tropennatur angestaunt, die nichts zu bändigen imstande zu sein schien, so beugte man sich hier bewundernd vor dem Menschengeist, der das unmöglich Scheinende vollbracht, die Unbezwingliche in Fesseln gelegt hatte, ohne ihr gleichwohl von ihrer Schönheit etwas zu rauben.

Zwischen blühenden Rosenhecken öffnete sich ein Bambusthor, und dann stand man in dem viele Meilen langen Garten, den nach allen Richtungen hin wohlgehaltene, straßenbreite Wege durchkreuzten, ihn so in verschiedene Distrikte teilend, in deren jedem eine besondere Schar von Leuten mit Reinhalten der Pflanzen, Beschneiden der Bäume u. s. w. beschäftigt war. Zur Zeit der Ernte mochten hier viele tausend Arbeiter zu thun finden, heute war das Menschengewimmel weniger groß. Die eigentliche Blütezeit des Kaffeestrauchs — wiewohl er das ganze Jahr hindurch Blumen und Früchte zugleich trägt — fällt in den Herbst. Jetzt hatte man also den zauberischen Anblick eines weißen Blütenmeers, über dem sich in etwa zwölf Meter Höhe das leichte, durchsichtige Laubdach der Erythrina wölbte, die mit dem jungen Kaffeestrauch zugleich gepflanzt wird, um ihm die Tropensonne zu mildern, unter deren unmittelbarem Glutstrahl er nicht gedeihen kann.

Zwischen diesen schneeumsäumten Wegen, unter einem sanftgrünen Himmel, von welchem flammendrote Blütentrauben niederhingen, hinzuwandeln, wäre Ruth unter andern Umständen traumhaft schön erschienen, im Augenblick aber hätte sie sich in einer öden Sandwüste befinden können, so wenig Bewußtsein hatte sie von der Naturherrlichkeit, die sie umgab. Sie blickte weder rechts, noch links, noch hob sie den Kopf, sie starrte unverwandt geradeaus auf das Bild, das ihr Geist vor sie hinmalte.

Es war das Bild aus dem Walde, die fatale Gruppe, die sich gar nicht wieder hatte lösen wollen, er (Fritz) und sie (May) eng aneinander geschmiegt vor ihren — Ruths Augen! War das erlaubt, erhört? Eng aneinander geschmiegt diese beiden! Ihr Arm hatte seinen Hals umklammert, ihr Gesicht sich gegen seine Schulter gepreßt, und ihm war das nicht peinlich gewesen in Gegenwart seiner Frau — o! durchaus nicht. Lächelnd hatte er auf die Schutzsuchende niedergeblickt, tröstlich auf sie eingesprochen und endlich, indem er sie sacht, zögernd von sich geschoben, war seine Hand wie liebkosend über ihre Schulter hingefahren. Armes, kleines Baby! Es hatte sich gefürchtet, man mußte es deshalb ein bißchen streicheln und beruhigen, das war so ganz in der Ordnung — seiner Meinung nach wenigstens.

Sie war nur unglücklicherweise andrer Ansicht — sie, Ruth, und sie hatte in dieser Sache doch wahrlich auch ein Wörtchen mitzusprechen. Vorhin freilich war sie wie auf den Mund geschlagen gewesen, aber das passierte ihr nicht wieder. May sollte es nur versuchen, sich zum zweitenmal ihrem (Ruths) Mann an den Hals zu werfen!

Dieser Art waren die Gedanken, die unsrer Freundin Hirn durchtobten, während sie, hastig vorwärtsschreitend, für ihre Umgebung kein Auge und für Harrys liebenswürdiges Geplauder kein Ohr hatte.

In dem Moment, als man neben einer der sogenannten Kaffeemühlen anlangte,

stieß Fritz, der gleich am Eingang des Gartens aufgehalten worden war, wieder zu der Gesellschaft. Nun sei er bereit, den Cicerone zu machen, erklärte er heiter, und May den Arm reichend, führte er sie in das Gebäude. Die beiden andern folgten.

Des Interessanten bot sich hier genug. Die Kaffeebohnen, eigentlich Kerne einer kirschenartigen Frucht, wachsen immer zwei und zwei zusammen, mit der flachen Seite gegeneinander, sind zunächst von einer zähen, pergamentartigen Haut, und dann noch von der fleischigen, dunkelroten Hülle der Frucht umgeben. Diese Hülle nun zu beseitigen, schüttet man die frischeingesammelten Beeren vorerst in große, steingemauerte Kufen, und nachdem sie hier eine bestimmte Zeitlang gelegen haben, auf flache Hürden, um sie in der Sonne trocknen zu lassen. Vor dem nächtlichen Tau und dem Regen, der die Kaffeebohnen völlig entwerten würde, schützt man sie durch schilfgeflochtene, wasserdichte Dächer, die auf niedrigen Rädern laufen und im Notfall über die Hürden geschoben werden. Ist nach fünf bis sechs Wochen die Hülle gedörrt, so wird sie durch Stampfen in mit Büffelfell ausgefütterten Gruben, oder in hölzernen Mörsern abgelöst. Dies, sowie das Entfernen der Pergamenthaut von den jetzt aufs neue getrockneten Bohnen, welches abermaliges Stampfen erfordert, und das endliche Sortieren des Kaffees durch Menschenhände, eine mühsame, zeitraubende Arbeit, geschieht in der Mühle.

Fritz hatte, während er seine Erklärungen gegeben, wiederholt besorgt nach seiner Frau hingesehen. Als man im Begriff stand, das Haus zu verlassen, trat er hastig an ihre Seite.

„Ich fürchte, Ihr Kopfweh hat sich verschlimmert,“ sagte er.

„Wäre es ein Wunder?“ entgegnete sie.

„Nein,“ antwortete er, auf ihren bitter ironischen Ton nicht achtgebend. „Mir schien es gleich, daß Sie sich zu viel zumuteten. Nun kehren wir aber sofort heim.“

Sie sah ihn groß an. War es möglich, daß er aus Rücksicht auf sie diejenige, welche er seinen Gästen schuldete, hintansetzte?

„Sie vergessen, daß Ihr Freund nach Bandong muß,“ bemerkte sie mit einem leichten Beben der Stimme.

„Harry fährt eben heute abend allein.“

„Aber Sie haben doch auch May die Tour versprochen und sie freut sich darauf.“ Sie sprach langsam und mit Nachdruck.

Er runzelte die Brauen, zog die Uhr und meinte, nachdem er sekundenlang nachdenklich auf das Zifferblatt geblickt hatte: „Wir erreichen auch auf dem Umweg über Sukawangi wohl noch rechtzeitig die Bahn.“

„Das würde Miß May zweifellos passen,“ dachte sie in ihrem empörten Sinn. „Dann säße ich zu Haus und sie könnte ungestraft noch ein Dutzend solcher Schreckschüsse bekommen wie der vorhin.“ Laut sagte sie mit hartem Stimmklang: „Besten Dank! Wir wollen doch lieber bei der alten Abmachung bleiben, denn, wenn Sie den Zug verfehlen sollten —“

„Das ist so gut wie ausgeschlossen!“

„Doch wohl nicht ganz. Jedenfalls halte ich es für richtiger, nichts zu riskieren. Ich fahre also mit.“

„Sie werden sich krank machen!“

„Das ist meine Sache.“

„Nur die Ihre?“

„Ja. Ich wüßte auf der Welt niemand, der ein Recht hätte, sich für meine Gesundheit zu interessieren.“

Im Groll hatte sie das herausgestoßen. Jetzt, nun sie dem vorwurfsvollen Blick begegnete, mit dem er sich von ihr abwandte, hätte sie das unfreundliche Wort gern zurückgenommen. Doch jetzt war es zu spät. Da ging er hin, der Mann, den sie liebte und der — wenn er ihr auch May vorzog — es doch so gut mit ihr meinte, daß ihr Übelbefinden ihm ganz gewiß nicht gleichgültig war. Alle erdenkliche Mühe gab er sich, mit ihr glücklich zu werden, und nun lohnte sie ihm das so. „Gott gebe es!“ hatte er gestern abend gesagt, und heute morgen: „Sie sind mir die Hauptperson“, und nun glaubte sie ihm das nicht, weil —

Freilich — die Umarmung! Mays Schamlosigkeit war ja daran Schuld, aber sie hätte doch nicht so lange zu dauern brauchen, wenn er nicht gewollt hätte, und dann dieses Streicheln ihrer Schulter, in dem so etwas gelegen hatte wie: „Nur still, mein armes, liebes Kind, es wird dir kein Leid geschehen, ich bin ja bei dir,“ das kam doch ganz und gar auf seine Rechnung.

Ja, ihre Eifersucht ward mit ihrer Reue rasch genug fertig, und trotzig fuhr sie mit nach Bandong. Als man nach heißer Wagen- und noch heißerer Eisenbahnfahrt gegen drei Uhr nachmittags dort anlangte, hatten ihre Kopfschmerzen aber in einer Weise zugenommen, daß sie kaum noch aus den Augen sehen konnte. Sie nahm sich zwar gewaltsam zusammen, versuchte sogar, sich im Hotel Homan mit den andern zu Tisch zu setzen, allein der bloße Anblick der Speisen verursachte ihr einen derartigen Ekel, daß sie sich hastig wieder erheben mußte.

Als sie, die Hand an die Stirn gepreßt, schwankend der Thür zu wollte, fühlte sie plötzlich ihren Arm durch den ihres Mannes gezogen. Sie hätte in der Stimmung, in der sie sich befand, die Stütze freilich gern zurückgewiesen, doch dazu fehlte es ihr an Kraft. So ließ sie sich denn in einen saalartigen Raum führen, durch dessen Fensterthüren das tiefe Grün des Gartengesträuchs den Augen wohlthuend hereinblickte.

Neben einem Ruhebett Halt machend, sagte Fritz in ernst-freundlichem Ton: „Wie, wenn Sie sich hier ein Weilchen niederstreckten und zu schlafen versuchten?“

„Mir bleibt wohl keine andre Wahl,“ entgegnete sie mit einem bitteren Auflachen. Dann, nachdem sie seinem Rat gefolgt war: „So, da läge ich! Besten Dank! Aus dem Weilchen wird voraussichtlich eine Weile werden, doch das braucht Sie ja nicht zu kümmern. Sie können getrost ohne mich nach dem Wasserfall fahren.“

„Wenn Sie es wünschen,“ schlug er mit einem leichten Zögern vor, das ihr nicht entging, „so bleibe ich bei Ihnen.“

„Wo denken Sie hin?“ rief sie spöttisch aus. „Ich werde Sie doch eines Vergnügens nicht berauben!“

„Des Vergnügens, einen neunundneunzigmal gesehenen Wasserfall zum hundertstenmal zu beschauen? Aber — wie Sie wollen!“

Mit einem Achselzucken wandte er sich um und schritt hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

„Nun hat sie freies Feld für ihre Thätigkeit," dachte Ruth, nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, „während der Wagenfahrt kann sie nach Belieben mit Blicken um sich werfen, und beim Wasserfall wird schon ein schlüpfriger Stein bereitliegen, auf dem sie ausgleiten kann, um im kritischen Moment graziös in einen rettenden Arm zu sinken."

Auflachen wollte sie zu dieser spaßhaften Vorstellung, aber unversehens kam ihr ein Schluchzen, und plötzlich weinte sie herzbrechend. Als dann ihre Thränen versiegt waren, hatten ihre Kopfschmerzen einen solchen Grad erreicht, daß sie nur regungslos daliegen und leise vor sich hin stöhnen konnte. Endlich, von Seelen- und Körperqual übermannt, schlief sie ein.

Es dämmerte bereits, als sie wieder erwachte und Fritz vor ihr stand.

„Nun, wie geht's?" fragte er.

„Danke, gut," antwortete sie. „Mein Kopf ist ganz leicht."

„Vortrefflich. Und der Appetit — hat der sich wieder eingestellt?"

„Ja. Gibt's etwas zu essen?"

„Das will ich meinen. Kommen Sie nur!"

„Wie war's denn bei dem Wasserfall?" erkundigte sie sich unter Herzklopfen, als sie dem Speisesaal zuschritten.

„Man merkt, daß Sie gut geschlafen haben," entgegnete er. „Aus der Partie konnte nämlich nichts werden, denn kaum eine halbe Stunde, nachdem ich Sie verlassen hatte, fing es an wolkenbruchartig zu regnen."

„Schade!" wollte sie murmeln, doch das Stückchen Heuchelei gelang ihr nicht.

Der Speisesaal war hellerleuchtet, und ein kleiner Tisch in der Mitte stand gedeckt, aber es lagen nur zwei Couverts darauf.

„Die Burnands dinieren beim Regenten," antwortete er auf ihren fragenden Blick. „Für den Fall, daß Sie Lust verspüren sollten, sich die Tanzerei dort anzusehen, könnten wir ja hernach zu ihnen stoßen."

„Lohnt es der Mühe?"

„Gewiß, für den Neuling. Werden Sie aber die Gamelangmusik ertragen können?"

„Mir fehlt gar nichts mehr."

„Gut, dann machen wir uns gleich nach dem Essen auf den Weg nach dem Dalem des Regenten."

„Er ist wohl ein sehr großes Tier?"

„Der Regent? Nun, jedenfalls stammt er von den früheren Fürsten des Landes ab, auch führt er einen glänzenden Hofstaat."

„Und ist ihm einige Macht verblieben?"

„Von eigentlicher Macht kann bei keinem der Regenten die Rede sein, aber ihr Nutzen ist groß. Sie sind die unentbehrlichen Vermittler zwischen dem javanischen Volk und seinen europäischen Herren. Unter der ganz richtigen Voraussetzung, daß die Eingeborenen den Abkömmlingen ihrer angestammten Fürsten lieber gehorchen

werden, als den Fremdlingen, läßt man jenen den Schein, als herrschten sie noch. Unter dem Regenten stehen die Distrikts-, Unterdistrikts- und Dessahäuptlinge, denen er seine Befehle übermittelt. Er selber aber hat in dem holländischen Residenten seinen direkten Vorgesetzten, der ihm sehr scharf auf die Finger sieht und dafür sorgt, daß er nichts befiehlt, als was der Regierung in ihren Kram paßt."

„Und das läßt er sich aus lauter Dankbarkeit für den hübschen Titel auch ruhig gefallen?"

„O! Er erhält neben dem Titel noch beträchtliche Einkünfte. Speciell unser Regent hier ist ein reicher Mann."

„Hm!" machte sie kopfnickend, „die Holländer sind kluge Leute." Was sie sich selber sagte, aber war: „Da hat er mir nun auf alle meine Fragen Auskunft gegeben und zwar nicht unfreundlich, aber ganz anders wie sonst. Die Worte sind's, aber nicht der Ton. Es ist alle Herzlichkeit daraus fort, und sein Blick ist wieder so düster wie in den ersten Tagen. Dazu diese Unruhe in seinem Wesen, dieses unmotivierte Zusammenzucken der Brauen, dieses Hin- und Herrücken auf dem Stuhl, dieses hastige Hantieren mit Messer und Gabel — er kann entschieden die Zeit nicht abwarten, bis er wieder bei May sein wird."

Daß sich unter diesen Gedanken der Appetit, den sie mitgebracht hatte, rasch verflüchtigte, ist nicht zu verwundern. Sie stocherte eigentlich nur zwecklos auf ihrem Teller herum.

In tiefem Schweigen hatten sie ihre Mahlzeit beendet, stumm traten sie durch die nächtlichen, von Tamarinden überrauschten Straßen den Weg nach dem Regentenpalast an. Erst als sie ihrem Ziel nicht mehr allzufern waren, that er plötzlich die Frage:

„Was haben Sie eigentlich, Ruth?"

Die Nennung ihres Taufnamens, den er für gewöhnlich so ängstlich unterdrückte, wie sie den seinen, kam ihr fast noch überraschender als die Anrede selbst. Sie zuckte heftig zusammen.

„Seit gestern sind Sie gegen mich eine andre geworden."

„Nicht ohne Grund!" erklärte sie jetzt grollend.

„Natürlich nicht, aber — aus welchem Grund?"

Sie schwieg.

„Soll ich Ihnen sagen, was ich glaube? Das Wiedersehen mit der Freundin hat in Ihnen — allerlei Reiseerinnerungen wieder lebendig gemacht."

„Reiseerinnerungen?" fuhr sie förmlich empört auf. „Daß ich nicht wüßte! Und May Burnand ist meine Freundin nicht."

„O! Ich meinte nur, weil sie selbst Ihnen herzlich zugethan scheint —"

„Nun, dann vergelte ich ihr eben Gutes mit Bösen," fiel sie ihm gereizt in das Wort. „Dazu habe ich hoffentlich ein Recht!"

„Jedenfalls haben Sie ein Recht, die Beantwortung meiner Frage zu umgehen," versetzte er ungeduldig. „Lassen wir den Gegenstand also fallen. Hier ist auch bereits der Alon-Alon, drüben die Moschee, vor uns der Dalem."

Er hatte eine Wolke auf der Stirn, sie verdächtig flimmernde Augen, als sie

eine Minute später in die von bunten Ampeln festlich erleuchtete Pendoppo des Palastes traten.

Der Raum war weit und saalartig. Zwischen den Spiegeln, welche von den Wänden gleißten, hing allerlei Waffenzierat. Im Hintergrunde ragten zwei mächtige Pajungs, teilweise vergoldet. Je mehr Gold an dem Staatsschirm nämlich, desto höher der Rang dessen, der ihn führt. Über den Susuhunan (Kaiser) von Surakarta wird ein von innen und von außen vergoldeter Schirm getragen, unter einem ganz gleichen aber ist jeder holländische Resident, als Vertreter seiner Königin, berechtigt einher zu stolzieren.

Der Regent, ein freundlich blickender brauner Herr, der über dem Haarschopf das landesübliche bunte Turbantuch, über dem langen, schwarzen Tuchbeinkleid den kurzen seidenen Sarong und zur Vervollständigung seiner Toilette noch Sandalen an den Füßen und den Oberkörper mit einer Tuchjacke bedeckt trug, aus deren Knopflöchern Edelsteine blitzten, kam dem Paar entgegengeschritten. Fritz, als einem guten, alten Bekannten, reichte er cordial die Hand. Um Ruth, an der sein Auge mit Wohlgefallen zu haften schien, zu begrüßen, legte er voll Gefühl und Anstand die Rechte auf sein Herz.

Es erfolgten dann noch einige Vorstellungen, denn an dem Diner, das soeben vorüber war, hatten außer den Geschwistern Burnand verschiedene Plantagenbesitzer aus der Umgegend und einige der holländischen Beamten Bandongs teilgenommen. Endlich ließ man sich auf den Divans nieder, die sich an den Wänden entlang reihten. Der Prinz gab den Musikanten, die außerhalb der weitgeöffneten Saalthüren demütig am Boden hockten, mit der Hand ein Zeichen, und der Gamelang begann eine Weise, die selbst dem europäischen Ohr angenehm klang. Schrille, schmetternde Töne wurden nicht hörbar, nur dumpf brummten die großen Gongs, und dazwischen scholl es wie leises Glockengeläute.

Eine sanfte Klage war es, ein sehnsüchtiges Locken, das plötzlich Erhörung fand, denn durch eine der Thüren kam auf kleinen, nackten Füßen eine Frauengestalt hereingeglitten. Ihr Gesicht war nicht unschön, ihr Wuchs tadellos, ihre Kleidung von großer Pracht. Den schillernden, golddurchwirkten Sarong, der Nacken und Arme unbedeckt ließ, hielt um die Taille herum ein Goldgürtel zusammen. Ein breites, edelsteinbesetztes Ornament, an einem schmalen Kettchen um den Hals befestigt, hing ihr vorn auf die Brust herab. Goldene Reifen schmückten Ober- und Unterarme, und über dem schwarzen Haar hob sich, gleichfalls aus Gold, ein wundersamer Kopfputz, der halb diadem- halb helmartig wirkte. Dieser märchenhaften Erscheinung folgten noch fünf andre, völlig gleich kostümierte. Dann begann unter den klagenden Tönen des Gamelangs ein echt orientalischer Tanz. Von kunstvollen Schritten war keine Rede, die Füße hatten bei der Sache am wenigsten zu thun. Ein anmutiges Bewegen der Hände und Arme, ein Drehen, ein Heben und Neigen des Körpers war es, begleitet von einem Mienenspiel, das tiefste Trauer auszudrücken schien. Mit niedergeschlagenen Blicken und schmerzvoll gesenkten Mundwinkeln war die Schar erschienen, und so schwand sie nach einer Weile auch wieder hinaus.

„Das Tanzen finde ich, aufrichtig gestanden, ein bißchen kurios,“ äußerte sich May über die Vorstellung, „sie kommen ja gar nicht von der Stelle dabei, aber

die Kleider sind wundervoll und der Schmuck erst! Sollte er wohl wirklich echt sein?“

„Daran besteht kein Zweifel,“ antwortete auf die Frage hin der neben ihr sitzende Fritz, „Kostüme und Schmuck sind Erbstücke in des Regenten Familie.“

May warf dem gegenwärtigen Besitzer dieser Herrlichkeiten einen neidischen Blick zu, der sich aber sofort in einen koketten verwandelte, als sie seinem Auge begegnete. Der hohe Herr, der die Zeit her überhaupt häufiger nach seinen weiblichen Gästen hingesehen hatte, als nach seinen Tänzerinnen, lächelte jetzt geschmeichelt und winkte einem der am Boden kauernden Diener. Als dieser herbeigeeilt oder richtiger herangekrochen war, ward ihm flüsternd ein Befehl erteilt, worauf er sich in derselben sklavischen Haltung wieder entfernte und zum Saale hinausschlängelte. Einige Sekunden später erschien er in der Thüröffnung mit einer Platte voll Backwerk und Konfitüren, die er mit demutsvoll gekrümmtem Rücken den Damen zu präsentieren kam.

„Nein, das ist aber doch zu reizend!“ rief May aus und sandte in gerührter Anerkennung seiner Liebenswürdigkeit noch einen ihrer bezaubernden Blicke an den Regenten ab.

„Was sich wohl Fritz dabei denkt?“ grübelte Ruth. Aber auf ihres Mannes ernstem Antlitz die Wirkung zu erspähen, welche ihrer Nebenbuhlerin kokette Manöver auf ihn ausübten, hielt schwer. „Er wird gar nichts davon bemerken,“ schloß sie bitter, „die Liebe ist ja blind.“

Mittlerweile waren die Bedojos wieder erschienen. Diesmal trugen sie Pfauenwedel in den Händen. Der Tanz begann so ziemlich in derselben Weise wie vorhin, aber mit der zunehmenden Lebhaftigkeit der Musik ward auch das Gebahren der Mädchen heftiger, leidenschaftlicher. Sie suchten einander mit den Pfauenwedeln zu berühren, und in dieser Berührung schien eine verächtliche Herausforderung zu liegen, doch als man glaubte, nun werde der Kampf entbrennen, waren sie plötzlich allesamt wieder hinausgeglitten.

Jetzt wurden Waffen auf den Boden niedergelegt, und aus den Klagetönen, die der Gamelang angestimmt hatte, ward nach und nach etwas wie ein Aufmuntern zum Streit. Zum drittenmal erschienen nun die Bedojos auf der Schwelle, aber zögernd, sich nicht recht von der Stelle wagend. Erst als die Musik einen gellenden, dröhnenden Schlachtgesang anstimmte, hielt es sie nicht länger. Wie von der Pflicht getrieben, schnellten sie vorwärts und griffen, die einen den schlangenförmigen Kriß, die andern Pfeil und Bogen vom Boden auf.

Gräßlich sah sich's an, als sich hüben und drüben die Hände mit den Mordwaffen hoben, ernstlich genug schien es gemeint, aber zur Ausführung der grausen That kam es nicht. Immer wieder forderte die Musik mit Dröhnen und Gellen: „Tötet, tötet!“ und immer wieder zuckte der Kriß, zielte der Pfeil. Allemal jedoch siegte im geeigneten Moment das Mitleid. Schmerz malte sich in den Mienen, die Blicke wichen scheu zur Seite, die Hände sanken herab. Es war ein wirklich ergreifendes Schauspiel, als schließlich die Waffen zu Boden rasselten und die Kämpferinnen einander von der Liebe bezwungen in die Arme stürzten.

Damit war die Vorstellung zu Ende, und man verabschiedete sich von dem

Regenten, der mit einem letzten entzückten Blick auf die Damen sich huldvollst dahin äußerte, daß es ihm große Freude machen werde, den anwesenden Herrschaften, seinen teuren Freunden, bei nächster Gelegenheit seinen Wajang-orang vorzuführen.

„Das wäre ja etwas für Sie, gnädige Frau," meinte lächelnd Harry Burnand, als er ins Freie gelangt an Ruths Seite trat.

„Wovon reden Sie?" fragte sie, wie aus einem Traum zu ihm aufblickend.

„Von dem Wajang-orang des Regenten," antwortete er. „Das ist nämlich eine Art Theater, in dem dieselben Mythen und Sagen, für die Sie, wie Fritz behauptet, sich so lebhaft interessieren, statt von Puppen von Menschen vorgeführt werden."

„Ach so!" meinte sie zerstreut.

„Eine kostspielige Liebhaberei, die der Prinz da hat. Die Anschaffung der Kostüme und andern Requisiten soll die Kleinigkeit von 50 000 Gulden verschlungen haben. Dazu kommt der Unterhalt des Personals, einer vielköpfigen Gesellschaft, da jeder Schauspieler nur eine Rolle darzustellen weiß."

In dieser Weise fuhr er fort an Ruths Ohr vorüberzusprechen, die im Moment weder für den Wajang-orang noch sonst irgend etwas Javanisches Sinn hatte, sondern nur für die Unterhaltung, die das in einiger Entfernung vor ihnen schreitende Paar führte. Ach! nur ein Wort davon erhaschen zu können, alles hätte sie darum gegeben, und da war nun dieser geschwätzige Harry —

Ja, geschwätzig nannte sie ihn jetzt, aber einige Minuten später, als sie vor dem Hotel Homan von ihm Abschied nahm, war es ihr auf einmal doch, als trenne sie sich von ihrem treuesten Freunde.

„Wenn irgend jemand, so will er mir wohl," dachte sie, während sie in den Wagen stieg, der sie, Fritz und May nach Sukawangi zurückführen sollte, „und hätte er auch nur eine Ahnung, welch eine Unglücksstifterin seine Schwester ist, er nähme sie mit nach Banjumas — ganz gewiß, er thäte es."

Gesprochen ward zwischen den dreien so gut wie nichts auf der langen Fahrt. May übermannte in der weichen Ecke, in die sie sich geschmiegt hatte, alsbald der Schlaf, und Fritz erhielt auf die Frage nach ihrem Befinden, die er an Ruth richtete, eine so kurze, kühle Entgegnung, daß er es bei dieser einen Anrede bewenden ließ.

So saßen sie dann, er vor sich niederblickend, sie mit geschlossenen Augen in den Kissen lehnend, und in ihnen blieb es dunkel, während zwischen den Bergen der Vollmond emporklomm und die Welt in zauberisches Licht tauchte. Wo ein Bach floß, da rieselte jetzt flüssiges Silber zu Thal, von den breiten Blättern der Pisangstauden in den Gärten, aus den Federkronen der Kokospalmen tropfte der schwere Tau in Diamanten nieder, und als sei es noch nicht genug des Glanzes, funkelten und blitzten Leuchtkäfer wie Sterne aus dem dunklen Gebüsch.

Mitternacht war längst vorüber, als sie in Sukawangi anlangten.

Vierzehntes Kapitel.

„Am Mittwoch geht's nun nach Batavia zurück, und da ist's auch nicht heiter," sagte May, sich mißmutig in Ruths Schaukelstuhl streckend.

In dem „auch" lag ein Vorwurf versteckt, denn die Sprecherin hatte dank der anhaltenden trüben Gedankenversunkenheit ihrer Wirtin, die sich im Laufe der Stunden immer tiefer in die Verzweiflung hineingebohrt hatte, einen recht langweiligen Tag hinter sich.

Doch Ruth schien sich nicht getroffen zu fühlen. „So?" murmelte sie nur zerstreut, während sie sich einen Stuhl an den Mitteltisch rückte und eine Stickerei zur Hand nahm.

Es war unmittelbar nach dem Diner, sie befanden sich im Salon allein.

„Ja," nickte May, „ich wollte, ich wäre erst so weit wie Sie und hätte einen Mann."

Nun richtete sich Ruth hastig in ihrem Stuhl in die Höhe. „Was wollen Sie damit sagen?" erkundigte sie sich mit mißtrauisch funkelnden Augen.

„Himmel! Wie entrüstet Sie mich ansehen! Es ist doch wohl kein Verbrechen, wenn eine verheiratet zu sein wünscht? Daß Ehemänner bequemer sind als Brüder, will ich damit sagen. Freilich ein Plantagenbesitzer dürfte es für mich nicht sein — nein, und wenn er auch so nett und so reich wäre wie Herr Bardewiek."

In Ruth paarte sich die Befriedigung über den Ausspruch mit der Verachtung gegen die, welche ihn gethan. „Ich wußte es ja," sagte sie sich, „für sie ist er nur ein Mann mehr, mit dem sie flirten kann, ‚nett' zwar, aber doch nicht halb so nett wie der fade Harris." Laut bemerkte sie: „Das Leben auf der Plantage scheint Ihnen wohl zu einförmig?"

„Gräßlich einförmig. Ich stürbe vor Langeweile."

„Nun, Manila ist eine große Stadt, dort wird's lustig genug sein."

„Ach Gott! Wer weiß, ob ich je nach Manila komme!"

Mit diesem Stoßseufzer erhob sich May und trat an das Klavier.

„Sie haben doch keine schlechten Nachrichten von Dr. Harris?" fragte Ruth.

„Natürlich habe ich die — grundschlechte! Die gute Praxis, die er vorzufinden hoffte, hat ihm ein andrer weggeschnappt, und da soll man nun den Mut nicht verlieren!" Aus Abgrundtiefe einen zweiten Seufzer heraufholend, setzte sich May und begann ihre Stückchen abzuleiern.

Als sie damit fertig war, ersuchte sie plötzlich Ruth zu singen.

Diese traute im ersten Moment ihren Ohren nicht, dann entfuhr ihr ein kurzes, hartes Lachen. „Ich — singen?" stieß sie hervor.

„Na ja, warum nicht?" brummte May.

„Sie wissen, daß ich nicht singen kann."

„Ich weiß nur, daß Sie heute schrecklich ungefällig sind."

„May!"

„Jawohl, schrecklich ungefällig," beharrte die andre, halb trotzig, halb weinerlich, „und unfreundlich dazu. Sie haben mir den ganzen Tag noch kein gutes Wort

gesagt, und ich hatte mich doch so auf den Besuch hier gefreut und — und wenn Sie bei mir in Weltevreden wären, so würde ich wahrhaftig netter gegen Sie sein."

Ruth war dunkelrot geworden. Ihre Stickerei beiseite werfend, erhob sie sich jetzt hastig. „Was wünschen Sie, daß ich singe?" fragte sie.

„O! mir ist's einerlei," schluchzte May, „aber ich habe Sie immer so gern leiden mögen und —"

„Das verdiene ich gar nicht," fiel ihr Ruth in schroffem Ton in das Wort, „— will es auch gar nicht verdienen," setzte sie im Geiste für sich hinzu.

„Und nun sind Sie auf einmal so kratzig gegen mich und — und ich habe Ihnen doch gar nichts zuleide gethan," vollendete die Gekränkte.

„Guter Gott! Nichts zu leide gethan!" Ruth ballte in ihren Kleiderfalten verborgen ihre Hand zur Faust. Laut sagte sie in demselben Ton wie vorhin: „Ich bitte zehntausendmal um Verzeihung und werde mich in Zukunft besser aufführen."

Damit riß sie aus einem Haufen von Notenheften einen Band deutscher Volkslieder, hielt ihn aufgeschlagen May hin und befahl, mehr als sie bat: „Welches soll es sein?"

„Mir ganz egal," murrte May. „Wenn Sie noch so böse sind, so brauchen Sie meinetwegen überhaupt nicht zu singen."

„Ich will aber," erklärte Ruth. „Nur fürchte ich, Sie werden bald genug bekommen, in welchem Fall ich mir ein Zeichen zu geben bitte. Sie brauchen sich ja bloß die Ohren zuzuhalten."

In dieser Zorneslaune begann sie das erste beste Lied, auf das ihr Auge fiel: „In einem kühlen Grunde."

Hart schlug sie auf die Tasten, trotzig stieß sie die ersten Worte heraus, aber es war etwas in dem alten Liede, das ihren Unmut bezwang und sich ihrem Schmerz anpaßte. Die spröde Stimme ward weich und wohllautend, ihr selber unbewußt bebte ihr armes, zerrissenes Herz in den Tönen. So wirkte die einfache Weise tiefergreifend.

Als sie fertig war, blickte sie fragend auf May, und da diese versöhnt lächelnd bat: „Nun noch eins. Das war wirklich niedlich," so begann sie, einen Seufzer unterdrückend: „Wenn ich am Fenster steh'."

Dies war ihres Vaters Lieblingslied gewesen, aber sie hatte es ihm nie so recht zu Dank gesungen. „Ich weiß nicht, wie es kommt," hatte er wohl tadelnd bemerkt, „aber es klingt immer etwas wie Spott aus deiner Stimme."

„Ich kann mir nicht helfen, bester Papa," war dann ihre heitere Entgegnung gewesen, „aber ich komme mir allemal ein bißchen lächerlich vor bei dem Gejammer."

Heute hätte sie den Kritiker in ihm mehr als befriedigt, den Vater aber entsetzt aufhorchen gemacht.

„Bin so alleine" — das kam von einem armen von Gott und der Welt verlassenen Menschenkinde — „denn ach! mein Schatz ist tot —" das wirkte herzerschütternd.

Mühsam, mit verschleierter Stimme brachte sie den Vers zu Ende. Als sie den zweiten beginnen wollte, streckte sich eine Hand über ihre Schulter, das Notenbuch ward zugeklappt, und Fritz Bardewiek sagte in grollendem Ton:

„Genug der Quälerei! Ich ertrage es nicht länger.“

Sie fuhr herum und starrte ihn an. Seine Stirn war gefaltet, seine Augen begegneten den ihren mit feindseligem Blick. Nun schoß ihr das Blut in die Wangen und aufspringend, zornig gegen ihn Front machend, stieß sie hervor:

„Konnte ich ahnen, daß Sie im Zimmer seien? Warum machten Sie sich nicht bemerkbar? Sie mit meinem elenden Gesang zu quälen, hätte ich mir dann wahrlich nicht herausgenommen!“

„Aber lieber Gott!“ fiel hier May ein. „Es war ja meine Schuld, daß sie sang — und ich fand's noch gar nicht 'mal so schlecht.“

„Schlecht?“ wiederholte er, die Sprecherin staunend fixierend. „Zu gut war's im Gegenteil, zu echt!“ Und wieder traf sein finsterer Blick Ruth, die jetzt das Klavier geschlossen hatte und sich mit den Notenheften zu schaffen machte.

„Wenn etwas zu gut ist,“ sagte sich May in ihrem weisen Sinn, „dann gerät man nicht in Wut darüber. Er hat draußen einen Ärger gehabt und kommt nun diesen an seiner Frau auszulassen. Zugetraut hätte ich ihm so 'was nicht, aber so recht klug wird man aus den Männern ja nie. Jedenfalls ist's am richtigsten, ich mache mich aus dem Staube.“

Das that sie dann auch. Unter dem Vorwande, daß sie die gestrigen Strapazen noch nicht so recht überwunden habe, empfahl sie sich für die Nacht. Dem Hausherrn reichte sie mit holdem Lächeln die Hand, Ruth, der sie bis zu einem gewissen lauen Grade wirklich wohlwollte, raunte sie unter dem Deckmantel einer Umarmung zu: „Kommen Sie mit! Hier ist's nicht geheuer.“

Allein Ruth schien den Sinn dieser Worte gar nicht zu fassen, sie blickte wie geistesabwesend und rührte sich nicht vom Fleck.

„Sie scheint völlig verstört,“ dachte May im Davongehen. „Armes Ding und ist erst drei Wochen verheiratet!“

Sie fühlte für den Moment wirkliches Mitleid, aber zehn Minuten später schlief sie darum doch den ruhigen Schlaf der Egoisten.

Die Thür hatte sich längst hinter ihr geschlossen, zwischen den Zurückbleibenden jedoch war noch kein Wort gesprochen worden. Ruth schob nach wie vor zwecklos die Notenhefte durcheinander, Fritz durchmaß mit großen, hastigen Schritten das Zimmer. Erst als ihren zitternden Händen das Buch, aus dem sie vorhin gesungen hatte, entschlüpfte und mit dumpfem Geräusch zu Boden schlug, stand er still, und in einem Ton, der bis zur Heiserkeit rauh klang vor innerer Bewegung, sagte er:

„Sie wollten mir gestern nicht Rede stehen, jetzt weiß ich, daß ich recht hatte mit meiner Vermutung. Sie haben da —“ er deutete auf das gefallene Buch, „ihr eigen Leid gesungen. Alles stimmt, nur daß der — ‚Schatz‘ in Ihrem Fall nicht tot ist.“

„O mein Gott,“ dachte sie, „er hat alles erraten!“

„Sehen Sie?“ murmelte er dumpf, als ihr das heiße Blut in die Wangen schoß.

„Kann ich dafür?“ stöhnte sie beide Hände vor das Gesicht schlagend und in Thränen ausbrechend.

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Wollte nur Gott, ich hätte Sie nie gesehen!“

Mit qualverzerrter Miene wandte er sich zum Gehen, aber ihr heftiges Schluchzen veranlaßte ihn auf der Schwelle noch einmal stillzustehen.

„Wozu das Weinen?“ fragte er bitter. „Für Sie kann ja noch einmal alles gut werden. Sie halten mich doch nicht für einen Unmenschen?“

Dumpf fiel die Thür hinter ihm ins Schloß.

Fünfzehntes Kapitel.

Fritz war früh am nächsten Morgen fortgeritten und hatte durch Sidin den Damen sagen lassen, daß er sich nach der Theeplantage und von dort am Nachmittage direkt nach Maleber bei Tjandjur begebe. Wann seine Rückkehr erfolge, ob morgen, ob vielleicht erst übermorgen, hinge ganz vom Erfolg der geplanten Tigerjagd ab.

Nun war der eine Tag vergangen und fast schon der nächste auch.

Wenn Ruth an ihre letzte Unterredung mit ihrem Manne zurückdachte, so regte sich in ihr jedesmal ein wunderliches Gemisch von Gefühlen. Da war die Scham, sich ihm verraten zu haben, da war der Zorn über sein hartes: „Wollte Gott, ich hätte Sie nie gesehen,“ da war — Zorn und Scham zu Zeiten stark überwiegend — das Staunen über sein ganzes unbeschreiblich taktloses Vorgehen. Wie hatte er, der sonst die Rücksicht selber war, sich so weit vergessen können, ihr ihre Neigung zu ihm zum Verbrechen zu machen? Und warum hatte er es gethan? Störte ihn diese Neigung in irgend einer Weise, beschwerte sie vielleicht sein Gewissen? Sie begriff dies so wenig, daß es Momente gab, in denen sie sich sagte: „Er war von Sinnen, oder ich habe das ganze Gespräch nur geträumt.“

Sidin hatte vorhin den Thee gebracht. May, die — trotzdem Ruth krampfhaft bemüht gewesen war, gegen sie die artige Wirtin zu spielen — im Gähnen schon Beträchtliches geleistet hatte all die Zeit her, hielt sich eben wieder die Hand vor den Mund, als vom Hofe her Pferdegetrappel hörbar wurde.

„Da! Ich will wetten, sie sind's,“ rief sie, und mit einer Behendigkeit, die an ihr überraschend wirkte, vom Stuhl aufspringend, trat sie an das Fenster.

„Ist's wahr?“ fragte bebenden Tones Ruth, die sich gleichfalls erhoben hatte und mit glühenden Wangen mitten im Zimmer stand.

„Freilich,“ berichtete nach sekundenlangem Hinausspähen May in freudigster Erregung, „freilich sind sie's, aber nicht allein. Ein ganzes Rudel von Herren kommt mit, mindestens ein Dutzend! Ruth, was sagen Sie dazu?“

„Sidin wird frischen Thee bringen müssen,“ murmelte Ruth und ging mit zitternder Hand die Schelle zu ziehen.

„So gleichmütig nimmt sie's,“ staunte May, die ihrerseits durch die Aussicht endlich wieder einmal flirten zu können, völlig elektrisiert schien, denn sie tänzelte von einem Fenster zum andern, streckte jetzt hier, jetzt dort neugierig den Kopf hinaus und flüchtete erst, als das Geräusch lebhaft durcheinander redender Stimmen das

Nahen der sehnsüchtig Erwarteten verkündete, mit einem kleinen Aufkreischen in ihren Stuhl zurück.

Ruth war stehen geblieben. Die Finger ihrer herabhängenden Rechten spielten nervös mit den Fransen der Tischdecke, die Linke hatte, ihr selber unbewußt, den Weg nach ihrem heftig pochenden Herzen gefunden. Ihre Augen hingen wie gebannt an der Thür. Als diese sich öffnete, schrak sie sichtlich zusammen, ohne Ursache gleichwohl, denn unter den Menschen, die dort hereindefilierten, war derjenige nicht, den wiederzusehen sie zugleich fürchtete und wünschte.

Eingetreten waren sechs Herren, drei Europäer, zwei, bis auf den kurzen Sarong und den juwelengeschmückten Kriß im Gürtel, europäischgekleidete, vornehm drein schauende Javanen und Harry Burnand. Der ernste, vorwurfsvolle Blick, den letzterer ihr von der Schwelle aus zusandte, entging Ruth, und die steife Förmlichkeit, mit der er sie zu begrüßen kam, gab ihr nicht zu denken. Sie möge sich vor der Stärke der Einquartierung nicht entsetzen, bat er sie, Fritz habe versprochen den Jagdgenossen morgen früh auf dem Wege nach der Eisenbahnstation seine Theeplantage und die neuen Maschinen und Trockenapparate dort zu zeigen. Darauf nannte er ihr die Namen der Eingetretenen: „Pangeran Ajo Pangiri, Kaden Mas Tumongong von Mandani, Mynheers van Deepde, Visser und van Dyk.“

Indem er noch sprach, öffnete sich die Thür zum zweitenmal, und noch ein paar Herren erschienen, deren Vorstellung der ihnen auf dem Fuße folgende Hausherr besorgte und zwar in etwas sonderbarer Weise.

„Mynheer ten Kate aus Batavia,“ sagte er, „Miß May Burnand — meine Frau.“ Dann mit einer kurzen Handbewegung auf seinen zweiten Begleiter weisend, bevor er sich den übrigen Anwesenden zuwandte: „Hier ist wohl keine Vorstellung mehr vonnöten.“

Sein Ton war trocken, seine Manier auffallend unverbindlich gewesen, aber mit seinem Ausspruch hatte er die Wahrheit getroffen. Der junge, schlanke Mann dort mit den von dunklem Haupt- und Barthaar umrahmten klassisch geschnittenen Zügen war den Damen nur zu gut bekannt. Ruth stand einen Moment wie vom Blitz gerührt, dann schoß ihr das zornige Blut in die Wangen. Keinen Schritt that sie dem Ankömmling entgegen, er war es, der auf sie zutrat und ihr die Hand bot, die sie nicht nahm.

Eine kleine Verlängerung dieser stummen Scene hätte peinliche Aufmerksamkeit erregen müssen, zum Glück war May da, ihr ein Ende zu machen.

„Mr. Howard!“ rief sie herbeieilend. „Hihihi! Wer hätte das gedacht?“ Und seine immer noch ausgestreckte Rechte fassend und drückend, lachte sie erst ihn an und wollte sich dann augenzwinkernd Ruth zuwenden. Doch diese hatte den beiden bereits den Rücken gekehrt. Hocherhobenen Hauptes ging sie, sich am Theetisch niederzulassen. Die bange Scheu vor dem Wiedersehen mit ihrem Manne, die sie eben noch empfunden, war bis auf die Erinnerung ausgelöscht in ihr, sie fühlte nichts als grenzenlose Entrüstung gegen den Eindringling.

Wie er es nur hatte wagen dürfen — er, Frank Pospischill! Sich nur vor ihren Augen zu zeigen, dazu gehörte schon eine Unverschämtheit ohnegleichen und nun gar noch unter ihr Dach zu treten, ihre Gastfreundschaft zu beanspruchen!

Aber er sollte sich verrechnet haben! Jetzt vor all diesen Leuten ging es nicht an, doch sobald sie sich mit ihm allein sah —

Sie? Nicht doch, sie warf an den Menschen kein Wort mehr weg. Dem Todfeind seiner Frau die Thür zu weisen, dazu war der Hausherr da. Er würde sich auch schon nicht weigern, es zu thun — nein, gewiß nicht. Denn wenn er sie gleich nicht liebte, so trug sie doch seinen Namen, und jede Beleidigung, die ihr widerfuhr, ging auch an seine Adresse.

So jagten sich die Gedanken durch ihr Gehirn, während sie mit zitternden Händen Thee einschenkte. Die Tassen klirrten unter ihren Fingern, die Farbe in ihren Wangen kam und schwand, doch das fiel nicht als befremdlich auf. Man schob es auf die natürliche Befangenheit der jungen Wirtin, die zum erstenmal einen größeren Kreis von Gästen um sich sah, und war eifrigst bemüht, der bezaubernd schönen Frau durch interessante Unterhaltung über das Peinliche der Situation wegzuhelfen. In elegantem Französisch, einer Sprache, welche die beiden javanischen Prinzen in Paris erworben hatten, und die jedem gebildeten Holländer so vertraut ist wie seine eigne, gab man ihr den Verlauf der Jagd zum besten.

Man hatte, wie sich's herausstellte, die halbe Nacht vergebens auf das Erscheinen des Tigers gewartet, endlich hatte das heftige Stampfen der alten Mähre, die man als Köder für ihn an einen Baum gebunden, ihn aus seinem Versteck hervorgelockt. Das wilde Geschrei: Hariman! Matjan (Tiger, Tiger!) jedoch, das alsbald die Eingeborenen erhoben, hatte die Bestie veranlaßt Kehrt zu machen, und eben war sie im Begriff gewesen, im Dickicht wieder zu verschwinden, als ein Meisterschuß sie niedergestreckt hatte. Von wem dieser gekommen, war ungewiß, da drei der Jäger zugleich gefeuert hatten. Die Herren waren nun freilich höflich geneigt, ihrem Wirt, als einem der renommiertesten Tigerjäger auf Java, die Ehre auch dieser Nacht zu geben, aber er wies sie kopfschüttelnd von sich. „Wenn es gestern allein auf mich angekommen wäre,“ bemerkte er trocken, „so erfreute sich die Bestie noch des besten Wohlseins.“

Dies war nebenbei fast der einzige Ausspruch, der aus seinem Munde kam. Still und in sich gekehrt, saß er da, es seinem Freunde überlassend, das Gespräch in Gang zu erhalten. Einmal bei einer scheuen Kopfwendung in seiner Richtung begegnete Ruth einem Blick aus seinem Auge, der sie erbeben machte. Solch finsterer Groll sprach daraus.

Gleichwohl faßte sie sich, als die Dinerstunde herannahte und er sich erhob, um seinen Gästen ihr Quartier anzuweisen, ein Herz und hastig zu ihm hintretend, murmelte sie:

„Ich möchte mit Ihnen reden.“

„Jetzt gleich?“ erkundigte er sich stirnrunzelnd.

„Ach bitte!“ flehte sie gesenkten Blicks.

Ein kurzes Zögern, dann gab er ihr in dumpfem Ton den Bescheid: „Ich kehre zurück.“

Nun war er fort, alle hatten sie das Zimmer verlassen — längst. Es war eine Stille um sie her, daß sie ihr eigen Herz klopfen hörte, und die Minuten dehnten sich zur Ewigkeit.

Da — endlich sein Schritt. Die Thür that sich auf und fiel hinter ihm wieder ins Schloß. Stumm abwartend stand er da, während sie durch sein finsteres Gebahren eingeschüchtert, vergebens nach Worten rang.

„Sie wünschten mit mir zu reden,“ erinnerte er sie nach einer Pause.

„Ja, ja!“ stieß sie jetzt hastig hervor. „Ich brauche Ihren Beistand einen Unverschämten los zu werden.“

Seine Augen hefteten sich voll Erstaunen auf ihr blasses, erregtes Antlitz, langsam trat er ihr einen Schritt näher.

„Es handelt sich um Mr. Howard,“ fuhr sie mit fliegendem Atem fort, „der in diesem Hause nichts zu suchen hat.“ Dann der starren Verwunderung in seinem Blick begegnend: „Ihnen ist das natürlich befremdlich, aber —“

„Diese Behauptung aus Ihrem Munde zu hören, ist mir befremdlich,“ fiel er ihr trockenen Tones in das Wort. „Über den genannten Herrn und die Absichten, die er verfolgt, mache ich mir keine Illusionen.“

Eine jähe Röte stieg ihr in die Stirn. „Und doch — doch haben Sie ihn hier eingeführt?“ stammelte sie.

„Wofür halten Sie mich?“ brauste er auf. „Als Gastfreund des Herrn ten Kate hat er die Jagd mitgemacht und ist er nun hier. Was mich betrifft, so nähme ich ihn am liebsten bei beiden Schultern und beförderte ihn an die Luft.“

„Ach! wenn Sie das doch thun wollten!“ rief sie mit solch leidenschaftlichem Flehen in der Stimme, daß er sie wiederum betreten ansah.

„Es scheint,“ bemerkte er zögernd, „Sie haben sich mit ihm entzweit?“

„Ich hasse ihn mehr, als ich sagen kann!“

Eine kurze Pause, während welcher seine Augen unverwandt an ihrem Antlitz hafteten, das in jedem Zuge den Abscheu malte.

„Und wer ist's, den Sie lieben?“ fragte er dann leise.

„Ein heftiges Zusammenschrecken, ein rascher, scheuer Blick in seiner Richtung, dann stand sie wie mit Purpur überflammt.

„Wer ist's?“ drängte er.

Sie schlug statt aller Antwort die Hände vor das Gesicht.

„Ruth!“ Das klang befehlend.

„O, mein Gott, wenn Sie es nicht wissen, ich kann es ja nicht sagen!“ preßte sie gefoltert hervor.

„Sie müssen — ich verlange es von Ihnen.“

„Ach! so haben Sie doch Erbarmen! Es ist mir ja nicht möglich und — es wird ja auch schon spät. Wir haben Gäste, und ich muß mich noch umkleiden.“

„Einen Namen zu nennen, dächte ich, wäre noch Zeit genug,“ grollte er, „aber“ — sich mühsam bezwingend — „sei's darum. Wenn nicht heute, dann morgen — morgen aber gewiß. Ich muß und ich will Klarheit haben, dies Imfinsterntappen ist fürchterlich.“

Halbwegs war er schon zur Thür, da that sie durch die zitternden Finger, die immer noch ihr Antlitz verhüllten, mit halberstickter Stimme die Frage: „Und Mr. Howard — werden Sie ihm die Thür weisen?“

„Das würde zu denken und zu klatschen geben. Die Blicke, mit denen er Sie

beim Thee verschlang, sind sicherlich nicht mir allein aufgefallen. Übrigens soll er es nur wagen, sich Ihnen zu nähern!"

Er war gegangen, sie aber stand noch, seinem letzten drohenden Worte nachhorchend.

„Er weiß nicht, daß er es ist, den ich liebe," murmelte sie, „und er haßt jenen Menschen so, daß man glauben sollte —. Aber nein, wie wäre es wohl möglich nach dem Gespräch in der Pendoppo neulich?"

Und mit traurigem Kopfschütteln, eine selige Hoffnung, die sich in ihr regen wollte, zur Ruhe verweisend, ging sie Toilette zu machen.

Sechzehntes Kapitel.

Ruth war schon seit Stunden allein mit ihren Gedanken. Gleich nach eingenommenem Frühstück hatten sich ihre Gäste von ihr verabschiedet. Zwei der Herren hatten sich zu den Geschwistern Burnand in den Wagen gesetzt, die übrigen waren zu Pferde gestiegen. Noch ein freundlicher Dank an die gütige Hausfrau von diesem und jenem, ein „Auf Wiedersehen in Weltevreden, Engels-Ruth!" von May, und der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt, um alsbald hinter dem dichten Pflanzenwall, der nach der Straßenseite hin den Garten von Sukawangi einhegte, den Blicken der Zurückbleibenden zu entschwinden.

Das letzte Gesicht, das sich nach ihr umgewandt, war das Frank Pospischills gewesen. Kein angenehmer Ausdruck, der sich in seinen Zügen gemalt hatte. Alle Bemühungen, seine Wirtin unter vier Augen zu sprechen, waren ihm vereitelt worden, und nun sah er sich nolens volens von seinem Wirt an die Bahnstation geleitet und in den Zug nach Batavia gesetzt. Auf höflichere Manier konnte man nicht zum Hause hinausgeworfen werden.

Doch was lag an Frank Pospischill und seiner mutmaßlichen Wut? May Burnand hatte gestern abend in einer Weise geflirtet, die einen Mann, der sie liebte, vor Eifersucht außer sich hätte bringen müssen. Fritz aber war nicht außer sich geraten. Er hatte, so seltsam dies schien — sich um Mays Treiben gar nicht gekümmert. Strengste Wacht hatte er über dem frechen Verfolger seiner Frau gehalten, oft genug war sein Auge zu dieser letzteren hingewandert, um ihr mit ernstmahnendem Blicke zu wiederholen: „Morgen aber gewiß. Dies Imfinsterntappen ist fürchterlich." Allein nach May hinzusehen, hatte er durchaus keine Zeit gefunden. War es da ein Wunder, daß jene selige Hoffnung, die Ruth am Nachmittag zur Ruhe verwiesen, sich immer wieder geregt hatte in ihr? War es ein Wunder, daß ihr heute morgen die Welt lange nicht mehr so grau in grau schien, wie gestern um diese Zeit?

Sie hatte zwar das Zwiegespräch der Freunde in der Pendoppo nicht vergessen, sie mußte sich auch sagen, daß sie gesunde Ohren habe, doch sie meinte dann wieder: „Verhören kann man sich auch mit den gesundesten Ohren, und es war doch so schön, bevor die Burnands kamen. Unglücklich schien er mir nicht im geringsten. May paßt doch auch gar nicht zu ihm, das muß ihm schon die eigne Vernunft sagen.

Freilich, die Vernunft hat nichts mit der Liebe zu thun .... Aber — wenn man doch nach der einen so gar nicht hinsieht einen ganzen Abend lang, und sich um eine andre so furchtbar aufregt —?! Alles schien ihm daran zu liegen, zu wissen, wen ich liebte, und den elenden Frank Pospischill, über dessen Absichten er sich keine Illusionen machte, haßte er in einer Weise, daß der Gedanke an Eifersucht wirklich sehr nahe lag."

Ruth, die schon seit Stunden, die Hände lässig im Schoß gefaltet, in ihrem Korbstuhl in der Veranda saß, errötete heftig, als sie bei diesem Gedanken angelangt war. Die Liebe hatte ein so demütiges Weib aus ihr gemacht, daß sie sich ganz vermessen vorkam bei der Vorstellung, ein Mann wie Fritz könne auf eine Frau wie sie eifersüchtig sein. Scheu sah sie sich nach allen Seiten um, als fürchte sie, irgend jemand möge ihren Seelenmonolog belauscht haben. Doch es hatte keine Gefahr. Sarina, die eine Weile stumm neben ihr am Boden gehockt, war nun längst davongehuscht, und auch die Kleinen hatten sich wieder entfernt, die vorhin kichernd um die Hausecke gelugt hatten in der vergeblichen Hoffnung, die gütige Herrin werde sie zu süßem Kuchen in die Veranda locken. Sie war allein und blieb allein — bis es auf Mittag ging.

Da ward hinter ihr die Salonthür geöffnet, nicht ganz in der diskreten Weise, in welcher es Sidin sonst zu thun pflegte, doch auch nicht erheblich geräuschvoller.

„Die Reistafel schon serviert?" fragte sie deshalb arglos, ohne den Kopf zu wenden. „Gut — ich komme Sidin."

Nun hätte der Angeredete, wie das so seine Art war, sich auf leisen Sohlen wieder entfernen müssen, allein hinter ihr regte sich nichts.

Sekundenlang saß sie verwundert abwartend, dann drehte sie sich langsam um und fuhr nun mit einem unartikulierten Laut von ihrem Stuhl in die Höhe. Der da stand, war nicht Sidin, sondern — Frank Pospischill, kaum wiederzuerkennen freilich. Seine Kleider waren staubbedeckt, sein Gesicht schweißüberrieselt, die wirren Haare klebten ihm an der Stirn. Doch was am abstoßendsten auf sie wirkte, was ihre Empörung in jähe Angst verwandelte, war sein Blick. So etwas Desparates darin, solch eine wildlodernde Flamme.

Ihr fiel ein, daß Fritz ihr beim Abschied gesagt hatte: „Ich habe auf beiden Plantagen zu thun, kann leider vor Abend nicht zurück sein," und während ihre Wangen sich entfärbten, krampften sich ihre Fingernägel nervös gegen die Handflächen.

„Ich habe einen verzweifelten Ritt hinter mir," begann er, „muß deshalb wegen meiner verwahrlosten äußeren Erscheinung um Verzeihung bitten."

Daß er es noch der Mühe wert hielt, die Bitte zu thun, gab ihr in etwas ihre Fassung wieder. Bis auf den letzten Rest schien er also den Mann der guten Gesellschaft doch noch nicht abgestreift zu haben.

„Nur wegen Ihrer Erscheinung?" entgegnete sie, bemüht, ihrer bebenden Stimme einen festen, strengen Klang zu geben. „Nicht wegen Ihres Erscheinens überhaupt?"

„Darauf mußten Sie gefaßt sein," versetzte er gelassen. „Zum Narren lasse ich mich nicht halten."

„Was haben Sie hier zu suchen?" fragte sie zornig.

„Sie, Ruth.“

„Unverschämter!“

Ihm dies Wort hinwerfend, sprang sie vorwärts, auf die Thür des Salons zu, um drinnen die Schelle zu ziehen; doch da stand er ihr plötzlich im Wege. Wollte sie nicht in seine ausgebreiteten Arme, so mußte sie zurückweichen.

„Dies zu hindern bin ich hier,“ sagte er, „und dafür, daß der Diener nicht freiwillig erscheint, ist gesorgt. Ich traf ihn vorn im Hause mit Tischdecken beschäftigt und gab ihm zu verstehen, daß ich im Auftrage seines Herrn ein Stündchen ungestört mit Ihnen zu reden habe.“

„Schurke!“ blitzte ihn ihr Auge an. Dann wieder gewann die Angst in ihr die Oberhand. „Wenn ich auch noch so laut um Hilfe riefe,“ dachte sie, „bis in den Wirtschaftshof dränge meine Stimme nicht“, und, von einem plötzlichen Zittern erfaßt, suchte sie sich tastend einen Halt an einer Stuhllehne.

„Sie fürchten sich doch nicht vor mir?“ fragte er, in scheinbarer Harmlosigkeit auflachend. „Lieber Himmel! Welch eine Thorheit das wäre. Wie oft sind wir beide stundenlang miteinander allein gewesen!“

Das war richtig, aber es galt von der alten Zeit in Sydney und dem alten Pops, mit dem dieser Mr. Howard da kaum noch eine Spur von Ähnlichkeit aufwies. Nie war ihr eingefallen, von dem lustigen Kindheitsgefährten irgend etwas zu besorgen und auch nicht von dem jungen Kavalier, der bei jeder Gelegenheit den Gentleman betont und das Wort Ehre so stolz im Munde geführt hatte. Allein diesem Mr. Howard sah man, so wie er dastand, den Gentleman wahrlich nicht an, und daß ihm kein Gefühl für Ehre innewohne, bewies er dadurch, daß er wehrlose Frauen überfiel und sich als widerwillig geduldeter Mann an den Tisch eines Mannes setzte, den zu schädigen er gekommen war.

„So beruhigen Sie sich doch,“ fuhr er in überredendem Tone fort. „Setzen Sie sich, Ruth — und gestatten Sie, daß ich Ihnen gegenüber Platz nehme.“

Doch sie machte nicht die leiseste Miene, ihm zu willfahren. So blieb auch er stehen und äußerte nur gekränkt: „Als ob ich Ihnen ein Leid anthun würde, ich, der ich Sie bis zum Wahnsinn liebe! Haben Sie ganz unsre letzte Unterredung vergessen?“

Nein, das hatte sie wahrlich nicht, und es überlief sie eiskalt in der Erinnerung. „Großer Gott! Wenn ich ihm gefolgt wäre!“ dachte sie.

Er verstand den Blick falsch, der in scheuem Entsetzen an ihm hinstreifte.

„Sie wundern sich, daß ich den Mut finde, auf diese Unterredung anzuspielen,“ sagte er kopfnickend und seufzend, „Sie — ich merkte das gleich gestern, und begreiflich genug ist's ja auch am Ende — Sie sind außer sich vor Zorn, daß ich Ceylon verließ, ohne Ihre Entscheidung abgewartet zu haben. Aber ich konnte, ich durfte nicht warten, Ruth. Ein Telegramm, das mir zugestellt wurde, als ich ins Hotel zurückkehrte, zwang mich, noch in derselben Nacht nach Pinang abzureisen. Es handelte sich um eine Existenzfrage, völliger Ruin stand mir bevor, wenn ich zauderte. Ihnen eine Zeile zu hinterlassen, blieb mir nicht Zeit, nur mit genauer Not erreichte ich noch den spanischen Dampfer, von dem ich Ihnen gesprochen hatte. In Pinang waren meine Geschäfte rasch genug erledigt, und da ich einen mehr als zwölfstündigen

Vorsprung hatte, so durfte ich hoffen, einen Tag vor Ihnen in Singapore einzutreffen — aber weit gefehlt! Die ‚Maria Paz‘, der verwünschte Kasten, barst sich unterwegs ein Loch in ihren, Gott weiß wie oft, schon geflickten alten Kessel, und es erfolgte eine Reparatur auf hoher See, während welcher ich in meiner Kabine herumraste wie ein wildes Tier in seinem Käfig. Der ‚Nizam‘ dampfte uns an der Nase vorüber, und der ‚Pontianak‘ war längst nach Java unterwegs, als wir in den Hafen von Singapore einliefen. Hier gab's dann noch eine verfl— Wartezeit von vier Tagen, bis der nächste Steamer nach Batavia abging, und als ich dort landete, waren Sie bereits seit einer Woche Frau — Bardewiek."

Knirschend stieß er das letzte Wort durch die zusammengebissenen Zähne.

„Was nun? Mich erhängen, ersäufen, erschießen? Zwischen diesen Todesarten schwankte meine Wahl, denn daß ich ohne Sie das Leben nicht ertrug, ist selbstverständlich. Sterben aber wollte ich auch nicht, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben. So traf sich's günstig, daß ich im Hotel die Bekanntschaft eines Holländers machte, der mir vorschlug, ihn zur Tigerjagd nach Maleber zu begleiten. Der Ort liege in den Preangerlandschaften, erklärte er mir auf mein Befragen, und da ich annehmen durfte, daß ich von Maleber den Weg nach Sukawangi finden würde, willigte ich ein. Daß ich bei Gelegenheit dieser Jagd schon die Ehre" — er lachte höhnisch auf — „haben werde, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen, der mir mein Glück gestohlen hatte, ließ ich mir freilich nicht träumen! Wissen Sie, was sich bei seinem Anblick neben Haß und Grimm in mir regte? Frischer Lebensmut, neues Glücksvertrauen. Denn dies war mir sofort klar: ‚Der ungeschlachte Patron ist nicht der Mann für meine feine, vornehme Ruth, sie kann und wird die Existenz an seiner Seite nicht ertragen.‘"

Sie hatte ihn reden lassen. „Wollte Gott, er spräche immer weiter," hatte sie gedacht, „bloß damit die Zeit hinginge und Hilfe käme." Als von dem ungeschlachten Patron die Rede gewesen, war ein Zornesfunke aus ihrem Auge gesprüht. Den hatte er nicht gesehen, und den verächtlichen Zug, der jetzt ihre Lippen kräuselte, war er sehr weit entfernt, zu seinem eignen Nachteil zu deuten, denn er lächelte verständnisinnig dazu und meinte selbstzufrieden:

„Man kennt sich eben nicht umsonst von Jugend an. Was mich nur wundert, ist, daß Sie nicht gleich, als Sie ihn zu Gesicht bekamen, gegen diesen Lebensgefährten rebellierten, statt erst nach der Trauung."

Langsam hob sie die Lider, groß und befremdet sah sie ihn an.

„Sie staunen, daß ich so wohl unterrichtet bin," äußerte er belustigt. „Ja, ja, man erfährt mancherlei, wenn man im Urwald Nachtrast hält. Die Wände der Bambushütten, welche die Eingeborenen in der Hast zusammenzimmern, haben Ohren! Das Glück wollte es auch, daß ich dicht neben einer solchen Wand lag, während sich draußen zwei zwar leise, doch verständlich in gutem Englisch unterhielten."

„Von wem reden Sie?" preßte sie heraus.

„Wer die zwei waren, meinen Sie? Ein gewisser Bardewiek und sein Freund Burnand. Der erstere teilte dem letzteren mit, daß seine Frau noch am Hochzeitstage ihre Freiheit von ihm zurückverlangt habe. Er aber (der Schurke!) habe darauf bestanden, daß man es vier Wochen miteinander versuchen solle. Nun seien die vier

Wochen um und der Versuch fehlgeschlagen. Herr Burnand werde daher ersucht, eine Liste der in allernächster Zeit nach Europa abdampfenden Schiffe einzusenden."

„Das ist nicht wahr!" schrie sie auf.

„Aber Ruth," entgegnete er verwundert, „wozu sich nur verstellen und mir gegenüber gar? Was stand denn damals in Ceylon Ihrem Wunsch, mir zu folgen, im Wege? Doch nur das Versprechen, das Sie an diesen Bardewiek fesselte. Ist's nun nicht herrlich, daß gerade ich als erster erfahre —"

„Es ist nicht wahr!" fiel sie ihm heftig in das Wort.

Er zuckte die Achseln. „Sie wollen es nicht wahr haben," sagte er, „Ihr Stolz läßt es nicht zu. Der fühlt sich immer noch gekränkt, obgleich er, weiß Gott, keine Ursache dazu hat. Mit blutendem Herzen, nur der zwingendsten Notwendigkeit folgend, reiste ich ab in jener Nacht, denn ließ ich das Telegramm unberücksichtigt —"

„Ich glaube nicht an das Telegramm," unterbrach sie ihn, Verachtung in jedem Zuge des schönen, totblassen Gesichts, „ich glaube keine Silbe, die Sie sagen!"

„Ruth!" fuhr er auf.

„Keine Silbe," wiederholte sie, in ihrer leidenschaftlichen Erregung völlig vergessend, daß sie sich in seiner Macht befand, „Sie sind ein Lügner — immer gewesen. Ein Telegramm, das Sie nach Pinang scheuchte? Lächerlich! Eine unliebsame Begegnung wird's gewesen sein."

Für den Moment sah es aus, als wolle er sich auf sie stürzen, doch er bezwang sich. Lauernden Blicks zischte er hervor: „Welchen Grund haben Sie zu der Annahme?"

„O! ich dächte, Sie hätten mir zu Anfang der Reise Grund genug gegeben, Sie für einen moralischen Feigling zu halten. Unwahrscheinlich ist mir's deshalb durchaus nicht, daß in Point de Galle wieder einmal die Angst über Sie gekommen sein sollte, von irgend einem der dort anwesenden Engländer auf den abgelegten Mr. Pospischill angeredet zu werden, vor welcher drohenden Gefahr Sie dann das Hasenpanier ergriffen hätten."

Sie hatte ihm für die schmerzhafte Wunde, die er ihr geschlagen, trotzig Hieb auf Hieb zurückgegeben. Wäre er dadurch zur blinden Wut gereizt worden, zu verwundern wäre es nicht gewesen. Doch sein Zorn hatte sich sonderbarerweise gelegt während ihrer verächtlichen Rede, und jetzt, als sie schloß, lachte er dem Anscheine nach aufs höchste belustigt.

„Hasenpanier! Feigling! Lügner!" rief er. „Donnerwetter, Ruth, Sie nehmen heute kein Blatt vor den Mund. Freilich, man muß Ihnen schon etwas zugute halten. Eine gekränkte Frau hat am Ende nur ihr scharfes Züngelchen, womit sie zustoßen kann. Aber nun ist's genug des grausamen Spiels, nicht wahr? Wenn ich so recht, recht demütig um Verzeihung bitte, dann lassen Sie endlich das kleine Schwert ruhen und schauen ein bißchen freundlicher drein?"

Sie antwortete nicht, und ihre Augen blickten statt freundlich auf ihn, groß und bang an ihm vorüber. Sie hörte plötzlich nicht mehr ihn reden, sie hörte die Stimme ihrer Herzensangst, die sagte: „Auch Lügner sprechen mitunter die Wahrheit. Und wer wußte denn um jene Abmachung am Hochzeitstage, jene vierwöchige Frist? Doch nur Fritz und du."

„Dank! So ist's hübsch," nickte Frank Pospischill, der aus ihrem Schweigen auf nachgiebige Regungen in ihr schloß. „Ich wußte es ja auch, so furchtbar grimmig war's nicht gemeint. Die Farben ein wenig dick aufzutragen, wo meine Sünden in Betracht kommen, das haben Sie von alters her noch so in der Gewohnheit. Wir haben uns ja — hahaha! — eigentlich immer gezankt, aber auch immer geliebt, nicht wahr?"

„Nicht wahr?" wiederholte er sich vorbeugend, und ihr sein selbstgefällig lächelndes Gesicht so nahe bringend, daß sie aus ihren qualvollen Gedanken aufschrak.

„Sie wünschen?" fragte sie, einen Schritt zurückweichend.

„Ich möchte es von Ihren Lippen hören, daß Sie mich noch lieben, Ruth."

„Ich — Sie?!" stieß sie voll Abscheu hervor. „Und noch? Nie habe ich Sie geliebt!"

„Oho!"

„Nie!" beharrte sie leidenschaftlich.

„Bah!" machte er stirnrunzelnd. „Thorheit! Es hing in Ceylon nur an einem Haar, daß Sie die Meine wurden."

„Ich weiß das," entgegnete sie schaudernd.

Er blickte betroffen zu dieser unerwarteten Bestätigung seiner Vermutung, dann lachte er heraus: „Und doch behaupten Sie, mich nie geliebt zu haben?"

„Ja," nickte sie, „das behaupte ich. Höchstens, daß Ihr Äußeres mir ein bißchen in die Augen stach, im Herzen fühlte ich nichts, als krassen Egoismus. Ihr Schloß in Schottland lockte mich, und dann schien mir's auch vorteilhaft, für einen reichen unbekannten Gatten, der ja immerhin einen mir unbequemen Charakter haben konnte, einen ebenso reichen, wohlbekannten einzutauschen, den ich hoffen durfte, allzeit um den Finger wickeln zu können."

Sie hatte mit den bitterverächtlichen Worten nur sich selber getroffen, nicht ihn. Er schien im Gegenteil äußerst erbaut von der Erklärung, lachte wieder und meinte:

„Sie kluge Ruth, was Sie da so scharfsinnig definieren, ist eben Liebe. So wie ich dieses vertrackte Gefühl kenne, besteht's zu einem Teil aus Bewunderung für den geliebten Gegenstand und zu drei Teilen aus dem egoistischen Verlangen, diesen zum eignen Vorteil zu besitzen. Lassen wir es also ruhig bei der Definition und bringen wir Ihren Plan jetzt endlich zur Ausführung. Mein Schloß steht bereit, Sie zu empfangen, ich werde den gehorsamsten Ehemann abgeben, mich mit Wonne von Ihnen um den Finger wickeln lassen, versprechen Sie nur, mir Ihre Hand zu reichen, sobald dieser Bardewiek Sie freigibt."

Sie sah ihn an, als zweifle sie an seinem Verstande.

„Wollen Sie, Ruth?"

„Ich — Ihnen folgen — jetzt noch?"

„Nun ja, wie gesagt, sobald —"

„Lieber sterben," fiel es von ihren zuckenden Lippen.

„Ruth!" fuhr er drohend auf.

„Lieber sterben," wiederholte sie mit einer Verachtung in dem Blick, der widerwillig an ihm hinstrich, daß seine verletzte Eitelkeit sich wild aufbäumte.

„Soll das Ihr letztes Wort sein?" fragte er wutbebend.

„Mein letztes."

„Gut," knirschte er, „dann sollen Sie auch das meine wissen!"

Jetzt erst, als er Miene machte, sich auf sie zu stürzen, ward sie sich ihrer schutzlosen Lage wieder bewußt.

„Der Gräßliche," dachte sie angstgepackt, „er will mich morden!" Beide Hände abwehrend von sich gestreckt, wich sie vor ihm zurück.

„Sachte, mein Engel," rief er hohnlachend, als die Wand ihr Einhalt gebot, „Sie entkommen mir nicht."

Doch sie schämte sich bereits, ihm Furcht verraten zu haben.

„Nur zu," stieß sie über die bebenden Lippen, während sie ihm stolz aufgerichtet gegenüber stand, „töten Sie mich! Was liegt am Leben?"

„Besten Dank, mein Schatz!" zischte er. „So war's nicht gemeint."

Das teuflische Lachen, das sein Gesicht verzerrte, sagte ihr, wie es gemeint war. Sie stieß einen gellenden Hilferuf aus und machte einen verzweifelten Fluchtversuch in der Richtung der Salonthür.

Sie kam nicht so weit. Er war plötzlich da, der Wüterich, dicht vor ihr. Das letzte Hindernis, das ihn noch von ihr getrennt, einen eisernen Gartentisch, hatte er mit einem einzigen Fußtritt beiseite geschleudert. Schreien konnte sie nicht mehr, seine Hand hatte sich fest auf ihren Mund gepreßt, nur wehren konnte sie sich noch, und sie that's mit der Kraft der Verzweiflung. Sie schlug ihm in das Gesicht, stieß mit geballten Fäusten gegen seine Brust, stemmte und bäumte sich wie eine Rasende gegen seine Umarmung.

Allein der Kampf war gar zu ungleich. Sie sprengte die verhaßte Fessel nicht, sie erschöpfte nur ihre Kraft. Sie fühlte es, wie eine Ohnmacht über sie kam. Ihre Kniee wankten, ihre Hände sanken wie gelähmt herab, ihr Blick verdunkelte sich, wie wilde Wasserfälle brauste es ihr im Ohr. Da — plötzlich — übertönte das Brausen ein donnerndes „Schurke"!

Der Schleier vor ihren Augen lüftete sich auf einen Augenblick. Sie sah hinter ihrem Peiniger ihres Mannes Gestalt auftauchen, sah die Veranda sich mit Menschen füllen, dann war alles — wie eine Vision — verschwunden, und um sie her finstere Nacht.

Siebzehntes Kapitel.

In ihrem Schlafzimmer, auf ihrem Bett, fand sie sich wieder. Ihre Kleider waren gelöst, ihre Stirn mit nassen Tüchern umwunden, die Luft mit starkduftenden Essenzen angefüllt und eine Anzahl Dienerinnen um sie bemüht. Es bedurfte einer kurzen Geistesanstrengung, bis sie die Situation begriffen hatte, und ihr das Vorgefallene mit allen seinen Schrecken wieder vor der Seele stand. Dann lag sie noch eine Weile mit geschlossenen Augen ihre Kräfte sammelnd; endlich richtete sie sich langsam empor, welches plötzliche Lebenszeichen die braune Schar zu lautem Jubel veranlaßte.

„Wo ist der Herr?“ fragte Ruth matt, als der Freudenausbruch verstummt war.

„Im Salon,“ ward ihr bedeutet.

„Gut,“ murmelte sie, „ich will aufstehen. Sarina soll mir behilflich sein. Ihr übrigen könnt gehen. Ich danke euch auch schön.“

Noch ein wenig schwankend, und mit einem Gesicht, so lilienweiß, wie das Kleid, das sie trug, trat sie einige Minuten später in den Salon.

„Gott sei Dank!“ rief Fritz ihr entgegeneilend. Dann erst gewahrte er die Blässe ihrer Wangen: „Aber mir scheint, Sie muten sich zuviel zu?“

Sie schüttelte nur stumm verneinend den Kopf, war es jedoch wohl zufrieden, sich in den Stuhl sinken zu lassen, den er ihr hinschob.

„Schmerzt die Stirn?“ fragte er und beugte sich besorgt über sie.

Sie besann sich auf ein mattes Brennen in ihrer Schläfe. „Ach nein,“ murmelte sie, leicht mit dem Finger über die kleine Wunde hinstreichend. „Wie kam's?“

„Sie schlugen im Fallen mit dem Kopf gegen eine Tischkante,“ antwortete er ernst. Als er ihren Blick scheu nach der offenstehenden Verandathür hinfahren sah, beeilte er sich hinzuzusetzen: „Sie dürfen sich beruhigen, der Schurke ist in sicherem Gewahrsam.“

Sie schauderte, und die Handflächen nervös gegen einander reibend, die Augen, die von ausgestandener Todesangst erzählten, voll zu ihm aufschlagend, stieß sie heraus: „Welch ein Glück — welch ein Himmelssegen, daß Sie kamen!“

„Und welch ein Wunder!“ nickte er. „Sidin brauchte mich bloß in der Theeplantage aufzusuchen —“

„Sidin?“

„Ja. Dem guten Jungen war das Wiederauftauchen des sauberen Patrons verdächtig erschienen. In der Angst, der Nonja könne Gefahr drohen, hatte er sich auf ein Pferd geworfen und war davongesprengt, um mich herbeizuholen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß er schon auf der Landstraße oben zu mir stieß. Mich hatten nämlich auf meinem Wege nach dem Kaffeegarten zwei Herren angesprochen, ein Sicherheitsbeamter aus Batavia und ein englischer Detektiv, denen sehr darum zu thun war, den Aufenthaltsort eines gewissen Pospischill, genannt Howard, zu erfahren. Da ich den Betreffenden in den Zug nach Batavia hatte steigen sehen, so fand ich mich veranlaßt, den Wagen der beiden eine Strecke zu Pferde zu begleiten, damit sie mir nur ja die nächste Telegraphenstation nicht verfehlten. Wir waren dicht vor der Dessa, die Sie kennen, als plötzlich Sidin erschien. Großer Gott! wenn ich mir vorstelle, er wäre auch nur einen Moment später gekommen —“

Er brach ab und begann mit großen unregelmäßigen Schritten das Zimmer zu durchmessen. Plötzlich stand er wieder still.

„Ich werde mir's nie vergeben, Sie so unbeschützt gelassen zu haben,“ erklärte er heftig.

„Aber,“ stammelte sie, „wie konnten Sie denn ahnen —“

„Von solch einem Subjekt muß man auf alles gefaßt sein.“

„Ich bitte Sie, ich selber war ja auf nichts gefaßt, und ich kannte ihn doch am Ende von Kindheit an.“

„In der That?“

„Ja. Freilich, daß solch ein Teufel in ihm steckte, ließ ich mir nicht träumen, sonst“ — sie schauderte — „wäre ich nicht so unklug gewesen, ihn zu reizen, wie ich that. Er versuchte es nämlich erst auf gütlichem Wege, mich zu überreden, seine Frau zu werden, sobald —“

Sie stockte, von einer bangen Erinnerung erfaßt.

„Nun?“ drängte er.

„Er hatte — so schien es,“ preßte sie heraus, während sie mit zuckenden Fingern die Seitenlehnen ihres Stuhles umklammert hielt und mit verzehrender Angst im Blick zu ihm aufsah, „im Walde ein Gespräch belauscht zwischen — Ihnen und Herrn Burnand —“

„Ich verstehe.“

Sie sank wie vernichtet in ihren Sessel zurück — der Lügner hatte also wahr gesprochen.

Fritz hatte stirnrunzelnd seine Zimmerpromenade wieder aufgenommen. Plötzlich warf er fragend hin:

„Sie kannten ihn von Kindheit an und nannten ihn Howard?“

„Den Namen hatte er annehmen müssen, um sich das Erbe einer reichen Tante zu sichern,“ antwortete sie leise.

„Ein hübsches Lügengewebe, das er Ihnen da vorgesponnen hat,“ entgegnete er sarkastisch.

„So? War's gelogen?“ murmelte sie apathisch.

„Soll ich Ihnen sagen, was er sich unter dem falschen Namen zu sichern bemüht war?“ Und als sie müde den Blick hob, fuhr er fort: „Seinen Raub, das Resultat fortgesetzter Fälschungen und Unterschlagungen, die er sich in den Diensten einer vertrauensseligen Millionärin hatte zu Schulden kommen lassen.“

Mit einem Schlage wich die Teilnahmlosigkeit von ihr. „Wie hieß die Dame?“ erkundigte sie sich atemlos.

„Lady Webster.“

Wie versteinert saß sie einen Moment, dann schlug ihr die heiße Schamröte in die Wangen, und sie verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Befremdet schaute er auf sie nieder. „Ich glaube gar,“ äußerte er nach einer Pause in grollendem Tone, „das geht Ihnen nahe?“

„O, mein Gott!“ stöhnte sie. „Wie sollte es nicht, wenn ich bedenke, daß ich ihm fast gefolgt wäre von Ceylon aus!“

„Diesem Elenden?!“ rief er außer sich. „Also haben Sie ihn wirklich einmal geliebt — Sie, Ruth?!“

„Nein,“ stammelte sie, „nein — das dürfen Sie nicht glauben! Ich liebte nur das Zukunftsbild, das er vor mir aufrollte, und — mir war auf einmal so bange geworden vor — Java.“

„Vor mir soll das heißen. Er aber flößte Ihnen keine Furcht ein — er nicht!“ Das klang furchtbar bitter.

„Verzeihung! Ich — ich kannte Sie ja nicht.“

Er nickte ein paarmal vor sich hin, dann sagte er mit tiefem Ernst in der Stimme: „Wie oft habe ich die Tage her nicht gewünscht, ich hätte Sie nie gesehen.

Jetzt, wenn ich mir vorstelle, was hätte sein können, segne ich das Schicksal, das Sie wohlbehalten in mein Haus geführt hat."

„Sie sind sehr edel," entgegnete sie leise, mit einem schmerzlichen Beben der Lippen.

„Edel — weil mir vor dem Gedanken graut, das Weib, das ich liebe, hätte einem Schurken zum Opfer fallen können?"

Sie zuckte zusammen, hob blitzschnell den Kopf, um ihn ebenso schnell wieder zu senken.

„Das Weib, das —" wiederholte sie unter wildem Herzklopfen. „Von — wem reden Sie?"

Er sah sie groß und staunend an. „Von wem anders, als von Ihnen?"

Ein Ausdruck strahlender Glückseligkeit kam in ihre Züge, schwand jedoch wieder.

„Sie wollten mich ja fortschicken," stammelte sie, „Sie haben ja die Liste der nach Europa fahrenden Schiffe —"

„Fortschicken," fiel er ihr unwillig in die Rede, „ist ein wunderlich gewähltes Wort. Fortlassen will — muß ich Sie notgedrungen, da Sie ja doch nun einmal fortbegehren."

„Ich fortbegehren — von Ihnen — Ihnen fort?!" rief sie aus und stand plötzlich wie emporgeschnellt mit einem so hellen Leuchten in den Augen, daß er wie geblendet die seinen schloß — auf einen Moment, dann murmelte er, mit zaghaftem Blick ihre sonnige Schönheit umfassend:

„Bin ich von Sinnen, oder —?"

„Nein," jubelte sie, „nur ich — ich bin's vor lauter Glück!"

„Ruth!"

Hatte er sie an sich gerissen, war sie ihm an die Brust geflogen? Da lag sie jedenfalls, lachend, weinend, überselig.

Minutenlang hielten sie einander fest umschlungen, dann ließen seine Arme sie so weit von sich, daß er ihr in das Gesicht sehen konnte.

„Ruth," sagte er mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung bebte, „du mußt mir verzeihen, ich bin wie einer, der vom Tode zum Leben erwacht ist und sich in der herrlichen Wirklichkeit noch nicht zurechtfinden kann. — Deine Verzweiflung von neulich, Ruth, deine unglückliche Liebe?"

„Die warst du, Fritz," antwortete sie errötend.

„Ich?!"

„Ja, ich glaubte, du machtest dir nichts aus mir! Ich hatte nämlich zufällig gehört, wie du deinem Freund sagtest, du hättest auf dem Wege zu unsrer Trauung dein Herz an eine andre verloren."

„Unmöglich!" rief er aus. „Ruth, Liebste, das hast du geträumt."

„Geträumt nicht," antwortete sie, „aber" — mit zuversichtlichem Lächeln — „natürlich mißverstanden. Der Horcher an der Wand, weißt du —"

„Wann war's?"

„An dem Abend nach der Ankunft der Burnands. Ihr waret allein in der Pendoppo zurückgeblieben, ihr beiden, ich kam Gutenacht zu sagen, und da —"

„Ich hab's! Du hattest kurz zuvor das Bild jenes Spitzbuben fortgeschlendert —"

„Weil deine Finger mir zu gut waren, um es zu berühren.“

„Und ich meinte, zu schlecht.“

„Fritz!“

„Jawohl, ich glaubte, du liebtest den Menschen bis zu einem Grade, daß du sein Bild lieber vernichtet, als durch meine Berührung entweiht sähest. Das gab dann einen bösen Verzweiflungsanfall, während welchem Harry sich nach Kräften bemühte, den Tröster zu spielen. Was du überhörtest, bezog sich auf dich — kann sich nur auf dich bezogen haben. Ich habe mein Herz ja erst nach der Trauung verloren und wahrlich an keine andre als an dich.“

„Nicht im allergeringsten an May?“ fragte sie, und während ihr das große Glück aus den Augen strahlte, setzte sich ein kleiner Schelm in ihre Mundwinkel.

„Aber — Ruth!“ Das klang so über die Maßen erstaunt, daß sie jubelnd in die Hände schlug.

„Ach, Fritz, wenn du wüßtest, wie eifersüchtig ich gewesen bin,“ lachte sie, „wie rasend eifersüchtig —“

„Du?!“ Er nahm ihr reizendes Gesicht zwischen seine beiden Hände und sah sie an mit Augen, die auf der Welt nie etwas Herrlicheres geschaut hatten. „Eifersüchtig? Und auf eine May Burnand?“

„Fritz, ich wußte ja sonst niemand, die du auf dem Wege zur Trauung gesehen haben könntest, und da habe ich sie denn gehaßt und in einer Weise schlecht behandelt — aber ich werde es schon wieder gut machen, warte es nur ab! Sie ist mir ja gräßlich unsympathisch, doch ich habe eine Seligkeit hier“ — sie preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz — „so überschwenglich groß, Fritz, ich kann der ganzen Welt etwas abgeben. Laß sie nur kommen, die Menschen!“

„Ja,“ sagte er, ihr heiß die Lippen, sanft das Goldhaar küssend, „laß sie nur kommen, mein Weib! Wir wollen uns an ihnen unser Glück verdienen.“ — — —

— —

Es war anderthalb Jahre später, in Batavia am Landungsplatz neben dem Zollhaus, gerade solch ein früher Morgen, wie der, an dem wir Ruth und May ankommen sahen, und auch gerade solch eine Equipage war zur Stelle, aus der soeben zwei gestiegen waren, eine schöne, schlanke, blonde Frau und ein hünenhafter Mann.

„Du,“ sagte sie, „Fritz, guck einmal durch deinen Krimstecher, bitte! Was kommt denn dort wie ein Käferchen über das Wasser gekrochen — dort rechts, ganz hinten?“

Er hob das Glas an das Auge und berichtete: „Ein Sampan mit vier Ruderern und einem Sonnenzelt, unter dem ein Pärchen sitzt. Ja, Ruth, sie werden's wohl sein.“

„Ich glaube es auch,“ nickte sie, ihren Arm in den seinen schiebend. „Gott! Wie ich mich freue!“

Er schaute lächelnd auf sie nieder, während ihr leuchtender Blick über das Wasser eilte, dem noch fernen Boot entgegen.

„Ruth,“ fragte er plötzlich, „weißt du noch?“

„Ach ja,“ seufzte sie, „aber ich mag gar nicht daran erinnert werden — an das abscheuliche Geschöpf, das ich war.“

„Höre, Kind, hättest du dich mir damals an den Hals geworfen, dann wärest du nicht Ruth, und ich hätte dich wahrscheinlich nie geliebt."

„Sich einem x-beliebigen Individuum nicht an den Hals werfen ist ein Ding, und sich gegen den besten, den herrlichsten Menschen von der Welt wie eine Tigerkatze gebärden, ist ein andres."

„Na, na, wie eine Tigerkatze? Das klingt ja fürchterlich, und was den herrlichen Menschen betrifft —"

„Fritz," unterbrach sie ihn mit drolligem Stirnrunzeln, „ich will nicht hoffen, daß du es darauf abgesehen hast, einen Zank zu provozieren angesichts des unschuldigen Pärchens, das dahergeschwommen kommt, und dem wir alten Eheleute doch von rechtswegen ein gutes Beispiel geben sollten?"

Er lachte, sie lachte, und dann standen sie stumm abwartend, bis ihr wieder ein kleiner Seufzer kam, dem sie die Worte folgen ließ:

„Ach! meine Leni, meine frische Nordlandsblume! Wenn sie mir nur nicht welk wird hier in der heißen Niederung."

„Die Holländerinnen sind doch auch, so zu sagen, Nordlandsblumen," meinte er tröstlich.

„Bah! Die Holländerinnen! Die hält ihr kühles Phlegma gesund, die rühren ja auch den ganzen Tag weder Hand noch Fuß, aber das ist von Leni nicht zu — Halt! sie haben uns erspäht! Siehst du, wie sie ihr Tüchlein schwenkt, meine Kleine, meine gute Kleine?"

Damit hatte auch Ruth schon ihr Tuch gezogen, und es war ein fröhliches Winken von hüben und von drüben, bis der Sampan an das Ufer stieß, und die beiden sich in den Armen lagen — Ruth Bardewiek und Leni Burnand geborene Hillerns, aus Bremen.

Harry Burnand führte nämlich heute diejenige als Frau heim, in deren Porträt er sich vor anderthalb Jahren at first sight sterblich verliebt hatte. Wie oft er in der ersten Zeit, nachdem der Rausch über ihn gekommen war, Sukawangi besucht hatte, ist nicht mehr genau anzugeben, mindestens einmal in der Woche aber war er erschienen unter dem heuchlerischen Vorwand, die Veränderungen zu schauen, die Ruths Schönheitssinn dort schuf. Das Haus hatte sich nach seinem Ausspruch allmählich in einen Feenpalast verwandelt, allein was ihn darin am meisten entzückt hatte, war doch immer die Ausschmückung derjenigen Wand geblieben, in deren Mitte Lenis Bild hing.

Als Ruth ihn zum zehnten- oder elftenmale im Anschauen dieser Wand versunken gefunden, hatte sie ihn mit harmloser Miene um seine Photographie gebeten, welche Photographie sie dann mit dem erklärenden Vermerk auf der Rückseite: „Harry Burnand, von dem ich dir neulich schrieb, meines Hünen bester Freund und ein ganz vortrefflicher Mensch. Schau ihn dir einmal genau an. Was meinst du, wenn ich ihm einen kleinen Abstecher nach Bremen vorschlüge?" in aller Heimlichkeit an das Cousinchen adressiert hatte. Dieses war nun zwar auf die Frage die direkte Antwort schuldig geblieben, hatte sich aber freundlich für das Bild bedankt und gemeint: „Ein hübsches, kluges Gesicht — das von eurem Freund — und was für gute Augen er hat." Diese Zeilen von der reservierten Leni hatten Ruth vollständig genügt und

Harry, sobald er Mitteilung davon erhalten, in einen wahren Freudentaumel versetzt. Vor etwa acht Monaten war er nach Deutschland abgereist, vor einem Vierteljahr war in Bremen die Hochzeit gefeiert worden, und heute hing Leni Burnand am Halse der geliebten Freundin.

„Dank dir, meine Ruth,“ flüsterte sie, „daß du ihn mir geschickt hast!“

„Also es ist wirklich mit ihm auszukommen?“ fragte Ruth, schelmisch durch die Thränen lächelnd, welche die Wiedersehensfreude an ihre Wimpern gehängt hatte. „Nun, Gott sei Dank! Mir war schon bange geworden, mußt du wissen. May meinte nämlich gestern in Bezug auf dich: ‚Ich fürchte, sie wird sich sträflich langweilen, denn so nett Harry sonst ist, was das Flirten betrifft, versteht er gar keinen Spaß.‘“

„Mir hat er's noch nicht verboten,“ entgegnete Leni lachend.

„Ja, du — und flirten!“

„Sag, wie geht's May? Ist sie mit ihrem Schicksal zufrieden?“

„Wie sollte sie nicht? Sie hat ja alles, was ihr Herz begehrt. Herr van Ravenstein ist so gutmütig, wie er dick ist, sie besitzt die schönsten Diamanten in Weltevreden, braucht den ganzen Tag keinen Finger zu rühren und kann jeden Abend in Gesellschaft zubringen.“

„Die Ärmste! Da haben wir beide — du und ich — doch ein besseres Los gezogen.“

„Das wollte ich meinen,“ sagte Ruth, den leichten Ton mit einem fast feierlich ernsten vertauschend. „Ich für meine Person, siehst du, Leni, könnte mich ganz und gar im Himmel wähnen, wenn nicht mitunter von außen her ein tüchtiger Ärger käme, und das ist schon in der Ordnung so. Allzugut darf es der Mensch nicht haben.“

„Was bringt denn den Ärger?

„Das eine oder das andre von meines Mannes Lieblingsprojekten, dessen Ausführung sich Schwierigkeiten entgegenstellen. Was wir allein schon wegen unsrer jetzt ins Leben gerufenen Handwerksschule seitens der langweiligen holländischen Regierung für Scherereien gehabt haben, davon ahnt deine Seele nichts. Erst sollten wir sie gar nicht gründen, dann versprechen, sie einem Komitee zu unterstellen, das möglicherweise unsern Absichten direkt zuwidergehandelt hätte, u. s. w. bis ins Unendliche. Wenn ich über all den Verdruß alt und runzelig geworden wäre, mich sollte es nicht wundern.“

„Du kannst dich beruhigen,“ versicherte Leni zärtlich zu ihr aufschauend, „du bist schöner, denn je.“

„Pah! schön ist nur mein Baby,“ entgegnete Ruth mit aufstrahlendem Blick, „und die sieht genau aus wie Fritz.“

„Verzeih! Nach der Kleinen habe ich noch gar nicht gefragt!“

„Ich wollte dir's auch gerade schon übelnehmen. Ach! Leni, es ist ein süßes Geschöpfchen.“

„Ich bin so begierig darauf! „Wie heißt's denn nur?“

„Es heißt noch gar nicht, wir haben mit der Taufe auf euch gewartet. Du und Ada von Senden, ihr seid nämlich zu Patinnen ausersehen.“

„Vortrefflich! Wie geht's den beiden auf Sumatra?“

„Sie leben herrlich und in Freuden und fließen — was ebenso rührend wie unbegreiflich ist — förmlich über vor Dankbarkeit gegen mich, die ich um ein Haar ihr Leben verpfuscht hätte."

„Sag einmal, da war unter deinen Reisegefährten ja noch so ein älterer Herr — Mr. — Mr. —"

„Stephenson?"

„Richtig! Der hätte die Mutter — Frau Adas Mutter gern genommen, nicht wahr?"

„Freilich, aber sie hat nicht gewollt, ihr Platz sei bei ihrer unverheirateten Tochter, hat sie gesagt. Flora und sie leben in München. — Da kommen übrigens die Herren vom Zollamt zurück. Das Gepäck schon untersucht, Fritz? Können wir einsteigen?"

„Sofort," antwortete der Angeredete. „Erst laß mich nur meine quasi Schwägerin einmal ordentlich begrüßen, vorhin war sie in deiner Umarmung so rasch verschwunden."

Herantretend nahm er die kleine Hand der jungen Frau in die seine, hieß sie herzlich willkommen auf Java und meinte dann, indem er lächelnd den Blick von dem hübschen, errötenden Gesicht auf den Freund wandte: „Hast's gut gemacht, Harry."

„Glaube ich fast auch," entgegnete der Angeredete mit Stolz in den Mienen.

„Aber Harry," stammelte die verwirrte Leni, „wie kannst du nur — und wir haben Herrn Bardewiek ja noch nicht einmal erzählt, daß sein Vater —"

„Das ist auch wahr. Dein Alter, Fritz, hat uns Berge von Grüßen an euch aufgetragen. Am liebsten wäre er gleich selber mitgekommen, er mußte so notwendig sein Enkelkind sehen."

„Das soll er auch," rief Ruth, „der Liebe, Gute!"

„Der Wundermann und große Glücksstifter," fügte Fritz hinzu, „ja, das soll er. Wir planen unsre Europareise für den allernächsten Frühling. Dann geht's zuerst nach Bremen, später aber, so ist's beschlossen" — er blickte augenzwinkernd auf Ruth — „wird mir meine Frau an den Bildern sämtlicher großen Meister in den berühmtesten Gemäldegalerien klar und deutlich beweisen, daß sie selbst mit dem Pinsel nur eine erbärmliche Stümperin ist."

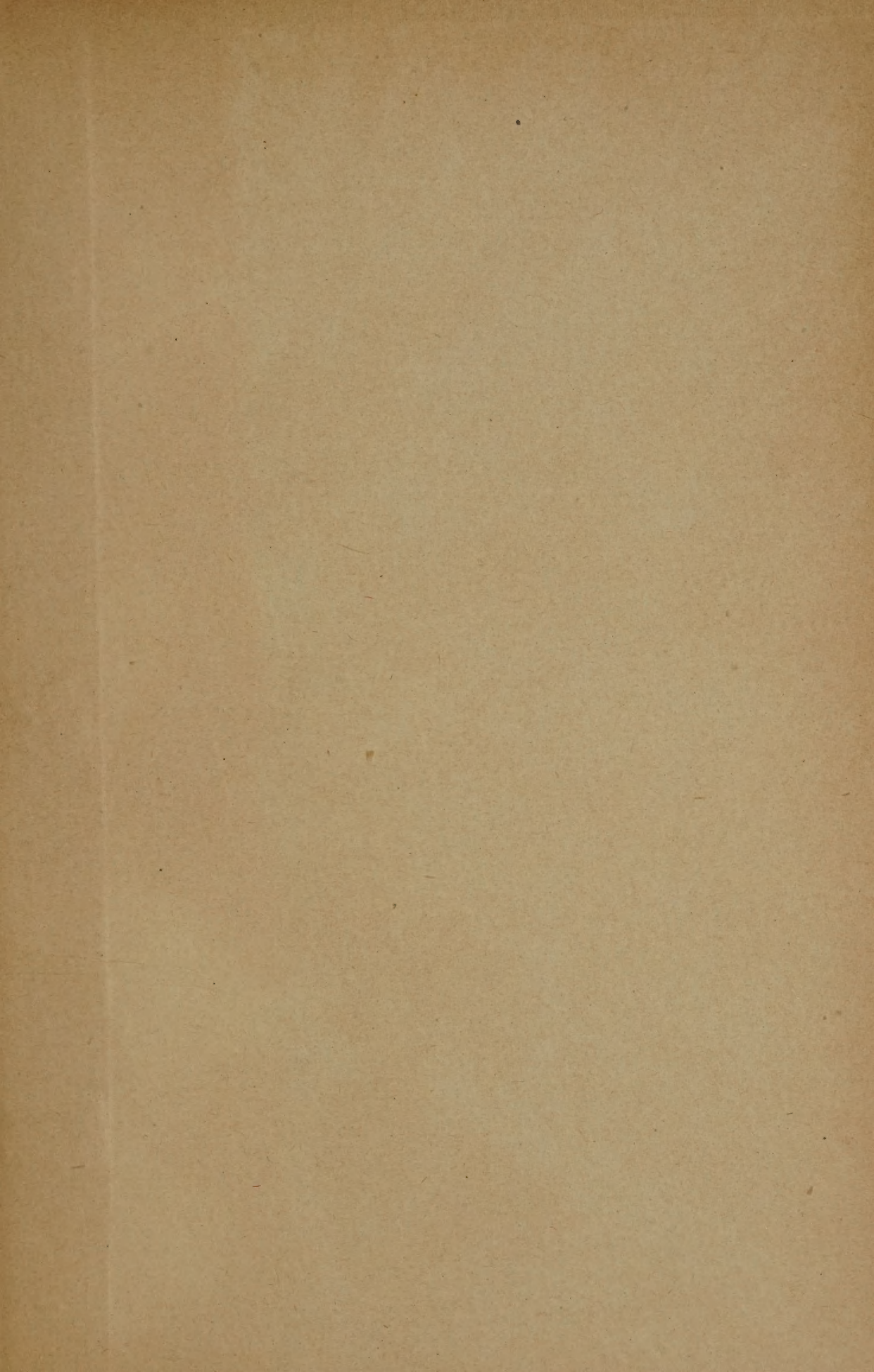
„Bin nur begierig," lachte Harry, „ob ihr das gelingen wird."

Damit stieg man in den Wagen und rollte vergnügt in den goldenen Morgen hinein.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 124960946